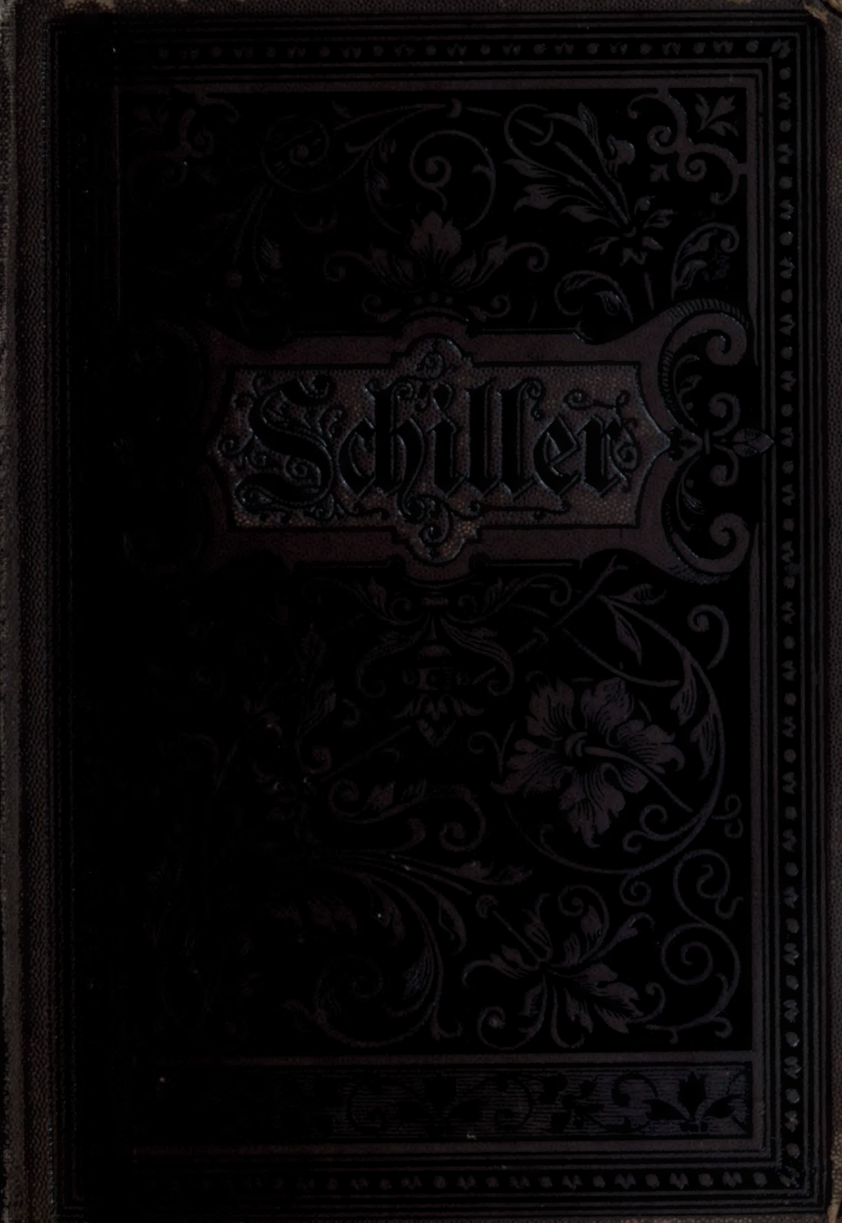
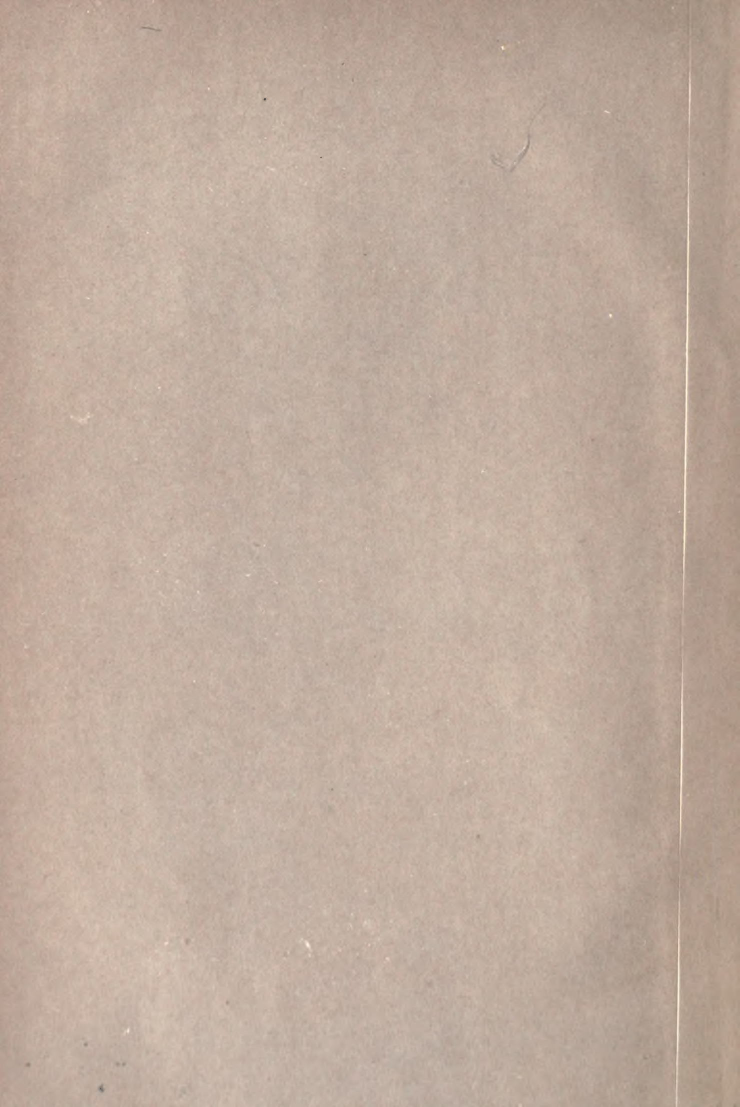

Schiller



Schillers
sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Fünfter Band:

Maria Stuart. — Die Jungfrau von Orleans. — Die Braut von Messina.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Maria Stuart.

Ein Trauerspiel.

Personen.

Elisabeth, Königin von England.
Maria Stuart, Königin von Schottland, Gefangne in England.
Robert Dudley, Graf von Leicester.
Georg Talbot, Graf von Shrewsbury.
Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großschatzmeister.
Graf von Kent.
Wilhelm Davison, Staatssecretär.
Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.
Mortimer, sein Neffe.
Graf Aubespine, französischer Gesandter.
Graf Bellievre, außerordentlicher Botschafter von Frankreich.
Okelly, Mortimers Freund.
Drugeon Drury, zweiter Hüter der Maria.
Melvil, ihr Haushofmeister.
Hanna Kennedy, ihre Amme.
Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau.
Sherif der Grafschaft.
Officier der Leibwache.
Französische und englische Herren.
Trabanten.
Hofdiener der Königin von England.
Diener und Dienerinnen der Königin von Schottland.

Erster Aufzug.

Im Schloß zu Fotheringhay.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königin von Schottland, in heftigem Streit mit Paulet, der im Begriff ist, einen Schrank zu öffnen. Drugeon Drury, sein Gehilfe, mit Brecheisen.

Kennedy. Was macht ihr, Sir? Welch neue Dreistigkeit!
Zurück von diesem Schrank!
Paulet. Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen;
Der Gärtner hat bestochen werden sollen
Mit diesem Schmuck — Fluch über Weiberlist!
Trotz meiner Aufsicht, meinem scharfen Suchen
Noch Kostbarkeiten, noch geheime Schätze! (Sich über den Schrank machend.)
Wo das gesteckt hat, liegt noch mehr!
Kennedy. Zurück, Verwegner!
Hier liegen die Geheimnisse der Lady.
Paulet. Die eben such' ich. (Schriften hervorziehend.)
Kennedy. Unbedeutende

Papiere, bloße Uebungen der Feder,
Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.
Paulet. In müß'ger Weile schafft der böse Geist.
Kennedy. Es sind französische Schriften.
Paulet. Desto schlimmer!
Die Sprache redet Englands Feind.
Kennedy. Concepte
Von Briefen an die Königin von England.
Paulet. Die überliefr' ich — Sieh! Was schimmert hier?
(Er hat einen geheimen Ressort geöffnet und zieht aus einem verborgnen Fach Geschmeide hervor.)
Ein königliches Stirnband, reich an Steinen,
Durchzogen mit den Lilien von Frankreich! (Er gibt es seinem Begleiter.)
Verwahrt's, Drury. Legt's zu dem Uebrigen! (Drury geht ab.)
Kennedy. O schimpfliche Gewalt, die wir erleiden!
Paulet. Solang sie noch besitzt, kann sie noch schaden,
Denn alles wird Gewehr in ihrer Hand.
Kennedy. Seid gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unserm Leben weg! Die Jammervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit,
Denn alles Andre habt ihr uns entrissen.
Paulet. Es liegt in guter Hand. Gewissenhaft
Wird es zu seiner Zeit zurückgegeben!
Kennedy. Wer sieht es diesen kahlen Wänden an,
Daß eine Königin hier wohnt? Wo ist
Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
Muß sie den zärtlich weichgewöhnten Fuß
Nicht auf gemeinen rauhen Boden setzen?
Mit grobem Zinn — die schlechtste Edelfrau
Würd' es verschmähn — bedient man ihre Tafel.
Paulet. So speiste sie zu Sterlyn ihren Gatten,
Da sie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.
Kennedy. Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.
Paulet. Solang sie noch ihr eitles Bild beschaut,
Hört sie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.
Kennedy. An Büchern fehlt's, den Geist zu unterhalten.
Paulet. Die Bibel ließ man ihr, das Herz zu bessern.
Kennedy. Selbst ihre Laute ward ihr weggenommen.
Paulet. Weil sie verbuhlte Lieder drauf gespielt.
Kennedy. Ist das ein Schicksal für die Weicherzogne,
Die in der Wiege Königin schon war,
Am üpp'gen Hof der Medicäerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachsen!
Es sei genug, daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?
In großes Unglück lernt ein edles Herz

Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.
Paulet. Sie wenden nur das Herz dem Eiteln zu,
Das in sich gehen und bereuen soll.
Ein üppig lastervolles Leben büßt sich
In Mangel und Erniedrigung allein.
Kennedy. Wenn ihre zarte Jugend sich verging,
Mag sie's mit Gott abthun und ihrem Herzen,
In England ist kein Richter über sie.
Paulet. Sie wird gerichtet, wo sie frevelte.
Kennedy. Zum Freveln fesseln sie zu enge Bande.
Paulet. Doch wußte sie aus diesen engen Banden
Den Arm zu strecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu schleudern
Und gegen unsre Königin, die Gott
Erhalte! Meuchelrotten zu bewaffnen.
Erregte sie aus diesen Mauern nicht
Den Böswicht Parry und den Babington
Zu der verfluchten That des Königsmords?
Hielt dieses Eisengitter sie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umstricken?
Für sie geopfert fiel das beste Haupt
Auf dieser Insel unterm Henkerbeil —
Und schreckte dieses jammervolle Beispiel
Die Rasenden zurück, die sich wetteifernd
Um ihrentwillen in den Abgrund stürzen?
Die Blutgerüste füllen sich für sie
Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis sie selbst,
Die Schuldigste, darauf geopfert ist.
— O Fluch dem Tag, da dieses Landes Küste
Gastfreundlich diese Helena empfing.
Kennedy. Gastfreundlich hätte England sie empfangen?
Die Unglückselige, die seit dem Tag,
Da sie den Fuß gesetzt in dieses Land,
Als eine Hilfeflehende, Vertriebne,
Bei der Verwandten Schutz zu suchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen sieht, in enger Kerkerhaft
Der Jugend schöne Jahre muß vertrauern —
Die jetzt, nachdem sie alles hat erfahren,
Was das Gefängniß Bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefordert wird und schimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königin!
Paulet. Sie kam ins Land als eine Mörderin,

Verjagt von ihrem Volk, des Throns entsetzt,
Den sie mit schwerer Gräuelthat geschändet.
Verschworen kam sie gegen Englands Glück,
Der spanischen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholisch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verschmähte sie's, den Edinburger
Vertrag zu unterschreiben, ihren Anspruch
An England aufzugeben und den Weg
Aus diesem Kerker schnell sich aufzuthun
Mit einem Federstrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, sich mißhandelt sehn,
Als dieses Titels leerem Prunk entsagen.
Weßwegen that sie das? Weil sie den Ränken
Vertraut, den bösen Künsten der Verschwörung,
Und unheilspinnend diese ganze Insel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Kennedy. Ihr spottet, Sir. — Zur Härte fügt ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte solche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
Zu der kein Schall des Trostes, keine Stimme
Der Freundschaft aus der lieben Heimath dringt,
Die längst kein Menschenangesicht mehr schaute,
Als ihrer Kerkermeister finstre Stirn,
Die erst seit kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Stäben sich umgittert sieht —

Paulet. Kein Eisengitter schützt vor ihrer List.
Weiß ich, ob diese Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieses Zimmers Boden, diese Wände,
Von außen fest, nicht hohl von innen sind
Und den Verrath einlassen, wenn ich schlafe?
Fluchvolles Amt, das mir geworden ist,
Die unheilbrütend Listige zu hüten.
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf; ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geist, erprobe
Des Schlosses Riegel und der Wächter Treu
Und sehe zitternd jeden Morgen kommen,
Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es ist Hoffnung, daß es bald nun endet.
Denn lieber möcht' ich der Verdammten Schaar
Wachstehend an der Höllenpforte hüten,
Als diese ränkevolle Königin.

Kennedy. Da kommt sie selbst!

Paulet. Den Christus in der Hand,
Die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Maria im Schleier ein Kruzifix in der Hand. Die Vorigen.

Kennedy (ihr entgegen eilend). O, Königin! Man tritt uns ganz mit Füßen,
Der Tyrannei, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf dein gekröntes Haupt.

Maria. Faß dich!
Sag' an, was neu geschehen ist?

Kennedy. Sieh her!
Dein Pult ist aufgebrochen, deine Schriften,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh gerettet,
Der letzte Rest von deinem Brautgeschmeide
Aus Frankreich ist in seiner Hand. Du hast nun
Nichts Königliches mehr, bist ganz beraubt.

Maria. Beruhige dich, Hanna. Diese Flitter machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen,
Ich kann auch das verschmerzen. Sir, ihr habt euch
Gewaltsam zugeeignet, was ich euch
Noch heut zu übergeben Willens war.
Bei diesen Schriften findet sich ein Brief,
Bestimmt für meine königliche Schwester
Von England — Gebt mir euer Wort, daß ihr
Ihn redlich an sie selbst wollt übergeben
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

Paulet. Ich werde mich bedenken, was zu thun ist.

Maria. Ihr sollt den Inhalt wissen, Sir. Ich bitte
In diesem Brief um eine große Gunst —
— Um eine Unterredung mit ihr selbst,
Die ich mit Augen nie gesehn — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefordert,
Die ich als meines Gleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir fassen kann.
Elisabeth ist meines Stammes, meines
Geschlechts und Ranges — Ihr allein, der Schwester,
Der Königin, der Frau kann ich mich öffnen.

Paulet. Sehr oft, Mylady, habt ihr euer Schicksal
Und eure Ehre Männern anvertraut,
Die eurer Achtung minder würdig waren.

Maria. Ich bitte noch um eine zweite Gunst,
Unmenschlichkeit allein kann mir sie weigern.
Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniß
Der Kirche Trost, der Sacramente Wohlthat,
Und die mir Kron' und Freiheit hat geraubt,

Die meinem Leben selber droht, wird mir
Die Himmelsthüre nicht verschließen wollen.

Paulet. Auf euren Wunsch wird der Dechant des Orts —

Maria (unterbricht ihn lebhaft).
Ich will nichts vom Dechanten. Einen Priester
Von meiner eignen Kirche fordre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzusetzen.
Der Gram, das lange Kerkerelend nagt
An meinem Leben. Meine Tage sind
Gezählt, befürcht' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paulet. Da thut ihr wohl,
Das sind Betrachtungen, die euch geziemen.

Maria. Und weiß ich, ob nicht eine schnelle Hand
Des Kummers langsames Geschäft beschleunigt?
Ich will mein Testament aufsetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein ist.

Paulet. Die Freiheit habt ihr. Englands Königin
Will sich mit eurem Raube nicht bereichern.

Maria. Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo sind sie?
Was ist ihr Schicksal? Ihrer Dienste kann ich
Entrathen; doch beruhigt will ich sein,
Daß die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

Paulet. Für eure Diener ist gesorgt. (Er will gehen.)

Maria. Ihr geht, Sir? Ihr verlaßt mich abermals,
Und ohne mein geängstigt fürchtend Herz
Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank eurer Späher Wachsamkeit,
Von aller Welt geschieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch diese Kerkermauern,
Mein Schicksal liegt in meiner Feinde Hand.
Ein peinlich langer Monat ist vorüber,
Seitdem die vierzig Commissarien
In diesem Schloß mich überfallen, Schranken
Errichtet, schnell, mit unanständiger Eile,
Mich unbereitet, ohne Anwalts Hilfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht gestellt,
Auf schlaugefaßte schwere Klagepunkte
Mich, die Betäubte, Ueberraschte, flugs
Aus dem Gedächtniß Rede stehen lassen —
Wie Geister kamen sie und schwanden wieder.
Seit diesem Tage schweigt mir jeder Mund,
Ich such' umsonst in eurem Blick zu lesen,
Ob meine Unschuld, meiner Freunde Eifer,

Ob meiner Feinde böser Rath gesiegt.
Brecht endlich euer Schweigen — Laßt mich wissen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paulet (nach einer Pause). Schließt eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria. Ich hoff' auf seine Gnade, Sir — und hoffe
Auf strenges Recht von meinen ird'schen Richtern.

Paulet. Recht soll euch werden. Zweifelt nicht daran.

Maria. Ist mein Proceß entschieden, Sir?

Paulet. Ich weiß nicht.

Maria. *Bin* ich verurtheilt?

Paulet. Ich weiß nichts, Mylady.

Maria. Man liebt hier rasch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Mörder *überfallen*, wie die Richter?

Paulet. Denkt immerhin, es sei so, und er wird euch
In beßrer Fassung dann, als diese, finden.

Maria. Nichts soll mich in Erstaunen setzen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Westminsterhall,
Den Burleighs Haß und Hattons Eifer lenkt,
Zu urtheln sich erdreiste — Weiß ich doch,
Was Englands Königin wagen darf zu *thun*.

Paulet. Englands Beherrscher brauchen nichts zu scheuen,
Als ihr Gewissen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit gesprochen, furchtlos,
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer, Paulets Neffe, tritt herein und, ohne der Königin einige Aufmerksamkeit zu bezeigen, zu Paulet.

Mortimer. Man sucht euch, Oheim. (Er entfernt sich auf eben die Weise. Die Königin bemerkt es mit Unwillen und wendet sich zu Paulet, der ihm folgen will.)

Maria. Sir, noch eine Bitte.
Wenn *ihr* mir was zu sagen habt — von euch
Ertrag' ich viel, ich ehre euer Alter.
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht,
Spart mir den Anblick seiner rohen Sitten.

Paulet. Was ihn euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl ist es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falsche Weiberthräne schmelzt —
Er ist gereist, kommt aus Paris und Rheims
Und bringt sein treu altenglisch Herz zurück;
Lady, an dem ist eure Kunst verloren! (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy. Darf euch der Rohe das ins Antlitz sagen!
O, es ist hart!

Maria (in Nachdenken verloren).
Wir haben in den Tagen unsers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehn,
Gerecht ist's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs ernste Stimme nun vernehmen.

Kennedy. Wie? so gebeugt, so muthlos, theure Lady?
Wart ihr doch sonst so froh, ihr pflegtet mich zu trösten,
Und eher mußt' ich euren Flattersinn,
Als eure Schwermuth schelten.

Maria. Ich erkenn' ihn. —
Es ist der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe steigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maß erfüllet ist.

Kennedy. Was für Gedanken —

Maria. Du vergissest, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrstag dieser unglückseligen That
Ist heute abermals zurückgekehrt,
Er ist's, den ich mit Buß' und Fasten feire.

Kennedy. Schickt endlich diesen bösen Geist zur Ruh.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu,
Mit schweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löseschlüssel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria. Frischblutend steigt die längst vergebne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten racheforderndes Gespenst
Schickt keines Messedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Kennedy. Nicht ihr habt ihn gemordet! Andre thaten's!

Maria. Ich wußte drum. Ich ließ die That geschehn
Und lockt' ihn schmeichelnd in das Todesnetz.

Kennedy. Die Jugend mildert eure Schuld. Ihr wart
So zarten Alters noch.

Maria. So zart — und lud
Die schwere Schuld auf mein so junges Leben.

Kennedy. Ihr wart durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,
Den eure Liebe aus der Dunkelheit,
Wie eine Götterhand, hervorgezogen,
Den ihr durch euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit eurer blühenden Person
Beglückt und eurer angestammten Krone.
Konnt' er vergessen, daß sein prangend Loos
Der Liebe großmuthsvolle Schöpfung war?

Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er euren Augen.
Der Zauber schwand, der euren Blick getäuscht,
Ihr floht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preis — Und er —
Versucht' er's, eure Gunst zurückzurufen?
Bat er um Gnade? Warf er sich bereuend
Zu euren Füßen, Besserung versprechend?
Trotz bot euch der Abscheuliche — der euer
Geschöpf war, euren König wollt' er spielen,
Vor euren Augen ließ er euch den Liebling,
Den schönen Sänger Rizzio, durchbohren —
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

Maria. Und blutig wird sie auch an mir sich rächen,
Du sprichst mein Urtheil aus, da du mich tröstest.

Kennedy. Da ihr die That geschehn ließt, wart ihr nicht
Ihr selbst, gehörtet euch nicht selbst. Ergriffen
Hatt' euch der Wahnsinn blinder Liebesgluth,
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglücksel'gen Bothwell — Ueber euch
Mit übermüth'gem Männerwillen herrschte
Der Schreckliche, der euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünste das Gemüth verwirrend,
Erhitzte —

Maria. Seine Künste waren keine andre,
Als seine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy. Nein, sag' ich. Alle Geister der Verdammniß
Mußt' er zu Hilfe rufen, der dies Band
Um eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundin Warnungsstimme,
Kein Aug für das, was wohlanständig war.
Verlassen hatte euch die zarte Scheu
Der Menschen; eure Wangen, sonst der Sitz
Schamhaft erröthender Bescheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimnisses
Von euch; des Mannes keckes Laster hatte
Auch eure Blödigkeit besiegt; ihr stelltet
Mit dreister Stirne eure Schmach zur Schau.
Ihr ließt das königliche Schwert von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Flüche
Nachschallten, durch die Gassen Edinburgs
Vor euch hertragen im Triumph, umringtet
Mit Waffen euer Parlament, und hier,

Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Zwangt ihr mit frechem Possenspiel die Richter,
Den Schuldigen des Mordes loszusprechen —
Ihr gingt noch weiter — Gott!

Maria. Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy. O, laßt ein ewig Schweigen diese That
Bedecken! Sie ist schauderhaft, empörend,
Ist einer ganz Verlornen werth — Doch ihr seid keine
Verlorene — ich kenn' euch ja, ich bin's,
Die eure Kindheit auferzogen. Weich
Ist euer Herz gebildet, offen ist's
Der Scham — der Leichtsinn nur ist euer Laster.
Ich wiederhol' es, es gibt böse Geister,
Die in des Menschen unverwahrter Brust
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die schnell in uns das Schreckliche begehn
Und zu der Höll' entfliehend das Entsetzen
In dem befleckten Busen hinterlassen.
Seit dieser That, die euer Leben schwärzt,
Habt ihr nichts Lasterhaftes mehr begangen,
Ich bin ein Zeuge eurer Besserung.
Drum fasset Muth! Macht Friede mit euch selbst!
Was ihr auch zu bereuen habt, in England
Seid ihr nicht schuldig; nicht Elisabeth,
Nicht Englands Parlament ist euer Richter.
Macht ist's, die euch hier unterdrückt; vor diesen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft ihr euch
Hinstellen mit dem ganzen Muth der Unschuld.

Maria. Wer kommt? (Mortimer zeigt sich an der Thüre.)

Kennedy. Es ist der Neffe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer scheu hereintretend.

Mortimer (zur Amme). Entfernt euch, haltet Wache vor der Thür,
Ich habe mit der Königin zu reden.

Maria (mit Ansehen). Hanna, du bleibst.

Mortimer. Habt keine Furcht, Mylady. Lernt mich kennen.
(Er überreicht ihr eine Karte.)

Maria (sieht sie an und fährt bestürzt zurück). Ha! Was ist das?

Mortimer (zur Amme). Geht, Dame Kennedy,
Sorgt, daß mein Oheim uns nicht überfalle!

Maria (zur Amme, welche zaudert und die Königin fragend ansieht).
Geh, geh! Thu, was er sagt.
(Die Amme entfernt sich mit Zeichen der Verwunderung.)

Sechster Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria. Von meinem Oheim,
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich! (Liest.)
„Traut dem Sir Mortimer, der euch dies bringt,
„Denn keinen treuern Freund habt ihr in England."
(Mortimern mit Erstaunen ansehend.)
Ist's möglich? Ist's kein Blendwerk, das mich täuscht?
So nahe find' ich einen Freund und wähnte mich
Verlassen schon von aller Welt — find' ihn
In euch, dem Neffen meines Kerkermeisters,
In dem ich meinen schlimmsten Feind —

Mortimer (sich ihr zu Füßen werfend). Verzeihung
Für die verhaßte Larve, Königin,
Die mir zu tragen Kampf genug gekostet,
Doch der ich's danke, daß ich mich euch nahen,
Euch Hilfe und Errettung bringen kann.

Maria. Steht auf — Ihr überrascht mich, Sir — Ich kann
So schnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hoffnung übergehen — Redet, Sir —
Macht mir dies Glück begreiflich, daß ich's glaube.

Mortimer (steht auf). Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier sein,
Und ein verhaßter Mensch begleitet ihn.
Eh' euch ihr Schreckensauftrag überrascht,
Hört an, wie euch der Himmel Rettung schickt.

Maria. Er schickt sie durch ein Wunder seiner Allmacht!

Mortimer. Erlaubt, daß ich von mir beginne.

Maria. Redet, Sir!

Mortimer. Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In strengen Pflichten war ich aufgewachsen,
In finsterm Haß des Papstthums aufgesäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feste Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben,
Die Heimath hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königin!

Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O, was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Maria. O, schonet mein! Nicht weiter! Höret auf,
Den frischen Lebensteppich vor mir aus-
Zubreiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer. Auch ich war's, Königin! und mein Gefängniß
Sprang auf, und frei auf einmal fühlte sich
Der Geist, des Lebens schönen Tag begrüßend
Haß schwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit frischem Kranz die Schläfe mir zu schmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu schließen.
Viel edle Schotten drängten sich an mich
Und der Franzosen muntre Landsmannschaften.
Sie brachten mich zu eurem edeln Oheim,
Dem Kardinal von Guise — Welch ein Mann!
Wie sicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
Geboren, um die Geister zu regieren!
Das Muster eines königlichen Priesters,
Ein Fürst der Kirche, wie ich keinen sah!

Maria. Ihr habt sein theures Angesicht gesehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O redet mir von ihm! Denkt er noch mein?

Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer. Der Treffliche ließ selber sich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten
Und meines Herzens Zweifel zu zerstreun.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menschen ewig in der Irre leitet,
Daß seine Augen sehen müssen, was
Das Herz soll glauben, daß ein sichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, daß der Geist der Wahrheit
Geruht hat auf den Satzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'schen Seele,
Wie schwanden sie vor seinem siegenden
Verstand und vor der Suada seines Mundes!
Ich kehrte in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in seine Hände.

Maria. So seid ihr einer jener Tausende,
Die er mit seiner Rede Himmelskraft,
Wie der erhabne Prediger des Berges,
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

Mortimer. Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich riefen, sandt' er mich nach Rheims,
Wo die Gesellschaft Jesu, fromm geschäftig,
Für Englands Kirche Priester auferzieht.
Den edeln Schotten Morgan fand ich hier,
Auch euren treuen Leßley, den gelehrten
Bischof von Roße, die auf Frankreichs Boden
Freudlose Tage der Verbannung leben —
Eng schloß ich mich an diese Würdigen
Und stärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich umsah in des Bischofs Wohnung,
Fiel mir ein weiblich Bildniß in die Augen
Von rührend wundersamem Reiz; gewaltig
Ergriff es mich in meiner tiefsten Seele,
Und, des Gefühls nicht mächtig, stand ich da.
Da sagte mir der Bischof: Wohl mit Recht
Mögt ihr gerührt bei diesem Bilde weilen.
Die schönste aller Frauen, welche leben,
Ist auch die jammernswürdigste von allen:
Um unsers Glaubens willen duldet sie,
Und euer Vaterland ist's, wo sie leidet.

Maria. Der Redliche! Nein, ich verlor nicht alles,
Da solcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer. Drauf fing er an, mit herzerschütternder
Beredsamkeit mir euer Märtyrthum
Und eurer Feinde Blutgier abzuschildern.

Auch euern Stammbaum wies er mir, er zeig
Mir eure Abkunft von dem hohen Hause
Der Tudor, überzeugte mich, daß euch
Allein gebührt, in Engelland zu herrschen,
Nicht dieser Afterkönigin, gezeugt
In ehebrecherischem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, selbst verwarf als Bastardtochter.
Nicht seinem einz'gen Zeugniß wollt' ich traun,
Ich holte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
Viel alte Wappenbücher schlug ich nach,
Und alle Kundige, die ich befragte,
Bestätigten mir eures Anspruchs Kraft.
Ich weiß nunmehr, daß euer gutes Recht
An England euer ganzes Unrecht ist,
Daß euch dies Reich als Eigenthum gehört,
Worin ihr schuldlos als Gefangne schmachtet.

Maria. O dieses unglücksvolle Recht! Es ist
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer. Um diese Zeit kam mir die Kunde zu,
Daß ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt
Und meinem Oheim übergeben worden —
Des Himmels wundervolle Rettungshand
Glaubt' ich in dieser Fügung zu erkennen.
Ein lauter Ruf des Schicksals war sie mir,
Das meinen Arm gewählt, euch zu befreien.
Die Freunde stimmen freudig bei, es gibt
Der Kardinal mir seinen Rath und Segen
Und lehrt mich der Verstellung schwere Kunst.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete
Den Rückweg an ins Vaterland, wo ich,
Ihr wißt's, vor zehen Tagen bin gelandet. (Er hält inne.)
Ich sah euch, Königin — euch selbst!
Nicht euer Bild! — O, welchen Schatz bewahrt
Dies Schloß! Kein Kerker! Eine Götterhalle
Glanzvoller als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt ist, eine Luft mit euch zu athmen!
Wohl hat sie Recht, die euch so tief verbirgt!
Aufstehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwert in seiner Scheide müßig bleiben,
Und die Empörung mit gigantischem Haupt
Durch diese Friedensinsel schreiten, sähe
Der Britte seine Königin!

Maria. Wohl ihr,
Säh' jeder Britte sie mit euren Augen!

Mortimer. Wär' er, wie ich, ein Zeuge eurer Leiden,

Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Fassung,
Womit ihr das Unwürdige erduldet.
Denn geht ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königin hervor? Raubt euch
Des Kerkers Schmach von eurem Schönheitsglanze?
Euch mangelt alles, was das Leben schmückt,
Und doch umfließt euch ewig Licht und Leben.
Nie setz' ich meinen Fuß auf diese Schwelle,
Daß nicht mein Herz zerrissen wird von Qualen,
Nicht von der Lust entzückt, euch anzuschauen! —
Doch furchtbar naht sich die Entscheidung, wachsend
Mit jeder Stunde dringet die Gefahr;
Ich darf nicht länger säumen — Euch nicht länger
Das Schreckliche verbergen —

Maria. Ist mein Urtheil
Gefällt? Entdeckt mir's frei. Ich kann es hören.

Mortimer. Es ist gefällt. Die zwei und vierzig Richter haben
Ihr Schuldig ausgesprochen über euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London
Bestehen heftig dringend auf des Urtheils
Vollstreckung; nur die Königin säumt noch
— Aus arger List, daß man sie nöthige,
Nicht aus Gefühl der Menschlichkeit und Schonung.

Maria (mit Fassung). Sir Mortimer, ihr überrascht mich nicht,
Erschreckt mich nicht. Auf solche Botschaft war ich
Schon längst gefaßt. Ich kenne meine Richter.
Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, daß man die Freiheit mir
Nicht schenken kann — Ich weiß, wo man hinaus will.
In ew'gem Kerker will man mich bewahren
Und meine Rache, meinen Rechtsanspruch
Mit mir verscharren in Gefängnißnacht.

Mortimer. Nein, Königin — o nein! Nein! Dabei steht man
Nicht still. Die Tyrannei begnügt sich nicht,
Ihr Werk nur halb zu thun. Solang ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königin von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben,
Nur euer Tod versichert ihren Thron.

Maria. Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

Mortimer. Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria. Sie könnte so die eigne Majestät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und fürchtet sie die Rache Frankreichs nicht?

Mortimer. Sie schließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden,
Dem Duc von Anjou schenkt sie Thron und Hand.

Maria. Wird sich der König Spaniens nicht waffnen?
Mortimer. Nicht eine Welt in Waffen fürchtet sie,
Solang sie Frieden hat mit ihrem Volke.
Maria. Den Britten wollte sie dies Schauspiel geben?
Mortimer. Dies Land, Mylady, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen mehr vom Thron
Herab auf's Blutgerüste steigen sehn.
Die eigne Mutter der Elisabeth
Ging diesen Weg und Katharina Howard,
Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.
Maria (nach einer Pause). Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht.
Es ist die Sorge eures treuen Herzens,
Die euch vergebne Schrecknisse erschafft.
Nicht das Schaffot ist's, das ich fürchte, Sir.
Es gibt noch andre Mittel, stillere,
Wodurch sich die Beherrscherin von England
Vor meinem Anspruch Ruhe schaffen kann.
Eh sich ein Henker für mich findet, wird
Noch eher sich ein Mörder dingen lassen.
— Das ist's, wovor ich zittre, Sir! und nie
Setz' ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt sein von der Liebe meiner Schwester.
Mortimer. Nicht offenbar, noch heimlich soll's dem Mord
Gelingen, euer Leben anzutasten.
Seid ohne Furcht! Bereitet ist schon alles.
Zwölf edle Jünglinge des Landes sind
In meinem Bündniß, haben heute früh
Das Sakrament darauf empfangen, euch
Mit starkem Arm aus diesem Schloß zu führen.
Graf Aubespine, der Abgesandte Frankreichs,
Weiß um den Bund, er bietet selbst die Hände,
Und sein Palast ist's, wo wir uns versammeln.
Maria. Ihr macht mich zittern, Sir — doch nicht vor Freude.
Mir fliegt ein böses Ahnen durch das Herz.
Was unternehmt ihr? Wißt ihr's? Schrecken euch
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt?
Nicht das Verderben der Unzähligen,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden
Und meine Ketten schwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit ist — wenn der Späher Burleigh
Nicht jetzt schon Kundschaft hat von euch, nicht schon
In eure Mitte den Verräther mischte.
Flieht aus dem Reiche schnell! Marien Stuart

Hat noch kein Glücklicher beschützt.

Mortimer. Mich schrecken
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen Andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden;
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück schon ist's, für eure Rettung sterben.

Maria. Umsonst! Mich rettet nicht Gewalt, nicht List.
Der Feind ist wachsam und die Macht ist sein.
Nicht Paulet nur und seiner Wächter Schaar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.
Der freie Wille der Elisabeth allein
Kann sie mir aufthun.

Mortimer. O, das hoffet nie!

Maria. Ein einz'ger Mann lebt, der sie öffnen kann.

Mortimer. O nennt mir diesen Mann —

Maria. Graf Lester.

Mortimer (tritt erstaunt zurück). Lester!
Graf Lester! — Euer blutigster Verfolger,
Der Günstling der Elisabeth — Von diesem —

Maria. Bin ich zu retten, ist's allein durch ihn.
— Geht zu ihm. Oeffnet euch ihm frei,
Und zur Gewähr, daß ich's bin, die euch sendet,
Bringt ihm dies Schreiben. Es enthält mein Bildniß.

(Sie zieht ein Papier aus dem Busen, Mortimer tritt zurück und zögert es anzunehmen.)

Nehmt hin. Ich trag' es lange schon bei mir,
Weil eures Oheims strenge Wachsamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch sandte
Mein guter Engel —

Mortimer. Königin — dies Räthsel —
Erklärt es mir —

Maria. Graf Lester wird's euch lösen.
Vertraut ihm, er wird euch vertraun — Wer kommt?

Kennedy (eilfertig eintretend). Sir Paulet naht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer. Es ist Lord Burleigh. Faßt euch, Königin!
Hört es mit Gleichmuth an, was er euch bringt.

(Er entfernt sich durch eine Seitenthür. Kennedy folgt ihm.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Großschatzmeister von England, und **Ritter Paulet.**

Paulet. Ihr wünschtet heut Gewißheit eures Schicksals,
Gewißheit bringt euch Seine Herrlichkeit,
Mylord von Burleigh. Tragt sie mit Ergebung.

Maria. Mit Würde, hoff' ich, die der Unschuld ziemt.

Burleigh. Ich komme als Gesandter des Gerichts.

Maria. Lord Burleigh leiht dienstfertig dem Gerichte,
Dem er den Geist geliehn, nun auch den Mund.
Paulet. Ihr sprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.
Maria. Da es Lord Burleigh bringt, so weiß ich es.
— Zur Sache, Sir.
Burleigh. Ihr habt euch dem Gericht
Der Zweiundvierzig unterworfen, Lady —
Maria. Verzeiht, Mylord, daß ich euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterspruch der Zweiundvierzig, sagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Nie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes
Und aller Fürsten nicht so viel vergeben.
Verordnet ist im englischen Gesetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geschworne
Von seines Gleichen soll gerichtet werden.
Wer in der Committee ist meines Gleichen?
Nur Könige sind meine Peers.
Burleigh. Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließt euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —
Maria. Ja, ich habe mich
Durch Hattons arge List verleiten lassen,
Bloß meiner Ehre wegen und im Glauben
An meiner Gründe siegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Personen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.
Burleigh. Ob ihr sie anerkennt, ob nicht, Mylady,
Das ist nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Gesetzes, und so seid ihr
Auch seiner Herrschaft unterthan!
Maria. Ich athme
Die Luft in einem englischen Gefängniß.
Heißt das in England leben, der Gesetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich sie doch kaum.
Nie hab' ich eingewilligt, sie zu halten.
Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Königin des Auslands.
Burleigh. Und denkt ihr, daß der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande straflos auszusäen?

Wie stünd' es um die Sicherheit der Staaten,
Wenn das gerechte Schwert der Themis nicht
Die schuld'ge Stirn des königlichen Gastes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

Maria. Ich will mich nicht der Rechenschaft entziehn,
Die Richter sind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh. Die Richter! Wie, Mylady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffene Verworfne,
Schamlose Zungendrescher, denen Recht
Und Wahrheit feil ist, die sich zum Organ
Der Unterdrückung willig dingen lassen?
Sind's nicht die ersten Männer dieses Landes,
Selbstständig gnug, um wahrhaft sein zu dürfen,
Um über Fürstenfurcht und niedrige
Bestechung weit erhaben sich zu sehn?
Sind's nicht dieselben, die ein edles Volk
Frei und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn schleunig stumm zu machen?
An ihrer Spitze steht der Völkerhirte,
Der fromme Primas von Canterbury,
Der weise Talbot, der des Siegels wahret,
Und Howard, der des Reiches Flotten führt.
Sagt! Konnte die Beherrscherin von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die Edelsten auslesen und zu Richtern
In diesem königlichen Streit bestellen?
Und wär's zu denken, daß Parteienhaß
Den Einzelnen bestäche — können vierzig
Erlesne Männer sich in einem Spruche
Der Leidenschaft vereinigen?

Maria (nach einigem Stillschweigen).
Ich höre staunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je so unheilbringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,
Mit so kunstfert'gem Redner messen können! —
Wohl! Wären diese Lords, wie ihr sie schildert,
Verstummen müßt' ich, hoffnungslos verloren
Wär' meine Sache, sprächen sie mich schuldig.
Doch diese Namen, die ihr preisend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen sollen,
Mylord, ganz andre Rollen seh' ich sie
In den Geschichten dieses Landes spielen.
Ich sehe diesen hohen Adel Englands,
Des Reiches majestätischen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen

Heinrichs des Achten, meines Großohms, schmeicheln —
Ich sehe dieses edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürstentöchter heute
Enterben, mit dem Bastardnamen schänden
Und morgen sie zu Königinnen krönen.
Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —

Burleigh. Ihr nennt euch fremd in Englands Reichsgesetzen,
In Englands Unglück seid ihr sehr bewandert.

Maria. Und das sind meine Richter! — Lord Schatzmeister!
Ich will gerecht sein gegen euch! Seid ihr's
Auch gegen mich — Man sagt, ihr meint es gut
Mit diesem Staat, mit eurer Königin,
Seid unbestechlich, wachsam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert euch, euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Mißtraut euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen
Des Staats euch als Gerechtigkeit erscheine.
Nicht zweifl' ich dran, es sitzen neben euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch sie sind Protestanten, Eiferer
Für Englands Wohl und sprechen über mich,
Die Königin von Schottland, die Papistin!
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht
Gerecht sein, ist ein uralt Wort — Drum ist
Herkömmlich seit der Väter grauer Zeit,
Daß vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieses seltsame Gesetz;
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen,
Man muß sie ehren, Mylord — die Natur
Warf diese beiden feur'gen Völkerschaften
Auf dieses Brett im Ocean; ungleich
Vertheilte sie's und hieß sie darum kämpfen.
Der Tweede schmales Bette trennt allein
Die heft'gen Geister; oft vermischte sich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerte, schauen sie sich drohend
Von beiden Ufern an seit tausend Jahren.
Kein Feind bedränget Engelland, dem nicht
Der Schotte sich zum Helfer zugesellte;

Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,
Zu dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöschen wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament sie brüderlich vereint,
Ein Scepter waltet durch die ganze Insel.

Burleigh. Und eine **Stuart** sollte dieses Glück
Dem Reich gewähren?

Maria. Warum soll ich's leugnen?
Ja ich gesteh's, daß ich die Hoffnung nährte,
Zwei edle Nationen unterm Schatten
Des Oelbaums frei und fröhlich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhasses Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eifersucht,
Der alten Zwietracht unglücksel'ge Gluth
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu ersticken
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwei Rosen
Zusammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh. Auf schlimmem Weg verfolgtet ihr dies Ziel,
Da ihr das Reich entzünden, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne steigen wolltet.

Maria. Das wollt' ich nicht — beim großen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich das gewollt? Wo sind die Proben?

Burleigh. Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Ist keinem Wortgefecht mehr unterworfen.
Es ist erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwei,
Daß ihr die Akte vom vergangnen Jahr
Gebrochen, dem Gesetz verfallen seid.
Es ist verordnet im vergangnen Jahr:
„Wenn sich Tumult im Königreich erhübe
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Person, die Rechte vorgibt an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen sie verfahre,
„Bis in den Tod die Schuldige verfolge“ —
Und da bewiesen ist —

Maria. Mylord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, daß ein Gesetz, ausdrücklich
Auf **mich** gemacht, verfaßt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen lassen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derselbe Mund,
Der das Gesetz gab, auch das Urtheil spricht!
Könnt ihr es leugnen, Lord, daß jene Akte
Zu meinem Untergang ersonnen ist?

Burleigh. Zu eurer Warnung sollte sie gereichen,
Zum Fallstrick habt ihr selber sie gemacht.
Den Abgrund saht ihr, der vor euch sich aufthat,

Und, treu gewarnet, stürztet ihr hinein.
Ihr wart mit Babington, dem Hochverräther,
Und seinen Mordgesellen einverstanden,
Ihr hattet Wissenschaft von allem, lenktet
Aus eurem Kerker planvoll die Verschwörung.

Maria. Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Documente auf.

Burleigh. Die hat man euch
Schon neulich vor Gerichte vorgewiesen.

Maria. Die Kopien, von fremder Hand geschrieben!
Man bringe die Beweise mir herbei,
Daß ich sie selbst dictiert, daß ich sie so
Dictiert, gerade so, wie man gelesen.

Burleigh. Daß es dieselben sind, die er empfangen,
Hat Babington vor seinem Tod bekannt.

Maria. Und warum stellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man so sehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?

Burleigh. Auch eure Schreiber, Kurl und Nau, erhärten
Mit einem Eid, daß es die Briefe seien,
Die sie aus eurem Munde niederschrieben.

Maria. Und auf das Zeugniß meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben derer,
Die mich verrathen, ihre Königin,
Die in demselben Augenblick die Treu
Mir brachen, da sie gegen mich gezeugt?

Burleigh. Ihr selbst erklärtet sonst den Schotten Kurl
Für einen Mann von Tugend und Gewissen.

Maria. So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter konnt' ihn ängstigen, daß er
Aussagte und gestand, was er nicht wußte!
Durch falsches Zeugniß glaubt' er sich zu retten,
Und mir, der Königin, nicht viel zu schaden.

Burleigh. Mit einem freien Eid hat er's beschworen.

Maria. Vor meinem Angesichte nicht! — Wie, Sir?
Das sind zwei Zeugen, die noch beide leben!
Man stelle sie mir gegenüber, lasse sie
Ihr Zeugniß mir ins Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunst, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht versagt? Ich weiß
Aus Talbots Munde, meines vor'gen Hüters,
Daß unter dieser nämlichen Regierung
Ein Reichsschluß durchgegangen, der befiehlt,
Den Kläger dem Beklagten vorzustellen.

Wie? Oder hab' ich falsch gehört? — Sir Paulet!
Ich hab' euch stets als Biedermann erfunden,
Beweist es jetzo. Sagt mir auf Gewissen,
Ist's nicht so? Gibt's kein solch Gesetz in England?

Paulet. So ist's, Mylady. Das ist bei uns Rechtens.
Was wahr ist, muß ich sagen.

Maria. Nun, Mylord!
Wenn man mich denn so streng nach englischem Recht
Behandelt, wo dies Recht mich unterdrückt,
Warum dasselbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Gestellt, wie das Gesetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beide leben?

Burleigh. Ereifert euch nicht, Lady. Euer Einverständniß
Mit Babington ist's nicht allein —

Maria. Es ist's
Allein, was mich dem Schwerte des Gesetzes
Bloßstellt, wovon ich mich zu rein'gen habe.
Mylord, bleibt bei der Sache. Beugt nicht aus.

Burleigh. Es ist bewiesen, daß ihr mit Mendoza,
Dem spanischen Botschafter, unterhandelt —

Maria (lebhaft). Bleibt bei der Sache, Lord!

Burleigh. Daß ihr Anschläge
Geschmiedet, die Religion des Landes
Zu stürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgeregt —

Maria. Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch
Gesetzt, ich that's! — Mylord, man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land,
Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heil'ge Gastrecht fordernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königin mich werfend —
Und so ergriff mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Ist mein Gewissen gegen diesen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsrecht üb' ich aus, da ich
Aus diesen Banden strebe, Macht mit Macht
Abwende, alle Staaten dieses Welttheils
Zu meinem Schutz aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht ist und ritterlich, das darf ich üben.
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,

Verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen,
Mord würde mich beflecken und entehren.
Entehren, sag' ich — keineswegs mich
Verdammen, einem Rechtsspruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Ist zwischen mir und Engelland die Rede.

Burleigh (bedeutend). Nicht auf der Stärke schrecklich Recht beruft euch,
Mylady! Es ist der Gefangenen nicht günstig.

Maria. Ich bin die Schwache, sie die Mächt'ge. — Wohl,
Sie brauche die Gewalt, sie tödte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch sie gestehe dann, daß sie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Gesetze borge sie das Schwert,
Sich der verhaßten Feindin zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen.
Und was sie i s t, das wage sie zu scheinen! (Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Burleigh. Paulet.

Burleigh. Sie trotzt uns — wird uns trotzen, Ritter Paulet,
Bis an die Stufen des Schaffots — dies stolze Herz
Ist nicht zu brechen — Ueberraschte sie
Der Urthelspruch? Saht ihr sie eine Thräne
Vergießen? Ihre Farbe nur verändern?
Nicht unser Mitleid rief sie an. Wohl kennt sie
Den Zweifelmuth der Königin von England,
Und unsre Furcht ist's, was sie muthig macht.

Paulet. Lord Großschatzmeister! Dieser eitle Trotz wird schnell
Verschwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es sind Unziemlichkeiten vorgegangen
In diesem Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf.
Man hätte diesen Babington und Tichburn
Ihr in Person vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber stellen sollen.

Burleigh (schnell). Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen.
Zu groß ist ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, ständ' er ihr gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun auszusprechen,

An dem ihr Leben hängt — er würde zaghaft
Zurückziehn, sein Geständniß widerrufen —
Paulet. So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehässigen Gerüchten,
Und des Processes festliches Gepräng
Wird als ein kühner Frevel nur erscheinen.
Burleigh. Dies ist der Kummer unsrer Königin —
Daß diese Stifterin des Unheils doch
Gestorben wäre, ehe sie den Fuß
Auf Englands Boden setzte!
Paulet. Dazu sag' ich Amen.
Burleigh. Daß Krankheit sie im Kerker aufgerieben!
Paulet. Viel Unglück hätt' es diesem Land erspart.
Burleigh. Doch, hätt' auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — wir hießen doch die Mörder.
Paulet. Wohl wahr. Man kann den Menschen nicht verwehren,
Zu denken, was sie wollen.
Burleigh. Zu beweisen wär's
Doch nicht, und würde weniger Geräusch erregen —
Paulet. Mag es Geräusch erregen. Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.
Burleigh. O, auch die heilige Gerechtigkeit
Entflieht dem Tadel nicht. Die Meinung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obsiegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterschwert, womit der Mann sich ziert,
Verhaßt ist's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umsonst,
Daß wir, die Richter, nach Gewissen sprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht,
Sie muß es brauchen; unerträglich ist's,
Wenn sie den strengen Lauf läßt dem Gesetze!
Paulet. Und also —
Burleigh (rasch einfallend). Also soll sie leben? Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dies, eben
Dies ist's, was unsre Königin beängstigt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich lese
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünsche nicht zu sprechen;
Doch vielbedeutend fragt ihr stummer Blick:
Ist unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaßte Wahl mir spart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu zittern, oder grausam
Die Königin, die eigne Blutsverwandte,
Dem Beil zu unterwerfen?

Paulet. Das ist nun die Nothwendigkeit, steht nicht zu ändern.
Burleigh. Wohl stünd's zu ändern, meint die Königin,
Wenn sie nur aufmerksamre Diener hätte.
Paulet. Aufmerksamre?
Burleigh. Die einen stummen Auftrag
Zu deuten wissen.
Paulet. Einen stummen Auftrag!
Burleigh. Die, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.
Paulet (bedeutungsvoll). Ein hohes Kleinod ist der gute Name,
Der unbescholtne Ruf der Königin,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!
Burleigh. Als man die Lady von dem Shrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meinung —
Paulet. Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, daß man den schwersten Auftrag
Den reinsten Händen übergeben wollte.
Bei Gott! Ich hätte dieses Schergenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, daß es
Den besten Mann in England forderte.
Laßt mich nicht denken, daß ich's etwas anderm
Als meinem reinen Rufe schuldig bin.
Burleigh. Man breitet aus, sie schwinde, läßt sie kränker
Und kränker werden, endlich still verscheiden;
So stirbt sie in der Menschen Angedenken —
Und euer Ruf bleibt rein.
Paulet. Nicht mein Gewissen.
Burleigh. Wenn ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet ihr der fremden doch nicht wehren —
Paulet (unterbricht ihn). Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nahn,
So lang die Götter meines Dachs sie schützen.
Ihr Leben ist mir heilig, heil'ger nicht
Ist mir das Haupt der Königin von England.
Ihr seid die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und wenn es Zeit ist, laßt den Zimmerer
Mit Axt und Säge kommen, das Gerüst
Aufschlagen — für den Sherif und den Henker
Soll meines Schlosses Pforte offen sein.
Jetzt ist sie zur Bewahrung mir vertraut,
Und seid gewiß, ich werde sie bewahren,
Daß sie nichts Böses thun soll, noch erfahren! (Gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Der Palast zu Westminster.

Erster Auftritt.

Der Graf von Kent und Sir William Davison begegnen einander.

Davison. Seid ihr's, Mylord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und ist die Festlichkeit zu Ende?

Kent. Wie? Wohntet ihr dem Ritterspiel nicht bei?

Davison. Mich hielt mein Amt.

Kent. Ihr habt das schönste Schauspiel
Verloren, Sir, das der Geschmack ersonnen
Und edler Anstand ausgeführt — denn wißt,
Es wurde vorgestellt die keusche Festung
Der Schönheit, wie sie vom Verlangen
Berennt wird — Der Lord Marschall, Oberrichter,
Der Seneschall nebst zehen andern Rittern
Der Königin vertheidigten die Festung,
Und Frankreichs Cavaliere griffen an.
Voraus erschien ein Herold, der das Schloß
Aufforderte in einem Madrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanzler.
Drauf spielte das Geschütz, und Blumensträuße,
Wohlriechend köstliche Essenzen wurden
Aus niedlichen Feldstücken abgefeuert.
Umsonst! die Stürme wurden abgeschlagen,
Und das Verlangen mußte sich zurückziehn.

Davison. Ein Zeichen böser Vorbedeutung, Graf,
Für die französische Brautwerbung.

Kent. Nun, nun, das war ein Scherz — Im Ernste, denk' ich,
Wird sich die Festung endlich doch ergeben.

Davison. Glaubt ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent. Die schwierigsten Artikel sind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugestanden.
Monsieur begnügt sich, in verschlossener
Kapelle seinen Gottesdienst zu halten
Und öffentlich die Reichsreligion
Zu ehren und zu schützen — Hättet ihr den Jubel
Des Volks gesehn, als diese Zeitung sich verbreitet!
Denn dieses war des Landes ew'ge Furcht,
Sie möchte sterben ohne Leibeserben,
Und England wieder Papstes Fesseln tragen,
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

Davison. Der Furcht kann es entledigt sein — Sie geht
Ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Kent. Die Königin kommt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Elisabeth, von Leicester geführt. Graf Aubespine, Bellievre, Graf Shrewsbury, Lord Burleigh mit noch anderen französischen und englischen Herren treten auf.

Elisabeth (zu Aubespine). Graf, ich beklage diese edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, daß sie die Herrlichkeit
Des Hofs von St. Germain bei mir vermissen.
Ich kann so prächt'ge Götterfeste nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein gesittet fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Dies ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitsgarten
Der Katharina blühn, verbärge nur
Mich selber und mein schimmerlos Verdienst.

Aubespine. Nur eine Dame zeigt Westminsterhof
Dem überraschten Fremden — aber alles,
Was an dem reizenden Geschlecht entzückt,
Stellt sich versammelt dar in dieser Einen.

Bellievre. Erhabne Majestät von Engelland,
Vergönne, daß wir unsern Urlaub nehmen
Und Monsieur, unsern königlichen Herrn,
Mit der ersehnten Freudenpost beglücken.
Ihn hat des Herzens heiße Ungeduld
Nicht in Paris gelassen, er erwartet
Zu Amiens die Boten seines Glücks,
Und bis nach Calais reichen seine Posten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Aussprechen wird, mit Flügelschnelligkeit
Zu seinem trunknen Ohre hinzutragen.

Elisabeth. Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich.
Nicht Zeit ist's jetzt, ich wiederhol' es euch,
Die freud'ge Hochzeitfackel anzuzünden.
Schwarz hängt der Himmel über diesem Land,
Und besser ziemte mir der Trauerflor,
Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag,
Mein Herz zu treffen und mein eignes Haus.

Bellievre. Nur dein Versprechen gib uns, Königin;
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

Elisabeth. Die Könige sind nur Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen.

Mein Wunsch war's immer, unvermählt zu sterben,
Und meinen Ruhm hätt' ich darein gesetzt,
Daß man dereinst auf meinem Grabstein läse:
„Hier ruht die jungfräuliche Königin."
Doch meine Unterthanen wollen's nicht,
Sie denken jetzt schon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin sein werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen dieses Land beglückt,
Auch ihrem künft'gen Wohl soll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freiheit soll ich,
Mein höchstes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, daß ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch regiert
Zu haben, wie ein Mann und wie ein König.
Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verläßt, und Lob
Verdienen sie, die vor mir hier gewaltet,
Daß sie die Klöster aufgethan und tausend
Schlachtopfer einer falschverstandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königin, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müßiger Beschauung
Verbringt, die unverdrossen, unermüdet
Die schwerste aller Pflichten übt, die sollte
Von dem Naturzweck ausgenommen sein,
Der eine Hälfte des Geschlechts der Menschen
Der andern unterwürfig macht —

Aubespine. Jedwede Tugend, Königin, hast du
Auf deinem Thron verherrlicht, nichts ist übrig,
Als dem Geschlechte, dessen Ruhm du bist,
Auch noch in seinen eigensten Verdiensten
Als Muster vorzuleuchten. Freilich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig ist,
Daß du die Freiheit ihm zum Opfer brächtest.
Doch, wenn Geburt, wenn Hoheit, Heldentugend
Und Männerschönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, so —

Elisabeth. Kein Zweifel,
Herr Abgesandter, daß ein Ehebündniß
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt. Ja, ich gesteh' es unverhohlen,
Wenn es sein muß — wenn ich's nicht ändern kann,
Dem Dringen meines Volkes nachzugeben —
Und es wird stärker sein, als ich, befürcht' ich —
So kenn' ich in Europa keinen Fürsten,

Dem ich mein höchstes Kleinod, meine Freiheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Laßt dies Geständniß euch Genüge thun.

Bellievre. Es ist die schönste Hoffnung; doch es ist
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünscht mehr —

Elisabeth. Was wünscht er? (Sie zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn nachdenkend.) Hat die Königin doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weist auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienstbarkeit — der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette machen.
— Bringt Seiner Hoheit dies Geschenk. Es ist
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht;
Doch kann ein Reif draus werden, der mich bindet.

Bellievre (kniet nieder, den Ring empfangend).
In seinem Namen, große Königin,
Empfang' ich knieend dies Geschenk und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürstin Hand.

Elis. (zum Grafen Leicester, den sie während der letzten Rede unverwandt betrachtet hat).
Erlaubt, Mylord! (Sie nimmt ihm das blaue Band ab und hängt es dem Bellievre um.)
Bekleidet Seine Hoheit
Mit diesem Schmuck, wie ich euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Honni soit qui mal y pense! — Es schwinde
Der Argwohn zwischen beiden Nationen,
Und ein vertraulich Band umschlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Britannien!

Aubespine. Erhabne Königin, dies ist ein Tag
Der Freude! Möcht' er's allen sein, und möchte
Kein Leidender auf dieser Insel trauern!
Die Gnade glänzt auf deinem Angesicht.
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürstin fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

Elisabeth. Nicht weiter, Graf! Vermengen wir
Nicht zwei ganz unvereinbare Geschäfte.
Wenn Frankreich ernstlich meinen Bund verlangt,
Muß es auch meine Sorgen mit mir theilen
Und meiner Feinde Freund nicht sein —

Aubespine. Unwürdig
In deinen eignen Augen wird' es handeln,
Wenn es die Unglückselige, die Glaubens-
Verwandte und die Wittwe seines Königs
In diesem Bund vergäße — Schon die Ehre,
Die Menschlichkeit verlangt —

Elisabeth. In diesem Sinn
Weiß ich sein Fürwort nach Gebühr zu schätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht; mir wird
Verstattet sein, als Königin zu handeln.
(Sie neigt sich gegen die französischen Herrn, welche sich mit den übrigen Lords ehrfurchtsvoll entfernen.)

Dritter Auftritt.

Elisabeth. Leicester. Burleigh. Talbot.

(Die Königin setzt sich.)

Burleigh. Ruhmvolle Königin! Du krönest heut
Die heißen Wünsche deines Volks. Nun erst
Erfreun wir uns der segenvollen Tage,
Die du uns schenkst, da wir nicht zitternd mehr
In eine stürmevolle Zukunft schauen.
Nur *eine* Sorge kümmert noch dies Land,
Ein Opfer ist's, das alle Stimmen fordern.
Gewähr' auch dieses, und der heut'ge Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.
Elisabeth. Was wünscht mein Volk noch? Sprecht, Mylord.
Burleigh. Es fordert
Das Haupt der Stuart — Wenn du deinem Volk
Der Freiheit köstliches Geschenk, das theuer
Erworbne Licht der Wahrheit willst versichern,
So muß *sie* nicht mehr sein — Wenn wir nicht ewig
Für dein kostbares Leben zittern sollen,
So muß die Feindin untergehn! — Du weißt es,
Nicht alle deine Britten denken gleich,
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'sche Götzendienst auf dieser Insel.
Die alle nähren feindliche Gedanken;
Nach dieser Stuart steht ihr Herz, sie sind
Im Bunde mit den lothringischen Brüdern,
Den unversöhnten Feinden deines Namens.
Dir ist von dieser wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungskrieg geschworen,
Den man mit falschen Höllenwaffen führt.
Zu Rheims, dem Bischofssitz des Kardinals,
Dort ist das Rüsthaus, wo sie Blitze schmieden;
Dort wird der Königsmord gelehrt — von dort
Geschäftig senden sie nach deiner Insel
Die Missionen aus, entschloßne Schwärmer,
In allerlei Gewand vermummt — von dort
Ist schon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerschöpflich, ewig neu erzeugen

Verborgne Feinde sich aus diesem Schlunde.
— Und in dem Schloß zu Fotheringhay sitzt
Die Ate dieses ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieses Reich entzündet.
Für sie, die schmeichelnd jedem Hoffnung gibt,
Weiht sich die Jugend dem gewissen Tod —
Sie zu befreien, ist die Losung; sie
Auf deinen Thron zu setzen, ist der Zweck.
Denn dies Geschlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an, du heißest ihnen
Nur eine Räuberin des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie waren's, die die Thörichte
Verführt, sich Englands Königin zu schreiben.
Kein Friede ist mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben ist dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

Elisabeth. Mylord! Ein traurig Amt verwaltet ihr.
Ich kenne eures Eifers reinen Trieb,
Weiß, daß gediegne Weisheit aus euch redet;
Doch diese Weisheit, welche Blut befiehlt,
Ich hasse sie in meiner tiefsten Seele.
Sinnt einen mildern Rath aus — Edler Lord
Von Shrewsbury! Sagt ihr uns eure Meinung.

Talbot. Du gabst dem Eifer ein gebührend Lob,
Der Burleighs treue Brust beseelt — Auch mir,
Strömt es mir gleich nicht so beredt vom Munde,
Schlägt in der Brust kein minder treues Herz.
Mögst du noch lange leben, Königin,
Die Freude deines Volks zu sein, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schöne Tage hat dies Eiland nie
Gesehn, seit eigne Fürsten es regieren.
Mög' es sein Glück mit seinem Ruhme nicht
Erkaufen! Möge Talbots Auge wenigstens
Geschlossen sein, wenn dies geschieht!

Elisabeth. Verhüte Gott, daß wir den Ruhm befleckten!

Talbot. Nun dann, so wirst du auf ein ander Mittel sinnen,
Dies Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart ist ein ungerechtes Mittel.
Du kannst das Urtheil über die nicht sprechen,
Die dir nicht unterthänig ist.

Elisabeth. So irrt
Mein Staatsrath und mein Parlament, im Irrthum
Sind alle Richterhöfe dieses Landes,
Die mir dies Recht einstimmig zuerkannt —

Talbot. Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe,

England ist nicht die Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menschlichen Geschlechter.
Dies heut'ge England ist das künft'ge nicht,
Wie's das vergangne nicht mehr ist — Wie sich
Die Neigung anders wendet, also steigt
Und fällt des Urtheils wandelbare Woge.
Sag' nicht, du müssest der Nothwendigkeit
Gehorchen und dem Dringen deines Volks.
Sobald du willst, in jedem Augenblick
Kannst du erproben, daß dein Wille frei ist.
Versuch's! Erkläre, daß du Blut verabscheust,
Der Schwester Leben willst gerettet sehn,
Zeig denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Zorns,
Schnell wirst du die Nothwendigkeit verschwinden
Und Recht in Unrecht sich verwandeln sehn.
Du selbst mußt richten, du allein. Du kannst dich
Auf dieses unstet schwanke Rohr nicht lehnen,
Der eignen Milde folge du getrost.
Nicht Strenge legte Gott ins weiche Herz
Des Weibes — und die Stifter dieses Reichs,
Die auch dem Weib die Herrscherzügel gaben,
Sie zeigten an, daß Strenge nicht die Tugend
Der Könige soll sein in diesem Lande.

Elisabeth. Ein warmer Anwalt ist Graf Shrewsbury
Für meine Feindin und des Reichs. Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.

Talbot. Man gönnt ihr keinen Anwalt, niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil sprechend, deinem Zorn
Sich bloßzustellen — so vergönne mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdisch Hoffen mehr verführen kann,
Daß ich die Aufgegebene beschütze.
Man soll nicht sagen, daß in deinem Staatsrath
Die Leidenschaft, die Selbstsucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geschwiegen.
Verbündet hat sich alles wider sie,
Du selber hast ihr Antlitz nie gesehn,
Nichts spricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man sagt,
Sie habe den Gemahl ermorden lassen,
Wahr ist's, daß sie den Mörder ehlichte.
Ein schwer Verbrechen! — Aber es geschah
In einer finster unglücksvollen Zeit,
Im Angstgedränge bürgerlichen Kriegs,
Wo sie, die Schwache, sich umrungen sah

Von heftig dringenden Vasallen, sich
Dem Muthvollstärksten in die Arme warf —
Wer weiß, durch welcher Künste Macht besiegt?
Denn ein gebrechlich Wesen ist das Weib.

Elisabeth. Das Weib ist nicht schwach. Es gibt starke Seelen
In dem Geschlecht — Ich will in meinem Beisein
Nichts von der Schwäche des Geschlechtes hören.

Talbot. Dir war das Unglück eine strenge Schule.
Nicht seine Freudenseite kehrte dir
Das Leben zu. Du sahest keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.
Zu Woodstock war's und in des Towers Nacht,
Wo dich der gnäd'ge Vater dieses Landes
Zur ernsten Pflicht durch Trübsal auferzog.
Dort suchte dich der Schmeichler nicht. Früh lernte,
Vom eiteln Weltgeräusche nicht zerstreut,
Dein Geist sich sammeln, denkend in sich gehn
Und dieses Lebens wahre Güter schätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein zartes Kind
Ward sie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.
Dort in der Feste ew'ger Trunkenheit
Vernahm sie nie der Wahrheit ernste Stimme.
Geblendet ward sie von der Laster Glanz
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens.
Ihr ward der Schönheit eitles Gut zu Theil,
Sie überstrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Gestalt nicht minder als Geburt — —

Elisabeth. Kommt zu euch selbst, Mylord von Shrewsbury!
Denkt, daß wir hier im ernsten Rathe sitzen.
Das müssen Reize sondergleichen sein,
Die einen Greis in solches Feuer setzen.
— Mylord von Lester! Ihr allein schweigt still?
Was ihn beredt macht, bindet's eure Zunge?

Leicester. Ich schweige vor Erstaunen, Königin,
Daß man dein Ohr mit Schrecknissen erfüllt,
Daß diese Mährchen, die in Londons Gassen
Den gläub'gen Pöbel ängsten, bis herauf
In deines Staatsraths heitre Mitte steigen
Und weise Männer ernst beschäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich gesteh's,
Daß diese länderlose Königin
Von Schottland, die den eignen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wußte, ihrer eignen
Vasallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf einmal im Gefängniß!

— Was, beim Allmächt'gen, machte sie dir furchtbar?
Daß sie dies Reich in Anspruch nimmt? daß dich
Die Guisen nicht als Königin erkennen?
Kann dieser Guisen Widerspruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluß
Der Parlamente dir bestätigte?
Ist sie durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillschweigend abgewiesen? und wird England,
So glücklich im Genuß des neuen Lichts,
Sich der Papistin in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchin,
Zu Darnley's Mörderin hinüberlaufen?
Was wollen diese ungestümen Menschen,
Die dich noch lebend mit der Erbin quälen,
Dich nicht geschwind genug vermählen können,
Um Staat und Kirche von Gefahr zu retten?
Stehst du nicht blühend da in Jugendkraft,
Welkt jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bei Gott! Du wirst, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du selber sie hinabzustürzen brauchtest —

Burleigh. Lord Lester hat nicht immer so geurtheilt.

Leicester. Wahr ist's, ich habe selber meine Stimme
Zu ihrem Tod gegeben im Gericht.
Im Staatsrath sprech' ich anders. Hier ist nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Ist's jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich sie verläßt, ihr einz'ger Schutz,
Da du den Königssohn mit deiner Hand
Beglücken willst, die Hoffnung eines neuen
Regentenstammes diesem Lande blüht?
Wozu sie also tödten? Sie ist todt!
Verachtung ist der wahre Tod. Verhüte,
Daß nicht das Mitleid sie ins Leben rufe!
Drum ist mein Rath: Man lasse die Sentenz,
Die ihr das Haupt abspricht, in voller Kraft
Bestehn! Sie lebe — aber unterm Beile
Des Henkers lebe sie, und schnell, wie sich
Ein Arm für sie bewaffnet, fall' es nieder.

Elisabeth (steht auf). Mylords, ich hab' nun eure Meinungen
Gehört und sag' euch Dank für euren Eifer.
Mit Gottes Beistand, der die Könige
Erleuchtet, will ich eure Gründe prüfen
Und wählen, was das Bessere mir dünkt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ritter Paulet mit Mortimer.

Elisabeth. Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt ihr uns?

Paulet. Glorwürd'ge Majestät!
Mein Neffe, der ohnlängst von weiten Reisen
Zurückgekehrt, wirft sich zu deinen Füßen
Und leistet dir sein jugendlich Gelübde.
Empfange du es gnadenvoll und laß
Ihn wachsen in der Sonne deiner Gunst.

Mortimer (läßt sich auf ein Knie nieder). Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stirne!

Elisabeth. Steht auf. Seid mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, habt Frankreich
Bereist und Rom und euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was spinnen unsre Feinde?

Mortimer. Ein Gott verwirre sie und wende rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Brust die Pfeile,
Die gegen meine Königin gesandt sind!

Elisabeth. Saht ihr den Morgan und den ränkespinnenden
Bischof von Roße?

Mortimer. Alle schottische
Verbannte lernt' ich kennen, die zu Rheims
Anschläge schmieden gegen diese Insel,
In ihr Vertrauen stahl ich mich, ob ich
Etwa von ihren Ränken was entdeckte.

Paulet. Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königin von Schottland,
Die er mit treuer Hand uns überliefert.

Elisabeth. Sagt, was sind ihre neuesten Entwürfe?

Mortimer. Es traf sie alle wie ein Donnerstreich,
Daß Frankreich sie verläßt, den festen Bund
Mit England schließt; jetzt richten sie die Hoffnung
Auf Spanien.

Elisabeth. So schreibt mir Walsingham.

Mortimer. Auch eine Bulle, die Papst Sixtus jüngst
Vom Vaticane gegen dich geschleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ich's verließ;
Das nächste Schiff bringt sie nach dieser Insel.

Leicester. Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh. Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Elisabeth (Mortimern forschend ansehend).
Man gab euch Schuld, daß ihr zu Rheims die Schulen
Besucht und euren Glauben abgeschworen?

Mortimer. Die Miene gab ich mir, ich leugn' es nicht,

So weit ging die Begierde, dir zu dienen!

Elisabeth (zu Paulet, der ihr Papiere überreicht). Was zieht ihr da hervor?

Paulet. Es ist ein Schreiben,
Das dir die Königin von Schottland sendet.

Burleigh (hastig darnach greifend). Gebt mir den Brief.

Paulet (gibt das Papier der Königin). Verzeiht, Lord Großschatzmeister!
In meiner Königin selbsteigne Hand
Befahl sie mir den Brief zu übergeben.
Sie sagt mir stets, ich sei ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Laster Feind; was sich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweisen.

(Die Königin hat den Brief genommen. Während sie ihn liest, sprechen Mortimer und Leicester einige Worte heimlich mit einander.)

Burleigh (zu Paulet). Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen,
Mit denen man das mitleidsvolle Herz
Der Königin verschonen soll.

Paulet. Was er
Enthält, hat sie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünstigung, das Angesicht
Der Königin zu sehen.

Burleigh (schnell). Nimmermehr!

Talbot. Warum nicht? Sie erfleht nichts Ungerechtes.

Burleigh. Die Gunst des königlichen Angesichts
Hat sie verwirkt, die Mordanstifterin,
Die nach dem Blut der Königin gedürstet.
Wer's treu mit seiner Fürstin meint, der kann
Den falsch verrätherischen Rath nicht geben.

Talbot. Wenn die Monarchin sie beglücken will,
Wollt ihr der Gnade sanfte Regung hindern?

Burleigh. Sie ist verurtheilt! Unterm Beile liegt
Ihr Haupt. Unwürdig ist's der Majestät,
Das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist.
Das Urtheil kann nicht mehr vollzogen werden,
Wenn sich die Königin ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die königliche Nähe —

Elisabeth (nachdem sie den Brief gelesen, ihre Thränen trocknend).
Was ist der Mensch! Was ist das Glück der Erde!
Wie weit ist diese Königin gebracht,
Die mit so stolzen Hoffnungen begann,
Die auf den ältsten Thron der Christenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen schon aufs Haupt zu setzen meinte!
Welch andre Sprache führt sie jetzt, als damals,
Da sie das Wappen Englands angenommen
Und von den Schmeichlern ihres Hofs sich Königin
Der zwei britann'schen Inseln nennen ließ!

— Verzeiht, Mylords, es schneidet mir ins Herz,
Wehmuth ergreift mich, und die Seele blutet,
Daß Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Talbot. O Königin! Dein Herz hat Gott gerührt.
Gehorche dieser himmlischen Bewegung!
Schwer büßte sie fürwahr die schwere Schuld,
Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung ende!
Reich' ihr die Hand, der Tiefgefallenen!
Wie eines Engels Lichterscheinung steige
In ihres Kerkers Gräbernacht hinab —

Burleigh. Sei standhaft, große Königin. Laß nicht
Ein lobenswürdig menschliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht selbst
Die Freiheit, das Nothwendige zu thun.
Du kannst sie nicht begnadigen, nicht retten,
So lade nicht auf dich verhaßten Tadel,
Daß du mit grausam höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

Leicester. Laßt uns in unsern Schranken bleiben, Lords.
Die Königin ist weise, sie bedarf
Nicht unsers Raths, das Würdigste zu wählen.
Die Unterredung beider Königinnen
Hat nichts gemein mit des Gerichtes Gang.
Englands Gesetz, nicht der Monarchin Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig ist's
Der großen Seele der Elisabeth,
Daß sie des Herzens schönem Triebe folge,
Wenn das Gesetz den strengen Lauf behält.

Elisabeth. Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Uns auferlegt, geziemend zu vereinen.
Jetzt — tretet ab! (Die Lords gehen. An der Thüre ruft sie den Mortimer zurück.)
Sir Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Elisabeth. Mortimer.

Elisabeth (nachdem sie ihn einige Augenblicke forschend mit den Augen gemessen).
Ihr zeigtet einen kecken Muth und seltne
Beherrschung eurer selbst für eure Jahre.
Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst
Ausübte, der ist mündig vor der Zeit,
Und er verkürzt sich seine Prüfungsjahre.
— Auf eine große Bahn ruft euch das Schicksal,

Ich prophezeih' es euch, und mein Orakel
Kann ich, zu eurem Glücke, selbst vollziehn.

Mortimer. Erhabene Gebieterin, was ich
Vermag und bin, ist deinem Dienst gewidmet.

Elisabeth. Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Haß ist unversöhnlich gegen mich,
Und unerschöpflich ihre Blutentwürfe.
Bis diesen Tag zwar schützte mich die Allmacht;
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
Solang *sie* lebt, die ihrem Schwärmereifer
Den Vorwand leiht und ihre Hoffnung nährt.

Mortimer. Sie lebt nicht mehr, sobald du es gebietest.

Elisabeth. Ach, Sir! Ich glaubte mich am Ziele schon
Zu sehn und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Gesetze handeln lassen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil ist gesprochen. Was gewinn' ich?
Es muß *vollzogen* werden, Mortimer!
Und ich muß die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trifft der Haß der That. Ich muß
Sie eingestehn und kann den Schein nicht retten.
Das ist das Schlimmste!

Mortimer. Was bekümmert dich
Der böse Schein bei der gerechten Sache?

Elisabeth. Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man *scheint*,
Hat jedermann zum Richter, was man *ist*, hat keinen.
Von meinem Rechte überzeug' ich niemand,
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod in ew'gem Zweifel bleibe.
Bei solchen Thaten doppelter Gestalt
Gibt's keinen Schutz, als in der Dunkelheit.
Der schlimmste Schritt ist, den man eingesteht,
Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.

Mortimer (ausforschend). Dann wäre wohl das Beste —

Elisabeth (schnell). Freilich wär's
Das Beste — O, mein guter Engel spricht
Aus euch. Fahrt fort, vollendet, werther Sir,
Euch ist es Ernst, ihr dringet auf den Grund,
Seid ein ganz andrer Mann, als euer Oheim —

Mortimer (betroffen). Entdecktest du dem Ritter deinen Wunsch?

Elisabeth. Mich reuet, daß ich's that.

Mortimer. Entschuldige
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wagestücke fordern
Den kecken Muth der Jugend —

Elisabeth (schnell). Darf ich euch —

Mortimer. Die Hand will ich dir leihen,
Den Namen, wie du kannst —

Elisabeth. Ja, Sir! wenn ihr
Mich eines Morgens mit der Botschaft wecktet:
Maria Stuart, deine blut'ge Feindin,
Ist heute Nacht verschieden!

Mortimer. Zähl' auf mich.

Elisabeth. Wann wird mein Haupt sich ruhig schlafen legen?

Mortimer. Der nächste Neumond ende deine Furcht.

Elisabeth. — Gehabt euch wohl, Sir! Laßt es euch nicht leid thun
Daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht
Entlehnen muß — Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen — Die engsten Bande sind's,
Die zärtesten, die das Geheimniß stiftet! (Sie geht ab).

Sechster Auftritt.

Mortimer allein.

Geh, falsche, gleißnerische Königin!
Wie du die Welt, so täusch' ich dich. Recht ist's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Seh' ich aus, wie ein Mörder? Lasest du
Ruchlose Fertigkeit auf meiner Stirn'?
Trau nur auf meinen Arm und halte deinen
Zurück. Gib dir den frommen Heuchelschein
Der Gnade vor der Welt! Indessen du
Geheim auf meine Mörderhilfe hoffst,
So werden wir zur Rettung Frist gewinnen!
Erhöhen willst du mich — zeigst mir von ferne
Bedeutend einen kostbarn Preis — und wärst
Du selbst der Preis und deine Frauengunst!
Wer bist du, Aermste, und was kannst du geben?
Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!
Bei ihr nur ist des Lebens Reiz —
Um sie, in ew'gem Freudenchore, schweben
Der Anmuth Götter und der Jugendlust,
Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust,
Du hast nur todte Güter zu vergeben!
Das eine Höchste, was das Leben schmückt,
Wenn sich ein Herz, entzückend und entzückt,
Dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen,
Die Frauenkrone hast du nie besessen,
Nie hast du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muß den Lord erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhaßter Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz.

Ich selber kann sie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis sei mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet. Was sagte dir die Königin?
Mortimer. Nichts, Sir.
Nichts — von Bedeutung.
Paulet (fixiert ihn mit ernstem Blick). Höre, Mortimer!
Es ist ein schlüpfrig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lockend ist die Gunst
Der Könige, nach Ehre geizt die Jugend.
— Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen!
Mortimer. Wart ihr's nicht selbst, der an den Hof mich brachte?
Paulet. Ich wünschte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward unsers Hauses Ehre nicht gesammelt.
Steh fest, mein Neffe. Kaufe nicht zu theuer!
Verletze dein Gewissen nicht!
Mortimer. Was fällt euch ein? Was für Besorgnisse!
Paulet. Wie groß dich auch die Königin zu machen
Verspricht — trau' ihrer Schmeichelrede nicht.
Verleugnen wird sie dich, wenn du gehorcht,
Und, ihren eignen Namen rein zu waschen,
Die Blutthat rächen, die sie selbst befahl.
Mortimer. Die Blutthat, sagt ihr?
Paulet. Weg mit der Verstellung!
Ich weiß, was dir die Königin angesonnen;
Sie hofft, daß deine ruhmbegier'ge Jugend
Willfähr'ger sein wird, als mein starres Alter.
Hast du ihr zugesagt? Hast du?
Mortimer. Mein Oheim!
Paulet. Wenn du's gethan hast, so verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —
Leicester (kommt). Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit eurem Neffen. Die Monarchin
Ist gnadenvoll gesinnt für ihn, sie will,
Daß man ihm die Person der Lady Stuart
Uneingeschränkt vertraue — Sie verläßt sich
Auf seine Redlichkeit —
Paulet. Verläßt sich — Gut!
Leicester. Was sagt ihr, Sir?
Paulet. Die Königin verläßt sich
Auf ihn, und ich, Mylord, verlasse mich
Auf mich und meine beiden offnen Augen. (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Leicester. Mortimer.

Leicester (verwundert). Was wandelte den Ritter an?
Mortimer. Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königin mir schenkt —
Leicester (ihn forschend ansehend).
Verdient ihr, Ritter, daß man euch vertraut?
Mortimer (eben so). Die Frage thu' ich euch, Mylord von Lester.
Leicester. Ihr hattet mir was ingeheim zu sagen.
Mortimer. Versichert mich erst, daß ich's wagen dar[f].
Leicester. Wer gibt mir die Versicherung für euch?
— Laßt euch mein Mißtraun nicht beleidigen!
Ich seh' euch zweierlei Gesichter zeigen
An diesem Hofe — Eins darunter ist
Nothwendig falsch; doch welches ist das wahre?
Mortimer. Es geht mir eben so mit euch, Graf Lester.
Leicester. Wer soll nun des Vertrauens Anfang machen?
Mortimer. Wer das Geringere zu wagen hat.
Leicester. Nun, der seid ihr!
Mortimer. Ihr seid es! Euer Zeugniß,
Des vielbedeutenden, gewalt'gen Lords,
Kann mich zu Boden schlagen, meins vermag
Nichts gegen euren Rang und eure Gunst.
Leicester. Ihr irrt euch, Sir. In allem andern bin ich
Hier mächtig, nur in diesem zarten Punkt,
Den ich jetzt eurer Treu preisgeben soll,
Bin ich der schwächste Mann an diesem Hof,
Und ein verächtlich Zeugniß kann mich stürzen.
Mortimer. Wenn sich der allvermögende Lord Lester
So tief zu mir herunterläßt, ein solch
Bekenntniß mir zu thun, so darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir selbst
Und ihm in Großmuth ein Exempel geben.
Leicester. Geht mir voran im Zutraun, ich will folgen.
Mortimer (den Brief schnell hervorziehend).
Dies sendet euch die Königin von Schottland.
Leicester (schrickt zusammen und greift hastig darnach).
Sprecht leise, Sir — Was seh' ich! Ach! Es ist
Ihr Bild! (Küßt es und betrachtet es mit stummem Entzücken.)
Mortimer (der ihn während des Lesens scharf beobachtet).
Mylord, nun glaub' ich euch.
Leicester (nachdem er den Brief schnell durchlaufen).
Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Inhalt?
Mortimer. Nichts weiß ich.
Leicester. Nun! Sie hat euch ohne Zweifel

Vertraut —

Mortimer. Sie hat mir nichts vertraut. Ihr würdet
Dies Räthsel mir erklären, sagte sie.
Ein Räthsel ist es mir, daß Graf von Lester,
Der Günstling der Elisabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Richter einer,
Der Mann sein soll, von dem die Königin
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muß dem so sein, denn eure Augen sprechen
Zu deutlich aus, was ihr für sie empfindet.

Leicester. Entdeckt mir selbst erst, wie es kommt, daß ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schicksal,
Und was euch ihr Vertraun erwarb.

Mortimer. Mylord,
Das kann ich euch mit Wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeschworen
Zu Rom und steh' im Bündniß mit den Guisen.
Ein Brief des Erzbischofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bei der Königin von Schottland.

Leicester. Ich weiß von eurer Glaubensänderung,
Sie ist's, die mein Vertrauen zu euch weckte.
Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorsicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Walsingham und Burleigh hassen mich,
Ich weiß, daß sie mir lauernd Netze stellen.
Ihr konntet ihr Geschöpf und Werkzeug sein,
Mich in das Garn zu ziehn —

Mortimer. Wie kleine Schritte
Geht ein so großer Lord an diesem Hof!
Graf, ich beklag' euch.

Leicester. Freudig werf' ich mich
An die vertraute Freundesbrust, wo ich
Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr seid verwundert, Sir, daß ich so schnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That haßt' ich sie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht seit langen Jahren,
Ihr wißt's, eh sie die Hand dem Darnley gab,
Als noch der Glanz der Hoheit sie umlachte.
Kalt stieß ich damals dieses Glück von mir,
Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten
Such' ich sie auf, und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer. Das heißt großmüthig handeln.

Leicester. — Die Gestalt
Der Dinge, Sir, hat sich indeß verändert

Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein, ich hoffte
Auf den Besitz der Königin von England.

Mortimer. Es ist bekannt, daß sie euch allen Männern
Vorzog —

Leicester. So schien es, edler Sir — und nun, nach zehn
Verlornen Jahren unverdrossnen Werbens,
Verhaßten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!
Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preist mich glücklich — Wüßte man, was es
Für Ketten sind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bittre Jahre lang
Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechsel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigensinns,
Geliebkost jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit sprödem Stolz zurückgestoßen,
Von ihrer Gunst und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eifersucht gehütet, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Gescholten — O, die Sprache hat kein Wort
Für diese Hölle!

Mortimer. Ich beklag' euch, Graf.

Leicester. Täuscht mich am Ziel der Preis! Ein andrer kommt,
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.
An einen jungen, blühenden Gemahl
Verlier' ich meine lang besessnen Rechte!
Heruntersteigen soll ich von der Bühne,
Wo ich so lange als der Erste glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunst
Droht mir der neue Ankömmling zu rauben.
Sie ist ein Weib, und er ist liebenswerth.

Mortimer. Er ist Kathrinens Sohn. In guter Schule
Hat er des Schmeichelns Künste ausgelernt.

Leicester. So stürzen meine Hoffnungen — Ich suche
In diesem Schiffbruch meines Glücks ein Brett
Zu fassen — und mein Auge wendet sich
Der ersten schönen Hoffnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir, Schönheit und Jugend traten
In ihre vollen Rechte wieder ein,
Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren.

Mit Schrecken seh' ich sie in tiefes Elend
Herabgestürzt, gestürzt durch mein Verschulden.
Da wird in mir die Hoffnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und besitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,
Ihr mein verändert Herz zu offenbaren,
Und dieser Brief, den ihr mir überbracht,
Versichert mir, daß sie verzeiht, sich mir
Zum Preise schenken will, wenn ich sie rette.

Mortimer. Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr ließt geschehn, daß sie verurtheilt wurde,
Gabt eure Stimme selbst zu ihrem Tod!
Ein Wunder muß geschehn — Der Wahrheit Licht
Muß mich, den Neffen ihres Hüters, rühren,
Im Vatican zu Rom muß ihr der Himmel
Den unverhofften Retter zubereiten,
Sonst fand sie nicht einmal den Weg zu euch!

Leicester. Ach, Sir, es hat mir Qualen gnug gekostet!
Um selbe Zeit ward sie von Talbots Schloß
Nach Fotheringhay weggeführt, der strengen
Gewahrsam eures Oheims anvertraut.
Gehemmt ward jeder Weg zu ihr, ich mußte
Fortfahren vor der Welt, sie zu verfolgen.
Doch denket nicht, daß ich sie leidend hätte
Zum Tode gehen lassen! Nein, ich hoffte
Und hoffe noch, das Aeußerste zu hindern,
Bis sich ein Mittel zeigt, sie zu befrein.

Mortimer. Das ist gefunden — Lester, euer edles
Vertraun verdient Erwiederung. Ich will sie
Befreien, darum bin ich hier, die Anstalt
Ist schon getroffen. Euer mächt'ger Beistand
Versichert uns den glücklichen Erfolg.

Leicester. Was sagt ihr? Ihr erschreckt mich. Wie? Ihr wolltet —

Mortimer. Gewaltsam aufthun will ich ihren Kerker,
Ich hab' Gefährten, alles ist bereit —

Leicester. Ihr habt Mitwisser und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniß reißt ihr mich hinein!
Und diese wissen auch um mein Geheimniß?

Mortimer. Sorgt nicht. Der Plan ward ohne euch entworfen,
Ohn' euch wär' er vollstreckt, bestünde sie
Nicht drauf, euch ihre Rettung zu verdanken.

Leicester. So könnt ihr mich für ganz gewiß versichern,
Daß in dem Bund mein Name nicht genannt ist?

Mortimer. Verlaßt euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,
Bei einer Botschaft, die euch Hilfe bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und besitzen,

Ihr findet Freunde, plötzlich, unerwartet,
Vom Himmel fallen euch die nächsten Mittel —
Doch zeigt ihr mehr Verlegenheit als Freude?
Leicester. Es ist nichts mit Gewalt. Das Wagestück
Ist zu gefährlich.
Mortimer. Auch das Säumen ist's!
Leicester. Ich sag' euch, Ritter, es ist nicht zu wagen.
Mortimer (bitter). Nein, nicht für euch, der sie besitzen will!
Wir wollen sie bloß retten und sind nicht so
Bedenklich —
Leicester. Junger Mann, ihr seid zu rasch
In so gefährlich dornenvoller Sache.
Mortimer. Ihr — sehr bedacht in solchem Fall der Ehre.
Leicester. Ich seh' die Netze, die uns rings umgeben.
Mortimer. Ich fühle Muth, sie alle zu durchreißen.
Leicester. Tollkühnheit, Raserei ist dieser Muth.
Mortimer. Nicht Tapferkeit ist diese Klugheit, Lord.
Leicester. Euch lüstet's wohl, wie Babington zu enden?
Mortimer. Euch nicht, des Norfolks Großmuth nachzuahmen.
Leicester. Norfolk hat seine Braut nicht heimgeführt.
Mortimer. Er hat bewiesen, daß er's würdig war.
Leicester. Wenn wir verderben, reißen wir sie nach.
Mortimer. Wenn wir uns schonen, wird sie nicht gerettet.
Leicester. Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet alles
Mit heftig blindem Ungestüm zerstören,
Was auf so guten Weg geleitet war.
Mortimer. Wohl auf den guten Weg, den ihr gebahnt?
Was habt ihr denn gethan, um sie zu retten?
— Und wie? Wenn ich nun Bube gnug gewesen,
Sie zu ermorden, wie die Königin
Mir anbefahl, wie sie zu dieser Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anstalt,
Die ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.
Leicester (erstaunt). Gab euch die Königin diesen Blutbefehl?
Mortimer. Sie irrte sich in mir, wie sich Maria
In euch.
Leicester. Und ihr habt zugesagt? Habt ihr?
Mortimer. Damit sie andre Hände nicht erkaufe,
Bot ich die meinen an.
Leicester. Ihr thatet wohl.
Dies kann uns Raum verschaffen. Sie verläßt sich
Auf euren blut'gen Dienst, das Todesurtheil
Bleibt unvollstreckt, und wir gewinnen Zeit —
Mortimer (ungeduldig). Nein, wir verlieren Zeit!
Leicester. Sie zählt auf euch,
So minder wird sie Anstand nehmen, sich

Den Schein der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch List sie überrede,
Das Angesicht der Gegnerin zu sehn,
Und dieser Schritt muß ihr die Hände binden.
Burleigh hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn sie sie gesehn.
— Ja, ich versuch' es, alles biet' ich auf —

Mortimer. Und was erreicht ihr dadurch? Wenn sie sich
In mir getäuscht sieht, wenn Maria fortfährt,
Zu leben — ist nicht alles, wie zuvor?
Frei wird sie niemals! Auch das Mildeste,
Was kommen kann, ist ewiges Gefängniß.
Mit einer kühnen That müßt ihr doch enden,
Warum wollt ihr nicht gleich damit beginnen?
In euren Händen ist die Macht, ihr bringt
Ein Heer zusammen, wenn ihr nur den Adel
Auf euren vielen Schlössern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde;
Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch
An Helden reich, sie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beispiel gebe!
Weg mit Verstellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,
Kämpft einen edeln Kampf um sie! — Ihr seid
Herr der Person der Königin von England,
Sobald ihr wollt. Lockt sie auf eure Schlösser,
Sie ist euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt ihr
Den Mann! — Sprecht als Gebieter! Haltet sie
Verwahrt, bis sie die Stuart frei gegeben!

Leicester. Ich staune, ich entsetze mich — Wohin
Reißt euch der Schwindel? — Kennt ihr diesen Boden?
Wißt ihr, wie's steht an diesem Hof, wie eng
Dies Frauenreich die Geister hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeist, der ehmals wohl
In diesem Land sich regte — Unterworfen
Ist alles unterm Schlüssel eines Weibes,
Und jedes Muthes Federn abgespannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtsam.
— Ich höre kommen, geht.

Mortimer. Maria hofft!
Kehr' ich mit leerem Trost zu ihr zurück?

Leicester. Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer. Bringt ihr die selbst! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht euch zum Liebesboten! (Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Elisabeth. Leicester.

Elisabeth. Wer ging da von euch weg? Ich hörte sprechen.

Leicester (sich auf ihre Rede schnell und erschrocken umwendend).[1]
Es war Sir Mortimer.

Elisabeth. Was ist euch, Lord?
So ganz betreten?

Leicester (faßt sich). — Ueber deinen Anblick!
Ich habe dich so reizend nie gesehn.
Geblendet steh' ich da von deiner Schönheit.
— Ach!

Elisabeth. Warum seufzt ihr?

Leicester. Hab' ich keinen Grund
Zu seufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
Erneut sich mir der namenlose Schmerz
Des drohenden Verlustes.

Elisabeth. Was verliert ihr?

Leicester. Dein Herz, dein liebenswürdig Selbst verlier' ich.
Bald wirst du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz besitzen.
Er ist von königlichem Blut, das bin
Ich nicht; doch Trotz sei aller Welt geboten,
Ob einer lebt auf diesem Erdenrund,
Der mehr Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Duc von Anjou hat dich nie gesehn,
Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben,
Ich liebe dich. Wärst du die ärmste Hirtin,
Ich als der größte Fürst der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich heruntersteigen,
Mein Diadem zu deinen Füßen legen.

Elisabeth. Beklag' mich, Dudley, schilt mich nicht! — Ich darf ja
Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders
Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,
Die das erhöhen dürfen, was sie lieben.
So glücklich bin ich nicht, daß ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer ist, die Krone
Aufsetzen kann! — Der Stuart ward's vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verschenken;
Die hat sich jegliches erlaubt, sie hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leicester. Jetzt trinkt sie auch den bittern Kelch des Leidens.

Elisabeth. Sie hat der Menschen Urtheil nichts geachtet.
Leicht wurd' es ihr zu leben, nimmer lud sie
Das Joch sich auf, dem ich mich unterwarf.

Hätt' ich doch auch Ansprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Lust zu freun,
Doch zog ich strenge Königspflichten vor.
Und doch gewann sie aller Männer Gunst,
Weil sie sich nur befliß ein Weib zu sein,
Und um sie buhlt die Jugend und das Alter.
So sind die Männer. Lüstlinge sind alle!
Dem Leichtsinn eilen sie, der Freude zu,
Und schätzen nichts, was sie verehren müssen.
Verjüngte sich nicht dieser Talbot selbst,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

Leicester. Vergib es ihm. Er war ihr Wächter einst;
Die List'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

Elisabeth. Und ist's denn wirklich wahr, daß sie so schön ist?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören,
Wohl möcht' ich wissen, was zu glauben ist.
Gemälde schmeicheln, Schilderungen lügen,
Nur meinen eignen Augen würd' ich traun.
— Was schaut ihr mich so seltsam an?

Leicester. Ich stellte
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünscht' ich mir, ich berg' es nicht,
Wenn es ganz ingeheim geschehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu sehn!
Dann solltest du erst deines ganzen Siegs
Genießen! Die Beschämung gönnt' ich ihr,
Daß sie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat scharfe Augen — überzeugt sich sähe,
Wie sehr sie auch an Adel der Gestalt
Von dir besiegt wird, der sie so unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

Elisabeth. Sie ist die jüngere an Jahren.

Leicester. Jünger!
Man sieht's ihr nicht an. Freilich ihre Leiden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bittrer machte,
Das wäre, dich als Braut zu sehn! Sie hat
Des Lebens schöne Hoffnung hinter sich,
Dich sähe sie dem Glück entgegenschreiten!
Und als die Braut des Königsohns von Frankreich,
Da sie sich stets so viel gewußt, so stolz
Gethan mit der französischen Vermählung,
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hilfe pocht!

Elisabeth (nachlässig hinwerfend). Man peinigt mich ja, sie zu sehn.

Leicester (lebhaft). Sie fordert's
Als eine Gunst, gewähr' es ihr als Strafe!

Du kannst sie auf das Blutgerüste führen,
Es wird sie minder peinigen, als sich
Von deinen Reizen ausgelöscht zu sehn.
Dadurch ermordest du sie, wie sie dich
Ermorden wollte — Wenn sie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Gestellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den sie, leichtsinnig buhlend, von sich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geschmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warst du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüsteter, als eben jetzt — Mich selbst
Hast du umstrahlt wie eine Lichterscheinung,
Als du vorhin ins Zimmer tratest — Wie?
Wenn du gleich jetzt, jetzt, wie du bist, hinträtest
Vor sie, du findest keine schönre Stunde —

Elis. Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Lester — Nein, das muß ich
Erst wohl bedenken — mich mit Burleigh —

Leicester (lebhaft einfallend). Burleigh!
Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil;
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte,
Der zarte Punkt gehört vor d e i n Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja, auch Staatskunst will es,
Daß du sie siehst, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Großmuth dir gewinnest!
Magst du nachher dich der verhaßten Feindin,
Auf welche Weise dir's gefällt, entladen.

Elisabeth. Nicht wohlanständig wär' mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu sehn. Man sagt,
Daß sie nicht königlich umgeben sei,
Vorwerfend wär' mir ihres Mangels Anblick.

Leicester. Nicht ihrer Schwelle brauchst du dich zu nahn.
Hör' meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunsch gefügt. Heut ist das große Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbei,
Dort kann die Stuart sich im Park ergehn.
Du kommst ganz wie von ohngefähr dahin,
Es darf nichts als vorher bedacht erscheinen,
Und wenn es dir zuwider, redest du
Sie gar nicht an —

Elisabeth. Begeh' ich eine Thorheit,
So ist es eure, Lester, nicht die meine.
Ich will euch heute keinen Wunsch versagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen

Euch heut' am weheſten gethan. (Ihn zärtlich anſehend.)
Sei's eine Grille nur von euch. Dadurch
Gibt Neigung ſich ja kund, daß ſie bewilligt
Aus freier Gunſt, was ſie auch nicht gebilligt.
(Leiceſter ſtürzt zu ihren Füßen, der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Gegend in einem Park, vorn mit Bäumen beſetzt, hinten eine weite Ausſicht.

Erſter Auftritt.

Maria tritt in ſchnellem Lauf hinter Bäumen hervor. Hanna Kennedy folgt langſam.

Kennedy. Ihr eilet ja, als wenn ihr Flügel hättet,
So kann ich euch nicht folgen, wartet doch!

Maria. Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind ſein, ſei es mit,
Und auf dem grünen Teppich der Wieſen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finſtern Gefängniß entſtiegen?
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freie, die himmliſche Luft.

Kennedy. O meine theure Lady! Euer Kerker
Iſt nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr ſeht nur nicht die Mauer, die uns einſchließt,
Weil ſie der Bäume dicht Geſträuch verſteckt.

Maria. O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchooß?
Die Blicke, frei und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeſſ'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Grenze an,
Und dieſe Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie ſuchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Geſandten!
Frei in Lüften iſt eure Bahn,
Ihr ſeid nicht dieſer Königin unterthan.

Kennedy. Ach, theure Lady! Ihr ſeid außer euch,

Die langentbehrte Freiheit macht euch schwärmen.

Maria. Dort legt ein Fischer den Nachen an.
Dieses elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy. Verlorne Wünsche! Seht ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finster grausames Verbot scheucht jedes
Mitleidige Geschöpf aus unserm Wege.

Maria. Nein, gute Hanna. Glaub' mir, nicht umsonst
Ist meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunst ist mir des größern Glücks
Verkünderin. Ich irre nicht. Es ist
Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke.
Lord Lesters mächt'gen Arm erkenn' ich drin.
Allmählig will man mein Gefängniß weiten,
Durch Kleineres zum Größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz dessen endlich schaue,
Der mir die Bande löst auf immerdar.

Kennedy. Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht reimen!
Noch gestern kündigt man den Tod euch an,
Und heute wird euch plötzlich solche Freiheit.
Auch denen, hört' ich sagen, wird die Kette
Gelöst, auf die die ew'ge Freiheit wartet.

Maria. Hörst du das Hifthorn? Hörst du's klingen,
Mächtigen Rufes durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr! O, die bekannte Stimme,
Schmerzlich süßer Erinnerung voll.
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergigten Heiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

Zweiter Auftritt.

Paulet. Die Vorigen.

Paulet. Nun! Hab' ich's endlich recht gemacht, Mylady?
Verdien' ich einmal euern Dank?

Maria. Wie, Ritter?
Seid ihr's, der diese Gunst mir ausgewirkt?
Ihr seid's?

Paulet. Warum soll ich's nicht sein? Ich war

Am Hof, ich überbrachte euer Schreiben —

Maria. Ihr übergabt es? Wirklich, thatet ihr's?
Und diese Freiheit, die ich jetzt genieße,
Ist eine Frucht des Briefs —

Paulet (mit Bedeutung). Und nicht die einz'ge!
Macht euch auf eine größre noch gefaßt.

Maria. Auf eine größre, Sir? Was meint ihr damit?

Paulet. Ihr hörtet doch die Hörner —

Maria (zurückfahrend, mit Ahnung). Ihr erschreckt mich.

Paulet. Die Königin jagt in dieser Gegend.

Maria. Was?

Paulet. In wenig Augenblicken steht sie vor euch.

Kennedy (auf Maria zueilend, welche zittert und hinzusinken droht).
Wie wird euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paulet. Nun! Ist's nun nicht recht? War's nicht eure Bitte?
Sie wird euch früher gewährt, als ihr gedacht.
Ihr wart sonst immer so geschwinder Zunge,
Jetzt bringet eure Worte an, jetzt ist
Der Augenblick, zu reden!

Maria. O, warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaßt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchste Gunst erbeten,
Dünkt mir jetzt schrecklich, fürchterlich — Komm, Hanna,
Führ' mich ins Haus, daß ich mich fasse, mich
Erhole —

Paulet. Bleibt. Ihr müßt sie hier erwarten.
Wohl, wohl mag's euch beängstigen, ich glaub's,
Vor eurem Richter zu erscheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Shrewsbury zu den Vorigen.

Maria. Es ist nicht darum! Gott, mir ist ganz anders
Zu Muth — Ach, edler Shrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugesendet!
— Ich kann sie nicht sehn! Rettet, rettet mich
Von dem verhaßten Anblick —

Shrewsbury. Kommt zu euch, Königin! Faßt euren Muth
Zusammen. Das ist die entscheidungsvolle Stunde.

Maria. Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, alles hab' ich mir
Gesagt und ins Gedächtniß eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider sie

Ist mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und, die Schlangenhaare schüttelnd,
Umstehen mich die finstern Höllengeister.

Shrewsbury. Gebietet eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie sehr auch euer Innres widerstrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Gesetz der Stunde!
Sie ist die Mächtige — demüthigt euch!

Maria. Vor ihr! Ich kann es nimmermehr.

Shrewsbury. Thut's dennoch!
Sprecht ehrerbietig, mit Gelassenheit!
Ruft ihre Großmuth an, trotzt nicht, jetzt nicht
Auf euer Recht, jetzo ist nicht die Stunde.

Maria. Ach, mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh' mögen Feu'r und Wasser sich in Liebe
Begegnen, und das Lamm den Tiger küssen —
Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung!

Shrewsbury. Seht sie nur erst von Angesicht!
Ich sah es ja, wie sie von eurem Brief
Erschüttert war, ihr Auge schwamm in Thränen.
Nein, sie ist nicht gefühllos, hegt ihr selbst
Nur besseres Vertrauen — Darum eben
Bin ich vorausgeeilt, damit ich euch
In Fassung setzen und ermahnen möchte.

Maria (seine Hand ergreifend).
Ach, Talbot, ihr wart stets mein Freund — Daß ich
In eurer milden Haft geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Shrewsbury!

Shrewsbury. Vergeßt jetzt alles. Darauf denkt allein,
Wie ihr sie unterwürfig wollt empfangen.

Maria. Ist Burleigh auch mit ihr, mein böser Engel?

Shrewsbury. Niemand begleitet sie, als Graf von Lester.

Maria. Lord Lester?

Shrewsbury. Fürchtet nichts von ihm. Nicht er
Will euren Untergang — Sein Werk ist es,
Daß euch die Königin die Zusammenkunft
Bewilligt.

Maria. Ach, ich wußt' es wohl!

Shrewsbury. Was sagt ihr?

Paulet. Die Königin kommt.

(Alles weicht auf die Seite; nur Maria bleibt, auf die Kennedy gelehnt.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Elisabeth. Graf Leicester. Gefolge.

Elisabeth (zu Leicester). Wie heißt der Landsitz?

Leicester. Fotheringhayschloß.

Elisabeth (zu Shrewsbury).
Schickt unser Jagdgefolg voraus nach London.
Das Volk drängt allzuheftig in den Straßen,
Wir suchen Schutz in diesem stillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixiert mit den Augen die Maria, indem sie zu Leicester weiter spricht.)

Mein gutes Volk liebt mich zu sehr. Unmäßig,
Abgöttisch sind die Zeichen seiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.

Maria (welche diese Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt sich jetzt, und ihr Auge begegnet dem gespannten Blick der Elisabeth. Sie schaudert zusammen und wirft sich wieder an der Amme Brust).
O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!

Elisabeth. Wer ist die Lady? (Ein allgemeines Schweigen.)

Leicester. — Du bist zu Fotheringhay, Königin.

Elisabeth (stellt sich überrascht und erstaunt, einen finstern Blick auf Leicestern richtend).
Wer hat mir das gethan? Lord Lester!

Leicester. Es ist geschehen, Königin — und nun
Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid siegen.

Shrewsbury. Laß dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.

(Maria rafft sich zusammen und will auf die Elisabeth zugehen, steht aber auf halbem Wege schaudernd still; ihre Geberden drücken den heftigsten Kampf aus.)

Elisabeth. Wie, Mylords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geschmeidigt.

Maria. Sei's!
Ich will mich auch noch diesem unterwerfen.
Fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergessen, wer ich bin, und was
Ich litt; ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in diese Schmach herunterstieß. (Sie wendet sich gegen die Königin.)
Der Himmel hat für euch entschieden, Schwester!
Gekrönt vom Sieg ist euer glücklich Haupt,
Die Gottheit bet' ich an, die euch erhöhte! (Sie fällt vor ihr nieder.)
Doch seid auch ihr nun edelmüthig, Schwester!
Laßt mich nicht schmachvoll liegen! Eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall!

Elisabeth (zurücktretend). Ihr seid an eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preis' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euren Füßen
So liegen sollte, wie ihr jetzt zu meinen.

Maria (mit steigendem Affekt). Denkt an den Wechsel alles Menschlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet sie, die schrecklichen,
Die mich zu euren Füßen niederstürzen —
Um dieser fremden Zeugen willen ehrt
In mir euch selbst! entweihet, schändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern,
Wie in den euren, fließt — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, schroff und unzugänglich, wie
Die Felsenklippe, die der Strandende,
Vergeblich ringend, zu erfassen strebt.
Mein alles hängt, mein Leben, mein Geschick
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft,
Löst m i r das Herz, daß ich das eure rühre!
Wenn ihr mich anschaut mit dem Eisesblick,
Schließt sich das Herz mir schaudernd zu, der Strom
Der Thränen stockt, und kaltes Grausen fesselt
Die Flehensworte mir im Busen an.

Elisabeth (kalt und streng). Was habt ihr mir zu sagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich sprechen wollen. Ich vergesse
Die Königin, die schwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schwester zu erfüllen,
Und meines Anblicks Trost gewähr' ich euch.
Dem Trieb der Großmuth folg' ich, setze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich so weit
Heruntersteige — denn ihr wißt,
Daß ihr mich habt ermorden lassen wollen.

Maria. Womit soll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich stellen, daß sie euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich selbst nicht sprechen, ohne euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist,
Denn ich bin eine Königin, wie ihr,
Und ihr habt als Gefangne mich gehalten
Ich kam zu euch als eine Bittende,
Und ihr, des Gastrechts heilige Gesetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein; die Freunde,
Die Diener werden grausam mir entrissen.

Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,
Man stellt mich vor ein schimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke, was ich Grausames erlitt.
— Seht! Ich will alles eine Schickung nennen,
Ihr seid nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig;
Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unsern Herzen zu entzünden,
Der unsre zarte Jugend schon entzweit.
Er wuchs mit uns, und böse Menschen fachten
Der unglücksel'gen Flamme Athem zu,
Wahnsinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwert und Dolch die unberufne Hand —
Das ist das Fluchgeschick der Könige,
Daß sie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln.
— Jetzt ist kein fremder Mund mehr zwischen uns.
(Nähert sich ihr zutraulich und mit schmeichelndem Ton.)
Wir stehn einander selbst nun gegenüber.
Jetzt, Schwester, redet! Nennt mir meine Schuld,
Ich will euch völliges Genügen leisten.
Ach, daß ihr damals mir Gehör geschenkt,
Als ich so dringend euer Auge suchte!
Es wäre nie so weit gekommen, nicht
An diesem traur'gen Ort geschähe jetzt
Die unglückselig traurige Begegnung.
Elisabeth. Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Busen mir zu legen.
— Nicht die Geschicke, euer schwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrsucht eures Hauses.
Nichts Feindliches war zwischen uns geschehn,
Da kündigte mir euer Ohm, der stolze,
Herrschwüth'ge Priester, der die freche Hand
Nach allen Kronen streckt, die Fehde an,
Bethörte euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Priester Zungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wahnsinns fürchterliche Waffen,
Hier selbst, im Friedenssitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott ist mit mir, und der stolze Priester
Behält das Feld nicht — Meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das eure fällt!
Maria. Ich steh' in Gottes Hand. Ihr werdet euch

So blutig eurer Macht nicht überheben —
Elisabeth. Wer soll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beispiel allen Königen der Welt,
W i e man mit seinen Feinden Frieden macht.
Die Sankt Barthelemi sei meine Schule!
Was ist mir Blutsverwandtschaft, Völkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord,
Ich übe nur, was eure Priester lehren.
Sagt, welches Pfand gewährte mir für euch,
Wenn ich großmüthig eure Bande löste?
Mit welchem Schloß verwahr' ich eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüssel öffnen kann?
Gewalt nur ist die einz'ge Sicherheit,
Kein Bündniß ist mit dem Gezücht der Schlangen.
Maria. O, das ist euer traurig finstrer Argwohn!
Ihr habt mich stets als eine Feindin nur
Und Fremdlingin betrachtet. Hättet ihr
Zu eurer Erbin mich erklärt, wie mir
Gebührt, so hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundin und Verwandte
In mir erhalten.
Elisabeth. Draußen, Lady Stuart,
Ist eure Freundschaft, euer Haus das Papstthum,
Der Mönch ist euer Bruder — Euch, zur Erbin
Erklären! Der verrätherische Fallstrick!
Daß ihr bei meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine listige Armida,
Die edle Jugend meines Königreichs
In eurem Buhlernetze schlau verstricktet —
Daß alles sich der neu aufgehnden Sonne
Zuwendete, und ich —
Maria. Regiert in Frieden!
Jedwedem Anspruch auf dies Reich entsag' ich.
Ach, meines Geistes Schwingen sind gelähmt,
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen ist in langer Kerkerschmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeußerste an mir
Gethan, habt mich zerstört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schwester! Sprecht es aus,
Das Wort, um dessentwillen ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, daß ihr kamt,
Um euer Opfer grausam zu verhöhnen.
Sprecht dieses Wort aus! Sagt mir: „Ihr seid frei,
„Maria! Meine Macht habt ihr gefühlt,

„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren."
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geschenk aus eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht alles ungeschehn. Ich warte
Darauf. O! laßt mich's nicht zu lang erharren!
Weh' euch, wenn ihr mit diesem Wort nicht endet!
Denn wenn ihr jetzt nicht segenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit, von mir scheidet — Schwester!
Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor euch so stehn, wie ihr vor mir!

Elisabeth. Bekennt ihr endlich euch für überwunden?
Ist's aus mit euren Ränken? Ist kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abenteurer
Für euch die traur'ge Ritterschaft mehr wagen?
— Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüstet keinen, euer — vierter Mann
Zu werden, denn ihr tödtet eure Freier,
Wie eure Männer!

Maria (auffahrend). Schwester, Schwester!
O Gott! Gott! Gib mir Mäßigung!

Elisabeth (sieht sie lange mit einem Blick stolzer Verachtung an).
Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu sein, als die gemeine sein für alle!

Maria. Das ist zu viel!

Elisabeth (höhnisch lachend). Jetzt zeigt ihr euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

Maria (von Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde).
Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser, als mein Ruf.
Weh' euch, wenn sie von euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend
Die wilde Gluth verstohlner Lüste deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt ihr von eurer Mutter
Geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot bestiegen.

Shrewsbury (tritt zwischen beide Königinnen).
O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Ist das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria. Mäßigung! Ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll!
Und du, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Shrewsbury. O, sie ist außer sich!
Verzeih' der Rasenden, der schwer Gereizten!

(Elisabeth, vor Zorn sprachlos, schießt wüthende Blicke auf Marien.)

Leicester (in der heftigsten Unruhe, sucht die Elisabeth hinwegzuführen). Hör
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von diesem unglücksel'gen Ort!

Maria. Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen.
— Regierte Recht, so läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König.

(Elisabeth geht schnell ab, die Lords folgen ihr in der höchsten Bestürzung.)

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy. O, was habt ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt ist es aus, und alle Hoffnung schwindet.

Maria (noch ganz außer sich).
Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!

(Der Kennedy um den Hals fallend.)

O, wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich,
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust.

Kennedy. Unglückliche! Der Wahnsinn reißt euch hin,
Ihr habt die Unversöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, sie ist die Königin,
Vor ihrem Buhlen habt ihr sie verhöhnt!

Maria. Vor Lesters Augen hab' ich sie erniedrigt!
Er sah es, er bezeugte meinen Sieg,
Wie ich sie niederschlug von ihrer Höhe,
Er stand dabei, mich stärkte seine Nähe!

Sechster Auftritt.

Mortimer zu den Vorigen.

Kennedy. O Sir! Welch ein Erfolg —
Mortimer. Ich hörte alles.
(Gibt der Amme ein Zeichen, sich auf ihren Posten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Wesen drückt eine heftige, leidenschaftliche Stimmung aus.)
Du hast gesiegt! Du tratst sie in den Staub!
Du warst die Königin, sie der Verbrecher.
Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
Dich an, wie eine Göttin groß und herrlich
Erscheinst du mir in diesem Augenblick.
Maria. Ihr spracht mit Lestern, überbrachtet ihm
Mein Schreiben, mein Geschenk — O redet, Sir!
Mortimer (mit glühenden Blicken sie betrachtend).
Wie dich der edle königliche Zorn
Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!
Maria. Ich bitt' euch, Sir! Stillt meine Ungeduld.
Was spricht Mylord? O sagt, was darf ich hoffen?
Mortimer. Wer? Er? Das ist ein Feiger, Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeßt ihn!
Maria. Was sagt ihr?
Mortimer. Er euch retten und besitzen!
Er euch! Er soll es wagen! Er! Mit mir
Muß er auf Tod und Leben darum kämpfen!
Maria. Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O, dann ist's aus!
Mortimer. Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die Seine nennen,
Der muß den Tod beherzt umarmen können.
Maria. Er will nichts für mich thun?
Mortimer. Nichts mehr von ihm!
Was kann er thun, und was bedarf man sein?
Ich will dich retten, ich allein!
Maria. Ach, was vermögt ihr!
Mortimer. Täuschet euch nicht mehr,
Als ob es noch wie gestern mit euch stünde!
So wie die Königin jetzt von euch ging,
Wie dies Gespräch sich wendete, ist alles
Verloren, jeder Gnadenweg gesperrt.
Der That bedarf's jetzt, Kühnheit muß entscheiden,
Für alles werde alles frisch gewagt,
Frei müßt ihr sein, noch eh der Morgen tagt.
Maria. Was sprecht ihr? Diese Nacht! Wie ist das möglich?
Mortimer. Hört, was beschlossen ist. Versammelt hab' ich

In heimlicher Kapelle die Gefährten;
Ein Priester hörte unsre Beichte an,
Ablaß ist uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begingen, Ablaß im voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfingen wir,
Und fertig sind wir zu der letzten Reise.

Maria. O, welche fürchterliche Vorbereitung!

Mortimer. Dies Schloß ersteigen wir in dieser Nacht,
Der Schlüssel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reißen dich aus deiner Kammer
Gewaltsam, sterben muß von unsrer Hand,
Daß niemand überbleibe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.

Maria. Und Drury, Paulet, meine Kerkermeister?
O, eher werden sie ihr letztes Blut —

Mortimer. Von meinem Dolche fallen sie zuerst!

Maria. Was? Euer Oheim, euer zweiter Vater?

Mortimer. Von meinen Händen stirbt er. Ich ermord' ihn.

Maria. O blut'ger Frevel!

Mortimer. Alle Frevel sind
Vergeben im voraus. Ich kann das Aergste
Begehen, und ich will's.

Maria. O schrecklich, schrecklich!

Mortimer. Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen.

Maria. Nein, Mortimer! Eh so viel Blut um mich —

Mortimer. Was ist mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich lösen, eine zweite Wasserfluth
Herwogend alles Athmende verschlingen!
— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entsage,
Eh nahe sich das Ende aller Tage.

Maria (zurücktretend). Gott! welche Sprache, Sir, und — welche Blicke!
— Sie schrecken, sie verscheuchen mich.

Mortimer (mit irren Blicken u. im Ausdruck des stillen Wahnsinns). Das Leben ist
Nur ein Moment, der Tod ist auch nur einer!
— Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühnder Eisenzange,
(Indem er heftig auf sie zugeht, mit ausgebreiteten Armen)
Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange —

Maria (zurücktretend). Unsinniger, zurück! —

Mortimer. An dieser Brust,
Auf diesem liebeathmenden Munde —

Maria. Um Gotteswillen, Sir! Laßt mich hinein gehn!

Mortimer. Der ist ein Rasender, der nicht das Glück

Festhält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in seine Hand gegeben.
Ich will dich retten, kost' es tausend Leben,
Ich rette dich, ich will es, doch, so wahr
Gott lebt! ich schwör's, ich will dich auch besitzen.
Maria. O, will kein Gott, kein Engel mich beschützen!
Furchtbares Schicksal! Grimmig schleuderst du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verschwört sich Haß und Liebe, mich zu schrecken?
Mortimer. Ja, glühend, wie sie hassen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthaupten, diesen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchschneiden.
O, weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Hasse blutig opfern mußt!
Mit diesen Reizen, die nicht dein mehr sind,
Beselige den glücklichen Geliebten!
Die schöne Locke, dieses seidne Haar,
Verfallen schon den finstern Todesmächten,
Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umflechten!
Maria. O, welche Sprache muß ich hören! Sir!
Mein Unglück sollt' euch heilig sein, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht ist.
Mortimer. Die Krone ist von deinem Haupt gefallen,
Du hast nichts mehr von ird'scher Majestät,
Versuch' es, laß dein Herrscherwort erschallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter aufersteht.
Nichts blieb dir, als die rührende Gestalt,
Der hohen Schönheit göttliche Gewalt,
Die läßt mich alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen —
Maria. O, wer errettet mich von seiner Wuth!
Mortimer. Verwegner Dienst belohnt sich auch verwegen!
Warum verspritzt der Tapfere sein Blut?
Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut!
Ein Rasender, der es umsonst verschleudert!
Erst will ich ruhn an seiner wärmsten Brust — (Er preßt sie heftig an sich.)
Maria. O, muß ich Hilfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter —
Mortimer. Du bist nicht gefühllos;
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an,
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren,
Du hast den Sänger Rizzio beglückt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen.
Maria. Vermessener!
Mortimer. Er war nur dein Tyrann!

Du zittertest vor ihm, da du ihn liebtest!
Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
Beim Gott der Hölle! —

Maria. Laßt mich! Raset ihr?

Mortimer. Erzittern sollst du auch vor mir!

Kenn. (hereinstürzend). Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

Mortimer (auffahrend und zum Degen greifend). Ich beschütze dich!

Maria. O Hanna, rette mich aus seinen Händen!
Wo find' ich Aermste einen Zufluchtsort?
Zu welchem Heiligen soll ich mich wenden?
Hier ist Gewalt, und drinnen ist der Mord.

(Sie flieht dem Hause zu, Kennedy folgt.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und Drury, welche außer sich hereinstürzen. Gefolge eilt über die Scene.

Paulet. Verschließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer. Oheim, was ist's?

Paulet. Wo ist die Mörderin?
Hinab mit ihr ins finsterste Gefängniß!

Mortimer. Was gibt's? Was ist geschehn?

Paulet. Die Königin!
Verfluchte Hände! Teuflisches Erkühnen!

Mortimer. Die Königin! Welche Königin?

Paulet. Von England!
Sie ist ermordet auf der Londner Straßen! (Eilt ins Haus.)

Achter Auftritt.

Mortimer, gleich darauf **Okelly.**

Mortimer. Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben jemand
Vorbei und rief: Die Königin sei ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es ist Okell'. So schreckenvoll!

Okelly (hereinstürzend). Flieht, Mortimer! Flieht! Alles ist verloren.

Mortimer. Was ist verloren?

Okelly. Fragt nicht lange. Denkt
Auf schnelle Flucht!

Mortimer. Was gibt's denn?

Okelly. Sauvage führte
Den Streich, der Rasende.

Mortimer. So ist es wahr?

Okelly. Wahr, wahr! O, rettet euch!

Mortimer. Sie ist ermordet,

Und auf den Thron von England steigt Maria!

Okelly. Ermordet! Wer sagt das?

Mortimer. Ihr selbst!

Okelly. Sie lebt!

Und ich und ihr, wir alle sind des Todes.

Mortimer. Sie lebt!

Okelly. Der Stoß ging fehl, der Mantel fing ihn auf,

Und Shrewsbury entwaffnete den Mörder.

Mortimer. Sie lebt!

Okelly. Lebt, um uns alle zu verderben!

Kommt, man umzingelt schon den Park.

Mortimer. Wer hat

Das Rasende gethan?

Okelly. Der Barnabit'

Aus Toulon war's, den ihr in der Kapelle

Tiefsinnig sitzen saht, als uns der Mönch

Das Anathem ausdeutete, worin

Der Papst die Königin mit dem Fluch belegt.

Das Nächste, Kürzeste wollt' er ergreifen,

Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes

Befrein, die Martyrkrone sich erwerben;

Dem Priester nur vertraut' er seine That,

Und auf dem Londner Weg ward sie vollbracht.

Mortimer (nach einem langen Stillschweigen).

O, dich verfolgt ein grimmig wüthend Schicksal,

Unglückliche! Jetzt — ja, jetzt mußt du sterben,

Dein Engel selbst bereitet deinen Fall.

Okelly. Sagt! Wohin wendet ihr die Flucht? Ich gehe,

Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer. Flieht hin, und Gott geleite eure Flucht!

Ich bleibe. Noch versuch' ich's, sie zu retten,

Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten. (Gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erster Auftritt.

Graf Aubespine, Kent und Leicester.

Aubespine. Wie steht's um Ihro Majestät? Mylords

Ihr seht mich noch ganz außer mir vor Schrecken

Wie ging das zu? Wie konnte das in Mitte

Des allertreusten Volks geschehen?

Leicester. Es geschah

Durch keinen aus dem Volke. Der es that,

War eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubespine. Ein Rasender gewißlich!
Kent. Ein Papist,
Graf Aubespine!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Burleigh im Gespräch mit Davison.

Burleigh. Sogleich muß der Befehl
Zur Hinrichtung verfaßt und mit dem Siegel
Versehen werden — Wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königin zur Unterschrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit ist zu verlieren.
Davison. Es soll geschehn. (Geht ab.)
Aubespine (Burleigh entgegen). Mylord, mein treues Herz
Theilt die gerechte Freude dieser Insel.
Lob sei dem Himmel, der den Mörderstreich
Gewehrt von diesem königlichen Haupt!
Burleigh. Er sei gelobt, der unsrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!
Aubespine. Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieser fluchenswerthen That!
Burleigh. Den Thäter und den schändlichen Erfinder.
Aubespine (zu Kent). Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarschall,
Bei Ihro Majestät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunsch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füßen schuldigst niederlege —
Burleigh. Bemüht euch nicht, Graf Aubespine.
Aubespine (officios). Ich weiß,
Lord Burleigh, was mir obliegt.
Burleigh. Euch liegt ob,
Die Insel auf das schleunigste zu räumen.
Aubespine (tritt erstaunt zurück). Was? Wie ist das?
Burleigh. Der heilige Charakter
Beschützt euch heute noch, und morgen nicht mehr.
Aubespine. Und was ist mein Verbrechen?
Burleigh. Wenn ich es
G e n a n n t, so ist es nicht mehr zu vergeben.
Aubespine. Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgesandten —
Burleigh. Schützt — Reichsverräther nicht.
Leicester und **Kent.** Ha! Was ist das!
Aubespine. Mylord,
Bedenkt ihr wohl —
Burleigh. Ein Paß, von eurer Hand
Geschrieben, fand sich in des Mörders Tasche.
Kent. Ist's möglich?
Aubespine. Viele Pässe theil' ich aus,
Ich kann der Menschen Innres nicht erforschen.

Burleigh. In eurem Hause beichtete der Mörder.
Aubespine. Mein Haus ist offen.
Burleigh. Jedem Feinde Englands.
Aubespine. Ich fordre Untersuchung.
Burleigh. Fürchtet sie!
Aubespine. In meinem Haupt ist mein Monarch verletzt,
Zerreißen wird er das geschlossne Bündniß.
Burleigh. Zerrissen schon hat es die Königin,
England wird sich mit Frankreich nicht vermählen.
Mylord von Kent! Ihr übernehmet es,
Den Grafen sicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat sein Hotel
Gestürmt, wo sich ein ganzes Arsenal
Von Waffen fand; es droht, ihn zu zerreißen,
Wie er sich zeigt; verberget ihn, bis sich
Die Wuth gelegt — Ihr haftet für sein Leben!
Aubespine. Ich gehe, ich verlasse dieses Land,
Wo man der Völker Recht mit Füßen tritt
Und mit Verträgen spielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenschaft —
Burleigh. Er hole sie! (Kent und Aubespine gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Leicester und Burleigh.

Leicester. So löst ihr selbst das Bündniß wieder auf,
Das ihr geschäftig unberufen knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Mylord, die Mühe konntet ihr euch sparen.
Burleigh. Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der sich nichts Schlimmeres bewußt ist!
Leicester. Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, ist eine gute Zeit für euch.
Ein ungeheurer Frevel ist geschehn,
Und noch umhüllt Geheimniß seine Thäter.
Jetzt wird ein Inquisitionsgericht
Eröffnet. Wort' und Blicke werden abgewogen,
Gedanken selber vor Gericht gestellt.
Da seid ihr der allwicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats, ganz England liegt auf euren Schultern.
Burleigh. In euch, Mylord, erkenn' ich meinen Meister;
Denn solchen Sieg, als eure Rednerkunst
Erfocht, hat meine nie davon getragen.
Leicester. Was meint ihr damit, Lord?
Burleigh. Ihr wart es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königin nach Fotheringhayschloß

Zu locken wußte?

Leicester. Hinter eurem Rücken!
Wann scheuten meine Thaten eure Stirn?

Burleigh. Die Königin hättet ihr nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königin
Nicht hingeführt! — Die Königin war es,
Die so gefällig war, euch hinzuführen.

Leicester. Was wollt ihr damit sagen, Lord?

Burleigh. Die edle
Person, die ihr die Königin dort spielen ließt!
Der herrliche Triumph, den ihr der arglos
Vertrauenden bereitet! — Güt'ge Fürstin!
So schamlos frech verspottete man dich,
So schonungslos wardst du dahingegeben!
— Das also ist die Großmuth und die Milde,
Die euch im Staatsrath plötzlich angewandelt!
Darum ist diese Stuart ein so schwacher,
Verachtungswerther Feind, daß es der Müh
Nicht lohnt, mit ihrem Blut sich zu beflecken!
Ein feiner Plan! Fein zugespitzt! Nur Schade,
Zu fein geschärfet, daß die Spitze brach!

Leicester. Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königin sollt ihr mir Rede stehn.

Burleigh. Dort trefft ihr mich — Und sehet zu, Mylord,
Daß euch dort die Beredsamkeit nicht fehle! (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Leicester allein, darauf Mortimer.

Leicester. Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut — Wie kam
Der Unglückselige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweise hat! Erfährt
Die Königin, daß zwischen mir und der Maria
Verständnisse gewesen — Gott, wie schuldig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterlistig treulos
Erscheint mein Rath, mein unglückseliges
Bemühn, nach Fotheringhay sie zu führen!
Grausam verspottet sieht sie sich von mir,
An die verhaßte Feindin sich verrathen!
O, nimmer, nimmer kann sie das verzeihn!
Vorherbedacht wird alles nun erscheinen,
Auch diese bittre Wendung des Gesprächs,
Der Gegnerin Triumph und Hohngelächter,
Ja, selbst die Mörderhand, die blutig, schrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schicksal,
Dazwischen kam, werd' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung seh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!

Mortimer (kommt in der heftigsten Unruhe und blickt scheu umher).
Graf Lester! Seid ihr's? Sind wir ohne Zeugen?
Leicester. Unglücklicher, hinweg! Was sucht ihr hier?
Mortimer. Man ist auf unsrer Spur, auf eurer auch;
Nehmt euch in Acht!
Leicester. Hinweg, hinweg!
Mortimer. Man weiß,
Daß bei dem Grafen Aubespine geheime
Versammlung war —
Leicester. Was kümmert's mich!
Mortimer. Daß sich der Mörder
Dabei befunden —
Leicester. Das ist eure Sache!
Verwegener! Was unterfangt ihr euch,
In euren blut'gen Frevel *mich* zu flechten?
Vertheidigt eure bösen Händel selbst!
Mortimer. So hört mich doch nur an.
Leicester (in heftigem Zorn). Geht in die Hölle!
Was hängt ihr euch, gleich einem bösen Geist,
An meine Fersen! Fort! Ich kenn' euch nicht,
Ich habe nichts gemein mit Meuchelmördern.
Mortimer. Ihr wollt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich,
Auch eure Schritte sind verrathen —
Leicester. Ha!
Mortimer. Der Großschatzmeister war zu Fotheringhay
Sogleich, nachdem die Unglücksthat geschehn war,
Der Königin Zimmer wurden streng durchsucht,
Da fand sich —
Leicester. Was?
Mortimer. Ein angefangner Brief
Der Königin an euch —
Leicester. Die Unglücksel'ge!
Mortimer. Worin sie euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Versprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildnisses gedenkt —
Leicester. Tod und Verdammniß!
Mortimer. Lord Burleigh hat den Brief.
Leicester. Ich bin verloren!
(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder.)
Mortimer. Ergreift den Augenblick! Komm ihm zuvor!
Errettet *euch*, errettet *sie* — Schwört euch
Heraus, ersinnt Entschuldigungen, wendet
Das Aergste ab! Ich selbst kann nichts mehr thun.
Zerstreut sind die Gefährten, auseinander
Gesprengt ist unser ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu sammeln.

An euch ist's jetzt, versucht, was euer Ansehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

Leicester (steht still, plötzlich besonnen). Das will ich.

(Er geht nach der Thüre, öffnet sie und ruft.)

He da! Trabanten! (Zu dem Officier, der mit Bewaffneten hereintritt.)
Diesen Staatsverräther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die schändlichste Verschwörung ist entdeckt,
Ich bringe selbst der Königin die Botschaft. (Er geht ab.)

Mortimer (steht anfangs starr vor Erstaunen, faßt sich aber bald und sieht Leicestern mit einem Blick der tiefsten Verachtung nach).

Ha, Schändlicher! — Doch ich verdiene das!
Wer hieß mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken schreitet er,
Mein Fall muß ihm die Rettungsbrücke bauen.
— So rette dich! Verschlossen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund,
Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Officier der Wache, der hervortritt, um ihn gefangen zu nehmen.)

Was willst du, feiler Sklav der Tyrannei?
Ich spotte deiner, ich bin frei! (Einen Dolch ziehend.)

Officier. Er ist bewehrt — Entreißt ihm seinen Dolch!

(Sie dringen auf ihn ein, er erwehrt sich ihrer.)

Mortimer. Und frei im letzten Augenblicke soll
Mein Herz sich öffnen, meine Zunge lösen!
Fluch und Verderben euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königin verrathen!
Die von der irdischen Maria sich
Treulos, wie von der himmlischen, gewendet,
Sich dieser Bastardkönigin verkauft —

Officier. Hört ihr die Lästrung! Auf! Ergreifet ihn!

Mortimer. Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beispiel geben.
Maria, heil'ge, bitt' für mich
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

(Er durchsticht sich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme.)

Zimmer der Königin.

Fünfter Auftritt.

Elisabeth, einen Brief in der Hand. **Burleigh.**

Elisabeth. Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! Im Triumph
Vor seiner Buhlerin mich aufzuführen!

O, so ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!
Burleigh. Ich kann es noch nicht fassen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünste
Gelang, die Klugheit meiner Königin
So sehr zu überraschen.
Elisabeth. O, ich sterbe
Vor Scham! Wie mußt' er meiner Schwäche spotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich selber, ihres Spottes Ziel!
Burleigh. Du siehst nun ein, wie treu ich dir gerathen!
Elisabeth. O, ich bin schwer dafür gestraft, daß ich
Von eurem weisen Rathe mich entfernt!
Und sollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treusten Liebe einen Fallstrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn er mich hinterging?
Er, den ich groß gemacht vor allen Großen,
Der mir der Nächste stets am Herzen war,
Dem ich verstattete, an diesem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!
Burleigh. Und zu derselben Zeit verrieth er dich
An diese falsche Königin von Schottland!
Elisabeth. O, sie bezahle mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! Ist das Urtheil abgefaßt?
Burleigh. Es liegt
Bereit, wie du befohlen.
Elisabeth. Sterben soll sie!
Er soll sie fallen sehn und nach ihr fallen.
Verstoßen hab' ich ihn aus meinem Herzen,
Fort ist die Liebe, Rache füllt es ganz.
So hoch er stand, so tief und schmählich sei
Sein Sturz! Er sei ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beispiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower; ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten. Hingegeben
Sei er der ganzen Strenge des Gesetzes.
Burleigh. Er wird sich zu dir drängen, sich rechtfert'gen —
Elisabeth. Wie kann er sich rechtfert'gen? Ueberführt
Ihn nicht der Brief? O, sein Verbrechen ist
Klar, wie der Tag!
Burleigh. Doch du bist mild und gnädig,
Sein Anblick, seine mächt'ge Gegenwart —
Elisabeth. Ich will ihn nicht sehn. Niemals, niemals wieder!
Habt ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weist, wenn er kommt?
Burleigh. So ist's befohlen!
Page (tritt ein). Mylord von Lester.

Königin. Der Abscheuliche!
Ich will ihn nicht sehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht sehen will.

Page. Das wag' ich nicht dem Lord
Zu sagen, und er würde mir's nicht glauben.

Königin. So hab' ich ihn erhöht, daß meine Diener
Vor seinem Ansehn mehr als meinem zittern!

Burleigh (zum Pagen). Die Königin verbiet' ihm, sich zu nahn!

(Page geht zögernd ab.)

Königin (nach einer Pause). Wenn's dennoch möglich wäre — Wenn er sich
Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallstrick sein, den mir Maria legte,
Mich mit dem treusten Freunde zu entzwein?
O, sie ist eine abgefeimte Bübin!
Wenn sie den Brief nur schrieb, mir gift'gen Argwohn
Ins Herz zu streun, ihn, den sie haßt, ins Unglück
Zu stürzen —

Burleigh. Aber, Königin, erwäge —

Sechster Auftritt.

Vorige. Leicester.

Leicester (reißt die Thüre mit Gewalt auf und tritt mit gebieterischem Wesen herein).
Den Unverschämten will ich sehn, der mir
Das Zimmer meiner Königin verbietet.

Elisabeth. Ha, der Verwegene!

Leicester. Mich abzuweisen!
Wenn sie für einen Burleigh sichtbar ist,
So ist sie's auch für mich!

Burleigh. Ihr seid sehr kühn, Mylord,
Hier wider die Erlaubniß einzustürmen.

Leicester. Ihr seid sehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß! Was! Es ist an diesem Hofe
Niemand, durch dessen Mund Graf Lester sich
Erlauben und verbieten lassen kann! (Indem er sich d. Elisabeth demüthig nähert.)
Aus meiner Königin eignem Mund will ich —

Elisabeth (ohne ihn anzusehen). Aus meinem Angesicht, Nichtswürdiger!

Leicester. Nicht meine gütige Elisabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in diesen
Unholden Worten — Ich berufe mich auf m e i n e
Elisabeth — du liehest i h m dein Ohr,
Das Gleiche fordr' ich.

Elisabeth. Redet, Schändlicher!
Vergrößert euren Frevel! Leugnet ihn!

Leicester. Laßt diesen Ueberlästigen sich erst
Entfernen — Tretet ab, Mylord — Was ich
Mit meiner Königin zu verhandeln habe,

Braucht keinen Zeugen. Geht.
  Elisabeth (zu Burleigh). Bleibt. Ich befehl' es!
  Leicester. Was soll der Dritte zwischen dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchin
Hab' ich's zu thun — die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es sind heil'ge Rechte!
Und ich bestehe drauf, daß sich der Lord
Entferne!
  Elisabeth. Euch geziemt die stolze Sprache!
  Leicester. Wohl ziemt sie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunst den hohen Vorzug gab,
Das hebt mich über ihn und über alle!
Dein Herz verlieh mir diesen stolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bei Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wissen.
Er geh' — und zweier Augenblicke nur
Bedarf's, mich mit dir zu verständigen.
  Elisabeth. Ihr hofft umsonst, mich listig zu beschwatzen.
  Leicester. Beschwatzen konnte dich der Plauderer,
Ich aber will zu deinem Herzen reden,
Und was ich im Vertraun auf deine Gunst
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!
  Elisabeth. Schamloser! Eben diese ist's, die euch zuerst
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Mylord!
  Burleigh. Hier ist er!
  Leicester (durchläuft den Brief, ohne die Fassung zu verlieren).
Das ist der Stuart Hand!
  Elisabeth. Lest und verstummt!
  Leicester (nachdem er gelesen, ruhig).
Der Schein ist gegen mich; doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!
  Elisabeth. Könnt ihr es leugnen, daß ihr mit der Stuart
In heimlichem Verständniß wart, ihr Bildniß
Empfingt, ihr zur Befreiung Hoffnung machtet?
  Leicester. Leicht wäre mir's, wenn ich mich schuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Feindin zu verwerfen!
Doch frei ist mein Gewissen; ich bekenne,
Daß sie die Wahrheit schreibt!
  Elisabeth. Nun denn,
Unglücklicher!
  Burleigh. Sein eigner Mund verdammt ihn.
  Elisabeth. Aus meinen Augen! In den Tower — Verräther!
  Leicester. Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, daß ich
Aus diesem Schritt dir ein Geheimniß machte;

Doch redlich war die Absicht, es geschah,
Die Feindin zu erforschen, zu verderben.
Elisabeth. Elende Ausflucht! —
Burleigh. Wie, Mylord? Ihr glaubt —
Leicester. Ich habe ein gewagtes Spiel gespielt,
Ich weiß, und nur Graf Lester durfte sich
An diesem Hofe solcher That erkühnen.
Wie ich die Stuart hasse, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königin mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederschlagen.
Wohl darf der Mann, den deine Gunst vor allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einschlagen, seine Pflicht zu thun.
Burleigh. Warum,
Wenn's eine gute Sache war, verschwiegt ihr?
Leicester. Mylord! Ihr pflegt zu schwatzen, eh' ihr handelt,
Und seid die Glocke eurer Thaten. Das
Ist eure Weise, Lord. Die meine ist,
Erst handeln und dann reden!
Burleigh. Ihr redet jetzo, weil ihr müßt.
Leicester (ihn stolz und höhnisch mit den Augen messend). Und ihr
Berühmt euch, eine wundergroße That
Ins Werk gerichtet, eure Königin
Gerettet, die Verrätherei entlarvt
Zu haben — Alles wißt ihr, eurem Scharfblick
Kann nichts entgehen, meint ihr — Armer Prahler!
Trotz eurer Spürkunst war Maria Stuart
Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert.
Burleigh. Ihr hättet —
Leicester. Ich, Mylord. Die Königin
Vertraute sich dem Mortimer, sie schloß
Ihr Innerstes ihm auf, sie ging so weit,
Ihm einen blut'gen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim sich mit Abscheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Sagt! Ist es nicht so? (Königin und Burleigh sehen einander betroffen an.)
Burleigh. Wie gelangtet ihr
Dazu? —
Leicester. Ist's nicht so? — Nun, Mylord! Wo hattet
Ihr eure tausend Augen, nicht zu sehn,
Daß dieser Mortimer euch hinterging?
Daß er ein wüthender Papist, ein Werkzeug
Der Guisen, ein Geschöpf der Stuart war,
Ein keck entschlossner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befrein, die Königin

Zu morden —

Elisabeth (mit dem äußersten Erstaunen). Dieser Mortimer!

Leicester. Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf diesem Wege kennen lernte.
Noch heute sollte sie aus ihrem Kerker
Gerissen werden, diesen Augenblick
Entdeckte mir's sein eigner Mund; ich ließ ihn
Gefangen nehmen, und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, sich entlarvt zu sehn,
Gab er sich selbst den Tod!

Elisabeth. O, ich bin unerhört
Betrogen — Dieser Mortimer!

Burleigh. Und jetzt
Geschah das? jetzt, nachdem ich euch verlassen?

Leicester. Ich muß um meinetwillen sehr beklagen,
Daß es dies Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.
Die strengste Rechtsform sollte meine Unschuld
Vor aller Welt bewähren und besiegeln.

Burleigh. Er tödtete sich, sagt ihr. Er sich selber? Oder
Ihr ihn?

Leicester. Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!
(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Officier der Leibwache tritt herein.)
Erstattet Ihrer Majestät Bericht,
Wie dieser Mortimer umkam!

Officier. Ich hielt die Wache
Im Vorsaal, als Mylord die Thüre schnell
Eröffnete, und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir sahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünschung
Der Königin, und, eh wir's hindern konnten,
Ihn in die Brust sich stoßen, daß er todt
Zu Boden stürzte —

Leicester. Es ist gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königin weiß genug! (Officier geht ab.)

Elisabeth. O, welcher Abgrund von Abscheulichkeiten!

Leicester. Wer war's nun, der dich rettete? War es
Mylord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,
Die dich umgab? War e r's, der sie von dir
Gewandt? — Dein treuer Lester war dein Engel!

Burleigh. Graf! Dieser Mortimer starb euch sehr gelegen.

Elisabeth. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich glaub' euch
Und glaub' euch nicht. Ich denke, ihr seid schuldig
Und seid es nicht! O die Verhaßte, die
Mir all dies Weh bereitet!

Leicester. Sie muß sterben.
Jetzt stimm' ich selbst für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollstreckt zu lassen,
Bis sich aufs neu ein Arm für sie erhübe.
Dies ist geschehn — und ich bestehe drauf,
Daß man das Urtheil ungesäumt vollstrecke.

Burleigh. Ihr riethet dazu! Ihr!

Leicester. So sehr es mich
Empört, zu einem Aeußersten zu greifen,
Ich sehe nun und glaube, daß die Wohlfahrt
Der Königin dies blut'ge Opfer heischt;
Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh (zur Königin). Da es Mylord so treu und ernstlich meint,
So trag' ich darauf an, daß die Vollstreckung
Des Richterspruchs ihm übertragen werde.

Leicester. Mir!

Burleigh. Euch. Nicht besser könnt ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf euch lastet, widerlegen,
Als wenn ihr sie, die ihr geliebt zu haben
Beschuldigt werdet, selbst enthaupten lasset.

Elisabeth (Leicestern mit den Augen fixierend).
Mylord räth gut. So sei's, und dabei bleib' es.

Leicester. Mich sollte billig meines Ranges Höh'
Von einem Auftrag dieses traur'gen Inhalts
Befrein, der sich in jedem Sinne besser
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer seiner Königin so nahe steht,
Der sollte nichts Unglückliches vollbringen.
Jedoch, um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königin genugzuthun,
Begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhaßte Pflicht.

Elisabeth. Lord Burleigh theile sie mit euch! (Zu diesem.) Tragt Sorge,
Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.

(Burleigh geht. Man hört draußen ein Getümmel.)

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Elisabeth. Was gibt's, Mylord von Kent? Was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was ist es?

Kent. Königin,

Es ist das Volk, das den Palast umlagert;
Es fordert heftig dringend, dich zu sehn.

Elisabeth. Was will mein Volk?

Kent. Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben sei bedroht, es gehen Mörder
Umher, vom Papste wider dich gesendet.
Verschworen seien die Katholischen,
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reißen und zur Königin auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Elisabeth. Wie? Soll mir Zwang geschehn?

Kent. Sie sind entschlossen, eher nicht zu weichen,
Bis du das Urtheil unterzeichnet hast.

Achter Auftritt.

Burleigh und Davison mit einer Schrift. Die Vorigen.

Elisabeth. Was bringt ihr, Davison?

Davison (nähert sich, ernsthaft). Du hast befohlen,
O Königin —

Elisabeth. Was ist's? (Indem sie die Schrift ergreifen will, schauert sie zusammen und fährt zurück.) O Gott!

Burleigh. Gehorche
Der Stimme des Volks, sie ist die Stimme Gottes.

Elisabeth (unentschlossen mit sich selbst kämpfend).
O, meine Lords! Wer sagt mir, ob ich wirklich
Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach, wie sehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunsch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verschiedne Stimme sich
Wird hören lassen — ja, daß eben die,
Die jetzt gewaltsam zu der That mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht ist, strenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Shrewsbury zu den Vorigen.

Shrewsbury (kommt in großer Bewegung).
Man will dich übereilen, Königin!
O, halte fest, sei standhaft! (Indem er Davison mit der Schrift gewahr wird.)
Oder ist es
Geschehen? Ist es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückselig Blatt in dieser Hand.
Das komme meiner Königin jetzt nicht
Vor Augen.

Elisabeth. Edler Shrewsbury! Man zwingt mich.

Shrewsbury. Wer kann dich zwingen? Du bist Herrscherin,
Hier gilt es, deine Majestät zu zeigen!
Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,
Die sich erdreisten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.
Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du selbst bist außer dir, bist schwer gereizt,
Du bist ein Mensch, und jetzt kannst du nicht richten.

Burleigh. Gerichtet ist schon längst. Hier ist kein Urtheil
Zu fällen, zu vollziehen ist's.

Kent (der sich bei Shrewsburys Eintritt entfernt hat, kommt zurück).
Der Auflauf wächst, das Volk ist länger nicht
Zu bändigen.

Elisabeth (zu Shrewsbury). Ihr seht, wie sie mich drängen!

Shrewsbury. Nur Aufschub fordr' ich. Dieser Federzug
Entscheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du hast es Jahre lang bedacht, soll dich
Der Augenblick im Sturme mit sich führen?
Nur kurzen Aufschub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Burleigh (heftig). Erwarte, zögre, säume, bis das Reich
In Flammen steht, bis es der Feindin endlich
Gelingt, den Mordstreich wirklich zu vollführen.
Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt;
Heut hat er nahe dich berührt, noch einmal
Ein Wunder hoffen, hieße Gott versuchen.

Shrewsbury. Der Gott, der dich durch seine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut dem schwachen Arm
Des Greisen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwält'gen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt ist nicht die Zeit,
Du kannst in diesem Sturme sie nicht hören.
Dies Eine nur vernimm! Du zitterst jetzt
Vor dieser lebenden Maria. Nicht
Die Lebende hast du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab erstehen, eine Zwietrachtsgöttin,
Ein Rachegeist in deinem Reich herumgehn
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt haßt der Britte die Gefürchtete,
Er wird sie rächen, wenn sie nicht mehr ist.
Nicht mehr die Feindin seines Glaubens, nur
Die Enkeltochter seiner Könige,
Des Hasses Opfer und der Eifersucht
Wird er in der Bejammerten erblicken!

Schnell wirst du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That
Geschehen, zeige dich dem Volk, das sonst
Sich jubelnd um dich her ergoß, du wirst
Ein andres England sehn, ein andres Volk,
Denn dich umgibt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir
Besiegte! Furcht, die schreckliche Begleitung
Der Tyrannei, wird schaudernd vor dir herziehn,
Und jede Straße, wo du gehst, veröden.
Du hast das Letzte, Aeußerste gethan,
Welch Haupt steht fest, wenn dieses heil'ge fiel!

Elisabeth. Ach, Shrewsbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum ließet ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg' ich in meiner stillen Gruft! Fürwahr,
Ich bin des Lebens und des Herrschens müd!
Muß eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es ist
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht die sein, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm seine Majestät zurück.
Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
Nur für das Beste meines Volks gelebt.
Hofft es von dieser schmeichlerischen Stuart,
Der jüngern Königin, glücklichere Tage,
So steig' ich gern von diesem Thron und kehre
In Woodstocks stille Einsamkeit zurück,
Wo meine anspruchlose Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengröße fern,
Die Hoheit in mir selber fand — Bin ich
Zur Herrscherin doch nicht gemacht! Der Herrscher
Muß hart sein können, und mein Herz ist weich.
Ich habe diese Insel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erste schwere Königspflicht,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

Burleigh. Nun, bei Gott!
Wenn ich so ganz unkönigliche Worte
Aus meiner Königin Mund vernehmen muß,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger still zu schweigen.
— Du sagst, du liebst dein Volk, mehr als dich selbst,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden

Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.
— Denk' an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
Der alte Aberglaube wiederkehren?
Der Mönch aufs neu hier herrschen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unsre Kirchen
Verschließen, unsre Könige entthronen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen,
Ich fordre sie von dir — Wie du jetzt handelst,
Sind sie gerettet oder sind verloren.
Hier ist nicht Zeit zu weichlichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht;
Hat Shrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — Das ist mehr!

Elisabeth. Man überlasse mich mir selbst! Bei Menschen ist
Nicht Rath noch Trost in dieser großen Sache.
Ich trage sie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun — Entfernt euch,
Mylords! (Zu Davison.) Ihr, Sir, könnt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Shrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königin stehen mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er sich langsam mit einem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.)

Zehnter Auftritt.

Elisabeth allein.

O Sklaverei des Volksdiensts! Schmähliche
Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Götzen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
Wann soll ich frei auf diesem Throne stehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ich's
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O, der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen.
Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehaßt mein Leben lang? Daß ich
Für diese erste unvermeidliche
Gewaltthat selbst die Hände mir gefesselt!
Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
War ich tyrannisch, wie die spanische
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verspritzen!
Doch war's denn meine eigne freie Wahl,
Gerecht zu sein? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend.

Umgeben rings von Feinden, hält mich nur
Die Volksgunst auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten, streben alle Mächte
Des festen Landes. Unversöhnlich schleudert
Der röm'sche Papst den Bannfluch auf mein Haupt,
Mit falschem Bruderkuß verräth mich Frankreich,
Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So steh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürstlichen Geburt,
Wodurch der eigne Vater mich geschändet.
Umsonst bedeck' ich ihn — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt und stellt mir diese Stuart,
Ein ewig drohendes Gespenst, entgegen.
Nein, diese Furcht soll endigen!
Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben.
— Sie ist die Furie meines Lebens, mir
Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt sie mir! Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt!
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen. (Stillschweigen.)
Mit welchem Hohn sie auf mich niedersah,
Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe beßre Waffen,
Sie treffen tödtlich, und du bist nicht mehr!
(Mit raschem Schritt nach dem Tische gehend und die Feder ergreifend.)
Ein Bastard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, so lang du lebst und athmest.
Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt,
Er ist getilgt, sobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im echten Ehebett geboren!
(Sie unterschreibt mit einem raschen, festen Federzug, läßt dann die Feder fallen und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pause klingelt sie.)

Eilfter Auftritt.

Elisabeth. Davison.

Elisabeth. Wo sind die andern Lords?
Davison. Sie sind gegangen,
Das aufgebrachte Volk zur Ruh zu bringen.

Das Toben war auch augenblicks gestillt,
Sobald der Graf von Shrewsbury sich zeigte.
„Der ist's! Das ist er!“ riefen hundert Stimmen,
„Der rettete die Königin! Hört ihn,
Den bravsten Mann in England!“ Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In sanften Worten sein gewaltsames
Beginnen, sprach so kraftvoll überzeugend,
Daß alles sich besänftigte und still
Vom Platze schlich.

Elisabeth. Die wankelmüth'ge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dies Rohr sich lehnet! — Es ist gut,
Sir Davison. Ihr könnt nun wieder gehn.
(Wie sich jener nach der Thüre gewendet.)
Und dieses Blatt — nehmt es zurück — ich leg's
In eure Hände.

Davison (wirft einen Blick in das Papier und erschrickt). Königin, dein Name!
Du hast entschieden?

Elisabeth. — Unterschreiben sollt' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entscheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Davison. Dein Name, Königin, unter dieser Schrift
Entscheidet alles, tödtet, ist ein Strahl
Des Donners, der geflügelt trifft — Dies Blatt
Befiehlt den Commissarien, dem Sherif,
Nach Fotheringhayschloß sich stehnden Fußes
Zur Königin von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen und schnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehn.
Hier ist kein Aufschub! Jene hat gelebt,
Wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe.

Elisabeth. Ja, Sir! Gott legt ein wichtig, groß Geschick
In eure schwachen Hände. Fleht ihn an,
Daß er mit seiner Weisheit euch erleuchte.
Ich geh' und überlass' euch eurer Pflicht. (Sie will gehen.)

Davison (tritt ihr in den Weg). Nein, meine Königin! Verlaß mich nicht,
Eh du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Gebot buchstäblich zu befolgen?
— Du legst dies Blatt in meine Hand, daß ich
Zu schleuniger Vollziehung es befördre?

Elisabeth. Das werdet ihr nach eurer Klugheit —

Davison (schnell und erschrocken einfallend). Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott, Gehorsam
Ist meine ganze Klugheit. Deinem Diener

Darf hier nichts zu entscheiden übrig bleiben.
Ein klein Versehn wär' hier ein Königsmord,
Ein unabsehbar, ungeheures Unglück.
Vergönne mir, in dieser großen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu sein.
In klare Worte fasse deine Meinung,
Was soll mit diesem Blutbefehl geschehn?

Elisabeth. — Sein Name spricht es aus.

Davison. So willst du, daß er gleich vollzogen werde?

Elisabeth (zögernd). Das sag' ich nicht und zittre, es zu denken.

Davison. Du willst, daß ich ihn länger noch bewahre?

Elisabeth (schnell). Auf eure Gefahr! Ihr haftet für die Folgen.

Davison. Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königin, was willst du?

Elisabeth (ungeduldig). Ich will, daß dieser unglücksel'gen Sache
Nicht mehr gedacht soll werden, daß ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

Davison. Es kostet dir ein einzig Wort. O, sage,
Bestimme, was mit dieser Schrift soll werden!

Elisabeth. Ich hab's gesagt, und quält mich nun nicht weiter.

Davison. Du hättest es gesagt? Du hast mir nichts
Gesagt — O, es gefalle meiner Königin,
Sich zu erinnern.

Elisabeth (stampft auf den Boden). Unerträglich!

Davison. Habe Nachsicht
Mit mir! Ich kam seit wenig Monden erst
In dieses Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Könige — In schlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachsen.
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Laß dich das Wort nicht reun, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —

(Er nähert sich ihr in flehender Stellung, sie kehrt ihm den Rücken zu, er steht in Verzweiflung, dann spricht er mit entschlossnem Ton.)

Nimm dies Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, dir in diesem furchtbaren
Geschäft zu dienen.

Elisabeth. Thut, was eures Amts ist! (Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Davison, gleich darauf Burleigh.

Davison. Sie geht! Sie läßt mich rathlos, zweifelnd stehn
Mit diesem fürchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ich's bewahren? Soll ich's übergeben? (Zu Burleigh, der hereintritt.)
O, gut, gut, daß ihr kommt, Mylord! Ihr seid's,
Der mich in dieses Staatsamt eingeführt.

Befreiet mich davon! Ich übernahm es,
Unkundig seiner Rechenschaft. Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf diesen Platz —

Burleigh. Was ist euch, Sir? Faßt euch. Wo ist das Urtheil?
Die Königin ließ euch rufen.

Davison. Sie verließ mich
In heft'gem Zorn. O, rathet mir! Helft mir!
Reißt mich aus dieser Höllenangst des Zweifels!
Hier ist das Urtheil — es ist unterschrieben.

Burleigh (hastig). Ist es? O, gebt! Gebt her!

Davison. Ich darf nicht.

Burleigh. Was?

Davison. Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh. Nicht deutlich! Sie hat unterschrieben. Gebt!

Davison. Ich soll's vollziehen lassen — soll es nicht
Vollziehen lassen — Gott! Weiß ich, was ich soll?

Burleigh (heftiger dringend).
Gleich, augenblicks sollt ihr's vollziehen lassen.
Gebt her! Ihr seid verloren, wenn ihr säumt.

Davison. Ich bin verloren, wenn ich's übereile.

Burleigh. Ihr seid ein Thor, ihr seid von Sinnen! Gebt!

(Er entreißt ihm die Schrift und eilt damit ab.)

Davison (ihm nacheilend).
Was macht ihr? Bleibt! Ihr stürzt mich ins Verderben!

Fünfter Aufzug.

Die Scene ist das Zimmer des ersten Aufzugs.

Erster Auftritt

Hanna Kennedy, in tiefe Trauer gekleidet, mit verweinten Augen und einem großen, aber stillen Schmerz, ist beschäftigt, Pakete und Briefe zu versiegeln. Oft unterbricht sie der Jammer in ihrem Geschäft, und man sieht sie dazwischen still beten. **Paulet** und **Drury**, gleichfalls in schwarzen Kleidern, treten ein; ihnen folgen viele Bediente, welche goldene und silberne Gefäße, Spiegel, Gemälde und andere Kostbarkeiten tragen und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. Paulet überliefert der Amme ein Schmuckkästchen nebst einem Papier und bedeutet ihr durch Zeichen, daß es ein Verzeichniß der gebrachten Dinge enthalte. Beim Anblick dieser Reichthümer erneuert sich der Schmerz der Amme; sie versinkt in ein tiefes Trauern, indem jene sich still wieder entfernen. Melvil tritt ein.

Kennedy (schreit auf, sobald sie ihn gewahr wird).
Melvil! Ihr seid es! Euch erblick' ich wieder!

Melvil. Ja, treue Kennedy, wir sehn uns wieder!

Kennedy. Nach langer, langer, schmerzenvoller Trennung!

Melvil. Ein unglückselig schmerzvoll Wiedersehn!

Kennedy. O Gott! Ihr kommt —

Melvil. Den letzten, ewigen
Abschied von meiner Königin zu nehmen.
Kennedy. Jetzt endlich, jetzt, am Morgen ihres Todes
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es euch erging,
Euch nicht die Leiden nennen, die wir litten,
Seitdem man euch von unsrer Seite riß.
Ach, dazu wird wohl einst die Stunde kommen!
O Melvil! Melvil! Mußten wir's erleben,
Den Anbruch dieses Tags zu sehn!
Melvil. Laßt uns
Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
Solang noch Leben in mir ist; nie soll
Ein Lächeln diese Wangen mehr erheitern,
Nie will ich dieses nächtliche Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern;
Doch heute will ich standhaft sein — Versprecht
Auch ihr mir, euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die andern alle der Verzweiflung
Sich trostlos überlassen, lasset uns
Mit männlich edler Fassung ihr vorangehn
Und ihr ein Stab sein auf dem Todesweg!
Kennedy. Melvil! Ihr seid im Irrthum, wenn ihr glaubt,
Die Königin bedürfe unsers Beistands,
Um standhaft in den Tod zu gehn! Sie selber ist's,
Die uns das Beispiel edler Fassung gibt.
Seid ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königin und Heldin sterben.
Melvil. Nahm sie die Todespost mit Fassung auf?
Man sagt, daß sie nicht vorbereitet war.
Kennedy. Das war sie nicht. Ganz andre Schrecken waren's,
Die meine Lady ängstigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Befreier zitterte Maria.
— Freiheit war uns verheißen. Diese Nacht
Versprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwischen Furcht und Hoffnung, zweifelhaft,
Ob sie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und fürstliche Person vertrauen dürfe,
Erwartete die Königin den Morgen.
— Da wird ein Auflauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unser Ohr und vieler Hämmer Schlag.
Wir glauben, die Befreier zu vernehmen,
Die Hoffnung winkt, der süße Trieb des Lebens
Wacht unwillkürlich, allgewaltig auf —
Da öffnet sich die Thür — Sir Paulet ist's,

Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unsern Füßen das Gerüst aufschlagen!
(Sie wendet sich ab, von heftigem Schmerz ergriffen.)
Melvil. Gerechter Gott! O, sagt mir, wie ertrug
Maria diesen fürchterlichen Wechsel?
Kennedy (nach einer Pause, worin sie sich wieder etwas gefaßt hat).
Man löst sich nicht allmählich von dem Leben!
Mit einemmal, schnell, augenblicklich muß
Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
In diesem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu stoßen mit entschlossner Seele
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königin — Dann erst,
Als sie Lord Lesters schändlichen Verrath
Vernahm, das unglückselige Geschick
Des werthen Jünglings, der sich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer sah,
Dem seine letzte Hoffnung starb durch sie
Da flossen ihre Thränen; nicht das eigne Schicksal,
Der fremde Jammer preßte sie ihr ab.
Melvil. Wo ist sie jetzt, könnt ihr mich zu ihr bringen?
Kennedy. Den Rest der Nacht durchwachte sie mit Beten,
Nahm von den theuern Freunden schriftlich Abschied
Und schrieb ihr Testament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt sie einen Augenblick der Ruh,
Der letzte Schlaf erquickt sie.
Melvil. Wer ist bei ihr?
Kennedy. Ihr Leibarzt Burgoyn und ihre Frauen.

Zweiter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen.

Kennedy. Was bringt ihr, Mistreß? Ist die Lady wach?
Kurl (ihre Thränen trocknend). Schon angekleidet — Sie verlangt nach euch.
Kennedy. Ich komme. (Zu Melvil, der sie begleiten will).
Folgt mir nicht, bis ich die Lady
Auf euren Anblick vorbereitet. (Geht hinein.)
Kurl. Melvil!
Der alte Haushofmeister!
Melvil. Ja, der bin ich!
Kurl. O, dieses Haus braucht keines Meisters mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London. Wißt ihr mir
Von meinem Manne nichts zu sagen?
Melvil. Er wird auf freien Fuß gesetzt, sagt man,
Sobald —

Kurl. Sobald die Königin nicht mehr ist!
O der nichtswürdig schändliche Verräther!
Er ist der Mörder dieser theuren Lady;
Sein Zeugniß, sagt man, habe sie verurtheilt.
Melvil. So ist's.
Kurl. O, seine Seele sei verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falsch gezeugt —
Melvil. Mylady Kurl! Bedenket eure Reden!
Kurl. Beschwören will ich's vor Gerichtes Schranken,
Ich will es ihm ins Antlitz wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen.
Sie stirbt unschuldig —
Melvil. O, das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyn zu den Vorigen. Hernach Hanna Kennedy.

Burgoyn (erblickt Melvil). O Melvil!
Melvil (ihn umarmend). Burgoyn!
Burgoyn (zu Margaretha Kurl). Besorget einen Becher
Mit Wein für unsre Lady! Machet hurtig! (Kurl geht ab.)
Melvil. Wie? Ist der Königin nicht wohl?
Burgoyn. Sie fühlt sich stark, sie täuscht ihr Heldenmuth,
Und keiner Speise glaubt sie zu bedürfen;
Doch ihrer wartet noch ein schwerer Kampf,
Und ihre Feinde sollen sich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.
Melvil (zur Amme, die hereintritt). Will sie mich sehn?
Kennedy. Gleich wird sie selbst hier sein.
— Ihr scheint euch mit Verwundrung umzusehn,
Und eure Blicke fragen mich: Was soll
Das Prachtgeräth in diesem Ort des Todes?
— O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten,
Erst mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwei andre Kammerfrauen der Maria, gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bei Melvils Anblick in laute Thränen aus.

Melvil. Was für ein Anblick! Welch ein Wiedersehn!
Gertrude! Rosamund!
Zweite Kammerfrau. Sie hat uns von sich
Geschickt! Sie will zum letztenmal allein
Mit Gott sich unterhalten!
(Es kommen noch zwei weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer, die mit stummen Geberden ihren Jammer ausdrücken.)

Fünfter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen. Sie trägt einen goldenen Becher mit Wein und setzt ihn auf den Tisch, indem sie sich bleich und zitternd an einem Stuhl hält.

Melvil. Was ist euch, Mistreß? Was entsetzt euch so?
Kurl. O Gott!
Burgoyn. Was habt ihr?
Kurl. Was mußt' ich erblicken!
Melvil. Kommt zu euch! Sagt uns, was es ist!
Kurl. Als ich
Mit diesem Becher Wein die große Treppe
Herauf stieg, die zur untern Halle führt,
Da that die Thür sich auf — ich sah hinein —
Ich sah — o Gott!
Melvil. Was saht ihr? Fasset euch!
Kurl. Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüst, mit schwarzem Tuch beschlagen,
Erhob sich von dem Boden, mitten drauf
Ein schwarzer Block, ein Kissen und daneben
Ein blankgeschliffnes Beil — Voll Menschen war
Der Saal, die um das Mordgerüst sich drängten
Und, heiße Blutgier in dem Blick, das Opfer
Erwarteten.
Die Kammerfrauen. O Gott, sei unsrer Lady gnädig!
Melvil. Faßt euch! Sie kommt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie ist weiß und festlich gekleidet, am Halse trägt sie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei, ein Rosenkranz hängt am Gürtel herab, sie hat ein Kruzifix in der Hand und ein Diadem in den Haaren, ihr großer schwarzer Schleier ist zurückgeschlagen. Bei ihrem Eintritt weichen die Anwesenden zu beiden Seiten zurück und drücken den heftigsten Schmerz aus. Melvil ist mit einer unwillkürlichen Bewegung auf die Kniee gesunken.

Maria (mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreise herumsehend).
Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen solltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele sich
Auf Engelsflügeln schwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der stolzen Feindin
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freien, großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — Den Menschen adelt,
Den tiefstgesunkenen, das letzte Schicksal.

Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!
(Indem sie einige Schritte weiter vortritt.)
Wie? Melvil hier? — Nicht also, edler Sir!
Steht auf! Ihr seid zu eurer Königin
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen ist, daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge dasteht in der Todesstunde.
— Sagt, edler Ritter, wie erging es euch
In diesem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um euch hat oft mein Herz bekümmert.
Melvil. Mich drückte sonst kein Mangel, als der Schmerz
Um dich und meine Ohnmacht, dir zu dienen.
Maria. Wie steht's um Didier, meinen alten Kämmrer?
Doch der Getreue schläft wohl lange schon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.
Melvil. Gott hat ihm diese Gnade nicht erzeigt,
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.
Maria. Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuren Blutsverwandten zu umfassen!
Doch ich soll sterben unter Fremdlingen,
Nur eure Thränen soll ich fließen sehn!
— Melvil, die letzten Wünsche für die Meinen
Leg' ich in eure treue Brust — Ich segne
Den allerchristlichsten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich segne meinen Oehm, den Kardinal,
Und Heinrich Guise, meinen edeln Vetter.
Ich segne auch den Papst, den heiligen
Statthalter Christi, der mich wieder segnet,
Und den kathol'schen König, der sich edelmüthig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie alle stehn in meinem Testament,
Sie werden die Geschenke meiner Liebe,
Wie arm sie sind, darum gering nicht achten. (Sich zu ihren Dienern wendend.)
Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen, er wird sorgen
Für euch, ein neues Vaterland euch geben.
Und ist euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, daß der Britte nicht
Sein stolzes Herz an eurem Unglück weide,

Nicht die im Staube seh', die mir gedient.
Bei diesem Bildniß des Gekreuzigten
Gelobet mir, dies unglücksel'ge Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlassen!

Melvil (berührt das Kruzifix) Ich schwöre dir's im Namen dieser aller.

Maria. Was ich, die Arme, die Beraubte, noch besaß,
Worüber mir vergönnt ist frei zu schalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt; man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel! (Zu den Fräulein.)
Dir, meine Alix, Gertrud, Rosamund,
Bestimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn eure Jugend freut sich noch des Putzes.
Du, Margaretha, hast das nächste Recht
An meine Großmuth, denn ich lasse dich
Zurück als die Unglücklichste von allen.
Daß ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht,
Dir ist das höchste Kleinod mein Gedächtniß.
Nimm dieses Tuch! Ich hab's mit eigner Hand
Für dich gestickt in meines Kummers Stunden
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit diesem Tuch wirst du die Augen mir verbinden,
Wenn es so weit ist — Diesen letzten Dienst
Wünsch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy. O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria. Kommt alle!
Kommt und empfangt mein letztes Lebewohl!

(Sie reicht ihre Hände hin, eins nach dem andern fällt ihr zu Füßen und küßt die dargebotne Hand unter heftigem Weinen.)

Leb wohl, Margretha — Alix, lebe wohl —
Dank, Burgoyn, für eure treuen Dienste —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehasset worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud,
Denn Liebe fordert dieses glühnde Herz —
Bertha, du hast das bessre Theil erwählt,
Die keusche Braut des Himmels willst du werden.
O, eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich sind die Güter dieser Erden,
Das lern' an deiner Königin! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!

(Sie wendet sich schnell von ihnen; alle, bis auf Melvil, entfernen sich.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria. Ich habe alles Zeitliche berichtigt
Und hoffe, keines Menschen Schuldnerin
Aus dieser Welt zu scheiden — Eins nur ist's,
Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, sich frei und freudig zu erheben.
Melvil. Entdecke mir's. Erleichtre deine Brust,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.
Maria. Ich stehe an dem Rand der Ewigkeit;
Bald soll ich treten vor den höchsten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht versöhnt.
Versagt ist mir der Priester meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelsspeise
Verschmäh' ich aus den Händen falscher Priester.
Im Glauben meiner Kirche will ich sterben,
Denn der allein ist's, welcher selig macht.
Melvil. Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frei zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig.
Maria. Ach, Melvil! Nicht allein genug ist sich
Das Herz, ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmlische sich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menschen und verschloß
Die unsichtbaren himmlischen Geschenke
Geheimnißvoll in einem sichtbarn Leib.
— Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die kathol'sche heißt sie,
Denn nur der Glaube aller stärkt den Glauben;
Wo Tausende anbeten und verehren,
Da wird die Gluth zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.
— Ach, die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet versammelt in dem Haus des Herrn!
Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederstürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeschlossen, nicht zu mir

In meinen Kerker bringt der Himmelssegen.

Melvil. Er dringt zu dir! Er ist dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felsen schlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann diesen Kelch, die irdische Erquickung,
Dir schnell in eine himmlische verwandeln.

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht.)

Maria. Melvil, versteh' ich euch? Ja, ich versteh' euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — doch der Erlöser spricht:
Wo zwei versammelt sind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So seid ihr mir, auch ungeweiht, ein Priester,
Ein Bote Gottes, der mir Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und euer Mund soll mir das Heil verkünden.

Melvil. Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt,
So wisse, Königin, daß dir zum Troste
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier sei kein Priester, sagst du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irrest dich. Hier ist
Ein Priester, und ein Gott ist hier zugegen.

(Er entblößt bei diesen Worten das Haupt; zugleich zeigt er ihr eine Hostie in einer goldenen Schale.)

— Ich bin ein Priester; deine letzte Beichte
Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die sieben Weihn auf meinem Haupt empfangen,
Und diese Hostie überbring' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er selbst geweihet.

Maria. O, so muß an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch Glück bereitet sein!
Wie ein Unsterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwert,
Er schreitet mächtig durch verschlossne Pforten,
Und im Gefängniß steht er glänzend da,
So überrascht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'sche Retter mich getäuscht!
— Und ihr, mein Diener einst, seid jetzt der Diener
Des höchsten Gottes und sein heil'ger Mund!

Wie eure Kniee sonst vor mir sich beugten,
So lieg' ich jetzt im Staub vor euch. (Sie sinkt vor ihm nieder.)
Melvil (indem er das Zeichen des Kreuzes über sie macht). Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geistes!
Maria, Königin! Hast du dein Herz
Erforschet, schwörst du, und gelobest du,
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?
Maria. Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.
Melvil. Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewissen,
Seitdem du Gott zum letztenmal versöhnt?
Maria. Von neid'schem Hasse war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Busen.
Vergebung hofft' ich Sünderin von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.
Melvil. Bereuest du die Schuld, und ist's dein ernster
Entschluß, versöhnt aus dieser Welt zu scheiden?
Maria. So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.
Melvil. Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?
Maria. Ach, nicht durch Haß allein, durch sünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchste Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlassen und betrogen!
Melvil. Bereuest du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott sich zu Gott gewendet?
Maria. Es war der schwerste Kampf, den ich bestand,
Zerrissen ist das letzte ird'sche Band.
Melvil. Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewissen?
Maria. Ach, eine frühe Blutschuld, längst gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft
Im Augenblick der letzten Rechenschaft,
Und wälzt sich schwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ich's ab mit allen Kirchenstrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.
Melvil. Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?
Maria. Jetzt weißt du alles, was mein Herz belastet.
Melvil. Denk' an die Nähe des Allwissenden!
Der Strafen denke, die die heil'ge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das ist
Die Sünde zu dem ew'gen Tod, denn das
Ist wider seinen heil'gen Geist gefrevelt.
Maria. So schenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wissend nichts verschwieg.
Melvil. Wie? Deinem Gott verhehlst du das Verbrechen,

Um dessentwillen dich die Menschen strafen?
Du sagst mir nichts von deinem blut'gen Antheil
An Babingtons und Parry's Hochverrath?
Den zeitlichen Tod stirbst du für diese That,
Willst du auch noch den ew'gen dafür sterben?

Maria. Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu gehn;
Noch eh sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn;
Doch wiederhol' ich's: Meine Beichte ist vollendet.

Melvil. Erwäg' es wohl. Das Herz ist ein Betrüger.
Du hast vielleicht mit list'gem Doppelsinn
Das Wort vermieden, das dich schuldig macht,
Obgleich der Wille das Verbrechen theilte.
Doch wisse, keine Gaukelkunst berückt
Das Flammenauge, das ins Innre blickt!

Maria. Ich habe alle Fürsten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befrein;
Doch nie hab' ich durch Vorsatz oder That
Das Leben meiner Feindin angetastet!

Melvil. So hätten deine Schreiber falsch gezeugt?

Maria. Wie ich gesagt, so ist's. Was jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil. So steigst du, überzeugt
Von deiner Unschuld, auf das Blutgerüste?

Maria. Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

Melvil (macht den Segen über sie). So gehe hin und sterbend büße sie!
Sink', ein ergebnes Opfer, am Altare!
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach,
Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen ist, zu lösen und zu binden,
Erlassung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, so geschehe dir! (Er reicht ihr die Hostie.)
Nimm hin den Leib, er ist für dich geopfert!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht, consecriert ihn mit stillem Gebet, dann reicht er ihr denselben. Sie zögert, ihn anzunehmen, u. weist ihn mit der Hand zurück.)

Nimm hin das Blut, es ist für dich vergossen!
Nimm hin! Der Papst erzeigt dir diese Gunst!
Im Tode noch sollst du das höchste Recht
Der Könige, das priesterliche, üben! (Sie empfängt den Kelch.)
Und wie du jetzt dich in dem ird'schen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirst du dort in seinem Freudenreich,

Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen,
Ein schön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er setzt den Kelch nieder. Auf ein Geräusch, das gehört wird, bedeckt er sich das Haupt und geht an die Thüre; Maria bleibt in stiller Andacht auf den Knieen liegen.)

Melvil (zurückkommend). Dir bleibt ein harter Kampf noch zu bestehn.
Fühlst du dich stark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Hasses zu besiegen?

Maria. Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil. Nun, so bereite dich, die Lords von Lester
Und Burleigh zu empfangen. Sie sind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, Leicester und Paulet. Leicester bleibt ganz in der Entfernung stehen, ohne die Augen aufzuschlagen. Burleigh, der seine Fassung beobachtet, tritt zwischen ihn und die Königin.

Burleigh. Ich komme, Lady Stuart, eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria. Dank, Mylord!

Burleigh. Es ist der Wille meiner Königin,
Daß euch nichts Billiges verweigert werde.

Maria. Mein Testament nennt meine letzten Wünsche
Ich hab's in Ritter Paulets Hand gelegt
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet. Verlaßt euch drauf.

Maria. Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlassen oder Frankreich,
Wohin sie selber wünschen und begehren.

Burleigh. Es sei, wie ihr es wünscht.

Maria. Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen soll,
So dulde man, daß dieser treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach, es war immer dort!

Burleigh. Es soll geschehn.
Habt ihr noch sonst —

Maria. Der Königin von England
Bringt meinen schwesterlichen Gruß — Sagt ihr,
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Heftigkeit von gestern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte sie
Und schenk' ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh. Sprecht! Habt ihr noch nicht bessern Rath erwählt?
Verschmäht ihr noch den Beistand des Dechanten?

Maria. Ich bin mit meinem Gott versöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' euch schuldlos vieles Weh bereitet,

Des Alters Stütze euch geraubt — O, laßt
Mich hoffen, daß ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet (gibt ihr die Hand). Gott sei mit euch! Gehet hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königin dringen herein mit Zeichen des Entsetzens; ihnen folgt der Sherif, einen weißen Stab in der Hand, hinter demselben sieht man durch die offen bleibende Thüre gewaffnete Männer.

Maria. Was ist dir, Hanna? Ja, nun ist es Zeit!
Hier kommt der Sherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geschieden sein! Lebt wohl! Lebt wohl!

(Ihre Frauen hängen sich an sie mit heftigem Schmerz; zu Melvil.)

Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna
Sollt mich auf diesem letzten Gang begleiten.
Mylord, versagt mir diese Wohlthat nicht!

Burleigh. Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria. Wie?
Die kleine Bitte könntet ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geschlecht! Wer soll
Den letzten Dienst mir leisten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schwester sein,
Daß mein Geschlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh. Es darf kein Weib die Stufen des Gerüstes
Mit euch besteigen — Ihr Geschrei und Jammern —

Maria. Sie soll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaßte Seele meiner Hanna!
Seid gütig, Lord. O, trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerin und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit sanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh). Laßt es geschehn!

Burleigh. Es sei.

Maria. Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieser Welt — (Sie nimmt das Kruzifix und küßt es.)
Mein Heiland! Mein Erlöser!
Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie wendet sich zu gehen. In diesem Augenblick begegnet ihr Auge dem Grafen Leicester, der bei ihrem Ausbruch unwillkürlich aufgefahren und nach ihr hingesehen. — Bei diesem Anblick zittert Maria, die Kniee versagen ihr, sie ist im Begriff hinzusinken; da ergreift sie Graf Leicester und empfängt sie in seinen Armen. Sie sieht ihn eine Zeit lang ernst und schweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich spricht sie.)

Ihr haltet Wort, Graf Lester — Ihr verspracht
Mir euren Arm, aus diesem Kerker mich

Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt!

(Er steht wie vernichtet. Sie fährt mit sanfter Stimme fort.)

Ja, Lester, und nicht bloß
Die Freiheit wollt' ich eurer Hand verdanken.
Ihr solltet mir die Freiheit theuer machen,
An eurer Hand, beglückt durch eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu scheiden und ein sel'ger Geist zu werden,
Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
Jetzt, Lester, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die besiegte Schwachheit eingestehn —
Lebt wohl, und wenn ihr könnt, so lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwei Königinnen,
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füßen der Elisabeth!
Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Sherif voraus, Melvil und die Amme ihr zur Seite. Burleigh und Paulet folgen, die Uebrigen sehen ihr jammernd nach, bis sie verschwunden ist; dann entfernen sie sich durch die zwei andern Thüren.)

Zehnter Auftritt.

Leicester (allein zurückbleibend).

Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!
Stürzt dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich?
Thut sich kein Schlund auf, das elendeste
Der Wesen zu verschlingen? Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!
— Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist,
Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo ist mein Vorsatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu ersticken?
Ihr fallend Haupt zu sehn mit unbewegten Blicken?
Weckt mir ihr Anblick die erstorbne Scham?
Muß sie im Tod mit Liebesbanden mich umstricken?
— Verworfener, dir steht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibisch hinzuschmelzen.
Der Liebe Glück liegt nicht auf deiner Bahn,
Mit einem ehr'nen Harnisch angethan
Sei deine Brust! Die Stirne sei ein Felsen!
Willst du den Preis der Schandthat nicht verlieren,
Dreist mußt du sie behaupten und vollführen!
Verstumme, Mitleid! Augen, werdet Stein!

Ich seh' sie fallen, ich will Zeuge sein.
(Er geht mit entschlossenem Schritt der Thüre zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges stehen.)
Umsonst! Umsonst! Mich faßt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
Kann sie nicht sterben sehen — Horch! Was war das?
Sie sind schon unten — Unter meinen Füßen
Bereitet sich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!
(Er will durch eine andere Thüre entfliehen, findet sie aber verschlossen und fährt zurück.)
Wie? Fesselt mich ein Gott an diesen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuschauen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet sie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet sie —
Mit fester Stimme — Es wird still — Ganz still!
Nur schluchzen hör' ich und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt —
(Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen und eine Weile inne gehalten, sieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zusammenfahren und ohnmächtig niedersinken; zugleich erschallt von unten herauf ein dumpfes Getöse von Stimmen, welches lange forthallt.)

Das zweite Zimmer des vierten Aufzugs.

Eilfter Auftritt.

Elisabeth (tritt aus einer Seitenthüre, ihr Gang und ihre Geberden drücken die heftigste Unruhe aus).
Noch niemand hier — Noch keine Botschaft — Will es
Nicht Abend werden! Steht die Sonne fest
In ihrem himmlischen Lauf? Ich soll noch länger
Auf dieser Folter der Erwartung liegen.
— Ist es geschehen? Ist es nicht? — Mir graut
Vor beidem, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Lester zeigt sich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernannt, das Urtheil zu vollstrecken.
Sind sie von London abgereist — dann ist's
Geschehn, der Pfeil ist abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen; gält's mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer ist du?

Zwölfter Auftritt.

Elisabeth. Ein Page.

Elisabeth. Du kommst allein zurück — Wo sind die Lords?
Page. Mylord von Lester und der Großschatzmeister —

Elisabeth (in der höchsten Spannung). — Wo sind sie?
Page. Sie sind nicht in London.
Elisabeth. Nicht?
— Wo sind sie denn?
Page. Das wußte niemand mir zu sagen.
Vor Tages Anbruch hätten beide Lords
Eilfertig und geheimnißvoll die Stadt
Verlassen.
Elisabeth (lebhaft ausbrechend). Ich bin Königin von England!
(Auf- und niedergehend in der höchsten Bewegung.)
Geh! Rufe mir — nein, bleibe — Sie ist todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde.
— Was zittr' ich? Was ergreift mich diese Angst?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf sagen,
Ich hab's gethan! Es soll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen! (Zum Pagen.)
Stehst du noch hier? — Mein Schreiber Davison
Soll augenblicklich sich hieher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Shrewsbury — Da ist
Er selbst! (Page geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Elisabeth. Graf Shrewsbury.

Elisabeth. Willkommen, edler Lord! Was bringt ihr?
Nichts Kleines kann es sein, was euren Schritt
So spät hieher führt.
Shrewsbury. Große Königin,
Mein sorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Kurl und Nau, die Schreiber der Maria,
Gefangen sitzen; denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugnisses erproben.
Bestürzt, verlegen weigert sich der Leutnant
Des Thurms, mir die Gefangenen zu zeigen;
Durch Drohung nur verschafft' ich mir den Eintritt.
— Gott, welcher Anblick zeigte mir sich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnsinns Blicken,
Wie ein von Furien Gequälter, lag
Der Schotte Kurl auf seinem Lager — Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, so stürzt er
Zu meinen Füßen — schreiend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung, wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt — fleht er mich an, beschwört mich,
Ihm seiner Königin Schicksal zu verkünden;
Denn ein Gerücht, daß sie zum Tod verurtheilt sei,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.

Als ich ihm das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzugefügt, daß es sein Zeugniß sei,
Wodurch sie sterbe, sprang er wüthend auf,
Fiel seinen Mitgefangnen an, riß ihn
Zu Boden mit des Wahnsinns Riesenkraft,
Ihn zu erwürgen strebend. Kaum entrissen wir
Den Unglücksel'gen seines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen sich die Wuth, zerschlug
Mit grimm'gen Fäusten sich die Brust, verfluchte sich
Und den Gefährten allen Höllengeistern.
Er habe falsch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als echt beschworen,
Sie seien falsch, er habe andre Worte
Geschrieben, als die Königin dictiert,
Der Böswicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenster, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, schrie in die Gassen
Hinab, daß alles Volk zusammen lief,
Er sei der Schreiber der Maria, sei
Der Böswicht, der sie fälschlich angeklagt;
Er sei verflucht, er sei ein falscher Zeuge!

Elisabeth. Ihr sagtet selbst, daß er von Sinnen war.
Die Worte eines Rasenden, Verrückten
Beweisen nichts.

Shrewsbury. Doch dieser Wahnsinn selbst
Beweiset desto mehr! O Königin,
Laß dich beschwören, übereile nichts,
Befiehl, daß man von neuem untersuche!

Elisabeth. Ich will es thun — weil ihr es wünschet, Graf,
Nicht, weil ich glauben kann, daß meine Peers
In dieser Sache übereilt gerichtet.
Euch zur Beruhigung erneure man
Die Untersuchung — Gut, daß es noch Zeit ist!
An unsrer königlichen Ehre soll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Davison zu den Vorigen.

Elisabeth. Das Urtheil, Sir, das ich in eure Hand
Gelegt — wo ist's?

Davison (im höchsten Erstaunen). Das Urtheil?

Elisabeth. Das ich gestern
Euch in Verwahrung gab —

Davison. Mir in Verwahrung?

Elisabeth. Das Volk bestürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich mußt' ihm seinen Willen thun, ich that's,

Gezwungen that ich's, und in eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen.
Ihr wißt, was ich euch sagte — Nun! Gebt her!

Shrewsbury. Gebt, werther Sir! Die Sachen liegen anders,
Die Untersuchung muß erneuert werden.

Davison. Erneuert? — Ewige Barmherzigkeit!

Elisabeth. Bedenkt euch nicht so lang. Wo ist die Schrift?

Davison (in Verzweiflung). Ich bin gestürzt, ich bin ein Mann des Todes!

Elisabeth (hastig einfallend). Ich will nicht hoffen, Sir —

Davison. Ich bin verloren!
Ich hab' sie nicht mehr.

Elisabeth. Wie? Was?

Shrewsbury. Gott im Himmel!

Davison. Sie ist in Burleighs Händen — schon seit gestern.

Elisabeth. Unglücklicher! So habt ihr mir gehorcht?
Befahl ich euch nicht streng, sie zu verwahren?

Davison. Das hast du nicht befohlen, Königin.

Elisabeth. Willst du mich Lügen strafen, Elender?
Wann hieß ich dir die Schrift an Burleigh geben?

Davison. Nicht in bestimmten, klaren Worten — aber —

Elisabeth. Nichtswürdiger! Du wagst es, meine Worte
Zu deuten? deinen eignen blut'gen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieser eigenmächt'gen That erfolgt,
Mit deinem Leben sollst du mir's bezahlen.
— Graf Shrewsbury, ihr sehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Shrewsbury. Ich sehe — O mein Gott!

Elisabeth. Was sagt ihr?

Shrewsbury. Wenn der Squire sich dieser That
Vermessen hat auf eigene Gefahr
Und ohne deine Wissenschaft gehandelt,
So muß er vor den Richterstuhl der Peers
Gefordert werden, weil er deinen Namen
Dem Abscheu aller Zeiten preisgegeben.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, zuletzt Kent.

Burleigh (beugt ein Knie vor der Königin). Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieser Insel
Wie diese Stuart enden!

(Shrewsbury verhüllt sein Gesicht, Davison ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

Elisabeth. Redet, Lord!
Habt ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh. Nein, Gebieterin! Ich empfing ihn

Von Davison.

Elisabeth. Hat Davison ihn euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh. Nein!
Das hat er nicht —

Elisabeth. Und ihr vollstrecktet ihn,
Rasch, ohne meinen Willen erst zu wissen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln; aber euch gebührte nicht,
Der Milde unsers Herzens vorzugreifen —
Drum seid verbannt von unserm Angesicht!

(Zu Davison.)

Ein strengeres Gericht erwartet euch,
Der seine Vollmacht frevelnd überschritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower! Es ist mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen.
Ihr sollt fortan mein Führer sein, mein Freund —

Shrewsbury. Verbanne deine treusten Freunde nicht.
Wirf sie nicht ins Gefängniß, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich schweigen!
— Mir aber, große Königin, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Elisabeth (betroffen) Nein, Shrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlassen, jetzt —

Shrewsbury. Verzeih', ich bin zu alt,
Und diese grade Hand, sie ist zu starr,
Um deine neuen Thaten zu versiegeln.

Elisabeth. Verlassen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Shrewsbury. Ich habe wenig
Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrsche glücklich!
Die Gegnerin ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten. (Geht ab.)

Elisabeth (zum Grafen Kent, der hereintritt).
Graf Lester komme her!

Kent. Der Lord läßt sich
Entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt sich und steht mit ruhiger Fassung da. Der Vorhang fällt.)

Die Jungfrau von Orleans.

Eine romantische Tragödie.

Personen.

Karl der Siebente, König von Frankreich.
Königin Isabeau, seine Mutter.
Agnes Sorel, seine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dunois, Bastard von Orleans.
La Hire, } königliche Officiere.
Du Chatel, }
Erzbischof von Rheims.
Chatillon, ein burgundischer Ritter.
Raoul, ein lothringischer Ritter.
Talbot, Feldherr der Engländer.
Lionel, } englische Anführer.
Fastolf, }
Montgomery, ein Walliser.
Rathsherren von Orleans.
Ein englischer Herold.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot, } seine Töchter.
Louison, }
Johanna, }
Etienne, } ihre Freier.
Claude Marie, }
Raimond, }
Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erscheinung eines schwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Soldaten und Volk, königliche Kronbediente, Bischöfe, Mönche, Marschälle, Magistratspersonen, Hofleute und andere stumme Personen im Gefolge des Krönungszuges.

Prolog.

Eine ländliche Gegend.

Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Erster Auftritt.

Thibaut d'Arc. Seine drei Töchter. Drei junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut. Ja, liebe Nachbarn! Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein sieghaft Banner fliegen, seine Rosse
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unsrer Könige muß irren

Enterbt und flüchtig durch sein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair,
Ja, seine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum, liebe Nachbarn, hab' ich mich mit Gott
Entschlossen, weil ich's heute noch vermag,
Die Töchter zu versorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben. (Zu dem ersten Schäfer.)
— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Aecker grenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — das stiftet
Ein gutes Ehband! (Zu dem zweiten.) Claude Marie! Ihr schweigt,
Und meine Louison schlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwei Herzen trennen, die sich fanden,
Weil ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune sind
Des nächsten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Brust des braven Manns allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.

Louison. Mein Vater!

Claude Marie. Meine Louison!

Louison (Johanna umarmend). Liebe Schwester!

Thibaut. Ich gebe jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich gesegnet, und so segn' er euch!

Margot (Johanna umarmend). Erfreue unsern Vater. Nimm ein Beispiel!
Laß diesen Tag drei frohe Bande schließen.

Thibaut. Geht! Machet Anstalt! Morgen ist die Hochzeit;
Ich will, das ganze Dorf soll sie mit feiern.

(Die zwei Paare gehen Arm in Arm geschlungen ab.)

Zweiter Auftritt.

Thibaut. Raimond. Johanna.

Thibaut. Jeanette, deine Schwestern machen Hochzeit,
Ich seh' sie glücklich, sie erfreun mein Alter;
Du, meine Jüngste, machst mir Gram und Schmerz.

Raimond. Was fällt euch ein! Was scheltet ihr die Tochter?

Thibaut. Hier dieser wackre Jüngling, dem sich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir seine Neigung zugewendet
Und wirbt um dich, schon ist's der dritte Herbst,
Mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühn;

Du stößest ihn verschlossen, kalt zurück,
Noch sonst ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich sehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume deines Leibes;
Doch stets vergebens harr' ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knospe breche
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O, das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond. Laßt's gut sein, Vater Arc! Laßt sie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle, zarte Himmelsfrucht,
Und still allmählich reift das Köstliche!
Jetzt liebt sie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Heide fürchtet sie
Herabzusteigen in das niedre Dach
Der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft seh' ich ihr aus tiefem Thal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend steht,
Mit edelm Leibe, und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
Da scheint sie mir was Höhres zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten.

Thibaut. Das ist es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft,
Die öden Berge sucht sie auf, verlässet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensstunde, wo der Mensch
Sich gern vertraulich an den Menschen schließt,
Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,
Heraus ins graulich düstre Geisterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zweisprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt sie immer diesen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
Dort unter dem Druidenbaume sitzen,
Den alle glückliche Geschöpfe fliehn.
Denn nicht geheur ist's hier; ein böses Wesen
Hat seinen Wohnsitz unter diesem Baum
Schon seit der alten grauen Heidenzeit.

Die Aeltesten im Dorf erzählen sich
Von diesem Baume schauerhafte Mähren;
Seltsamer Stimmen wundersamen Klang
Vernimmt man oft aus seinen düstern Zweigen.
Ich selbst, als mich in später Dämmrung einst
Der Weg an diesem Baum vorüberführte,
Hab' ein gespenstisch Weib hier sitzen sehn.
Das streckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langsam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbaß, und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond (auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend).
Des Gnadenbildes segenreiche Näh,
Das hier des Himmels Frieden um sich streut,
Nicht Satans Werk führt eure Tochter her.

Thibaut. O nein, nein! Nicht vergebens zeigt sich's mir
In Träumen an und ängstlichen Gesichten.
Zu dreienmalen hab' ich sie gesehn
Zu Rheims auf unsrer Könige Stuhle sitzen,
Ein funkelnd Diadem von sieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drei weiße Lilien entsprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schwestern
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe,
Der König selber neigten sich vor ihr.
Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?
O, das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich stellt mir dieser Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt,
Mit hohen Wundergaben sie gesegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieses Thals,
So nährt sie sünd'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeist den Menschen faßt.

Raimond. Wer hegt bescheidnern, tugendlichern Sinn,
Als eure fromme Tochter? Ist sie's nicht,
Die ihren ältern Schwestern freudig dient?
Sie ist die hochbegabteste von allen;
Doch seht ihr sie, wie eine niedre Magd,
Die schwersten Pflichten still gehorsam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen euch die Heerden und die Saaten,
Um alles, was sie schafft, ergießet sich
Ein unbegreiflich überschwänglich Glück.

Thibaut. Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei diesem Segen!
— Nichts mehr davon. Ich schweige. Ich will schweigen;
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun, als warnen, für sie beten!
Doch warnen muß ich — Fliehe diesen Baum,
Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke
Und schreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie herauf.
Bleib nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand. **Thibaut. Raimond. Johanna.**

Raimond. Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

Bertrand. Ihr staunt mich an, ihr seid
Verwundert ob des seltsamen Geräthes
In meiner Hand.

Thibaut. Das sind wir. Saget an,
Wie kamt ihr zu dem Helm, was bringt ihr uns
Das böse Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen still und ohne Antheil auf der Seite gestanden, wird aufmerksam und tritt näher.)

Bertrand. Kaum weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eisernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs:
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit diesem Helm, faßt mich ins Auge scharf
Und spricht: Gesell, ihr suchet einen Helm,
Ich weiß, ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes steht er euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, sagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und sagte ferner:
Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein stählern Dach fürs Haupt
Ist jetzo mehr werth, als ein steinern Haus.

So trieb sie mich durch alle Gassen, mir
Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daß er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell,
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna (rasch und begierig darnach greifend). Gebt mir den Helm!

Bertrand. Was frommt euch dies Geräthe?
Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna (entreißt ihm den Helm). Mein ist der Helm, und mir gehört er zu.

Thibaut. Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond. Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieser kriegerische Schmuck,
Denn ihre Brust verschließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unsre Heerden
Verwüstete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen schon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieser Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Thibaut (zu Bertrand). Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück ist geschehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

Bertrand. Gott helfe
Dem König und erbarme sich des Landes!
Geschlagen sind wir in zwei großen Schlachten,
Mitten in Frankreich steht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er seine ganze Macht zusammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

Thibaut. Gott schütze den König!

Bertrand. Unermeßliches
Geschütz ist aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel,
So goß sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem

Gemisch verworren dumpf erbraust das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Henegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meereswasser heben,
Die heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äußersten Westfriesland,
Die nach dem Eispol schaun — sie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrschenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Thibaut. O des unselig jammervollen Zwists,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand. Auch sie, die alte Königin, sieht man,
Die stolze Isabeau, die Bayerfürstin,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den sie in ihrem Mutterschooß getragen!

Thibaut. Fluch treffe sie, und möge Gott sie einst
Wie jene stolze Jesabel verderben!

Bertrand. Der fürchterliche Salsbury, der Mauern-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel
Und Talbot, der mit mörderischem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muthe haben sie geschworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen
Und was das Schwert geführt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben sie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben späht
Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick
Und zählt den schnellen Wandrer auf den Gassen.
Viel tausend Kugeln schon von Centners Last
Sind in die Stadt geschleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt sein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben sie gegraben,
Und über einem Höllenreiche steht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen sich entzünde.

(Johanna horcht mit gespannter Aufmerksamkeit und setzt sich den Helm auf.)

Thibaut. Wo aber waren denn die tapfern Degen

Saintrailles, La Hire und Frankreichs Brustwehr,
Der heldenmüth'ge Bastard, daß der Feind
So allgewaltig reißend vorwärts drang?
Wo ist der König selbst, und sieht er müßig
Des Reiches Noth und seiner Städte Fall?

Bertrand. Zu Chinon hält der König seinen Hof,
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgesandt,
Hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen.
Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot.
Wie sich die Schafe bang zusammendrängen,
Wenn sich des Wolfes Heulen hören läßt,
So sucht der Franke, seines alten Ruhms
Vergessend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine schwache Mannschaft aufgebracht
Und zieh' dem König zu mit sechzehn Fahnen.

Johanna (schnell). Wie heißt der Ritter?

Bertrand. Baudricour. Doch schwerlich
Möcht' er des Feindes Kundschaft hintergehn,
Der mit zwei Heeren seinen Fersen folgt.

Johanna. Wo hält der Ritter? Sagt mir's, wenn ihr's wisset.

Bertrand. Er steht kaum eine Tagereise weit
Von Vaucouleurs.

Thibaut (zu Johanna). Was kümmert's dich! Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Bertrand. Weil nun der Feind so mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben sie
Zu Vaucouleurs einmüthig den Beschluß
Gefaßt, sich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsstamme — ja, vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen.

Johanna (in Begeisterung). Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern!
Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen
Und seines Stolzes Saaten niedermähn;
Herab vom Himmel reißt sie seinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Roggen
Gelb wird, eh sich die Mondesscheibe füllt,

Wird kein engländisch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtigströmenden Loire trinken.

Bertrand. Ach, es geschehen keine Wunder mehr!

Johanna. Es geschehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot,
Den himmelstürmend hunderthändigen,
Und diesen Salsbury, den Tempelschänder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächt'ge!

Thibaut. Was für ein Geist ergreift die Dirn'?

Raimond. Es ist
Der Helm, der sie so kriegerisch beseelt.
Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer sprühen ihre Wangen!

Johanna. Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks!
— Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht,
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig,
Von hier aus ward Jerusalem erobert.

Bertrand (erstaunt). Hört ihre Rede! Woher schöpfte sie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna. Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt,
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet — denn er ist der Größte —
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht

Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte
Und scherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Thibaut. Gott schütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wissen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegerische Roß
Zu tummeln. — Laßt uns still gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes,
Und unser Herr ist, wer die heil'ge Oelung
Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke jeder
Nur an das Nächste! Lassen wir die Großen,
Der Erde Fürsten um die Erde loosen;
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder!

(Alle außer der Jungfrau gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna allein.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch lass' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar,
Denn eine andre Heerde muß ich weiden

Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen."

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären."

„Denn wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims befrein und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen. (Sie geht ab.)

Erster Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Erster Auftritt.

Dunois und Du Chatel.

Dunois. Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich sage
Mich los von diesem König, der unrühmlich

Sich selbst verläßt. Mir blutet in der Brust
Das tapfre Herz, und glühnde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert sind,
Dem Feind die rost'gen Schlüssel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloser Ruh'
Die köstlich edle Rettungszeit verschwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegerisch gerüstet
An seines Heeres Spitze schon zu finden,
Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelspielern
Und Troubadours, spitzfind'ge Räthsel lösend
Und der Sorel galante Feste gebend,
Als waltete im Reich der tiefste Friede!
— Der Connetable geht, er kann den Gräul
Nicht länger ansehn. — Ich verlass' ihn auch
Und übergeb' ihn seinem bösen Schicksal.

Du Chatel. Da kommt der König.

Zweiter Auftritt.

König Karl zu den Vorigen.

Karl. Der Connetable schickt sein Schwert zurück
Und sagt den Dienst mir auf. — In Gottes Namen!
So sind wir eines mürr'schen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meistern wollte.

Dunois. Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl. Das sagst du nur aus Lust des Widerspruchs;
Solang er da war, warst du nie sein Freund.

Dunois. Er war ein stolz verdrießlich schwerer Narr
Und wußte nie zu enden — diesmal aber
Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu holen ist.

Karl. Du bist in deiner angenehmen Laune,
Ich will dich nicht drin stören. — Du Chatel!
Es sind Gesandte da vom alten König
René,*) belobte Meister im Gesang
Und weit berühmt. — Man muß sie wohl bewirthen

*) René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hause Anjou; sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tod Anspruch auf dieses Reich, scheiterte aber in der Unternehmung. Er suchte die alte provençalische Poesie und die Cours d'amour wieder herzustellen und setzte einen Prince d'amour ein als höchsten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demselben romantischen Geist machte er sich mit seiner Gemahlin zum Schäfer.

Und jedem eine goldne Kette reichen. (Zum Bastard.)
Worüber lachst du?
Dunois. Daß du goldne Ketten
Aus deinem Munde schüttelst.
Du Chatel. Sire! Es ist
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.
Karl. So schaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!
Du Chatel. Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verschont, solang noch Rath und Hilfe war;
Doch endlich löst die Nothdurft mir die Zunge.
— Du hast nichts mehr zu schenken, ach, du hast
Nicht mehr, wovon du morgen könntest leben!
Die hohe Fluth des Reichthums ist zerflossen,
Und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz.
Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt,
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiß
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürstlich, zu erhalten.
Karl. Verpfände meine königlichen Zölle,
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden.
Du Chatel. Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre schon voraus verpfändet.
Dunois. Und unterdeß geht Pfand und Land verloren.
Karl. Uns bleiben noch viel reiche schöne Länder.
Dunois. Solang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen ist, magst du
Mit deinem König René Schafe hüten.
Karl. Stets übst du deinen Witz an diesem König;
Doch ist es dieser länderlose Fürst,
Der eben heut mich königlich beschenkte.
Dunois. Nur nicht mit seiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die ist feil,
Hab' ich gehört, seitdem er Schafe weidet.
Karl. Das ist ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Fest,
Das er sich selbst und seinem Herzen gibt,
Sich eine schuldlos reine Welt zu gründen
In dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit.

Doch was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie sie noch in alten Liedern leben,
So will er sie, wie eine Himmelsstadt
In goldnen Wolken, auf die Erde setzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter sollen wallen.
Wo keusche Frauen herrlich sollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren soll,
Und mich hat er erwählt zum Fürst der Liebe.

Dunois. Ich bin so sehr nicht aus der Art geschlagen,
Daß ich der Liebe Herrschaft sollte schmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu fest.
Willst du der Liebe Fürst dich würdig nennen,
So sei der Tapfern Tapferster! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir gelesen,
War Liebe stets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer saßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier ist
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und hast du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angestammte Krone kühn erobert,
Dann ist es Zeit und steht dir fürstlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl (zu einem Edelknecht, der hereintritt). Was gibt's?

Edelknecht. Rathsherrn von Orleans flehn um Gehör.

Karl. Führ' sie herein. (Edelknecht geht ab.) Sie werden Hilfe fordern;
Was kann ich thun, der selber hilflos ist!

Dritter Auftritt.

Drei Rathsherrn zu den Vorigen.

Karl. Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie steht's um meine gute Stadt?

Fährt sie noch fort, mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

Rathsh. Ach, Sire! Es drängt die höchste Noth, und stündlich wachsend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke sind zerstört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt sind von Vertheidigern die Mauern,
Denn rastlos fechtend fällt die Mannschaft aus;
Doch Wen'ge sehn die Heimathpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drin befiehlt, in dieser höchsten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld
Erschien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.

(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns.

Karl. Die Frist ist kurz.

Rathsherr. Und jetzo sind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir dein fürstlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen
Und Hilf' zu senden binnen dieser Frist,
Sonst übergibt er sie am zwölften Tage.

Dunois. Saintrailles konnte seine Stimme geben
Zu solchem schimpflichen Vertrag?

Rathsherr. Nein, Herr!
Solang der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede sein von Fried' und Uebergabe.

Dunois. So ist er todt!

Rathsherr. An unsern Mauern sank
Der edle Held für seines Königs Sache.

Karl. Saintrailles todt! O, in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und spricht einige Worte leise mit dem Bastard, welcher betroffen auffährt.)

Dunois. Auch das noch!

Karl. Nun! Was gibt's?

Dunois. Graf Douglas sendet her. Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehn,
Wenn sie nicht heut den Rückstand noch erhalten.

Karl. Du Chatel!

Du Chatel (zuckt die Achseln). Sire! Ich weiß nicht Rath.

Karl. Versprich,
Verpfände, was du hast, mein halbes Reich —

Du Chatel. Hilft nichts! Sie sind zu oft vertröstet worden!

Karl. Es sind die besten Truppen meines Heers!

Sie sollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlassen!

Rathsh. (mit einem Fußfall). O König, hilf uns! Unsrer Noth gedenke!

Karl (verzweiflungsvoll). Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und münzet es statt Goldes! Blut hab' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!
(Er sieht die Sorel hereintreten und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel, ein Kästchen in der Hand, zu den Vorigen.

Karl. O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommst, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe dich, ich flieh' an deine Brust,
Nichts ist verloren, denn du bist noch mein.

Sorel. Mein theurer König! (Mit ängstlich fragendem Blick umherschauend.)
Dunois! Ist's wahr?
Du Chatel?

Du Chatel. Leider!

Sorel. Ist die Noth so groß?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel. Ja leider ist es so!

Sorel (ihm das Kästchen aufdringend). Hier, hier ist Gold,
Hier sind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlösser — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen.
Fort! Keine Zeit verloren! (Treibt ihn fort.)

Karl. Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Besitze? — Sie ist edel, wie ich selbst,
Geboren, selbst das königliche Blut
Der Valois ist nicht reiner; zieren würde sie
Den ersten Thron der Welt — doch sie verschmäht ihn,
Nur meine Liebe will sie sein und heißen.
Erlaubte sie mir jemals ein Geschenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder seltne Frucht? Von mir
Nimmt sie kein Opfer an und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Besitz
Großmüthig an mein untersinkend Glück.

Dunois. Ja, sie ist eine Rasende, wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus,
Und schöpft ins lecke Faß der Danaiden.
Dich wird sie nicht erretten, nur sich selbst

Wird sie mit dir verderben —

Sorel. Glaub' ihm nicht.
Er hat sein Leben zehenmal für dich
Gewagt und zürnt, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und sollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüss'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen, alles, was du hast,
Wirf es entschlossen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegerische Roß laß uns besteigen,
Den zarten Leib dem glühnden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König,
Dem Aermsten gleich, ausdauern und entbehren!

Karl (lächelnd). Ja, nun erfüllt sich mir ein altes Wort
Der Weissagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'schen Geiste sprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern sucht' ich sie im Feindeslager auf,
Das Herz der Mutter hofft' ich zu versöhnen;
Hier steht die Heldin, die nach Rheims mich führt,
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich siegen!

Sorel. Du wirst's durch deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl. Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir ist sichre Kunde zugekommen,
Daß zwischen diesen stolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So steht wie sonst — Drum hab' ich den La Hire
Mit Botschaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu' zurückzuführen. —
Mit jeder Stunde wart' ich seiner Ankunft.

Du Chatel (am Fenster). Der Ritter sprengt so eben in den Hof.

Karl. Willkommner Bote! Nun, so werden wir
Bald wissen, ob wir weichen oder siegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Karl (geht ihm entgegen). La Hire! Bringst du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire. Erwarte nichts mehr, als von deinem Schwert.

Karl. Der stolze Herzog läßt sich nicht versöhnen?
O, sprich! Wie nahm er meine Botschaft auf?

La Hire. Vor allen Dingen, und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fordert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder seines Vaters nennt.

Karl. Und — weigern wir uns dieser Schmachbedingung?

La Hire. Dann sei der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

Karl. Hast du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo sein Vater fiel?

La Hire. Ich warf ihm deinen Handschuh hin und sprach:
Du wolltest deiner Hoheit dich begeben
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er versetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er schon besitze.
Doch wenn dich so nach Kämpfen lüstete,
So würdest du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen Willens sei zu gehn.
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl. Erhob sich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire. Sie ist verstummt vor der Parteien Wuth.
Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verlustig, dich und dein Geschlecht.

Dunois. Ha, frecher Stolz des herrgewordnen Bürgers!

Karl. Hast du bei meiner Mutter nichts versucht?

La Hire. Bei deiner Mutter?

Karl. Ja! Wie ließ sie sich vernehmen?

La Hire (nachdem er einige Augenblicke sich bedacht).
Es war gerad das Fest der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt,
Wie zum Triumphe, waren die Pariser,
In jeder Gasse stiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländ'sche König zog.
Bestreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich seinen schönsten Sieg
Erfochten, sprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel. Sie jauchzten — jauchzten, daß sie auf das Herz
Des liebevollen, sanften Königs traten!

La Hire. Ich sah den jungen Harry Lancaster,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sanct Ludwigs sitzen; seine stolzen Oehme
Bedford und Gloster standen neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leistete den Eid für seine Länder.

Karl. O ehrvergessner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire. Das Kind war bang und strauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan stieg.
Ein böses Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub sich schallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüstet es, zu sagen!

Karl. Nun?

La Hire. In die Arme faßte sie den Knaben
Und setzt' ihn selbst auf deines Vaters Stuhl.

Karl. O Mutter! Mutter!

La Hire. Selbst die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Scham bei diesem Anblick.
Sie nahm es wahr, und an das Volk gewendet
Rief sie mit lauter Stimm': Dankt mir's, Franzosen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem miß-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt sich, Agnes eilt auf ihn zu und schließt ihn in ihre Arme, alle Umstehenden drücken ihren Abscheu, ihr Entsetzen aus.)

Dunois. Die Wölfin! die wuthschnaubende Megäre!

Karl (nach einer Pause zu den Rathsherrn).
Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaff' ich sie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und sich
Der Gnade des Burgundiers ergeben;
Er heißt der Gute, er wird menschlich sein.

Dunois. Wie, Sire? Du wolltest Orleans verlassen!

Rathsherr (kniet nieder). Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrschaft hin.
Sie ist ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois. Sind wir
Geschlagen? Ist's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertstreich um die Stadt geschehn?

Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Geflossen ist, denkst du die beste Stadt
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

Karl. Gnug
Des Blutes ist geflossen und vergebens!
Des Himmels schwere Hand ist gegen mich,
Geschlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptstadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die Nächsten sind am Blut, verlassen,
Verrathen mich — die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüsten.
— Wir wollen jenseits der Loire uns ziehn
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer ist.

Sorel. Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns selbst
Verzweifelnd, diesem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus deiner tapfern Brust.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirst dich wieder finden, männlich fassen,
Mit edelm Muth dem Schicksal widerstehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

Karl (in düstres Sinnen verloren). Ist es nicht wahr?
Ein finster furchtbares Verhängniß waltet
Durch Valois' Geschlecht; es ist verworfen
Von Gott, der Mutter Lasterthaten führten
Die Furien herein in dieses Haus.
Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es ist des Himmels Schluß,
Das Haus des sechsten Karls soll untergehn.

Sorel. In dir wird es sich neu verjüngt erheben!
Hab' Glauben an dich selbst. — O! nicht umsonst
Hat dich ein gnädig Schicksal aufgespart,
Von deinen Brüdern allen dich, den jüngsten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner sanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden sich bereitet,
Die der Parteien Wuth dem Lande schlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirst du löschen,
Mir sagt's das Herz, den Frieden wirst du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter sein.

Karl. Nicht ich. Die rauhe, sturmbewegte Zeit
Heischt einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;

Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die sich entfremdet mir in Haß verschließen.

Sorel. Verblendet ist das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieser Taumel wird vorübergehn;
Erwachen wird, nicht fern mehr ist der Tag,
Die Liebe zu dem angestammten König,
Die tief gepflanzt ist in des Franken Brust,
Der alte Haß, die Eifersucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den stolzen Sieger stürzt sein eignes Glück.
Darum verlasse nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde,
Wie deine eigne Brust vertheidige
Dies Orleans! Laß alle Fähren lieber
Versenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über diese Scheide deines Reichs,
Das styg'sche Wasser der Loire, dich führen.

Karl. Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargestellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umsonst verschwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte sinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zertheilen lassen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entsagen.

Dunois. Wie, Sire, ist das die Sprache eines Königs?
Gibt man so eine Krone auf? Es setzt
Der Schlechtste deines Volkes Gut und Blut
An seine Meinung, seinen Haß und Liebe;
Partei wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen ist.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greise waffnen sich,
Der Bürger zündet seine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen seine Saaten an,
Um dir zu schaden oder wohl zu thun
Und seines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts schont er selber und erwartet sich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für seine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt. — Laß du
Den Krieg ausrasen, wie er angefangen.
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muß das Volk sich opfern,

Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Karl (zu den Rathsherrn). Erwartet keinen anderen Bescheid.
Gott schütz' euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois. Nun, so kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du hast
Dich selbst verlassen, so verlass' ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich stürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs sind geborne Helden,
Du aber bist unkriegerisch gezeugt. (Zu den Rathsherrn.)
Der König gibt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

Sorel (zum König). O, laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund spricht rauhe Worte, doch sein Herz
Ist treu, wie Gold; es ist derselbe doch,
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt, Dunois! Gesteht, daß euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih' dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O, kommt! kommt! Laßt mich eure Herzen schnell
Vereinigen, eh sich der rasche Zorn
Unlöschbar, der verderbliche, entflammt!

(Dunois fixiert den König und scheint eine Antwort zu erwarten.)

Karl (zu Du Chatel). Wir gehen über die Loire. Laß mein
Geräth zu Schiffe bringen!

Dunois (schnell zu Sorel). Lebet wohl!

(Wendet sich schnell und geht, Rathsherrn folgen).

Sorel (ringt verzweiflungsvoll die Hände).
O, wenn er geht, so sind wir ganz verlassen!
— Folgt ihm, La Hire. O, sucht ihn zu begüt'gen. (La Hire geht ab.)

Sechster Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl. Ist denn die Krone ein so einzig Gut?
Ist es so bitter schwer, davon zu scheiden?
Ich kenne, was noch schwerer sich erträgt.
Von diesen trotzig herrischen Gemüthern
Sich meistern lassen, von der Gnade leben
Hochsinnig eigenwilliger Vasallen,
Das ist das Harte für ein edles Herz

Und bittrer, als dem Schicksal unterliegen! (Zu Du Chatel, der noch zaudert.)
Thu', was ich dir befohlen!

Du Chatel (wirft sich zu seinen Füßen). O mein König!

Karl. Es ist beschlossen. Keine Worte weiter!

Du Chatel. Mach' Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonst seh' ich keine Rettung mehr für dich.

Karl. Du räthst mir dieses, und dein Blut ist es,
Womit ich diesen Frieden soll versiegeln?

Du Chatel. Hier ist mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten, und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüste.
Befriedige den Herzog! Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge seines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß versöhnen!

Karl (blickt ihn eine Zeitlang gerührt und schweigend an).
Ist es denn wahr? Steht es so schlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchschauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertraun ist hin auf meine Ehre.

Du Chatel. Bedenk' —

Karl. Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu', was ich dir befohlen. Geh' und laß
Mein Heergeräth einschiffen.

Du Chatel. Es wird schnell
Gethan sein. (Steht auf und geht, Agnes Sorel weint heftig.)

Siebenter Auftritt.

Karl und Sorel.

Karl (ihre Hand fassend). Sei nicht traurig, meine Agnes!
Auch jenseits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder, nie bewölkter Himmel,
Und leichtre Lüfte wehn, und sanftre Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Gesänge,
Und schöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel. O, muß ich diesen Tag des Jammers schauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hause
Und seine Wiege mit dem Rücken schauen.
O angenehmes Land, das wir verlassen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. Karl und Sorel.

Sorel. Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
(Indem sie ihn näher ansieht.)
La Hire! Was gibt's? Was sagt mir euer Blick?
Ein neues Unglück ist geschehn!
La Hire. Das Unglück
Hat sich erschöpft, und Sonnenschein ist wieder!
Sorel. Was ist's? Ich bitt' euch.
La Hire (zum König). Ruf' die Abgesandten
Von Orleans zurück!
Karl. Warum? Was gibt's?
La Hire. Ruf' sie zurück! Dein Glück hat sich gewendet,
Ein Treffen ist geschehn, du hast gesiegt.
Sorel. Gesiegt! O himmlische Musik des Wortes!
Karl. La Hire! Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht.
Gesiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.
La Hire. O, du wirst bald noch größre Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbischof. Er führt den Bastard
In deinen Arm zurück —
Sorel. O schöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Versöhnung, trägt!

Neunter Auftritt.

Erzbischof von Rheims. Dunois. Du Chatel mit Raoul, einem geharnischten Ritter, zu den Vorigen.

Erzbischof (führt den Bastard zu dem König und legt ihre Hände in einander).
Umarmt euch, Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jetzo schwinden,
Da sich der Himmel selbst für uns erklärt. (Dunois umarmt den König.)
Karl. Reißt mich aus meinem Zweifel und Erstaunen.
Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an?
Was wirkte diesen schnellen Wechsel?
Erzbischof (führt den Ritter hervor und stellt ihn vor den König). Redet!
Raoul. Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringisch Volk, zu deinem Heer zu stoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchströmt, herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu siegen noch zu fliehn;

Da sank dem Tapfersten das Herz, und alles,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath suchten und nicht fanden — sieh, da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos,
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschaun,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses Bette,
Und läßt sich würgen ohne Widerstand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt.

Karl. Seltsam, bei Gott! höchst wunderbar und seltsam!

Sorel. Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her? Wer ist sie?

Raoul. Wer sie sei,
Will sie allein dem König offenbaren.
Sie nennt sich eine Seherin und gott-
Gesendete Prophetin und verspricht,
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechselt.
Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier sein.

(Man hört Glocken und ein Gellirr von Waffen, die aneinander geschlagen werden.)
Hört ihr den Auflauf? das Geläut der Glocken?
Sie ist's, das Volk begrüßt die Gottgesandte.

Karl (zu Du Chatel).
Führt sie herein — (Zum Erzbischof.) Was soll ich davon denken!
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das ist nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen (hinter der Scene).
Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Karl. Sie kommt! (Zu Dunois.) Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen.
Ist sie begeistert und von Gott gesandt,
Wird sie den König zu entdecken wissen.

(Dunois setzt sich, der König steht zu seiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbischof mit den Uebrigen gegenüber, daß der mittlere Raum leer bleibt.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna, begleitet von den Rathsherrn und vielen Rittern, welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edlem Anstande tritt sie vorwärts und schaut die Umstehenden der Reihe nach an.

Dunois (nach einer tiefen feierlichen Stille).
Bist du es, wunderbares Mädchen —

Johanna (unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anschauend).
Bastard von Orleans! Du willst Gott versuchen!
Steh' auf von diesem Platz, der dir nicht ziemt,
An diesen Größeren bin ich gesendet.

(Sie geht mit entschiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und steht sogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anwesenden drücken ihr Erstaunen aus. Dunois verläßt seinen Sitz, und es wird Raum vor dem König.)

Karl. Du siehst mein Antlitz heut zum erstenmal;
Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

Johanna. Ich sah dich, wo dich niemand sah, als Gott.
(Sie nähert sich dem König und spricht geheimnißvoll.)
In jüngst verwichner Nacht, besinne dich!
Als alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da standst du auf von deinem Lager
Und thatst ein brünstiges Gebet zu Gott.
Laß die hinausgehn, und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl. Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menschen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott begeistert.

Johanna. Es waren drei Gebete, die du thatst;
Gib wohl Acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne!

Zum ersten flehtest du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieser Krone hafte,
Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
Gebüßt von deiner Väter Zeiten her,
Diesen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale seines Zorns.

Karl (tritt mit Schrecken zurück).
Wer bist du, mächtig Wesen? Woher kommst du?

(Alle zeigen ihr Erstaunen.)

Johanna. Du thatst dem Himmel diese zweite Bitte:
Wenn es sein hoher Schluß und Wille sei,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was deine Väter,
Die Könige in diesem Reich, besaßen —
Drei einz'ge Güter flehtest du ihn an
Dir zu bewahren, die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz, und deiner Agnes Liebe.

(Der König verbirgt das Gesicht, heftig weinend; große Bewegung des Erstaunens unter den Anwesenden. Nach einer Pause.)

Soll ich dein dritt Gebet dir nun noch nennen?

Karl. Genug! Ich glaube dir! So viel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

Erzbischof. Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen?
Welch glücklich Land gebar dich? Sprich! Wer sind
Die gottgeliebten Eltern, die dich zeugten?

Johanna. Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen und den fremdgebornen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'schen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschahn,
Und eine heil'ge Eiche steht daneben,

Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gesessen und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst, wie ich,
Als Schäferin gekleidet und sie sprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna. Laß die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
„Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber sprach: Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
„Sieh' mich an! Eine keusche Magd, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich selbst!" — Und sie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften.
— Und so drei Nächte nach einander ließ
Die Heilige sich sehn und rief: „Steh auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft."
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie, und scheltend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos,
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
„Die hier gedienet, ist dort oben groß."
Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.
(Alle sind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Gesicht an des Königs Brust.)

Erzbischof (nach einem langen Stillschweigen).
Vor solcher göttlichen Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.
Die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht;
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.
Dunois. Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.
Karl. Und bin ich Sünd'ger solcher Gnade werth?
Untrüglich allerforschend Aug', du siehst
Mein Innerstes und kennest meine Demuth!
Johanna. Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben:
Du beugtest dich, drum hat er dich erhoben.
Karl. So werd' ich meinen Feinden widerstehn?
Johanna. Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!
Karl. Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn?
Johanna. Eh' siehst du die Loire zurücke fließen.
Karl. Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?
Johanna. Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin.
(Alle anwesende Ritter erregen ein Getöse mit ihren Lanzen und Schilden und geben Zeichen des Muths.)
Dunois. Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze,
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten,
Und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!
La Hire. Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn sie einher vor unsern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite,
Sie führ' uns an, die Mächtige im Streite!
(Die Ritter erregen ein großes Waffengetös und treten vorwärts.)
Karl. Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.
Dies Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgesendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und sei fortan —
Johanna. Nicht also, edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdischer Gewalt
Ist meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich siegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geist
Mich lehrte; sende hin und laß es holen.
Karl. Nenn' es, Johanna.
Johanna. Sende nach der alten Stadt
Fierboys, dort, auf Sankt Kathrinens Kirchhof,
Ist ein Gewölb, wo vieles Eisen liegt,

Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll.
An dreien goldnen Lilien ist's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeschlagen sind.
Dies Schwert laß holen, denn durch dieses wirst du siegen.

Karl. Man sende hin und thue, wie sie sagt.

Johanna. Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieser Fahne sei die Himmelskönigin
Zu sehen mit dem schönen Jesusknaben,
Die über einer Erdenkugel schwebt,
Denn also zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl. Es sei so, wie du sagst.

Johanna (zum Erzbischof). Ehrwürd'ger Bischof,
Legt eure priesterliche Hand auf mich
Und sprecht den Segen über eure Tochter! (Kniet nieder.)

Erzbischof. Du bist gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber sind Unwürdige und Sünder. (Sie steht auf.)

Edelknecht. Ein Herold kommt vom engelländ'schen Feldherrn.

Johanna. Laß ihn eintreten, denn ihn sendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht, der hinausgeht.)

Eilfter Auftritt.

Der Herold zu den Vorigen.

Karl. Was bringst du, Herold? Sage deinen Auftrag.

Herold. Wer ist es, der für Karln von Valois,
Den Grafen von Ponthieu, das Wort hier führt?

Dunois. Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechst du dich, den König der Franzosen
Auf seinem eignen Boden zu verleugnen?
Dich schützt dein Wappenrock, sonst solltest du —

Herold. Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieser lebt im engelländ'schen Lager.

Karl. Seid ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

Herold. Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das schon geflossen und noch fließen soll,
Hält seiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

Karl. Laß hören!

Johanna (tritt hervor). Sire! Laß mich an deiner Statt
Mit diesem Herold reden.

Karl. Thu' das, Mädchen!
Entscheide du, ob Krieg sei oder Friede.

Joh. (zum Herold). Wer sendet dich und spricht durch deinen Mund?

Herold. Der Britten Feldherr, Graf von Salsbury.
Johanna. Herold, du lügst! Der Lord spricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen sprechen, nicht die Todten.
Herold. Mein Feldherr lebt in Fülle der Gesundheit
Und Kraft, und lebt euch allen zum Verderben.
Johanna. Er lebte, da du abgingst. Diesen Morgen
Streckt' ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er vom Thurm La Tournelle niedersah.
— Du lachst, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir seiner Leiche Zug,
Wenn deine Füße dich zurücke tragen!
Jetzt, Herold, sprich und sage deinen Auftrag.
Herold. Wenn du Verborgnes zu enthüllen weißt,
So kennst du ihn, noch eh' ich dir ihn sage.
Johanna. Ich brauch' ihn nicht zu wissen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! und diese Worte
Verkündige den Fürsten, die dich sandten!
— König von England und ihr, Herzoge
Bedford und Gloster, die das Reich verwesen!
Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergossnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüssel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das sag' ich euch, damit ihr's wisset:
Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden
Vom Sohne der Maria — sondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen seines Reichs begleitet.
— Jetzt, Herold, geh und mach' dich eilends fort,
Denn eh du noch das Lager magst erreichen
Und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.
(Sie geht, alles setzt sich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Gegend, von Felsen begrenzt.

Erster Auftritt.

Talbot und Lionel, englische Heerführer. Philipp, Herzog von Burgund. Ritter Fastolf und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot. Hier unter diesen Felsen lasset uns

Halt machen und ein festes Lager schlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder sammeln,
Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.
Stellt gute Wachen aus, besetzt die Höh'n!
Zwar sichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Ueberfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorsicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und sind geschlagen.

(Ritter Fastolf geht ab mit den Soldaten.)

Lionel. Geschlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Rücken heut gesehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beschimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund. Das muß uns trösten. Wir sind nicht von Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.

Talbot. Vom Teufel unsrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Gespenst des Pöbels auch die Fürsten?
Der Aberglaube ist ein schlechter Mantel
Für eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerst.

Burgund. Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

Talbot. Nein, Herr! Auf eurem Flügel fing es an.
Ihr stürztet euch in unser Lager, schreiend:
Die Höll' ist los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet so die Unsern in Verwirrung.

Lionel. Ihr könnt's nicht leugnen. Euer Flügel wich
Zuerst.

Burgund. Weil dort der erste Angriff war.

Talbot. Das Mädchen kannte unsers Lagers Blöße,
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.

Burgund. Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?

Lionel. Wir Engelländer, waren wir allein,
Bei Gott, wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund. Nein — denn ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch

Von einem fränkischen Kamine steigen.
Lionel. Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hättet ihr allein Frankreich erobert.
Burgund. Ihr seid unlustig, weil euch Orleans
Entging, und laßt nun eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.
Talbot. Nicht eurentwegen haben wir's belagert.
Burgund. Wie stünd's um euch, zög' ich mein Heer zurück?
Lionel. Nicht schlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.
Burgund. Doch that's euch sehr um unsre Freundschaft Noth,
Und theuer kaufte sie der Reichsverweser.
Talbot. Ja, theuer, theuer haben wir sie heut
Vor Orleans bezahlt mit unsrer Ehre.
Burgund. Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling Solches zu ertragen?
Was thu' ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen soll,
So will ich's meinem angebornen König.
Talbot. Ihr steht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wissen's; doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu schützen.
Burgund. Tod und Hölle!
Begegnet man mir so? — Chatillon!
Laß meine Völker sich zum Aufbruch rüsten;
Wir gehn in unser Land zurück. (Chatillon geht ab.)
Lionel. Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,
Als da er, seinem guten Schwert allein
Vertrauend, ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe jeder seine Schlacht allein;
Denn ewig bleibt es wahr: Französisch Blut
Und englisch kann sich redlich nie vermischen.

Zweiter Auftritt.

Königin Isabeau, von einem Pagen begleitet, zu den Vorigen.

Isabeau. Was muß ich hören, Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?
Jetzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haß euch trennen und euch selbst

Befehdend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' euch, edler Herzog. Ruft den raschen
Befehl zurück. — Und ihr, ruhmvoller Talbot,
Besänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die stolzen Geister
Zufrieden sprechen und Versöhnung stiften.

Lionel. Ich nicht, Mylady. Mir ist alles gleich.
Ich denke so: Was nicht zusammen kann
Bestehen, thut am besten sich zu lösen.

Isabeau. Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunst, die uns
Im Treffen so verderblich war, auch hier
Noch fort uns sinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord! (Zu Talbot.)
Seid ihr's, der seines Vortheils so vergaß,
Den werthen Bundsgenossen zu verletzen?
Was wollt ihr schaffen ohne diesen Arm?
Er baute eurem König seinen Thron,
Er hält ihn noch und stürzt ihn, wenn er will;
Sein Heer verstärkt euch und noch mehr sein Name.
Ganz England, strömt' es alle seine Bürger
Auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist;
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot. Wir wissen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falschen wehren, ist der Klugheit Pflicht.

Burgund. Wer treulos sich des Dankes will entschlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Isabeau. Wie, edler Herzog? Könntet ihr so sehr
Der Scham absagen und der Fürstenehre,
In jene Hand, die euren Vater mordete,
Die eurige zu legen? Wärt ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah dem Falle wolltet ihr ihn halten
Und euer Werk wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem festen Bunde nur mit England.

Burgund. Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Isabeau. Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, laßt mich diesen Riß
Schnell heilend schließen, eh er ewig wird.

Talbot. Was dünket euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.
Die Königin hat ein kluges Wort geredet;
Laßt diesen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend schlug.

Burgund. Madame sprach ein verständig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

Isabeau. Wohl! So besiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß, und mögen
Die Winde das Gesprochene verwehen. (Burgund und Talbot umarmen sich.)

Lionel (betrachtet die Gruppe, für sich).
Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!

Isabeau. Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn,
Das Glück war uns zuwider; darum aber
Entsink' euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunst zu Hilfe; doch er habe
Umsonst sich der Verdammniß übergeben,
Und seine Hölle selbst errett' ihn nicht.
Ein sieghaft Mädchen führt des Feindes Heer,
Ich will das eure führen, ich will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin sein.

Lionel. Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern siegen.

Talbot. Geht! Geht! Seit ihr im Lager seid, geht alles
Zurück, kein Segen ist mehr in unsern Waffen.

Burgund. Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes;
Der Krieger nimmt ein Aergerniß an euch.

Isabeau (sieht Einen um den Andern erstaunt an).
Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich
Partei mit die en undankbaren Lords?

Burgund. Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für eure Sache glaubt zu fechten.

Isabeau. Ich hab' kaum Frieden zwischen euch gestiftet,
So macht ihr schon ein Bündniß wider mich?

Talbot. Geht, geht mit Gott, Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, sobald ihr weg seid.

Isabeau. Bin ich nicht eure treue Bundsgenossin?
Ist eure Sache nicht die meinige?

Talbot. Doch eure nicht die unsrige. Wir sind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

Burgund. Ich räche eines Vaters blut'gen Mord,
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

Talbot. Doch grad heraus! Was ihr am Dauphin thut,
Ist weder menschlich gut, noch göttlich recht.

Isabeau. Fluch soll ihn treffen bis ins zehnte Glied!

Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.
Burgund. Er rächte einen Vater und Gemahl.
Isabeau. Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten!
Lionel. Das war unehrerbietig von dem Sohn!
Isabeau. In die Verbannung hat er mich geschickt.
Talbot. Die öffentliche Stimme zu vollziehn.
Isabeau. Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh' er herrscht in seines Vaters Reich —
Talbot. Eh' opfert ihr die Ehre seiner Mutter!
Isabeau. Ihr wißt nicht, schwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir Gutes thut, und hasse,
Wer mich verletzt, und ist's der eigne Sohn,
Den ich geboren, desto hassenswerther.
Dem ich das Dasein gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Uebermuth
Den eignen Schooß verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund, ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin Schweres gegen euch
Verschuldet? Welche Pflichten brach er euch?
Euch treibt die Ehrsucht, der gemeine Neid;
Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren.
Talbot. Wohl, an der Rache fühlt er seine Mutter!
Isabeau. Armsel'ge Gleißner, wie veracht' ich euch,
Die ihr euch selbst, so wie die Welt, belügt!
Ihr Engelländer streckt die Räuberhände
Nach diesem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anspruch habt auf so viel Erde,
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieser Herzog,
Der sich den G u t e n schelten läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich seiner Ahnen,
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Ist euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heuchelei veracht' ich. Wie ich bin,
So sehe mich das Aug' der Welt.
Burgund. Wahr ist's!
D e n Ruhm habt ihr mit starkem Geist behauptet.
Isabeau. Ich habe Leidenschaften, warmes Blut,
Wie eine Andre, und ich kam als Königin
In dieses Land, zu leben, nicht zu scheinen.
Sollt' ich der Freud' absterben, weil der Fluch
Des Schicksals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnsinn'gen Gatten hat gesellt?
Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum

Mit euch mich streiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in euren Adern,
Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wuth!
Und dieser Herzog, der sein Lebenlang
Geschwankt hat zwischen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen hassen, noch von Herzen lieben.
— Ich geh' nach Melun. Gebt mir diesen da (auf Lionel zeigend),
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft,
Und dann macht, was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.

(Sie winkt ihrem Pagen und will gehen.)

Lionel. Verlaßt euch drauf. Die schönsten Frankenknaben,
Die wir erbeuten, schicken wir nach Melun.

Isabeau (zurückkommend).
Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu schlagen,
Der Franke nur weiß Zierliches zu sagen. (Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Talbot. Burgund. Lionel.

Talbot. Was für ein Weib!

Lionel. Nun eure Meinung, Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen schnellen, kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöschen?

Burgund. Wir sind zu schwach, die Völker sind zerstreut,
Zu neu ist noch der Schrecken in dem Heer.

Talbot. Ein blinder Schrecken nur hat uns besiegt,
Der schnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dies Furchtbild der erschreckten Einbildung
Wird, näher angesehn, in nichts verschwinden.
Drum ist mein Rath, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

Burgund. Ueberlegt —

Lionel. Mit eurer
Erlaubniß. Hier ist nichts zu überlegen.
Wir müssen das Verlorne schleunig wieder
Gewinnen oder sind beschimpft auf ewig.

Talbot. Es ist beschlossen. Morgen schlagen wir.
Und dies Phantom des Schreckens zu zerstören,
Das unsre Völker blendet und entmannt,
Laßt uns mit diesem jungfräulichen Teufel
Uns messen in persönlichem Gefecht.
Stellt sie sich unserm tapfern Schwert, nun dann,
So hat sie uns zum letztenmal geschadet;
Stellt sie sich nicht — und seid gewiß, sie meidet

Den ernsten Kampf — so ist das Heer entzaubert.

Lionel. So sei's! Und **mir**, mein Feldherr, überlasset
Dies leichte Kampfspiel, wo kein Blut soll fließen.
Denn lebend denk' ich das Gespenst zu fangen,
Und vor des Bastards Augen, ihres Buhlen,
Trag' ich auf diesen Armen sie herüber,
Zur Lust des Heers, in das britann'sche Lager.

Burgund. Versprechet nicht zu viel.

Talbot. Erreich' **ich** sie,
Ich denke sie so sanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe. (Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Helm und Brustharnisch, sonst aber weiblich gekleidet, Dunois, La Hire, Ritter und Soldaten zeigen sich oben auf dem Felsenweg, ziehen still darüber hinweg und erscheinen gleich darauf auf der Scene.

Johanna (zu den Rittern, die sie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt).
Erstiegen ist der Wall, wir sind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verschwiegnen Nacht
Von euch, die euren stillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jungfrau!

Alle (rufen laut unter wildem Waffengetös).
Gott und die Jungfrau! (Trommeln und Trompeten.)

Schildwache (hinter der Scene). Feinde! Feinde! Feinde!

Johanna. Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entsetzen,
Und drohend rings umfange sie der Tod! (Soldaten eilen fort, sie will folgen.)

Dunois (hält sie zurück). Du hast das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten ins Lager hast du uns geführt,
Den Feind hast du in unsre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaß die blutige Entscheidung.

La Hire. Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand;
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst,
Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten;
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna. Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein,
Nicht **heut'**, nicht **hier** ist mir bestimmt zu fallen;
Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,

Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen. (Sie geht ab.)

La Hire. Kommt, Dunois! Laßt uns der Heldin folgen
Und ihr die tapfre Brust zum Schilde leihn! (Gehen ab.)

Fünfter Auftritt

Englische Soldaten fliehen über die Bühne; hierauf Talbot.

Erster. Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter. Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam sie in das Lager?

Dritter. Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter u. Fünfter. Flieht! Flieht! Wir sind alle des Todes! (Gehen ab.)

Talbot (kommt). Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht stehn!
Gelöst sind alle Bande des Gehorsams,
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geister ausgespieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort; nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Fluth entgegenstellen,
Die wachsend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Nüchterne, und alles
Muß um mich her in Fiebers Hitze rasen?
Vor diesen fränk'schen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden!
Wer ist sie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf einmal wendet und ein schüchtern Heer
Von feigen Rehn in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerin, die die gelernte Rolle
Der Heldin spielt, soll wahre Helden schrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat (stürzt herein). Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr!

Talbot (stößt ihn nieder). Flieh zur Hölle
Du selbst! Den soll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht spricht und von feiger Flucht! (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Prospect öffnet sich. Man sieht das englische Lager in vollen Flammen stehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt Montgomery.

Montgomery allein.

Wo soll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der, mit droh'ndem Schwert
Die Flucht versperrend, uns dem Tod entgegentreibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um sich her
Wie die Brunst des Feuers raset — und ringsum kein Busch,
Der mich verbärge, keiner Höhle sichrer Raum!
O, wär' ich nimmer über Meer hieher geschifft,
Ich Unglücksel'ger! Eitler Wahn bethörte mich,

Wohlfeilen Ruhm zu suchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geschick
In diese blut'ge Mordschlacht. — Wär' ich weit von hier,
Daheim noch an der Savern' blühendem Gestad',
Im sichern Vaterhause, wo die Mutter mir
In Gram zurück blieb und die zarte, süße Braut.

(Johanna zeigt sich in der Ferne.)

Weh mir! Was seh' ich! Dort erscheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt sie sich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht,
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift sie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, fest und fester, wirret sich
Das Zauberknäul, daß sie gefesselt mir die Flucht
Versagen! Hinsehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Gestalt!

(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder stehen.)

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerst mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehn — sie ist ein Weib —
Ob ich vielleicht durch Thränen sie erweichen kann!

(Indem er auf sie zugehen will, tritt sie ihm rasch entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna. Du bist des Todes! Eine britt'sche Mutter zeugte dich.

Montgomery (fällt ihr zu Füßen).
Halt' ein, Furchtbare! Nicht den Unvertheidigten
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild,
Zu deinen Füßen sink' ich wehrlos, flehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld!
Reich an Besitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im schönen Lande Wallis, wo die schlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberstrom,
Und fünfzig Dörfer kennen seine Herrschaft an.
Mit reichem Golde löst er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

Johanna. Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödtlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.

Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen schickt.

Montgomery. Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft,
Nicht schrecklich bist du in der Nähe anzuschaun,
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Gestalt.
O, bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts
Fleh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna. Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frei'n
Auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.

Montgomery. O, bei der Liebe heilig waltendem Gesetz,
Dem alle Herzen huldigen, beschwör' ich dich!
Daheim gelassen hab' ich eine holde Braut,
Schön, wie du selbst bist, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O, wenn du selber je zu lieben hoffst und hoffst
Beglückt zu sein durch Liebe, trenne grausam nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft!

Johanna. Du rufest lauter irdisch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich sind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündniß, das du mir beschwörst,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery. O, so erbarme meiner jammervollen Eltern dich
Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiß auch du
Verließest Eltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna. Unglücklicher! Und du erinnerst mich daran,
Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden sind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery. O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint.

Johanna. Wer rief euch in das fremde Land, den blühnden Fleiß
Der Felder zu verwüsten, von dem heim'schen Herd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet schon in eures Herzens eitelm Wahn,
Den freigebornen Franken in der Knechtschaft Schmach
Zu stürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot,
An euer stolzes Meerschiff zu befestigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt

Am Throne Gottes. Eher riss't ihr einen Stern
Vom Himmelswagen, als ein Dorf aus diesem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr
Zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns
Gesetzt, und das ihr frevelnd überschritten habt.

Montgomery (läßt ihre Hand los).
O, ich muß sterben! Grausend faßt mich schon der Tod.

Johanna. Stirb, Freund! Warum so zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geschick? — Sieh mich an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Doch, weggerissen von der heimathlichen Flur,
Vom Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust,
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht
Eignes Gelüsten — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens, würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn.
Noch Vielen von den Euren werd' ich tödtlich sein,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.
— Erfülle du auch deines. Greife frisch zum Schwert,
Und um des Lebens süße Beute kämpfen wir.

Montg. (steht auf). Nun, wenn du sterblich bist, wie ich, und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beschieden sein,
Zur Höll' dich sendend Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geschick.
Ruf' du, Verdammte, deine Höllengeister an,
Dir beizustehen! Wehre deines Lebens dich!

(Er ergreift Schild und Schwert und dringt auf sie ein; kriegerische Musik erschallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

Achter Auftritt.

Johanna allein.

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll stehen.)

Erhabne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir,

Doch wenn es Noth thut, alsdann ist die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter mit geschlossenem Visier. Johanna.

Ritter. Verfluchte! Deine Stunde ist gekommen,
Dich sucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgestiegen bist.

Johanna. Wer bist du, den sein böser Engel mir
Entgegen schickt? Gleich eines Fürsten ist
Dein Anstand, auch kein Britte scheinst du mir,
Denn dich bezeichnet die burgund'sche Binde,
Vor der sich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter. Verworfne, du verdientest nicht zu fallen
Von eines Fürsten edler Hand. Das Beil
Des Henkers sollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna. So bist du dieser edle Herzog selbst?

Ritter (schlägt das Visier auf). Ich bin's. Elende, zittre und verzweifle!
Die Satanskünste schützen dich nicht mehr.
Du hast bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen,
Ein Mann steht vor dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und La Hire zu den Vorigen.

Dunois. Wende dich, Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire. Wir schützen der Prophetin heilig Haupt,
Erst muß dein Degen diese Brust durchbohren —

Burgund. Nicht diese buhlerische Circe fürcht' ich,
Noch euch, die sie so schimpflich hat verwandelt.
Erröthe, Bastard, Schande dir, La Hire,
Daß du die alte Tapferkeit zu Künsten
Der Höll' erniedrigst, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machst.
Kommt her! Euch allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.

(Sie bereiten sich zum Kampf, Johanna tritt dazwischen.)

Johanna. Haltet inne!

Burgund. Zitterst du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen soll er — (Dringt auf Dunois ein.)

Johanna. Haltet inne!
Trennt sie, La Hire — Kein französisch Blut soll fließen!

Nicht Schwerter sollen diesen Streit entscheiden.
Ein andres ist beschlossen in den Sternen —
Aus einander, sag' ich — Höret und verehrt
Den Geist, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois. Was hältst du meinen aufgehobnen Arm
Und hemmst des Schwertes blutige Entscheidung?
Das Eisen ist gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und versöhnen soll.

Johanna (stellt sich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten Zwischenraum; zum Bastard).
Tritt auf die Seite! (Zu La Hire.) Bleib gefesselt stehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden. (Nachdem alles ruhig ist.)
Was willst du thun, Burgund? Wer ist der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig suchen?
Dieser edle Prinz ist Frankreichs Sohn, wie du,
Dieser Tapfre ist dein Waffenfreund und Landsmann,
Ich selbst bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die du zu vertilgen strebst,
Gehören zu den Deinen — unsre Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unsre Knie
Bereit, dich zu verehren — unser Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Ist uns das Antlitz, selbst im Feindeshelm,
Das unsers Königs theure Züge trägt.

Burgund. Mit süßer Rede schmeichlerischem Ton
Willst du, Sirene! deine Opfer locken.
Arglist'ge, mich bethörst du nicht. Verwahrt
Ist mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen,
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harnisch meines Busens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois. Erst Worte und dann Streiche. Fürchtest du
Vor Worten dich? Auch das ist Feigheit
Und der Verräther einer bösen Sache.

Johanna. Uns treibt nicht die gebieterische Noth
Zu deinen Füßen; nicht als Flehende
Erscheinen wir vor dir. — Blick' um dich her!
In Asche liegt das engelländ'sche Lager,
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörst der Franken Kriegsdrommete tönen,
Gott hat entschieden, unser ist der Sieg.
Des schönen Lorbeers frisch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit mit unserm Freund zu theilen.
— O, komm herüber! Edler Flüchtling, komm
Herüber, wo das Recht ist und der Sieg.

Ich selbst, die Gottgesandte, reiche dir
Die schwesterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unsre reine Seite! —
Der Himmel ist für Frankreich. Seine Engel —
Du siehst sie nicht — sie fechten für den König,
Sie alle sind mit Lilien geschmückt.
Lichtweiß, wie diese Fahn', ist unsre Sache,
Die reine Jungfrau ist ihr keusches Sinnbild.

Burgund. Verstrickend ist der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede ist wie eines Kindes.
Wenn böse Geister ihr die Worte leihn,
So ahmen sie die Unschuld siegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, ist schwächer, als mein Arm.

Johanna. Du nennst mich eine Zauberin, gibst mir Künste
Der Hölle Schuld — Ist Frieden stiften, Haß
Versöhnen ein Geschäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?
Seit wann ist die Natur so mit sich selbst
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel sie beschützen?
Ist aber das, was ich dir sage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's schöpfen?
Wer hätte sich auf meiner Schäfertrift
Zu mir gesellt, das kind'sche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürsten nie gestanden,
Die Kunst der Rede ist dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, dich zu bewegen,
Besitz' ich Einsicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geschick
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund (lebhaft bewegt, schlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet sie mit Erstaunen und Rührung). Wie wird mir? Wie geschieht mir? Ist's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefsten Busen wendet!
— Sie trügt nicht, diese rührende Gestalt!
Nein, nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So ist's durch eine himmlische Gewalt;
Mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet.

Johanna. Er ist gerührt, er ist's! Ich habe nicht
Umsonst gefleht; des Zornes Donnerwolke schmilzt
Von seiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede strahlend, bricht

Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er ist bezwungen, er ist unser!

(Schwert und Fahne entsinken ihr, sie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umschlingt ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm. La Hire und Dunois lassen die Schwerter fallen und eilen ihn zu umarmen.)

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Erster Auftritt.

Dunois und La Hire.

Dunois. Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten fest in Noth und Tod zusammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zertrennen.
Das jeden Schicksalswechsel ausgehalten.

La Hire. Prinz, hört mich an!

Dunois. Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir ist wohl bekannt, worauf ihr sinnt.
Zum König denkt ihr stehnden Fußes jetzt
Zu gehen und die Jungfrau zum Geschenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wißt — eh' ich in eines andern Arm
Sie sehe —

La Hire. Hört mich, Prinz!

Dunois. Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig schnelle Lust zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare sah,
Die eines Gottes Schickung diesem Reich
Zur Retterin bestimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur, als Braut sie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundin sein
Des starken Mannes, und dies glühnde Herz
Sehnt sich, an einer gleichen Brust zu ruhn,
Die seine Kraft kann fassen und ertragen.

La Hire. Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein schwach Verdienst
Mit eures Namens Heldenruhm zu messen!
Wo sich Graf Dunois in die Schranken stellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferin kann nicht
Als Gattin würdig euch zur Seite stehn.

Das königliche Blut, das eure Adern
Durchrinnt, verschmäht so niedrige Vermischung.
Dunois. Sie ist das Götterkind der heiligen
Natur, wie ich, und ist mir ebenbürtig.
Sie sollte eines Fürsten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel ist,
Die sich das Haupt mit einem Götterschein
Umgibt, der heller strahlt, als ird'sche Kronen,
Die jedes Größte, Höchste dieser Erden
Klein unter ihren Füßen liegen sieht;
Denn alle Fürstenthronen, auf einander
Gestellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo sie steht
In ihrer Engelsmajestät!
La Hire. Der König mag entscheiden.
Dunois. Nein, sie selbst
Entscheide! Sie hat Frankreich frei gemacht,
Und selber frei muß sie ihr Herz verschenken.
La Hire. Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel, Erzbischof und Chatillon zu den Vorigen.

Karl (zu Chatillon). Er kommt! Er will als seinen König mich
Erkennen, sagt ihr, und mir huldigen?
Chatillon. Hier, Sire, in deiner königlichen Stadt
Chalons will sich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüßen.
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er selbst.
Sorel. Er kommt! O schöne Sonne dieses Tags,
Der Freude bringt und Frieden und Versöhnung.
Chatillon. Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu deinen Füßen niederknien;
Doch er erwartet, daß du es nicht duldest,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmest.
Karl. Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen.
Chatillon. Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim ersten Wiedersehn mit keinem Worte
Meldung gescheh'.
Karl. Versenkt im Lethe sei
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage sehn.
Chatillon. Die für Burgund gefochten, alle sollen
In die Versöhnung aufgenommen sein.
Karl. Ich werde so mein Königreich verdoppeln!
Chatillon. Die Königin Isabeau soll in dem Frieden

Mit eingeschlossen sein, wenn sie ihn annimmt.
Karl. Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unser Streit ist aus, sobald sie selbst ihn endigt.
Chatillon. Zwölf Ritter sollen bürgen für dein Wort.
Karl. Mein Wort ist heilig.
Chatillon. Und der Erzbischof
Soll eine Hostie theilen zwischen dir und ihm
Zum Pfand und Siegel redlicher Versöhnung.
Karl. So sei mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handschlag bei mir einig sind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?
Chatillon (mit einem Blick auf Du Chatel).
Hier seh' ich einen, dessen Gegenwart
Den ersten Gruß vergiften könnte. (Du Chatel geht schweigend.)
Karl. Geh,
Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magst du verborgen bleiben!
(Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)
Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als dies
Für meine Ruhe thun! (Du Chatel geht ab.)
Chatillon. Die andern Punkte nennt dies Instrument.
Karl (zum Erzbischof). Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen alles;
Für einen Freund ist uns kein Preis zu hoch.
Geht, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle sollen sich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feste schmücke sich die ganze Stadt,
Und alle Glocken sollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund sich neu verbünden.
(Ein Edelknecht kommt. Man hört Trompeten.)
Horch! Was bedeutet der Trompeten Ruf?
Edelknecht. Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug. (Geht ab.)
Dunois (geht mit La Hire und Chatillon). Auf! Ihm entgegen!
Karl (zur Sorel). Agnes, du weinst? Beinah gebricht auch mir
Die Stärke, diesen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiedersehn!
Doch endlich legt sich jedes Sturmes Wuth,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spät'sten Früchte!
Erzbischof (am Fenster). Der Herzog kann sich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küssen seinen Mantel, seine Sporen.
Karl. Es ist ein gutes Volk, in seiner Liebe
Raschlodernd, wie in seinem Zorn. — Wie schnell

Vergessen ist's, daß eben dieser Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne schlug;
Der Augenblick verschlingt ein ganzes Leben!
— Faß dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele sein;
Nichts soll ihn hier beschämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch zwei andere Ritter von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang stehen; der König bewegt sich gegen ihn, sogleich nähert sich Burgund, und in dem Augenblick, wo er sich auf ein Knie will niederlassen, empfängt ihn der König in seinen Armen.

Karl. Ihr habt uns überrascht — euch einzuholen
Gedachten wir — Doch ihr habt schnelle Pferde.

Burgund. Sie trugen mich zu meiner Pflicht. (Er umarmt die Sorel und küßt sie auf die Stirne.) Mit eurer
Erlaubniß, Base! Das ist unser Herrenrecht
Zu Arras, und kein schönes Weib darf sich
Der Sitte weigern.

Karl. Eure Hofstatt ist
Der Sitz der Minne, sagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

Burgund. Wir sind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köstlich wächst in allen Himmelsstrichen,
Wird ausgestellt zur Schau und zum Genuß
Auf unserm Markt zu Brügg; das höchste aber
Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit.

Sorel. Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird sie nicht gesehn.

Karl. Ihr steht in bösem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß ihr der Frauen schönste Tugend schmäht.

Burgund. Die Ketzerei straft sich am schwersten selbst.
Wohl euch, mein König! Früh hat euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben spät gelehrt!

(Er bemerkt den Erzbischof und reicht ihm die Hand.)

Ehrwürdiger Mann Gottes, euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz,
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbischof. Mein Meister rufe, wenn er will, dies Herz
Ist freudensatt, und ich kann fröhlich scheiden,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!

Burgund (zur Sorel). Man spricht, ihr habt euch eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu schmieden? Wie? Seid ihr so kriegerisch
Gesinnt? War's euch so ernst, mich zu verderben?
Doch unser Streit ist nun vorbei; es findet
Sich alles wieder, was verloren war.

Auch euer Schmuck hat sich zurück gefunden;
Zum Kriege wider mich war er bestimmt,
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(Er empfängt von einem seiner Begleiter das Schmuckkästchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel sieht den König betroffen an.)

Karl. Nimm das Geschenk, es ist ein zweifach theures Pfand
Der schönen Liebe mir und der Versöhnung.

Burgund (indem er eine brillantne Rose in ihre Haare steckt).
Warum ist es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde sie mit gleich geneigtem Herzen
Auf diesem schönen Haupt befestigen. (Ihre Hand bedeutend fassend.)
Und — zählt auf mich, wenn ihr dereinst des Freundes
Bedürfen solltet!

(Agnes Sorel, in Thränen ausbrechend, tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine große Bewegung, alle Umstehenden blicken gerührt auf beide Fürsten.)

Burgund (nachdem er alle der Reihe nach angesehen, wirft er sich in die Arme des Königs). O, mein König!

(In demselben Augenblick eilen die drei burgundischen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbischof zu und umarmen einander. Beide Fürsten liegen eine Zeitlang einander sprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich hassen! Euch konnt' ich entsagen!

Karl. Still, still! Nicht weiter!

Burgund. Diesen Engelländer
Konnt' ich krönen! Diesem Fremdling Treue schwören!
Euch, meinen König, ins Verderben stürzen!

Karl. Vergeßt es! Alles ist verziehen. Alles
Tilgt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!

Burgund (faßt seine Hand). Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's
Alle Leiden sollen euch erstattet werden,
Euer ganzes Königreich sollt ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf soll daran fehlen!

Karl. Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund. Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider euch. O, wüßtet ihr —
Warum habt ihr mir diese nicht geschickt? (Auf die Sorel zeigend.)
Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Brust an Brust geschlossen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden,
An diesem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzb. (tritt zwischen beide). Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche,
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte

Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen;
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderzwists!
Laßt's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt. Loslassen
Kann der Gewaltige den Krieg; doch nicht
Gelehrig, wie der Falk sich aus den Lüften
Zurückschwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut, die Hand des Retters aus den Wolken.

Burgund. O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo ist sie? Warum seh' ich sie nicht hier?

Karl. Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns
In diesem festlich schönen Augenblick,
Den sie uns schenkte?

Erzbischof. Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs,
Und ruft sie nicht der göttliche Befehl
Ans Licht der Welt hervor, so meidet sie
Verschämt den eiteln Blick gemeiner Augen.
Gewiß bespricht sie sich mit Gott, wenn sie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geschäftig ist;
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.

Johanna zu den Vorigen.

Sie ist im Harnisch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.

Karl. Du kommst als Priesterin geschmückt, Johanna,
Den Bund, den du gestiftet, einzuweihn?

Burgund. Wie schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umstrahlt mit Anmuth sie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöst, Johanna? Bist du
Befriedigt, und verdien' ich deinen Beifall?

Johanna. Dir selbst hast du die größte Gunst erzeigt.
Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düsterm Schein
Ein Schreckensmond an diesem Himmel hingst. (Sich umschauend.)
Viel edle Ritter find' ich hier versammelt,
Und alle Augen glänzen freudenhell;

Nur einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der sich verbergen muß, wo alles jauchzt.

Burgund. Und wer ist sich so schwerer Schuld bewußt,
Daß er an unsrer Huld verzweifeln müßte?

Johanna. Darf er sich nahn? O, sage, daß er's darf!
Mach' dein Verdienst vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht sei so blutig, daß Burgund
An diesem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund. Ha, ich verstehe dich!

Johanna. Und willst verzeihn?
Du willst es, Herzog? — Komm herein, Du Chatel!

(Sie öffnet die Thür und führt Du Chatel herein; dieser bleibt in der Entfernung stehen.)

Der Herzog ist mit seinen Feinden allen
Versöhnt, er ist es auch mit dir.

(Du Chatel tritt einige Schritte näher und sucht in den Augen des Herzogs zu lesen.)

Burgund. Was machst du
Aus mir, Johanna? Weißt du, was du forderst?

Johanna. Ein güt'ger Herr thut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schließt er aus;
Frei, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen.
Es schickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmessend gießt der Himmel seinen Thau
Auf alle durstenden Gewächse aus.
Was irgend gut ist und von oben kommt,
Ist allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finsterniß!

Burgund. O, sie kann mit mir schalten, wie sie will,
Mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmet mich, Du Chatel! Ich vergeb' euch.
Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich fasse.
Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein schrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da schlägt kein Herz mehr, da ist alles ewig,
Steht alles unbeweglich fest — doch anders
Ist es hier oben in der Sonne Licht.
Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl (zur Johanna). Was dank' ich dir nicht alles, hohe Jungfrau!
Wie schön hast du dein Wort gelöst!

Wie schnell mein ganzes Schicksal umgewandelt!
Die Freunde hast du mir versöhnt, die Feinde
Mir in den Staub gestürzt und meine Städte
Dem fremden Joch entrissen. — Du allein
Vollbrachtest alles. — Sprich, wie lohn' ich dir?

Johanna. Sei immer menschlich, Herr, im Glück, wie du's
Im Unglück warst — und auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Noth;
Du hast's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten deines Volks; denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterin — Du wirst
Ganz Frankreich sammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürsten sein;
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, solang er sich die Liebe
Bewahrt im Herzen seines Volks.
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnißvoll
Den schuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund. Erleuchtet Mädchen, das der Geist beseelt!
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So sprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna. Burgund! Hoch bis zur Throneshöhe hast
Du deinen Stuhl gesetzt, und höher strebt
Das stolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird seinem Wachsthum schleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauses Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und sceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schooß entblühn.
Sie werden herrschen auf zwei großen Thronen,
Gesetze schreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeschifften Meeren.

Karl. O, sprich, wenn es der Geist dir offenbaret,
Wird dieses Freundesbündniß, das wir jetzt
Erneut, auch noch die späten Enkelsöhne
Vereinigen?

Johanna (nach einigem Stillschweigen). Ihr Könige und Herrscher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schläft; denn, einmal

Erwacht, bezähmt er spät sich wieder! Enkel
Erzeugt er sich, ein eisernes Geschlecht,
Fortzündet an dem Brande sich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wissen! Freuet euch
Der Gegenwart. Laßt mich die Zukunft still
Bedecken!

Sorel. Heilig Mädchen, du erforschest
Mein Herz, du weißt, ob es nach Größe eitel strebt;
Auch mir gib ein erfreuliches Orakel.

Johanna. Mir zeigt der Geist nur große Weltgeschicke;
Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust!

Dunois. Was aber wird dein eigen Schicksal sein,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt?
Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erden,
Da du so fromm und heilig bist.

Johanna. Das Glück
Wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters.

Karl. Dein Glück sei fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; selig preisen sollen dich
Die spätesten Geschlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder! (Er zieht das Schwert und berührt sie mit demselben.) Und steh auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du sollst die Lilie im Wappen tragen,
Den Besten sollst du ebenbürtig sein
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois sei edler, als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle sich
Durch deine Hand geehrt; mein sei die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois (tritt vor). Mein Herz erkor sie, da sie niedrig war;
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienst, noch meine Liebe.
Hier in dem Angesichte meines Königs
Und dieses heil'gen Bischofs reich' ich ihr
Die Hand als meiner fürstlichen Gemahlin,
Wenn sie mich würdig hält, sie zu empfangen.

Karl. Unwiderstehlich Mädchen, du häufst Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich ist. Du hast dies stolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn sprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor). Johannas schönster Schmuck,

Kenn' ich sie recht, ist ihr bescheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten ist sie werth,
Doch nie wird sie den Wunsch so hoch erheben.
Sie strebt nicht schwindelnd ird'scher Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr und das stille Loos,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiete.

Karl. Auch du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzwein? Es kann sie einer nur besitzen,
Und jeden acht' ich solches Preises werth.
So rede du, dein Herz muß hier entscheiden.

Sorel (tritt näher). Die edle Jungfrau seh' ich überrascht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der festverschlossnen Brust.
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der strengen Jungfrau schwesterlich
Mich nahen, ihr den treu verschwiegnen Busen
Darbieten darf. — Man laß uns weiblich erst
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beschließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen). Also sei's!

Johanna. Nicht also, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edeln Frau nichts zu vertraun,
Deß ich vor Männern mich zu schämen hätte.
Hoch ehrt mich dieser edeln Ritter Wahl;
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch, mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüstung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin sein.

Erzbischof. Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!
Und hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen
Und wiederkehren zu dem sanfteren

Geschlecht, das du verleugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna. Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl. Wir sind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna. Laß uns nicht still stehn, denn geschäftig sind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen.
Doch mitten durch sie alle führ' ich dich!

Dunois. Wenn aber alles wird vollendet sein,
Wenn wir zu Rheims nun siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna. Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause.

Karl (ihre Hand fassend). Dich treibt des Geistes Stimme jetzt, es schweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Busen.
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand; dann kehrt die Freude
In jeden Busen ein, und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Thränen süßer Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
Zu einem ird'schen Freunde liebend wenden —
Jetzt hast du rettend Tausende beglückt,
Und, einen zu beglücken, wirst du enden!

Johanna. Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?
Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes

In Händen führte und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!
Kein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl. Brecht ab. Es ist umsonst, sie zu bewegen.

Johanna. Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blase!
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille,
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh'
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter eilfertig.

Karl. Was ist's?

Ritter. Der Feind ist über die Marne gegangen
Und stellt sein Heer zum Treffen.

Johanna (begeistert). Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Schaaren. (Sie eilt hinaus.)

Karl. Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen lassen!

Dunois. Sie treibt nicht wahrer Muth. Es ist der letzte
Versuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung

Karl. Burgund, euch sporn' ich nicht. Heut ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

Burgund. Ihr sollt mit mir zufrieden sein.

Karl. Ich selbst
Will euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes,
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

Agnes (umarmt ihn). Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken.
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern.
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir sagt's das Herz, in Rheims' bezwungnen Mauern.

(Trompeten erschallen mit muthigem Ton und gehen, während daß verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über; das Orchester fällt ein bei offner Scene und wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Scene begleitet.)

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell wegziehen.

Sechster Auftritt.

Talbot, auf Fastolf gestützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

Talbot. Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,
Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück;
Ich brauche keines Beistands, um zu sterben.

Fastolf. O unglückselig jammervoller Tag! (Lionel tritt auf.)
Zu welchem Anblick kommt ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel. Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!
Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe.

Talbot. Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahingeschmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzustehn. — Rheims ist verloren.
So eilt, Paris zu retten.

Lionel. Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband ab.) So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

Lionel. Ich kann nicht bleiben. — Fastolf, bringt den Feldherrn
An einen sichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.
Die Unsern fliehen schon von allen Seiten,
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot. Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen,
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel. Mylord! Ihr habt nur noch

Für wenig Augenblicke Leben — Denkt
An euren Schöpfer!

Talbot. Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth?

Lionel (reicht ihm die Hand).
Mylord, fahrt wohl! Der Thränen schuld'gen Zoll
Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend sitzt und seine Loose schüttelt.
Auf Wiedersehn in einer andern Welt!
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft. (Geht ab.)

Talbot. Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth. —

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund. Die Schanze ist erstürmt.

Dunois. Der Tag ist unser.

Karl (Talbot bemerkend). Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig schweren Abschied nimmt?
Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann,
Geht, springt ihm bei, wenn ihm noch Hilfe frommt.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Fastolf. Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünscht!

Burgund. Was seh' ich! Talbot liegt in seinem Blut!

(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt.)

Fastolf. Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois. Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum,

Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes gnügen.
— Erst jetzo, Sire, begrüß' ich euch als König;
Die Krone zitterte auf eurem Haupt,
Solang ein Geist in diesem Körper lebte.

Karl (nachdem er den Todten stillschweigend betrachtet).
Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg! (Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)
Fried' sei mit seinem Staube!
Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert,
Seine Grabschrift sei der Ort, wo man ihn findet.

Fastolf (gibt sein Schwert ab). Herr, ich bin dein Gefangener.

Karl (gibt ihm sein Schwert zurück). Nicht also.
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei sollt ihr eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt sie ihrer Angst um uns — bringt ihr
Die Botschaft, daß wir leben, daß wir siegten,
Und führt sie im Triumph nach Rheims! (Du Chatel geht ab.)

Achter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois. La Hire,
Wo ist die Jungfrau?

La Hire. Wie? Das frag' ich euch.
An eurer Seite fechtend ließ ich sie.

Dunois. Von eurem Arme glaubt' ich sie beschützt,
Als ich dem König beizuspringen eilte.

Burgund. Im dichtsten Feindeshaufen sah ich noch
Vor Kurzem ihre weiße Fahne wehn.

Dunois. Weh' uns, wo ist sie? Böses ahnet mir!
Kommt, eilen wir, sie zu befrein. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zu weit geführt,
Umringt von Feinden kämpft sie ganz allein,
Und hilflos unterliegt sie jetzt der Menge.

Karl. Eilt, rettet sie!

La Hire. Ich folg' euch, kommt!

Burgund. Wir alle! (Sie eilen fort.)

Eine andre öde Gegend des Schlachtfelds.

Man sieht die Thürme von Rheims in der Ferne, von der Sonne beleuchtet.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossnem Visier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.

Johanna. Arglist'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich trüglich durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brittensöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

Schwarzer Ritter. Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen? Mir
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna. Verhaßt in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer bist du? Oeffne dein Visier. — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

Schwarzer Ritter. Schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes?

Johanna. Sie redet laut in meiner tiefsten Brust,
Daß mir das Unglück an der Seite steht.

Schwarzer Ritter. Johann d'Arc! Bis an die Thore Rheims'
Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,
Eh' es sich zürnend selbst befreit; es haßt
Die Treu', und keinem dient es bis ans Ende.

Johanna. Was heißest du in Mitte meines Laufs
Mich stille stehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und löse mein Gelübde!

Schwarzer Ritter. Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn,
In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna. Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

Schwrz. Ritter. Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten,
Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.
— Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

Johanna. Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen,

Das mich erschrecken und verwirren will?
Was maßest du dir an, mir falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen! (Der schwarze Ritter will abgehen, sie tritt ihm in den Weg.) Nein, du stehst
Mir Rede oder stirbst von meinen Händen!
(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter (berührt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen).
Tödte, was sterblich ist! (Nacht, Blitz und Donnerschlag. Der Ritter versinkt.)

Johanna (steht anfangs erstaunt, faßt sich aber bald wieder).
Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken! (Sie will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

Lionel. Verfluchte! Rüste dich zum Kampf — Nicht beide
Verlassen wir lebendig diesen Platz.
Du hast die Besten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Busen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile sein Geschick.
Und daß du wissest, wer dir Ruhm verleiht,
Er sterbe oder siege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürsten unsers Heers,
Und unbezwungen noch ist dieser Arm.
(Er dringt auf sie ein; nach einem kurzen Gefechte schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.)
Treuloses Glück! (Er ringt mit ihr.)

Johanna (ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten). Erleide, was du suchtest,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!
(In diesem Augenblick sieht sie ihm ins Gesicht; sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.)

Lionel. Was zauderst du und hemmst den Todesstreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.
(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.)
Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben
Verdanken? — Eher sterben!

Johanna (mit abgewandtem Gesicht). Rette dich!
Ich will nichts davon wissen, daß dein Leben

In meine Macht gegeben war.

Lionel. Ich hasse dich und dein Geschenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabscheut, der dich tödten wollte.

Johanna. Tödte mich
— Und fliehe!

Lionel. Ha! Was ist das?

Johanna (verbirgt das Gesicht). Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher). Du tödtest, sagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingst — Warum nur mich
Verschonen?

Johanna (erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken). Heil'ge Jungfrau!

Lionel. Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigsten Beängstigung). Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde! (Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel (betrachtet sie mit Theilnahme und tritt ihr näher).
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.
Du rührst mich; du hast Großmuth ausgeübt
An mir allein; ich fühle, daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer bist du? Woher kommst du?

Johanna. Fort! Entfliehe!

Lionel. Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's?
Komm! komm! Entsage dieser gräßlichen
Verbindung — Wirf sie von dir diese Waffen!

Johanna. Ich bin unwürdig, sie zu führen!

Lionel. Wirf
Sie von dir, schnell, und folge mir!

Johanna (mit Entsetzen). Dir folgen!

Lionel. Du kannst gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber säume nicht.
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten — (Bemächtigt sich ihres Armes.)

Johanna. Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!
Wenn sie dich finden —

Lionel. Ich beschütze dich!

Johanna. Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!

Lionel. Bin ich dir theuer?

Johanna. Heilige des Himmels!

Lionel. Werd' ich dich wiedersehen? von dir hören?

Johanna. Nie! Niemals!

Lionel. Dieses Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiedersehe! (Er entreißt ihr das Schwert.)
Johanna. Rasender, du wagst es?
Lionel. Jetzt weich' ich der Gewalt, ich seh' dich wieder! (Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire. Sie lebt! Sie ist's!
Dunois. Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.
La Hire. Flieht dort nicht Lionel?
Dunois. Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache siegt.
Rheims öffnet seine Thore; alles Volk
Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —
La Hire. Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!
(Johanna schwindelt und will sinken.)
Dunois. Sie ist verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung.
La Hire. Ihr Blut entfließt!
Johanna. Laßt es mit meinem Leben
Hinströmen! (Sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein festlich ausgeschmückter Saal.
Die Säulen sind mit Festons umwunden; hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Erster Auftritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Franken sich bekennet,
Der ist des Namens stolzer sich bewußt;
Erneuert ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück;
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück,
Ins britt'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?
Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham?

(Die Musik hinter der Scene geht in eine weiche, schmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere sausend mich umtönten
In des heißen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuths=Thränen!

(Nach einer Pause lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
Ins Auge sah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Arglistig Herz! du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!
Die Züge schaun des edeln Angesichts!

Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

(Die Flöten wiederholen, sie versinkt in eine stille Wehmuth.)

Frommer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf!

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden,
Stehn in deinem ew'gen Haus;
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh.
Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Zweiter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel (kommt in lebhafter Rührung; wie sie die Jungfrau erblickt, eilt sie auf sie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich besinnt sie sich, läßt sie los und fällt vor ihr nieder).
Nein! Nicht so! Hier im Staub vor dir —

Johanna (will sie aufheben). Steh auf!
Was ist dir? Du vergissest dich und mich.
Sorel. Laß mich, es ist der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen,
Den Unsichtbaren bet' ich an in dir.
Du bist der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone schmückt.
Was ich zu sehen nie geträumt, es ist
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet sich,
Der König steht im festlichen Ornat,
Versammelt sind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Insignien zu tragen,
Zur Kathedrale wallend strömt das Volk,
Es schallt der Reigen, und die Glocken tönen.
O, dieses Glückes Fülle trag' ich nicht!
(Johanna hebt sie sanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem sie der Jungfrau näher ins Auge sieht.)
Doch du bleibst immer ernst und streng; du kannst
Das Glück erschaffen, doch du theilst es nicht.
Dein Herz ist kalt, du fühlst nicht unsre Freuden,
Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn,
Die reine Brust bewegt kein irdisch Glück.
(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt sie aber schnell wieder fahren.)
O, könntest du ein Weib sein und empfinden!
Leg diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr,
Bekenne dich zum sanfteren Geschlechte!
Mein liebend Herz flieht scheu vor dir zurück,
Solange du der strengen Pallas gleichst.
Johanna. Was forderst du von mir!
Sorel. Entwaffne dich!
Leg diese Rüstung ab! Die Liebe fürchtet,
Sich dieser stahlbedeckten Brust zu nahn.
O, sei ein Weib, und du wirst Liebe fühlen!
Johanna. Jetzt soll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Brust entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o, möchte siebenfaches Erz
Vor euren Festen, vor mir selbst mich schützen!
Sorel. Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz,
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O, es ist schön, von einem Helden sich geliebt
Zu sehn — es ist noch schöner, ihn zu lieben!
(Johanna wendet sich mit Abscheu hinweg.)
Du hassest ihn! — Nein, nein, du kannst ihn nur
Nicht lieben — Doch, wie solltest du ihn hassen!

Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt; doch dir ist keiner der Geliebte!
Dein Herz ist ruhig — Wenn es fühlen könnte —
Johanna. Beklage mich! Beweine mein Geschick!
Sorel. Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du hast dein Wort gelöst, Frankreich ist frei,
Bis in die Krönungsstadt hast du den König
Siegreich geführt und hohen Ruhm erstritten;
Dir huldiget, dich preist ein glücklich Volk,
Von allen Zungen überströmend fließt
Dein Lob, du bist die Göttin dieses Festes;
Der König selbst mit seiner Krone strahlt
Nicht herrlicher, als du.
Johanna. O, könnt' ich mich
Verbergen in den tiefsten Schooß der Erde!
Sorel. Was ist dir? Welche seltsame Bewegung!
Wer dürfte frei aufschaun an diesem Tage,
Wenn du die Blicke niederschlagen sollst?
Mich laß erröthen, mich, die neben dir
So klein sich fühlt, zu deiner Heldenstärke sich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn soll ich meine ganze Schwäche dir
Gestehen? Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beschäftigt dieses schwache Herz. Es ist
Nur einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen,
Er ist der Meine, der Geliebte ist's.
Johanna. O, du bist glücklich! Selig preise dich!
Du liebst, wo alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!
Dies Fest des Reichs ist deiner Liebe Fest.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauern fluthend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, sie heil'gen es;
Dir jauchzen sie, dir flechten sie den Kranz,
Eins bist du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebst das Allerfreuende, die Sonne,
Und was du siehst, ist deiner Liebe Glanz!
Sor. (ihr um den Hals fallend). O, du entzückst mich, du verstehst mich ganz!
Ja, ich verkannte dich, du kennst die Liebe,
Und was ich fühle, sprichst du mächtig aus.

Von seiner Furcht und Scheue löst sich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

Johanna (entreißt sich mit Heftigkeit ihren Armen).
Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner pesterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh! Mich laß in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen —

Sorel. Du erschreckst mich, ich begreife
Dich nicht; doch ich begriff dich nie — und stets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Wesen.
Wer möcht' es fassen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erschreckt!

Johanna. Du bist die Heilige! Du bist die Reine!
Sähst du mein Innerstes, du stießest schaudernd
Die Feindin von dir, die Verrätherin!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und La Hire mit der Fahne der Johanna.

Dunois. Dich suchen wir, Johanna. Alles ist
Bereit; der König sendet uns, er will,
Daß du vor ihm die heil'ge Fahne tragest.
Du sollst dich schließen an der Fürsten Reihn,
Die Nächste an ihm selber sollst du gehn;
Denn er verleugnet's nicht, und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er dir allein
Die Ehre dieses Tages zuerkennt.

La Hire. Hier ist die Fahne. Nimm sie, edle Jungfrau!
Die Fürsten warten, und es harrt das Volk.

Johanna. Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

Dunois. Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Ist rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du schwangst sie im Gefechte; trage sie
Zur Zierde nun auf diesem Weg der Freude.

(La Hire will ihr die Fahne überreichen, sie bebt schaudernd davor zurück.)

Johanna. Hinweg! Hinweg!

La Hire. Was ist dir? Du erschrickst
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh sie an! (Er rollt die Fahne auseinander.)
Es ist dieselbe, die du siegend schwangst.
Die Himmelskönigin ist drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel schwebt;
Denn also lehrte dich's die heil'ge Mutter.

Johanna (mit Entsetzen hinschauend).
Sie ist's! Sie selbst! Ganz so erschien sie mir.
Seht, wie sie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finstern Wimpern schaut!

Sorel. O, sie ist außer sich! Komm zu dir selbst!
Erkenne dich! Du siehst nichts Wirkliches!
Das ist ihr irdisch nachgeahmtes Bild,
Sie selber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna. Furchtbare, kommst du, dein Geschöpf zu strafen?
Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze,
Und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen!

Dunois. Weh uns! Was ist das? Welch' unsel'ge Reden!

La Hire (erstaunt zu Du Chatel). Begreift ihr diese seltsame Bewegung?

Du Chatel. Ich sehe, was ich seh'. Ich hab' es längst
Gefürchtet.

Dunois. Wie? Was sagt ihr?

Du Chatel. Was ich denke,
Darf ich nicht sagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber, und der König wär' gekrönt!

La Hire. Wie? Hat der Schrecken, der von dieser Fahne
Ausging, sich auf dich selbst zurück gewendet?
Den Britten laß vor diesem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs ist es fürchterlich,
Doch seinen treuen Bürgern ist es gnädig.

Johanna. Ja, du sagst recht! Den Freunden ist es hold,
Und auf die Feinde sendet es Entsetzen! (Man hört den Krönungsmarsch.)

Dunois. So nimm die Fahne! Nimm sie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick ist zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, sie ergreift sie mit heftigem Widerstreben und geht ab, die andern folgen.)

Die Scene verwandelt sich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

Vierter Auftritt.

Zuschauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten Bertrand, Claude Marie und Etienne und kommen vorwärts, in der Folge auch Margot und Louison. Der Krönungsmarsch erschallt gedämpft aus der Ferne.

Bertrand. Hört die Musik! Sie sind's! Sie nahen schon!
Was ist das Beste? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme oder drängen uns
Durchs Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne. Es ist nicht durchzukommen. Alle Straßen sind
Von Menschen vollgedrängt zu Roß und Wagen.
Laßt uns hieher an diese Häuser treten;
Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüber kommt.

Claude Marie. Ist's doch, als ob
Halb Frankreich sich zusammen hier gefunden!

So allgewaltig ist die Fluth, daß sie
Auch uns im fernen lothringischen Land
Hat aufgehoben und hieher gespült!
Bertrand. Wer wird
In seinem Winkel müßig sitzen, wenn
Das Große sich begibt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekostet,
Bis daß die Krone kam aufs rechte Haupt!
Und unser König, der der wahre ist,
Dem wir die Kron' jetzt geben, soll nicht schlechter
Begleitet sein, als der Pariser ihrer,
Den sie zu Saint Denis gekrönt! Der ist
Kein Wohlgesinnter, der von diesem Fest
Wegbleibt und nicht mitruft: Es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und Louison treten zu ihnen.

Louison. Wir werden unsere Schwester sehen, Margot!
Mir pocht das Herz.
Margot. Wir werden sie im Glanz
Und in der Hoheit sehn und zu uns sagen:
Es ist Johanna, es ist unsre Schwester!
Louison. Ich kann's nicht glauben, bis ich sie mit Augen
Gesehn, daß diese Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unsre Schwester
Johanna ist, die uns verloren ging.
(Der Marsch kommt immer näher.)
Margot. Du zweifelst noch! Du wirst's mit Augen sehn!
Bertrand. Gebt Acht! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Flötenspieler und Hoboisten eröffnen den Zug; **Kinder** folgen weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand; hinter diesen zwei **Herolde**; darauf ein Zug von **Hellebardierern**, **Magistratspersonen** in der Robe folgen; hierauf zwei **Marschälle** mit dem Stabe, **Herzog von Burgund**, das Schwert tragend, **Dunois** mit dem Scepter, andere **Große** mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsstabe, andere mit Opfergaben; hinter diesen **Ritter** in ihrem Ordensschmuck; **Chorknaben** mit dem Rauchfaß; dann zwei **Bischöfe** mit der Ste. Ampoule, **Erzbischof** mit dem Kruzifix; ihm folgt **Johanna** mit der Fahne. Sie geht mit gesenktem Haupt und ungewissen Schritten; die Schwestern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erstaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der **König** unter einem Thronhimmel, welchen vier **Barone** tragen, **Hofleute** folgen, **Soldaten** schließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein ist, schweigt der Marsch.

Siebenter Auftritt.

Louison. Margot. Claude Marie. Etienne. Bertrand.

Margot. Sahst du die Schwester?
Claude Marie. Die im goldnen Harnisch,
Die vor dem König herging mit der Fahne!

Margot. Sie war's. Es war Johanna, unsre Schwester!
Louison. Und sie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der schwesterlichen Brust.
Sie sah zur Erde und erschien so blaß,
Und unter ihrer Fahne ging sie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich sie sah.
Margot. So hab' ich unsre Schwester nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit gesehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da sie die Heerde trieb auf unsern Bergen,
Daß wir in solcher Pracht sie würden schauen.
Louison. Der Traum des Vaters ist erfüllt, daß wir
Zu Rheims uns vor der Schwester würden neigen.
Das ist die Kirche, die der Vater sah
Im Traum, und alles hat sich nun erfüllt.
Doch der Vater sah auch traurige Gesichte,
Ach, mich bekümmert's, sie so groß zu sehn!
Bertrand. Was stehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzusehn!
Margot. Ja, kommt!
Vielleicht, daß wir der Schwester dort begegnen.
Louison. Wir haben sie gesehen. Kehren wir
In unser Dorf zurück.
Margot. Was? Eh' wir sie
Begrüßt und angeredet?
Louison. Sie gehört
Uns nicht mehr an; bei Fürsten ist ihr Platz
Und Königen — Wer sind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da sie noch unser war!
Margot. Wird sie sich unser schämen, uns verachten?
Bertrand. Der König selber schämt sich unser nicht,
Er grüßte freundlich auch den Niedrigsten.
Sei sie so hoch gestiegen, als sie will,
Der König ist doch größer! (Trompeten und Pauken erschallen aus der Kirche.)
Claude Marie. Kommt zur Kirche!
(Sie eilen nach dem Hintergrunde, wo sie sich unter dem Volke verlieren.)

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, schwarz gekleidet. Raimond folgt ihm und will ihn zurücke halten.

Raimond. Bleibt, Vater Thibaut, bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier seht ihr lauter frohe Menschen,
Und euer Gram beleidigt dieses Fest.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.
Thibaut. Sahst du mein unglückselig Kind? Hast du
Sie recht betrachtet?

Raimond. O, ich bitt' euch, flieht!
Thibaut. Bemerktest du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war?
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand;
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen. (Er will gehen.)
Raimond. Bleibt! Was wollt ihr thun?
Thibaut. Ich will sie überraschen, will sie stürzen
Von ihrem eiteln Glück; ja, mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem sie entsagt,
Zurück sie führen.
Raimond. Ach, erwägt es wohl!
Stürzt euer eigen Kind nicht ins Verderben!
Thibaut. Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben.
(Johanna stürzt aus der Kirche heraus ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, adoriert sie und küßt ihre Kleider, sie wird durch das Gedränge im Hintergrund aufgehalten.)
Sie kommt! Sie ist's! Bleich stürzt sie aus der Kirche,
Es treibt die Angst sie aus dem Heiligthum
Das ist das göttliche Gericht, das sich
An ihr verkündiget!
Raimond. Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich länger euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh' voll Schmerz.
Ich habe eure Tochter wieder gesehn
Und fühle, daß ich sie aufs neu verliere.
(Er geht ab. Thibaut entfernt sich auf der entgegengesetzten Seite.)

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihre Schwestern.

Johanna (hat sich des Volks erwehrt und kommt vorwärts.)
Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich,
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich suchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligthum,
Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schwestern,
Margot und Louison, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten sehen. — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!
Margot (hervortretend). Sie ist's! Johanna ist's!
Louison (eilt ihr entgegen). O, meine Schwester!
Johanna. So war's kein Wahn — Ihr seid es — Ich umfass' euch,
Dich, meine Louison! dich, meine Margot!

Hier in der fremden, menschenreichen Oede
Umfang' ich die vertraute Schwesterbrust!
Margot. Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester.
Johanna. Und eure Liebe führt euch zu mir her
So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,
Die lieblos ohne Abschied euch verließ!
Louison. Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.
Margot. Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf
Und hergeführt zu dieses Festes Feier.
Wir kommen, deine Herrlichkeit zu sehn,
Und wir sind nicht allein!
Johanna (schnell). Der Vater ist mit euch!
Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?
Margot. Der Vater ist nicht mit uns.
Johanna. Nicht? Er will sein Kind
Nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?
Louison. Er weiß nicht, daß wir hier sind.
Johanna. Weiß es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr schweigt
Und seht zur Erde! Sagt, wo ist der Vater?
Margot. Seitdem du weg bist —
Louison (winkt ihr). Margot!
Margot. Ist der Vater
Schwermüthig worden.
Johanna. Schwermüthig!
Louison. Tröste dich!
Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele!
Er wird sich fassen, sich zufrieden geben,
Wenn wir ihm sagen, daß du glücklich bist.
Margot. Du bist doch glücklich? Ja, du mußt es sein,
Da du so groß bist und geehrt!
Johanna. Ich bin's
Da ich euch wieder sehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unsern Höhen,
Da war ich glücklich wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder sein, nicht wieder werden?

(Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisons Brust. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen sich und bleiben schüchtern in der Ferne stehen.)

Margot. Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schwester ist nicht stolz; sie ist so sanft
Und spricht so freundlich, als sie nie gethan,
Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

Jene treten näher und woll ihr die Hand reichen; Johanna sieht sie mit starren Blicken an und fällt in ein tiefes Staunen.)

Johanna. Wo war ich? Sagt mir, war das alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;
Denn lebhaft träumt sich's unter diesem Baum. —
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich selbst
Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!
Gesteht mir's offen und erfreut mein Herz.

Louison. Wir sind zu Rheims. Dir hat von diesen Thaten
Nicht bloß geträumt; du hast sie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, blick' um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüstung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Brust, besinnt sich und erschrickt.)

Bertrand. Aus meiner Hand empfingt ihr diesen Helm.

Claude Marie. Es ist kein Wunder, daß ihr denkt zu träumen;
Denn was ihr ausgerichtet und gethan,
Kann sich im Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna (schnell). Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh' mit euch, ich kehre
In unser Dorf, in Vaters Schooß zurück.

Louison. O, komm, komm mit uns!

Johanna. Diese Menschen alle
Erheben mich weit über mein Verdienst!
Ihr habt mich kindisch, klein und schwach gesehn;
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

Margot. Du wolltest allen diesen Glanz verlassen!

Johanna. Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und büßen will ich's mit der strengsten Buße,
Daß ich mich eitel über euch erhob! (Trompeten erschallen.)

Zehnter Auftritt.

Der König tritt aus der Kirche; er ist im Krönungsornat. Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Hofleute und Volk.

Alle Stimmen (rufen wiederholt, während daß der König vorwärts kommt).
Es lebe der König, Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König gibt, gebieten die Herolde mit erhobnem Stabe Stillschweigen.)

König. Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!

Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt,
Durchs Schwert ward sie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut ist sie benetzt;
Doch friedlich soll der Oelzweig sie umgrünen.
Gedankt sei allen, die für uns gefochten,
Und allen, die uns widerstanden, sei
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sei — Gnade!

Volk. Es lebe der König, Karl der Gütige!

König. Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie sichtbarer Weise
Aus seiner Hand empfangen. (Zur Jungfrau sich wendend.)
Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name soll dem heiligen Denis
Gleich sein, der dieses Landes Schützer ist,
Und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben!

Volk. Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin! (Trompeten.)

König (zur Johanna). Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir,
So sage, welches Glück dich kann erfreuen;
Doch, wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(Ein allgemeines Stillschweigen; jedes Auge ist auf die Jungfrau gerichtet.)

Johanna (plötzlich aufschreiend). Gott! mein Vater!

Eilfter Auftritt.

Thibaut tritt aus der Menge und steht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen. Ihr Vater!

Thibaut. Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund. Ha! Was ist das!

Du Chatel. Jetzt wird es schrecklich tagen!

Thibaut (zum König). Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
Du bist gerettet durch des Teufels Kunst. (Alle treten mit Entsetzen zurück.)

Dunois. Rast dieser Mensch?

Thibaut. Nicht ich, du aber rasest,
Und diese hier, und dieser weise Bischof,

Die glauben, daß der Herr der Himmel sich
Durch eine schlechte Magd verkünden werde.
Laß sehn, ob sie auch in des Vaters Stirn'
Der dreisten Lüge Gaukelspiel behauptet,
Womit sie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreieinen:
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?
(Allgemeine Stille; alle Blicke sind auf sie gespannt; sie steht unbeweglich.)

Sorel. Gott, sie verstummt!

Thibaut. Das muß sie vor dem furchtbarn Namen,
Der in der Hölle Tiefen selbst
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte
Ward es ersonnen, unterm Zauberbaum,
Wo schon von Alters her die bösen Geister
Den Sabbath halten — Hier verkaufte sie
Dem Feind der Menschen ihr unsterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche.
Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

Burgund. Entsetzlich — doch dem Vater muß man glauben,
Der wider seine eigne Tochter zeugt.

Dunois. Nein, nicht zu glauben ist dem Rasenden,
Der in dem eignen Kind sich selber schändet.

Sorel (zu Johanna). O, rede! Brich dies unglücksel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen fest auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber sprich! Vernichte
Die gräßliche Beschuldigung — Erkläre,
Du seist unschuldig und wir glauben dir.
(Johanna steht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit Entsetzen von ihr hinweg.)

La Hire. Sie ist erschreckt. Erstaunen und Entsetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor solcher gräßlichen
Anklage muß die Unschuld selbst erbeben. (Er nähert sich ihr.)
Faß dich, Johanna. Fühle dich. Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verleumdung mächtig niederblitzt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beschäme, strafe den unwürd'gen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend schmäht.
(Johanna steht unbeweglich. La Hire tritt entsetzt zurück; die Bewegung vermehrt sich.)

Dunois. Was zagt das Volk? Was zittern selbst die Fürsten?
Sie ist unschuldig — Ich verbürge mich,
Ich selbst, für sie mit meiner Fürstenehre.
Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin;
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?
(Ein heftiger Donnerschlag; alle stehen entsetzt.)

Thibaut. Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du seist schuldlos. Leugn' es, daß der Feind
In deinem Herzen ist, und straf' mich Lügen!

(Ein zweiter stärkerer Schlag; das Volk entflieht zu allen Seiten.)

Burgund. Gott schütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel (zum König). Kommt, kommt, mein König! Fliehet diesen Ort!

Erzb. (zur Johanna). Im Namen Gottes frag' ich dich: Schweigst du
Aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld?
Wenn dieses Donners Stimme für dich zeugt,
So fasse dieses Kreuz und gib ein Zeichen!

(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerschläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois. Du bist mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim ersten Blick, und also denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der droben spricht.
Du schweigst in edelm Zorn, verachtest es,
In deine heil'ge Unschuld eingehüllt,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue dich;
An deiner Unschuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag' mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß du meinem Arme
Getrost vertraust und deiner guten Sache.

(Er reicht ihr die Hand hin, sie wendet sich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in starrem Entsetzen stehen.)

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel. Dunois. Zuletzt Raimond.

Du Chatel (zurückkommend). Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß ihr die Stadt verlasset ungekränkt.
Die Thore stehn euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch schützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen. — Welch ein Ausgang!

(Er geht. Dunois fährt aus seiner Erstarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Diese steht einen Augenblick ganz allein. Endlich erscheint Raimond, bleibt eine Weile in der Ferne stehen und betrachtet sie mit stillem Schmerz. Dann tritt er auf sie zu und faßt sie bei der Hand.)

Raimond. Ergreift den Augenblick. Kommt, kommt! Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will euch führen.

(Bei seinem Anblick gibt sie das erste Zeichen der Empfindung, sieht ihn starr an und blickt zum Himmel; dann ergreift sie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald.

In der Ferne Köhlerhütten. Es ist ganz dunkel. Heftiges Donnern und Blitzen, dazwischen Schießen.

Erster Auftritt.

Köhler und Köhlerweib.

Köhler. Das ist ein grausam mördrisch Ungewitter,
Der Himmel droht in Feuerbächen sich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Ist's Nacht, daß man die Sterne könnte sehn.
Wie eine losgelassne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt, und krachend beugen
Die alt verjährten Eschen ihre Krone.
Und dieser fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daß sie sich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menschen keinen Frieden stiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geschützes;
Die beiden Heere stehen sich so nah,
Daß nur der Wald sie trennt, und jede Stunde
Kann es sich blutig fürchterlich entladen.

Köhlerweib. Gott steh' uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz aufs Haupt geschlagen und zerstreut.
Wie kommt's, daß sie aufs neu uns ängstigen?

Köhler. Das macht, weil sie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böse Feind uns nicht mehr hilft,
Geht alles rückwärts.

Köhlerweib. Horch! Wer naht sich da?

Zweiter Auftritt.

Raimond und Johanna zu den Vorigen.

Raimond. Hier seh' ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus, drei Tage schon seid ihr
Herumgeirrt, der Menschen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren eure Speise.

(Der Sturm legt sich, es wird hell und heiter.)

Es sind mitleid'ge Köhler. Kommt herein!

Köhler. Ihr scheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unser schlechtes Dach vermag, ist euer.

Köhlerweib. Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt ist eine schwere Zeit,

Wo auch das Weib sich in den Panzer steckt!
Die Königin selbst, Frau Isabeau, sagt man,
Läßt sich gewaffnet sehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unsern Herrn gefochten.

Köhler. Was redet ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung. (Köhlerweib geht nach der Hütte.)

Raim. (zur Johanna). Ihr seht, es sind nicht alle Menschen grausam;
Auch in der Wildniß wohnen sanfte Herzen.
Erheitert euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich strahlend geht die Sonne nieder.

Köhler. Ich denk', ihr wollt zu unsers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reiset — Seht euch vor!
Die Engelländer stehen nah gelagert,
Und ihre Schaaren streifen durch den Wald.

Raimond. Weh' uns! Wie ist da zu entkommen?

Köhler. Bleibt,
Bis daß mein Bub zurück ist aus der Stadt.
Der soll euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daß ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

Raimond (zur Johanna). Legt den Helm ab und die Rüstung;
Sie macht euch kenntlich und beschützt euch nicht. (Johanna schüttelt den Kopf.)

Köhler. Die Jungfrau ist sehr traurig — Still! Wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher. **Köhlerbub.**

Köhlerweib. Es ist der Bub, den wir zurück erwarten. (Zur Johanna.)
Trinkt, edle Jungfrau! Mög's euch Gott gesegnen!

Köhler (zu seinem Sohn). Kommst du, Anet? Was bringst du?

Köhlerbub (hat die Jungfrau ins Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund setzt; er erkennt sie, tritt auf sie zu und reißt ihr den Becher vom Munde).
Mutter! Mutter!
Was macht ihr? Wen bewirthet ihr? Das ist die Hexe
Von Orleans!

Köhler u. Köhlerweib. Gott sei uns gnädig! (Bekreuzen sich und entfliehen.)

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna (gefaßt und sanft).
Du siehst, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich;
Sorg' für dich selber und verlaß mich auch.

Raimond. Ich euch verlassen! Jetzt! Und wer soll euer
Begleiter sein?

Johanna. Ich bin nicht unbegleitet.
Du hast den Donner über mir gehört.

Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht, ich werde
Ans Ziel gelangen, ohne daß ich's suche.

Raimond. Wo wollt ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die euch die grimmig blut'ge Rache schwuren —
Dort stehn die Unsern, die euch ausgestoßen,
Verbannt —

Johanna. Mich wird nichts treffen, als was sein muß.

Raimond. Wer soll euch Nahrung suchen? Wer euch schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen, wenn ihr krank und elend werdet?

Johanna. Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lernt' ich das Gesunde
Vom Gift'gen unterscheiden — Ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig, und an Leben reich
Ist die Natur.

Raimond (faßt sie bei der Hand). Wollt ihr nicht in euch gehn?
Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schooß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

Johanna. Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

Raimond. Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständniß —

Johanna. Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausstieß, du hältst mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entsagt — (Raimond schweigt.) O, das ist hart!

Raimond (erstaunt). Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna. Ich eine Zauberin!

Raimond. Und diese Wunder,
Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

Johanna. Mit welcher sonst!

Raimond. Und ihr verstummtet auf die gräßliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummtet ihr!

Johanna. Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.

Raimond. Ihr konntet eurem Vater nichts erwiedern!

Johanna. Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung sein.

Raimond. Der Himmel selbst bezeugte eure Schuld!

Johanna. Der Himmel sprach, drum schwieg ich.

Raimond. Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort euch reinigen, und ließt
Die Welt in diesem unglücksel'gen Irrthum?

Johanna. Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.
Raimond. Ihr littet alle diese Schmach unschuldig,
Und keine Klage kam von euren Lippen!
— Ich staune über euch, ich steh' erschüttert,
Im tiefsten Busen kehrt sich mir das Herz!
O, gerne nehm' ich euer Wort für Wahrheit,
Denn schwer ward mir's, an eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menschlich Herz
Das ungeheure schweigend würde tragen!
Johanna. Verdient' ich's, die Gesendete zu sein,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?
Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.
Ich leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!
Raimond. O, kommt, kommt, laßt uns eilen, eure Unschuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!
Johanna. Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen!
Nur, wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schicksal fließen.
Raimond. Ich sollte schweigend dulden, bis der Zufall —
Johanna (ihn sanft bei der Hand fassend).
Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.
Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königin Isabeau mit Soldaten erscheint im Hintergrund.

Isab. (noch hinter der Scene). Dies ist der Weg ins engelländ'sche Lager!

Raimond. Weh' uns! Die Feinde!

(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna und taumeln erschrocken zurück.)

Isabeau. Nun! Was hält der Zug!

Soldaten. Gott steh' uns bei!

Isabeau. Erschreckt euch ein Gespenst!
Seid ihr Soldaten? — Memmen seid ihr! — Wie?

(Sie drängt sich durch die Andern, tritt hervor und fährt zurück, wie sie die Jungfrau erblickt.)

Was seh' ich! Ha! (Schnell faßt sie sich und tritt ihr entgegen.)
Ergib dich! Du bist meine
Gefangene!

Johanna. Ich bin's. (Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

Isabeau (zu den Soldaten). Legt sie in Ketten!

(Die Soldaten nahen sich der Jungfrau schüchtern; sie reicht den Arm hin und wird gefesselt.)

Ist das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer scheuchte,
Die jetzt sich selber nicht beschützen kann?
Thut sie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet? (Zur Jungfrau.)
Warum verließest du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beschützer?

Johanna. Ich bin verbannt.

Isabeau (erstaunt zurücktretend). Was? Wie? Du bist verbannt?
Verbannt vom Dauphin?

Johanna. Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht, bestimme mein Geschick.

Isabeau. Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm hast aufgesetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt sie ins Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgespenst, vor dem sie so gezittert!
Sie eine Zauberin? Ihr ganzer Zauber
Ist euer Wahn und euer feiges Herz!
Eine Närrin ist sie, die für ihren König
Sich opferte und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt sie zu Lionel —
Das Glück der Franken send' ich ihm gebunden;
Gleich folg' ich selbst.

Johanna. Zu Lionel! Ermorde mich
Gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest.

Isab. (zu den Soldaten). Gehorchet dem Befehle! Fort mit ihr! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna (zu den Soldaten). Engländer! Duldet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!

Zieht eure Schwerter, taucht sie mir ins Herz,
Reißt mich entseelt zu eures Feldherrn Füßen!
Denkt, daß ich's war, die eure Trefflichsten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme engelländ'schen Bluts
Vergossen, euren tapfern Heldensöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blut'ge Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet ihr
So schwach mich sehn —

Anführer der Soldaten. Thut, was die Königin befahl!

Johanna. Sollt' ich
Noch unglücksel'ger werden, als ich war!
Furchtbare Heil'ge! Deine Hand ist schwer!
Hast du mich ganz aus deiner Huld verstoßen?
Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen. (Sie folgt den Soldaten.)

Das französische Lager.

Siebenter Auftritt.

Dunois zwischen dem Erzbischof und Du Chatel.

Erzbischof. Bezwinget euern finstern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu eurem König!
Verlasset nicht die allgemeine Sache
In diesem Augenblick, da wir, aufs neu
Bedränget, eures Heldenarms bedürfen.

Dunois. Warum sind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind sich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war siegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt ihr verbannt; nun rettet
Euch selbst! Ich aber will das Lager
Nicht wieder sehen, wo sie nicht mehr ist.

Du Chatel. Nehmt bessern Rath an, Prinz! Entlaßt uns nicht
Mit einer solchen Antwort!

Dunois. Schweigt, Du Chatel!
Ich hasse euch, von euch will ich nichts hören.
Ihr seid es, der zuerst an ihr gezweifelt.

Erzbischof. Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an diesem unglücksel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen sie bewiesen!
Wir waren überrascht, betäubt; der Schlag
Traf zu erschütternd unser Herz — Wer konnte
In dieser Schreckensstunde prüfend wägen?
Jetzt kehrt uns die Besonnenheit zurück;
Wir sehn sie, wie sie unter uns gewandelt,

Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir sind verwirrt — Wir fürchten, schweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt sich an, La Hire ist trostlos,
Und jedes Herz hüllt sich in Trauer ein.

Dunois. Sie eine Lügnerin! Wenn sich die Wahrheit
Verkörpern will in sichtbarer Gestalt,
So muß sie ihre Züge an sich tragen!
Wenn Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß sie wohnen!

Erzbischof. Der Himmel schlage durch ein Wunder sich
Ins Mittel und erleuchte dies Geheimniß,
Das unser sterblich Auge nicht durchdringt —
Doch, wie sich's auch entwirren mag und lösen,
Eins von den Beiden haben wir verschuldet!
Wir haben uns mit höll'schen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieses unglücksel'ge Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen, hernach Raimond.

Edelmann. Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fordert dringend mit dir selbst zu reden,
Er komme, sagt er, von der Jungfrau —

Dunois. Eile!
Bring' ihn herein! Er kommt von ihr! (Edelmann öffnet dem Raimond die Thüre. Dunois eilt ihm entgegen.) Wo ist sie?
Wo ist die Jungfrau?

Raimond. Heil euch, edler Prinz!
Und Heil mir, daß ich diesen frommen Bischof,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlassnen bei euch finde!

Dunois. Wo ist die Jungfrau?

Erzbischof. Sag' es uns, mein Sohn!

Raimond. Herr, sie ist keine schwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum ist das Volk. Ihr habt die Unschuld
Verbannt, die Gottgesendete verstoßen!

Dunois. Wo ist sie? Sage!

Raimond. Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald,
Mir hat sie dort ihr Innerstes gebeichtet.
In Martern will ich sterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,

Wenn sie nicht rein ist, Herr, von aller Schuld!
Dunois. Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner!
Wo ist sie? Sprich!
Raimond. O, wenn euch Gott das Herz
Gewendet hat — so eilt, so rettet sie!
Sie ist gefangen bei den Engelländern.
Dunois. Gefangen! Was!
Erzbischof. Die Unglückselige!
Raimond. In den Ardennen, wo wir Obdach suchten
Ward sie ergriffen von der Königin
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O, rettet sie, die euch gerettet hat,
Von einem grausenvollen Tode!
Dun. Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet.
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet! (Gehen ab.)

Ein Wartthurm, oben eine Oeffnung.

Neunter Auftritt.

Johanna und Lionel.

Fastolf (eilig hereintretend). Das Volk ist länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wüthend, daß die Jungfrau sterbe.
Ihr widersteht vergebens. Tödtet sie
Und werft ihr Haupt von dieses Thurmes Zinnen.
Ihr fließend Blut allein versöhnt das Heer.
Isabeau (kommt). Sie setzen Leitern an, sie laufen Sturm!
Befriediget das Volk. Wollt ihr erwarten,
Bis sie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren, und wir alle mit verderben?
Ihr könnt sie nicht beschützen. Gebt sie hin.
Lionel. Laßt sie anstürmen! Laßt sie wüthend toben!
Dies Schloß ist fest, und unter seinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sei die Meine,
Und gegen eine Welt beschütz' ich dich.
Isabeau. Seid ihr ein Mann?
Lionel. Verstoßen haben dich
Die Deinen; aller Pflichten bist du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, sie verließen dich;
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine

Behaupt' ich dich. — Einst ließest du mich glauben,
Daß dir mein Leben theuer sei! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber;
Jetzt hast du keinen Freund, als mich!

Johanna. Du bist
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein sein zwischen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich; doch, wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, so laß es Segen bringen
Für unsre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüssel aller Städte gib heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gib die Gefangnen ledig, sende Geiseln
Des heiligen Vertrags, so biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Isabeau. Willst du in Banden uns Gesetze geben?

Johanna. Thu' es bei Zeiten, denn du mußt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.
Nie, nie wird das geschehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere sein.
Gefallen sind euch eure Besten, denkt
Auf eine sichre Rückkehr; euer Ruhm
Ist doch verloren, eure Macht ist hin.

Isabeau. Könnt ihr den Trotz der Rasenden ertragen?

Zehnter Auftritt.

Ein Hauptmann kommt eilig.

Hauptmann. Eilt, Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu stellen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen,
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

Johanna (begeistert). Die Franken rücken an! Jetzt, stolzes England
Heraus ins Feld! Jetzt gilt es, frisch zu fechten!

Fastolf. Unsinnige, bezähme deine Freude!
Du wirst das Ende dieses Tags nicht sehn.

Johanna. Mein Volk wird siegen, und ich werde sterben,
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel. Ich spotte dieser Weichlinge. Wir haben
Sie vor uns hergescheucht in zwanzig Schlachten,
Eh' dieses Heldenmädchen für sie stritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
Und diese haben sie verbannt. — Kommt, Fastolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in diesem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen sich entschieden,

Ich lass' euch fünfzig Ritter zur Bedeckung.

Fastolf. Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und diese Wüthende im Rücken lassen?

Johanna. Erschreckt dich ein gefesselt Weib?

Lionel. Gib mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreien!

Johanna. Mich zu befreien ist mein einz'ger Wunsch.

Isabeau. Legt ihr dreifache Fesseln an! Mein Leben
Verbürg' ich, daß sie nicht entkommen soll.

(Sie wird mit schweren Ketten um den Leib und um die Arme gefesselt.)

Lionel (zur Johanna).
Du willst es so! Du zwingst uns! Noch steht's bei dir!
Entsage Frankreich, trage Englands Fahne,
Und du bist frei, und diese Wüthenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir.

Fastolf (dringend). Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna. Spare deine Worte!
Die Franken rücken an. Vertheid'ge dich!

(Trompeten ertönen. Lionel eilt fort.)

Fastolf. Ihr wißt, was ihr zu thun habt, Königin!
Erklärt das Glück sich gegen uns, seht ihr,
Daß unsre Völker fliehen —

Isabeau (einen Dolch ziehend). Sorget nicht,
Sie soll nicht leben, unsern Fall zu sehn.

Fastolf (zur Johanna). Du weißt, was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks! (Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Isabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna. Das will ich!
Daran soll niemand mich verhindern — Horch!
Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir schallt und siegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Euch nah; sie kann nicht vor euch her, wie sonst,
Die Fahne tragen — schwere Bande fesseln sie;
Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs.

Isab. (zu einem Soldaten). Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin sieht, und sag' uns, wie die Schlacht sich wendet. (Soldat steigt hinauf.)

Johanna. Muth, Muth, mein Volk! Es ist der letzte Kampf!
Den einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Isabeau. Was siehest du?

Soldat. Schon sind sie an einander.
Ein Wüthender auf einem Barberroß,

Im Tigerfell, sprengt vor mit den Gensdarmen.

Johanna. Das ist Graf Dunois! Frisch, wackrer Streiter!
Der Sieg ist mit dir!

Soldat. Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Isabeau. Daß zehen Lanzen ihm
Ins falsche Herz eindrängen, dem Verräther!

Soldat. Lord Fastolf thut ihm mannhaft Widerstand.
Sie sitzen ab, sie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unsrigen.

Isabeau. Siehst du den Dauphin nicht? Erkennst du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat. Alles ist
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterscheiden.

Johanna. Hätt' er mein Auge, oder stünd' ich oben,
Das Kleinste nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchsten Lüften.

Soldat. Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng';
Die Größten, scheint's, die Ersten kämpfen dort.

Isabeau. Schwebt unsre Fahne noch?

Soldat. Hoch flattert sie.

Johanna. Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze schauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat. Weh mir, was seh' ich! Unser Feldherr ist
Umzingelt!

Isabeau (zuckt den Dolch auf Johanna). Stirb, Unglückliche!

Soldat (schnell). Er ist befreit.
Im Rücken faßt der tapfere Fastolf
Den Feind — er bricht in seine dichtsten Schaaren.

Isabeau (zieht den Dolch zurück). Das sprach dein Engel!

Soldat. Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Isabeau. Wer flieht?

Soldat. Die Franken, die Burgunder fliehn,
Bedeckt mit Flüchtigen ist das Gefilde.

Johanna. Gott! Gott! So sehr wirst du mich nicht verlassen!

Soldat. Ein schwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk sprengt ihm zu Hilf', es ist ein Fürst.

Isabeau. Der Unsern einer oder Fränkischen?

Soldat. Sie lösen ihm den Helm; Graf Dunois ist's.

Johanna (greift mit krampfhafter Anstrengung in ihre Ketten).
Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!

Soldat. Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft). Das ist mein Herr, der König!

Soldat. Sein Roß wird scheu — es überschlägt sich — stürzt —

Er windet schwer arbeitend sich hervor —

(Johanna begleitet diese Worte mit leidenschaftlichen Bewegungen.)

Die Unsern nahen schon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna. O, hat der Himmel keine Engel mehr!

Isabeau (hohnlachend). Jetzt ist es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!

Johanna (stürzt auf die Kniee, mit gewaltsam heftiger Stimme betend).
Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Thurmwand spaltet sich — Du halfst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —

Soldat. Triumph! Triumph!

Isabeau. Was ist's?

Soldat. Der König ist
Gefangen!

Johanna (springt auf). So sei Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerrissen. In demselben Augenblick stürzt sie sich auf den nächststehenden Soldaten, entreißt ihm sein Schwert und eilt hinaus. Alle sehen ihr mit starrem Erstaunen nach.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Isabeau (nach einer langen Pause).
Was war das? Träumte mir? Wo kam sie hin?
Wie brach sie diese zentnerschweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht selbst gesehn mit meinen Augen.

Soldat (auf der Warte). Wie? Hat sie Flügel? Hat der Sturmwind sie
Hinabgeführt?

Isabeau. Sprich, ist sie unten?

Soldat. Mitten
Im Kampfe schreitet sie — Ihr Lauf ist schneller,
Als mein Gesicht — Jetzt ist sie hier — jetzt dort —
Ich sehe sie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr,
Die Franken stehn, sie stellen sich auf's neu!

— Weh mir! Was seh' ich! Unsre Völker werfen
Die Waffen von sich, unsre Fahnen sinken —
Isabeau. Was? Will sie uns den sichern Sieg entreißen?
Soldat. Grad' auf den König dringt sie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Fastolf stürzt — Der Feldherr ist gefangen.
Isabeau. Ich will nicht weiter hören. Komm herab!
Soldat. Flieht, Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran. (Er steigt herunter.)
Isabeau (das Schwert ziehend). So fechtet, Memmen!

Dreizehnter Auftritt.

La Hire mit Soldaten kommt. Bei seinem Eintritt streckt das Volk der Königin die Waffen.

La Hire (naht ihr ehrerbietig). Königin, unterwerft euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben sich
Ergeben, aller Widerstand ist unnütz!
— Nehmt meine Dienste an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet sein.
Isabeau. Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.
(Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)

Die Scene verwandelt sich in das Schlachtfeld.

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund; in den Armen beider Fürsten liegt Johanna, tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langsam vorwärts. Agnes Sorel stürzt herein.

Sorel (wirft sich an des Königs Brust).
Ihr seid befreit — Ihr lebt — Ich hab' euch wieder!
König. Ich bin befreit — Ich bin's um diesen Preis! (Zeigt auf Johanna.)
Sorel. Johanna! Gott! Sie stirbt!
Burgund. Sie hat geendet!
Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie daliegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind!
Des Himmels Friede spielt um ihre Züge;
Kein Athem hebt den Busen mehr, doch Leben
Ist noch zu spüren in der warmen Hand.
König. Sie ist dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'sche nicht mehr schauen.
Schon schwebt sie droben, ein verklärter Geist,
Sieht unsern Schmerz nicht mehr und unsre Reue.
Sorel. Sie schlägt die Augen auf, sie lebt!
Burgund (erstaunt). Kehrt sie

Uns aus dem Grab zurück? Zwingt sie den Tod?
Sie richtet sich empor! Sie steht!

Johanna (steht ganz aufgerichtet und schaut umher). Wo bin ich?

Burgund. Bei deinem Volk, Johanna, bei den Deinen!

König. In deiner Freunde, deines Königs Armen!

Johanna (nachdem sie ihn lange starr angesehen).
Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß,
Ich bin's nicht.

König. Du bist heilig, wie die Engel;
Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna (sieht heiter lächelnd umher).
Und ich bin wirklich unter meinem Volk
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich alles wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh' ich nicht — Wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen;
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

König (mit abgewandtem Gesicht). Gebt ihr die Fahne!

(Man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand. — Der Himmel ist von einem rosigten Schein beleuchtet.)

Johanna. Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt todt darauf nieder. — Alle stehen lange in sprachloser Rührung. — Auf einen leisen Wink des Königs werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, daß sie ganz davon bedeckt wird.)

Die Braut von Messina

oder

die feindlichen Brüder.

Ein Trauerspiel mit Chören.

Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie.

Ein poetisches Werk muß sich selbst rechtfertigen, und wo die That nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es also gar wohl dem Chor überlassen, sein eigener Sprecher zu sein, wenn er nur erst selbst auf die gehörige Art zur Darstellung gebracht wäre. Aber das tragische Dichterwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben. Solange also dem Chor diese sinnlich mächtige Begleitung fehlt, solange wird er in der Oekonomie des Trauerspiels als ein Außending, als ein fremdartiger Körper und als ein Aufenthalt erscheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuschung stört, der den Zuschauer erkältet. Um dem Chor sein Recht anzuthun, muß man sich also von der wirklichen Bühne auf eine m ö g l i c h e versetzen; aber das muß man überall, wo man zu etwas Höherm gelangen will. Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hilfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziel, einem Ideale strebt er nach, die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publicum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publicum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publicum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut nach einem Ideal arbeiten, der Kunstrichter hat gut nach Ideen urtheilen; die bedingte, beschränkte, ausübende Kunst ruht auf dem Bedürfniß. Der Unternehmer will bestehen, der Schauspieler will sich zeigen, der Zuschauer will unterhalten und in Bewegung gesetzt sein. Das Vergnügen sucht er und ist unzufrieden, wenn man ihm da eine Anstrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erholung erwartet.

Aber, indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

Jeder Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen; er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, sein gemeines Leben, sein Individuum vergessen, er will sich in außerordentlichen Lagen fühlen, sich an den seltsamen Combinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß selbst recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgibt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub, wie vorher; denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen, als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuschung abgesehen ist, so ist auch nur ein Schein der Wahrheit oder die beliebte Wahrscheinlichkeit nöthig, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt.

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu m a c h e n, und dieses dadurch, daß

sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objective Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.

Und eben darum, weil die wahre Kunst etwas Reelles und Objectives will, so kann sie sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell sein — wie sie das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs genaueste mit der Natur übereinstimmen soll und kann, das ist's, was Wenige fassen, was die Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, weil beide Forderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben scheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das eine mit Aufopferung des andern zu erreichen sucht und eben deßwegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verliehen, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Maler des Wirklichen sein, er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen; aber es wird eben darum nicht unser Werk, nicht das freie Produkt unsers bildenden Geistes sein und kann also auch die wohlthätige Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Ernst zwar, doch unerfreulich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurückversetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter, zu Theil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Combinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst des andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkürlich aneinander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Forderungen stehen so wenig im Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr — eine und dieselbe sind; daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr, es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in *allen* seinen Theilen ideell sein muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.

Was von Poesie und Kunst im Ganzen wahr ist, gilt auch von allen Gattungen derselben, und es läßt sich ohne Mühe von dem jetzt Gesagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des *Natürlichen* zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunst gibt man zwar nothdürftig, doch mehr aus conventionellen als aus innern Gründen, eine gewisse Idealität zu; aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man *Illusion*, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde. Alles Aeußere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architectur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal; aber die Handlung soll nun einmal real sein, und der Theil das Ganze zerstören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz mißverstanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinsten empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre, als der bloß ideale Raum, und eine andere Zeit, als bloß die stetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man indeß der poetischen Tragödie schon um einen großen Schritt näher gekommen. Es sind einige lyrische Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poesie hat sich durch ihre eigene lebendige Kraft im Einzelnen manchen Sieg über das herrschende Vorurtheil errungen. Aber mit dem Einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es ist nicht genug, daß man das nur als eine poetische Freiheit duldet, was doch das Wesen aller Poesie ist. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt — und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.

Die Tragödie der Griechen ist, wie man weiß, aus dem Chor entsprungen. Aber sowie sie sich historisch und der Zeitfolge nach daraus loswand, so kann man auch sagen, daß sie

poetisch und dem Geiste nach aus demselben entstanden, und daß ohne diesen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abschaffung des Chors und die Zusammenziehung dieses sinnlich mächtigen Organs in die charakterlose langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war also keine so große Verbesserung der Tragödie, als die Franzosen und ihre Nachbeter sich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche sich ursprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; sie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte schon aus der poetischen Gestalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunstorgan; er hilft die Poesie *hervorbringen*. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetisch erschaffen und einführen, das ist, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird.

Der Chor leistet daher dem neuern Tragiker noch weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, eben deßwegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poesie widerstrebt, und ihn auf die einfachsten, ursprünglichsten und naivsten Motive hinauftreibt. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen und alles künstliche Machwerk *an* dem Menschen und *um* denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht.

Aber eben so, wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Partieen desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistreich zu verhüllen und sichtbar zu machen, eben so durchflicht und umgibt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewand, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organisation darf der Stoff oder das Elementarische nicht mehr sichtbar sein; die chemische Farbe verschwindet in der feinen Carnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat seine Herrlichkeit und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen und die Formen, die er umgibt, geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunst ist dieses jedem leicht verständlich; aber auch in der Poesie und in der tragischen, von der hier die Rede ist, findet dasselbe statt. Alles, was der Verstand sich im allgemeinen ausspricht, ist eben so wie das, was bloß die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk und wird da, wo es vorherrscht, unausbleiblich das Poetische zerstören; denn dieses liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun ist aber der Mensch so gebildet, daß er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß also auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll sie aber diesen Platz verdienen, so muß sie das, was ihr an sinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen; denn wenn die zwei Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden *zusammen* wirken, so müssen sie *neben einander* wirken, oder die Poesie ist aufgehoben. Wenn die Wage nicht vollkommen inne steht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine *Schwankung* der beiden Schalen hergestellt werden.

Und dieses leistet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff; aber dieser Begriff repräsentiert sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponiert. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge, wie mit Schritten der Götter, einhergeht — und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor *reinigt* also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung

absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet; eben so, wie der bildende Künstler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben so, wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, so legt die lyrische Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken. Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das ganze Gemüth erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im Ganzen sinken, oder, was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen. Der alte Chor, in das französische Trauerspiel eingeführt, würde es in seiner ganzen Dürftigkeit darstellen und zunichte machen; eben derselbe würde ohne Zweifel Shakespeare's Tragödie erst ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung — aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerkes sein muß. Denn das Gemüth des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eindrücke sein, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufhebe, daß er die Gewalt der Affecte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung; denn eben diese blinde Gewalt der Affecte ist es, die der wahre Künstler vermeidet, diese Täuschung ist es, die er zu erregen verschmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung auf einander folgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Theile auseinander hält und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unsere Freiheit zurück, die im Sturm der Affecte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln; denn sie sind keine wirklichen Wesen, die bloß der Gewalt des Moments gehorchen und bloß ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motiviert die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deßwegen desto tauglicher, von dem Kunsttheater zu einem Publicum zu reden.

Soviel über meine Befugniß, den alten Chor auf die tragische Bühne zurückzuführen. Chöre kennt man zwar auch schon in der modernen Tragödie; aber der Chor des griechischen Trauerspiels, so wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen operhaften Chören wesentlich verschieden, und wenn ich bei Gelegenheit der griechischen Tragödie von Chören anstatt von einem Chor sprechen höre, so entsteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wisse, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer eins mit sich selbst. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgeben lassen; aber auch Aeschylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der größte Meister in dieser Kunst, haben sich dieser Freiheit bedient.

Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen sein. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.

Personen.

Donna Isabella, Fürstin von Messina.	Diego.
Don Manuel, } ihre Söhne.	Boten.
Don Cesar, }	Chor, besteht aus dem Gefolge der Brüder.
Beatrice.	Die Aeltesten von Messina, reden nicht.

Die Scene ist eine geräumige Säulenhalle, auf beiden Seiten sind Eingänge, eine große Flügelthüre in der Tiefe führt zu einer Kapelle.

Donna Isabella in tiefer Trauer, die Aeltesten von Messina stehen um sie her.

Isabella. Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greisen Häupter dieser Stadt,
Heraus zu euch aus den verschwiegenen
Gemächern meines Frauensaals, das Antlitz
Vor euren Männerblicken zu entschleiern.
Denn es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug'
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen;
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterstimme mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor.
Nicht dreimal hat der Mond die Lichtgestalt
Erneut, seit ich den fürstlichen Gemahl
Zu seiner letzten Ruhestätte trug,
Der mächtigwaltend dieser Stadt gebot,
Mit starkem Arme gegen eine Welt
Euch schützend, die euch feindlich rings umlagert.
Er selber ist dahin, doch lebt sein Geist
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieses Landes Stolz.
Ihr habt sie unter euch in freud'ger Kraft
Aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
Auch ein unsel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernst der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
An diesen Brüsten nährt' ich beide gleich,
Gleich unter sie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
Und beide weiß ich kindlich mir geneigt.
In diesem einz'gen Triebe sind sie eins,
In allem andern trennt sie blut'ger Streit.
Zwar, weil der Vater noch gefürchtet herrschte,

Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit die Heftigbrausenden im Zügel,
Und unter eines Joches Eisenschwere
Bog er vereinend ihren starren Sinn.
Nicht waffentragend durften sie sich nahn,
Nicht in denselben Mauern übernachten.
So hemmt er zwar mit strengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch ihres wilden Triebs;
Doch ungebessert in der tiefen Brust
Ließ er den Haß — der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.
Was kommen mußte, kam. Als er die Augen
Im Tode schloß, und seine starke Hand
Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Gluth,
Zur offnen Flamme sich entzündend, los.
Ich sag' euch, was ihr alle selbst bezeugt:
Messina theilte sich, die Bruderfehde
Löst' alle heil'gen Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Losung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt,
Ja, diese Hallen selbst bespritzte Blut.
Des Staates Bande sahet ihr zerreißen,
Doch mir zerriß im Innersten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.
Ihr kamt zu mir und spracht dies harte Wort:
„Du siehst, daß deiner Söhne Bruderzwist
„Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
„Die, von dem bösen Nachbar rings umgarnt,
„Durch Eintracht nur dem Feinde widersteht.
„— Du bist die Mutter! Wohl, so siehe zu,
„Wie du der Söhne blut'gen Hader stillst.
„Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank
„Der Herrscher? Sollen wir zu Grunde gehn,
„Weil deine Söhne wüthend sich befehden?
„Wir wollen uns selbst rathen ohne sie,
„Und einem andern Herrn uns übergeben,
„Der unser Bestes will und schaffen kann!"
So spracht ihr rauhen Männer, mitleidlos,
Für euch nur sorgend und für eure Stadt,
Und wälztet noch die öffentliche Noth
Auf dieses Herz, das von der Mutter Angst
Und Sorgen schwer genug belastet war.
Ich unternahm das nicht zu Hoffende,

Ich warf mit dem zerrissnen Mutterherzen
Mich zwischen die Ergrimmten, Friede rufend —
Unabgeschreckt, geschäftig, unermüdlich
Beschickt' ich sie, den einen um den andern, —
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn,
Daß sie's zufrieden sind, in dieser Stadt
Messina, in dem väterlichen Schloß,
Unfeindlich sich von Angesicht zu sehn,
Was nie geschah, seitdem der Fürst verschieden.
Dies ist der Tag! Des Boten harr' ich stündlich,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Anzug.
— Seid denn bereit, die Herrscher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nur eure Pflicht zu leisten seid bedacht,
Für's andre laßt uns andere gewähren.
Verderblich diesem Land und ihnen selbst
Verderbenbringend war der Söhne Streit;
Versöhnt, vereinigt, sind sie mächtig gnug,
Euch zu beschützen gegen eine Welt
Und Recht sich zu verschaffen — gegen euch!

(Die Aeltesten entfernen sich schweigend, die Hand auf der Brust. Sie winkt einem alten Diener, der zurückbleibt.)

Isabella. Diego.

Isabella. Diego!
Diego. Was gebietet meine Fürstin?
Isabella. Bewährter Diener! Redlich Herz! Tritt näher!
Mein Leiden hast du, meinen Schmerz getheilt,
So theil' auch jetzt das Glück der Glücklichen.
Verpfändet hab' ich deiner treuen Brust
Mein schmerzlich süßes, heiliges Geheimniß.
Der Augenblick ist da, wo es ans Licht
Des Tages soll hervorgezogen werden.
Zu lange schon erstickt' ich der Natur
Gewalt'ge Regung, weil noch über mich
Ein fremder Wille herrisch waltete.
Jetzt darf sich ihre Stimme frei erheben,
Noch heute soll dies Herz befriedigt sein,
Und dieses Haus, das lang verödet war,
Versammle alles, was mir theuer ist.
So lenke denn die alterschweren Tritte
Nach jenem wohlbekannten Kloster hin,
Das einen theuren Schatz mir aufbewahrt.
Du warst es, treue Seele, der ihn mir
Dorthin geflüchtet hat auf bessre Tage,
Den traur'gen Dienst der Traurigen erzeigend.
Du bringe fröhlich jetzt der Glücklichen

Das theure Pfand zurück. (Man hört in der Ferne blasen.) O, eile, eile
Und laß die Freude deinen Schritt verjüngen!
Ich höre kriegerischer Hörner Schall,
Der meiner Söhne Einzug mir verkündigt.

(Diego geht ab. Die Musik läßt sich noch von einer entgegengesetzten Seite immer näher und näher hören.)

Isabella. Erregt ist ganz Messina — Horch! ein Strom
Verworrner Stimmen wälzt sich brausend her —
Sie sind's! Das Herz der Mutter, mächtig schlagend,
Empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug.
Sie sind's! O meine Kinder, meine Kinder! (Sie eilt hinaus.)

Chor tritt auf.

Er besteht aus zwei Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwei entgegengesetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrund eintreten, rund um die Bühne gehen und sich alsdann auf derselben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe stellen. Den einen Halbchor bilden die ältern, den andern die jüngern Ritter; beide sind durch Farbe und Abzeichen verschieden. Wenn beide Chöre einander gegenüber stehen, schweigt der Marsch, und die beiden Chorführer reden. *)

Erster Chor. (Cajetan.) Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrscher
Fürstliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach.
Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert,
Vor den Thoren gefesselt
Liege des Streits schlangenhaarigtes Scheusal.
Denn des gastlichen Hauses
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinyen Sohn,
Der furchtbarste unter den Göttern der Hölle!

Zweiter Chor. (Bohemund.) Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen,
Zu dem Kampf ist die Faust geballt,
Denn ich sehe das Haupt der Medusen,
Meines Feindes verhaßte Gestalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erster Chor. (Cajetan.) Weisere Fassung

*) Der Verfasser hat bei Uebersendung des Manuscripts an das Theater zu Wien einen Vorschlag beigefügt, wie die Reden des Chors unter einzelne Personen vertheilt werden könnten. Der erste Chor sollte nämlich aus Cajetan, Berengar, Manfred, Tristan und acht Rittern Don Manuels, der zweite aus Bohemund, Roger, Hippolyt und neun Rittern Don Cesars bestehen. Was jede dieser Personen nach des Verfassers Plane zu sagen haben würde, ist bei dieser Ausgabe angedeutet worden.

Ziemet dem Alter,
Ich, der Vernünftige, grüße zuerst. (Zu dem zweiten Chor.)
Sei mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,
Dieses Palastes
Schützende Götter
Fürchtend verehrst!
Weil sich die Fürsten gütlich besprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechseln mit ruhigem Blut,
Denn auch das Wort ist, das heilende, gut.
Aber treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Der ganze Chor. Aber treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Erster Chor. (Berengar). Dich nicht haß' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Zweiter Chor. (Bohemund.) Mögen sie's wissen,
Warum sie sich blutig
Hassend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor. Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor. (Berengar.) Hört, was ich bei mir selbst erwogen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen.
Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht besonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brausende Blut.
Sind sie nicht unser, diese Saaten?
Diese Ulmen, mit Reben umsponnen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage spinnen,

Lustig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen
Von der Sonne röthlichtem Untergang;
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(Unsre Väter — die Zeit ist lang)
Und jetzt sehen wir uns alle als Knechte,
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

Ein Zweiter. (Manfred.) Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir könnten es fröhlich genießen;
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle,
Sie verräth uns dem kühnen Corsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Erster Chor. (Cajetan.) Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schlossen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammen geflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,

Nichts ist, das die Gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Die hintere Thüre öffnet sich; Donna Isabella erscheint zwischen ihren Söhnen Don Manuel und Don Cesar.

Beide Chöre. (Cajetan.) Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne!
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erster Chor. (Berengar.) Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft;
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu sehn.
* Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Zweiter Chor. (Bohemund.) Freudig sieht sie aus ihrem Schooße
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit.
(Roger.) Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter

* Nach der Absicht des Verf. sollte die Stelle: „Hoch auf des Lebens — ihrem Sohn." auf dem Theater wegbleiben.

Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Isabella (mit ihren Söhnen hervortretend).
Blick' nieder, hohe Königin des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieses Herz,
Daß es der Uebermuth nicht schwellend hebe;
Denn leicht vergäße sich der Mutter Freude,
Wenn sie sich spiegelt in der Söhne Glanz,
Zum erstenmal, seitdem ich sie geboren,
Umfass' ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf diesen Tag mußt' ich gewaltsam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen;
Vergessen ganz mußt' ich den einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O, meine Mutterliebe ist nur eine,
Und meine Söhne waren ewig zwei!
— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der süßen
Gewalt des trunknen Herzens überlassen? (Zu Don Manuel.)
Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß' ich den Stachel nicht in deine Brust? (Zu Don Cesar.)
Wenn ich das Herz an seinem Anblick weide,
Ist's nicht ein Raub an dir? — O, ich muß zittern,
Daß meine Liebe selbst, die ich euch zeige,
Nur eures Hasses Flammen heft'ger schüre.
(Nachdem sie beide fragend angesehen.)
Was darf ich mir von euch versprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
Ist's noch der alte unversöhnte Haß,
Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
Und wartet draußen vor des Schlosses Thoren
Der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt
Und knirschend in das eherne Gebiß,
Um alsobald, wenn ihr den Rücken mir
Gekehrt, mit neuer Wuth sich zu entfesseln?

Chor. (Bohemund). Krieg oder Frieden! Noch liegen die Loose
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schooße!
Doch es wird sich noch, eh' wir uns trennen, entscheiden;
Wir sind bereit und gerüstet zu beiden.

Isabella (im ganzen Kreis umherschauend).
Und welcher furchtbar kriegerische Anblick!
Was sollen diese hier? Ist's eine Schlacht,
Die sich in diesen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz aufschließen will vor ihren Kindern?

Bis in den Schooß der Mutter fürchtet ihr
Der Arglist Schlingen, tückischen Verrath,
Daß ihr den Rücken euch besorglich deckt?
— O diese wilden Banden, die euch folgen,
Die raschen Diener eures Zorns — sie sind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß sie euch wohlgesinnt zum Besten rathen!
Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,
Sich über sie der Herrschaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein jeder, frei sich selbst
Zu leben nach dem eigenen Gesetz;
Die fremde Herrschaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern versagten Dienst.
Lernt dies Geschlecht, das herzlos falsche, kennen!
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch,
Was sich vom Sohn zum Enkel forterzählt,
Womit sie sich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich selbst; unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur ist redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstet treibt — Die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten;
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!

Chor. (Cajetan.) Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn,
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und sinnlos durchs wüste Leben.

Isab. (zu Don Cesar). Du, der das Schwert auf seinen Bruder zückt,
Sieh dich umher in dieser ganzen Schaar,
Wo ist ein edler Bild als deines Bruders? (Zu Don Manuel.)

Wer unter diesen, die du Freunde nennst,
Darf deinem Bruder sich zur Seite stellen?
Ein jeder ist ein Muster seines Alters,
Und keiner gleicht, und keiner weicht dem andern.
Wagt es, euch in das Angesicht zu sehn!
O Raserei der Eifersucht, des Neides!
Ihn würdest du aus Tausenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geschlossen haben als den Einzigen;
Und jetzt, da ihn die heilige Natur
Dir gab, dir in der Wiege schon ihn schenkte,
Trittst du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit stolzer Willkür ihr Geschenk mit Füßen,
Dich wegzuwerfen an den schlechtern Mann,
Dich an den Feind und Fremdling anzuschließen.

Don Manuel. Höre mich, Mutter!

Don Cesar. Mutter, höre mich!

Isabella. Nicht Worte sind's, die diesen traur'gen Streit
Erledigen — Hier ist das Mein und Dein,
Die Rache von der Schuld nicht mehr zu sondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwefelstroms, der glühend sich ergoß?
Des unterird'schen Feuers schreckliche
Geburt ist alles, eine Lavarinde
Liegt aufgeschichtet über dem Gesunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung.
— Nur dieses Eine leg' ich euch ans Herz:
Das Böse, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zufügt, das, ich will es glauben,
Vergibt sich und versöhnt sich schwer. Der Mann
Will seinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rathschluß, den er wohl besonnen faßt.
Doch eures Haders Ursprung steigt hinauf
In unverständ'ger Kindheit frühe Zeit,
Sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.
Fraget zurück, was euch zuerst entzweite;
Ihr wißt es nicht, ja, fändet ihr's auch aus,
Ihr würdet euch des kind'schen Haders schämen.
Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglücksel'ger Kette,
Die neuste Unbill dieses Tags geboren.
Denn alle schweren Thaten, die bis jetzt geschahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
Noch jetzt fortkämpfen, da ihr Männer seid? (Beider Hände fassend.)
O, meine Söhne! Kommt, entschließet euch,

Die Rechnung gegenseitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten ist das Unrecht.
Seid edel, und großherzig schenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichster ist das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab,
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der schönen Liebe sei das neue Leben,
Der Eintracht, der Versöhnung sei's geweiht.
(Sie tritt einen Schritt zwischen beiden zurück, als wollte sie ihnen Raum geben, sich einander zu nähern. Beide blicken zur Erde, ohne einander anzusehen.)

Chor. (Cajetan.) Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, sie spricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es genug sein und endet die Fehde,
Oder gefällt's euch, so setzet sie fort.
Was euch genehm ist, das ist mir gerecht,
Ihr seid die Herrscher, und ich bin der Knecht.

Isabella (nachdem sie einige Zeit innegehalten und vergebens eine Aeußerung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz).

Jetzt weiß ich nichts mehr. Ausgeleert hab' ich
Der Worte Köcher und erschöpft der Bitten Kraft.
Im Grabe ruht, der euch gewaltsam bändigte,
Und machtlos steht die Mutter zwischen euch.
— Vollendet! Ihr habt freie Macht! Gehorcht
Dem Dämon, der euch sinnlos wüthend treibt,
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar,
Laßt diese Halle selbst, die euch geboren,
Den Schauplatz werden eures Wechselmords.
Vor eurer Mutter Aug' zerstöret euch
Mit euren eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das thebanische Paar,
Rückt auf einander an, und, wuthvoll ringend,
Umfanget euch mit eherner Umarmung.
Leben um Leben tauschend siege jeder,
Den Dolch einbohrend in des andern Brust,
Daß selbst der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme selbst, des Feuers rothe Säule,
Die sich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigespalten von einander theile,
Ein schaudernd Bild, wie ihr gestorben und gelebt.
(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander stehen.)

Beide Brüder. Beide Chöre.

Chor. (Cajetan.) Es sind nur Worte, die sie gesprochen,
Aber sie haben den fröhlichen Muth
In der felsigten Brust mir gebrochen!
Ich nicht vergoß das verwandte Blut.

Rein zum Himmel erheb' ich die Hände:
Ihr seid Brüder! Bedenket das Ende!

Don Cesar (ohne Don Manuel anzusehen). Du bist der ältre Bruder, rede du!
Dem Erstgebornen weich' ich ohne Schande.

Don Man. (in derselben Stellung). Sag' etwas Gutes, und ich folge gern
Dem edeln Beispiel, das der jüngre gibt.

Don Cesar. Nicht, weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne oder schwächer gar mich fühle —

Don Manuel. Nicht Kleinmuths zeiht Don Cesarn, wer ihn kennt,
Fühlt' er sich schwächer, würd' er stolzer reden.

Don Cesar. Denkst du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel. Du bist zu stolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Cesar. Verachtung nicht erträgt mein edles Herz.
Doch in des Kampfes heftigster Erbittrung
Gedachtest du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel. Du willst nicht meinen Tod, ich habe Proben.
Ein Mönch erbot sich dir, mich meuchlerisch
Zu morden; du bestraftest den Verräther.

Don Cesar (tritt etwas näher). Hätt' ich dich früher so gerecht erkannt,
Es wäre Vieles ungeschehn geblieben.

Don Manuel. Und hätt' ich dir ein so versöhnlich Herz
Gewußt, viel Mühe spart' ich dann der Mutter.

Don Cesar. Du wurdest mir viel stolzer abgeschildert.

Don Manuel. Es ist der Fluch der Hohen, daß die Niedern
Sich ihres offnen Ohrs bemächtigen.

Don Cesar (lebhaft). So ist's. Die Diener tragen alle Schuld.

Don Manuel. Die unser Herz in bitterm Haß entfremdet.

Don Cesar. Die böse Worte hin und wieder trugen.

Don Manuel. Mit falscher Deutung jede That vergiftet.

Don Cesar. Die Wunde nährten, die sie heilen sollten.

Don Manuel. Die Flamme schürten, die sie löschen konnten.

Don Cesar. Wir waren die Verführten, die Betrognen!

Don Manuel. Das blinde Werkzeug fremder Leidenschaft!

Don Cesar. Ist's wahr, daß alles andre treulos ist —

Don Manuel. Und falsch! Die Mutter sagt's, du darfst es glauben!

Don Cesar. So will ich diese Bruderhand ergreifen —

(Er reicht ihm die Hand hin.)

Don Manuel (ergreift sie lebhaft). Die mir die nächste ist auf dieser Welt.

(Beide stehen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang schweigend.)

Don Cesar. Ich seh' dich an, und überrascht, erstaunt
Find' ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel. Und eine Aehnlichkeit entdeckt sich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

Don Cesar. Bist du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und so gütig spricht?

Don Manuel. Ist dieser freundlich sanftgesinnte Jüngling

Der übelwollend mir gehäss'ge Bruder?
(Wiederum Stillschweigen; jeder steht in den Anblick des andern verloren.)
Don Cesar. Du nahmst die Pferde von arab'scher Zucht
In Anspruch aus dem Nachlaß unsers Vaters.
Den Rittern, die du schicktest, schlug ich's ab.
Don Manuel. Sie sind dir lieb, ich denke nicht mehr dran.
Don Cesar. Nein, nimm die Rosse, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm sie, ich beschwöre dich!
Don Manuel. Ich will es thun, wenn du das Schloß am Meere
Beziehen willst, um das wir heftig stritten.
Don Cesar. Ich nehm' es nicht, doch bin ich's wohl zufrieden,
Daß wir's gemeinsam brüderlich bewohnen.
Don Manuel. So sei's! Warum ausschließend Eigenthum
Besitzen, da die Herzen einig sind?
Don Cesar. Warum noch länger abgesondert leben,
Da wir, vereinigt, jeder reicher werden?
Don Manuel. Wir sind nicht mehr getrennt, wir sind vereinigt.
(Er eilt in seine Arme.)

Erster Chor (zum zweiten). (Cajetan.)
Was stehen wir hier noch feindlich geschieden,
Da die Fürsten sich liebend umfassen?
Ihrem Beispiel folg' ich und biete dir Frieden,
Wollen wir einander denn ewig hassen?
Sind *sie* Brüder durch Blutes Bande,
Sind *wir* Bürger und Söhne von *einem* Lande. (Beide Chöre umarmen sich.)

Ein Bote tritt auf.

Zweiter Chor (zu Don Cesar). (Bohemund.)
Den Späher, den du ausgesendet, Herr,
Erblick' ich wiederkehrend. Freue dich,
Don Cesar! Gute Botschaft harret dein,
Denn fröhlich strahlt der Blick des Kommenden.
Bote. Heil mir und Heil der fluchbefreiten Stadt!
Des schönsten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Fürsten seh' ich
In friedlichem Gespräche, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfeswuth verlassen.
Don Cesar. Du siehst die Liebe aus des Hasses Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix steigen.
Bote. Ein zweites leg' ich zu dem ersten Glück!
Mein Botenstab ergrünt von frischen Zweigen!
Don Cesar (ihn bei Seite führend). Laß hören, was du bringst.
Bote. Ein einz'ger Tag
Will alles, was erfreulich ist, versammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir suchten,
Sie ist gefunden, Herr, sie ist nicht weit.
Don Cesar. Sie ist gefunden! O, wo ist sie? Sprich!

Bote. Hier in Messina, Herr, verbirgt sie sich.

Don Manuel (zu dem ersten Halbchor gewendet).
Von hoher Röthe Gluth seh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und sein Auge blitzt.
Ich weiß nicht, was es ist; doch ist's die Farbe
Der Freude, und mitfreuend theil' ich sie.

Don Cesar (zu d. Boten). Komm, führe mich! — Leb wohl, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier. (Er will gehen).

Don Manuel. Verschieb' es nicht. Das Glück begleite dich.

Don Cesar (besinnt sich und kommt zurück).
Don Manuel! Mehr, als ich sagen kann,
Freut mich dein Anblick — ja, mir ahnet schon,
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben,
Der langgebundne Trieb wird freud'ger nur
Und mächt'ger streben in der neuen Sonne.
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

Don Manuel. Die Blüthe deutet auf die schöne Frucht.

Don Cesar. Es ist nicht recht, ich fühl's und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße.
Denk' nicht, ich fühle weniger, als du,
Weil ich die festlich schöne Stunde rasch zerschneide.

Don Manuel (mit sichtbarer Zerstreuung).
Gehorche du dem Augenblick! Der Liebe
Gehört von heute an das ganze Leben.

Don Cesar. Entdeckt' ich dir, was mich von hinnen ruft —

Don Manuel. Laß mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimniß.

Don Cesar. Auch kein Geheimniß trenn' uns ferner mehr,
Bald soll die letzte dunkle Falte schwinden! (Zu dem Chor gewendet.)
Euch künd' ich's an, damit ihr's alle wisset!
Der Streit ist abgeschlossen zwischen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erklär' ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger
Und werd' ihn hassen, wie der Hölle Pforten,
Der den erloschnen Funken unsers Streits
Aufbläst zu neuen Flammen — Hoffe keiner
Mir zu gefallen oder Dank zu ernten,
Der von dem Bruder Böses mir berichtet,
Mit falscher Dienstbegier den bittern Pfeil
Des raschen Worts geschäftig weiter sendet.
— Nicht Wurzeln auf der Lippe schlägt das Wort,
Das unbedacht dem schnellen Zorn entflohen;
Doch, von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort
Und hängt ans Herz sich an mit tausend Aesten:
So trennen endlich in Verworrenheit

Unheilbar sich die Guten und die Besten!
(Er umarmt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweiten Chore begleitet.)

Don Manuel und der erste Chor.

Chor. (Cajetan.) Verwundrungsvoll, o Herr, betracht' ich dich,
Und fast muß ich dich heute ganz verkennen.
Mit karger Rede kaum erwiederst du
Des Bruders Liebesworte, der gutmeinend
Mit offnem Herzen dir entgegen kommt.
Versunken in dich selber stehst du da,
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen, und die Seele fern.
Wer so dich sähe, möchte leicht der Kälte
Dich zeihn und stolz unfreundlichen Gemüths;
Ich aber will dich drum nicht fühllos schelten,
Denn heiter blickst du, wie ein Glücklicher,
Um dich, und Lächeln spielt um deine Wangen.

Don Manuel. Was soll ich sagen? was erwiedern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraschend neu Gefühl; er sieht
Den alten Haß aus seinem Busen schwinden,
Und wundernd fühlt er sein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig stritten.
Denn über allen ird'schen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfittigen die Seele,
Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finstre Falten
Des Lebens ausgeglättet und verschwunden.
— Ich sehe diese Hallen, diese Säle,
Und denke mir das freudige Erschrecken
Der überraschten, hoch erstaunten Braut,
Wenn ich als Fürstin sie und Herrscherin
Durch dieses Hauses Pforten führen werde.
— Noch liebt sie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Namenlosen hat sie sich gegeben.
Nicht ahnet sie, daß es Don Manuel,
Messinas Fürst ist, der die goldne Binde
Ihr um die schöne Stirne flechten wird.
Wie süß ist's, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehoffter Größe Glanz und Schein!
Längst spart' ich mir dies höchste der Entzücken,
Wohl bleibt es stets sein höchster Schmuck allein;
Doch auch die Hoheit darf das Schöne schmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelstein.

Chor. (Cajetan.) Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum erstenmal den stummen Mund entsiegeln.

Mit Späheraugen folgt' ich dir schon längst,
Ein seltsam wunderbar Geheimniß ahnend;
Doch nicht erkühnt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllst, dir abzufragen.
Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Lust,
Der Rosse Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Gefährten Aug' verschwindest du,
So oft die Sonne sinkt zum Himmelsrande,
Und keiner unsers Chors, die wir dich sonst
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines stillen Pfads Gefährte sein.
Warum verschleierst du bis diesen Tag
Dein Liebesglück mit dieser neid'schen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Furcht ist fern von deiner großen Seele.

Don Manuel. Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden,
Nur in verschlossner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel so nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen, und ich will's.
Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verstohlen werd' ich zu ihr schleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht,
Nicht mehr die Freude haschen auf der Flucht,
Das Morgen wird dem schönen Heute gleichen;
Nicht Blitzen gleich, die schnell vorüber schießen
Und plötzlich von der Nacht verschlungen sind,
Mein Glück wird sein, gleichwie des Baches Fließen,
Gleichwie der Sand des Stundenglases rinnt.

Chor. (Cajetan.) So nenne sie uns, Herr, die dich im Stillen
Beglückt, daß wir dein Loos beneidend rühmen
Und würdig ehren unsers Fürsten Braut.
Sag' an, wo du sie fandest, wo verbirgst,
In welches Orts verschwiegner Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen schwärmend weit und breit
Die Insel auf der Jagd verschlungnen Pfaden;
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle sie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel. Den Zauber lös' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne schauen.
Vernehmet denn und hört, wie mir geschah.

Fünf Monde sind's, es herrschte noch im Lande
Des Vaters Macht und beugete gewaltsam
Der Jugend starren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich als der Waffen wilde Freuden
Und als des Waidwerks kriegerische Lust.
— Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geschah's,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindin
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das scheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Busch und Kluft und bahnenlos Gestrüpp,
Auf Wurfes Weite sah ich's stets vor mir,
Doch konnt' ich's nicht erreichen, noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend,
Da seh' ich wundernd das erschrockne Thier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.
Bewegungslos starr' ich das Wunder an,
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an. So stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.
— Was ich nun sprach, was die Holdsel'ge mir
Erwiedert, möge niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen,
An meiner Brust fühlt' ich die ihre schlagen,
Als die Besinnungskraft mir wieder kam.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora schien es zu bedeuten,
Und schnell, wie Geister in die Luft verwehen,
Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen.

Chor. (Cajetan.) Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Raub hast du an dem Göttlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit sündigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht.

Don Manuel. Jetzt hatt' ich eine Straße nur zu wandeln,
Das unstet schwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war sein Inhalt ausgefunden.
Und wie der Pilger sich nach Osten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,

So kehrte sich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem einen hellen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entstieg dem Meer und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte.
Geflochten still war unsrer Herzen Bund,
Nur der allsehende Aether über uns
War des verschwiegnen Glücks vertrauter Zeuge,
Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.
Das waren goldne Stunden, sel'ge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefesselt,
Das sich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor. (Cajetan.) So war das Kloster eine Freistatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel. Ein heilig Pfand ward sie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einst werde fordern.

Chor. (Cajetan.) Doch welches Blutes rühmt sie sich zu sein?
Denn nur vom Edeln kann das Edle stammen.

Don Manuel. Sich selber ein Geheimniß wuchs sie auf,
Nicht kennt sie ihr Geschlecht, noch Vaterland.

Chor. (Cajetan.) Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Daseins unbekannten Quellen?

Don Manuel. Daß sie von edelm Blut, gesteht der Mann,
Der einz'ge, der um ihre Herkunft weiß.

Chor. (Cajetan.) Wer ist der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wissend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel. Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einz'ge Bote zwischen Kind und Mutter.

Chor. (Cajetan.) Von diesem Alten hast du nichts erforscht?
Feigherzig und geschwätzig ist das Alter.

Don Manuel. Nie wagt' ich's, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verschwiegnes Glück gefährden konnte.

Chor. (Cajetan.) Was aber war der Inhalt seiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu besuchen kam?

Don Manuel. Auf eine Zeit, die alles lösen werde,
Hat er von Jahr zu Jahren sie vertröstet.

Chor. (Cajetan.) Und diese Zeit, die alles lösen soll,
Hat er sie näher deutend nicht bezeichnet?

Don Manuel. Seit wenig Monden drohete der Greis
Mit einer nahen Aendrung ihres Schicksals.

Chor. (Cajetan.) Er drohte, sagst du? Also fürchtest du
Ein Licht zu schöpfen, das dich nicht erfreut?

Don Manuel. Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen,
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust.

Chor. (Cajetan.) Doch konnte die Entdeckung, die du fürchtest,
Auch deiner Liebe günst'ge Zeichen bringen.

Don Manuel. Auch stürzen konnte sie mein Glück; drum wählt' ich
Das Sicherste, ihr schnell zuvor zu kommen.

Chor. (Cajetan.) Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllst du mich,
Und eine rasche That muß ich besorgen.

Don Manuel. Schon seit den letzten Monden ließ der Greis
Geheimnißvolle Winke sich entfallen,
Daß nicht mehr ferne sei der Tag, der sie
Den Ihrigen zurücke geben werde.
Seit gestern aber sprach er's deutlich aus,
Daß mit der nächsten Morgensonne Strahl —
Dies aber ist der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schicksal sich entscheidend werde lösen.
Kein Augenblick war zu verlieren, schnell
War mein Entschluß gefaßt und schnell vollstreckt. —
In dieser Nacht raubt' ich die Jungfrau weg
Und brachte sie verborgen nach Messina.

Chor. (Cajetan). Welch kühn verwegen-räuberische That!
— Verzeih', o Herr, die freie Tadelrede!
Doch Solches ist des weisern Alters Recht,
Wenn sich die rasche Jugend kühn vergißt.

Don Manuel. Unfern vom Kloster der Barmherzigen,
In eines Gartens abgeschiedner Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, hieher
Zu der Versöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich sie dort allein
Zurück, die sich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürstin eingeholt
Und auf erhabnem Fußgestell des Ruhms
Vor ganz Messina ausgestellt zu werden.
Denn anders nicht soll sie mich wiedersehn,
Als in der Größe Schmuck und Staat und festlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimathlose, Flüchtige
Der Mutter nahen soll, die ich ihr gebe;
Als eine Fürstin fürstlich will ich sie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor. (Cajetan.) Gebiete, Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel. Ich habe mich aus ihrem Arm gerissen,
Doch nur mit ihr werd' ich beschäftigt sein.
Denn nach dem Bazar sollt ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunstgebild.
Erst wählet aus die zierlichen Sandalen,

Der zartgeformten Füße Schutz und Zier;
Dann zum Gewande wählt das Kunstgewebe
Des Indiers, hellglänzend, wie der Schnee
Des Aetna, der der Nächste ist dem Licht —
Und leicht umfließ' es, wie der Morgenduft,
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur sei, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunica
Unter dem zücht'gen Busen reizend knüpft.
Dazu den Mantel wählt, von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur schimmernd,
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
Cicade — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die schönen Arme reizend zu umzirken,
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttin wundersame Gaben.
Um die Locken winde sich ein Diadem,
Gefüget aus dem köstlichsten Gestein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze.
Oben im Haarschmuck sei der lange Schleier
Befestigt, der die glänzende Gestalt,
Gleich einem hellen Lichtgewölk, umfließe,
Und mit der Myrte jungfräulichem Kranze
Vollende krönend sich das schöne Ganze.

Chor. (Cajetan.) Es soll geschehen, Herr, wie du gebietest,
Denn fertig und vollendet findet sich
Dies alles auf dem Bazar ausgestellt.

Don Manuel. Den schönsten Zelter führet dann hervor
Aus meinen Ställen; seine Farbe sei
Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde,
Von Purpur sei die Decke, und Geschirr
Und Zügel reich besetzt mit edeln Steinen,
Denn tragen soll er meine Königin.
Ihr selber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterstaates, unterm freud'gen Schall
Der Hörner, eure Fürstin heimzuführen.
Dies alles zu besorgen, geh' ich jetzt,
Zwei unter euch erwähl' ich zu Begleitern,
Ihr andern wartet mein — Was ihr vernahmt,
Bewahrt's in eures Busens tiefem Grunde,
Bis ich das Band gelöst von eurem Munde.

(Er geht ab, von Zweien aus dem Chor begleitet.)

Chor. (Cajetan.) Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden

Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Einer aus d. Chor. (Manfred.) Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigten Rasen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter. (Berengar). Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen!
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß sich die graulichten Farben erheben.
Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Cajetan.) Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne, und flechte sich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's,
Einem ernsteren Gott zu dienen.

Erster. (Manfred.) Der strengen Diana, der Freundin der Jagden,
Lasset uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelsten nachten,

Und den Springbock stürzen vom Fels.
Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut —
Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

Zweiter. (Berengar.) Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloß?
Wer das grüne, krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt,
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich!
Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
Und der Aermste dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um,
Auf den Wellen ist alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

Dritter. (Cajetan.) Aber nicht bloß im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresfluth,
Auch auf der Erde, so fest sie ruht
Auf den ewigen, alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge gibt mir dieser neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief schon hat der Haß gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,
Die sich nie vergeben und vergessen;
Noch hab' ich das Ende nicht gesehn,
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,

Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
Dieses Klosterraubs verwegne That;
Denn das Gute liebt sich das Gerade,
Böse Früchte trägt die böse Saat.

(Berengar.) Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Auf das sündige Ehebett aus.
Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

Chor. (Cajetan.) Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut;
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder sich wüthend selbst zerstören;
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.
— Aber ich will es schweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter schaffen im Stillen;
Zeit ist's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn sie nahen und wirklich erscheinen. (Der Chor geht ab.)

Die Scene verwandelt sich in einen Garten, der die Aussicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anstoßenden Gartensaale tritt

Beatrice, geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umherspähend. Plötzlich steht sie still und horcht.

Er ist es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel sausend streichen;
Schon neigt die Sonne sich zu ihrem Ziel,
Mit trägem Schritt seh' ich die Stunden schleichen,
Und mich ergreift ein schauderndes Gefühl,
Es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen.
Nichts zeigt sich mir, wie weit die Blicke tragen;
Er läßt mich hier in meiner Angst verzagen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Wehr,
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertosen;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrandend stoßen.
Es stürmen alle Schrecken auf mich her,
Klein fühl' ich mich in diesem Furchtbargroßen,
Und fortgeschleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenlosen Raume.

Warum verließ ich meine stille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wiesenquelle,
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle,
Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm;
Zerrissen hab' ich alle frühern Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.
Wo waren die Sinne?
Was hab' ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein rasender Wahn?
Den Schleier zerriß ich
Jungfräulicher Zucht,
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer, in sträflicher Flucht.
O, komm mein Geliebter!
Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe versichre mein Herz.
Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein sich an mich schloß?
Denn ausgesetzt ward ich ins fremde Leben,
Und frühe schon hat mich ein strenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Gerissen von dem mütterlichen Schooß.
Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.
Und so erwuchs ich still am stillen Orte,
In Lebensgluth den Schatten beigesellt,
— Da stand er plötzlich an des Klosters Pforte,
Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
O, mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,
Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.
Vergib, du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geschick erkoren.
Nicht frei erwählt' ich's, es hat mich gefunden;
Ein dringt der Gott auch zu verschlossnen Thoren,
Zu Perseus' Thurm hat er den Weg gefunden,
Dem Dämon ist sein Opfer unverloren.

Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.
Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu schauen,
In keine Heimath sehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen,
Gibt es ein schönres als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.
Nicht kenn' ich sie und will sie nimmer kennen,
Die sich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn sie von dir mich, mein Geliebter, trennen.
Ein ewig Räthsel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug, ich lebe dir! (Aufmerkend.)
Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein, es war der Wiederhall
Und des Meeres dumpfes Brausen,
Das sich an den Ufern bricht,
Der Geliebte ist es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet!
Mich umschlingt ein kaltes Grausen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer schwerer
Wird das Herz — Wo zögert er? (Sie geht unruhig umher.)
Aus des Gartens sichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entsetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu setzen;
Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang
Aus der Seele tiefsten Tiefen,
Als sie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerstehn.
Wenn ein Lauscher mich erspähte
Voll von Feinden ist die Welt,
Arglist hat auf allen Pfaden,
Fromme Unschuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz gestellt.
Grauend hab' ich's schon erfahren,
Als ich aus des Klosters Hut
In die fremden Menschenschaaren
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Dort, bei jenes Festes Feier,

Da der Fürst begraben ward,
Mein Erkühnen büßt' ich theuer,
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich schreckten,
Mir das Innerste durchzuckten,
In das tiefste Herz mir schaute —
Noch durchschauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Brust!
Nimmer, nimmer kann ich schauen
In die Augen des Geliebten,
Dieser stillen Schuld bewußt! (Aufhorchend.)
Stimmen im Garten!
Er ist's, der Geliebte!
Er selber! Jetzt täuschte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt sich!
In seine Arme!
An seine Brust!

(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens. Don Cesar tritt ihr entgegen.)

Don Cesar. Beatrice. Der Chor.

Beatrice (mit Schrecken zurückfliehend). Weh mir! Was seh' ich!

(In demselben Augenblick tritt auch der Chor ein.)

Don Cesar. Holde Schönheit, fürchte nichts! (Zu dem Chor.)
Der rauhe Anblick eurer Waffen schreckt
Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbiet'ger Ferne! (Zu Beatricen.) Fürchte nichts!
Die holde Scham, die Schönheit ist mir heilig.

(Der Chor hat sich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand.)

Wo warst du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich diese lange Zeit? Dich hab' ich
Gesucht, nach dir geforschet; wachend, träumend
Warst du des Herzens einziges Gefühl,
Seit ich bei jenem Leichenfest des Fürsten
Wie eines Engels Lichterscheinung, dich
Zum erstenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangst.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth sie dir — ein kühneres Geständniß
Verbot des Ortes ernste Majestät.
— Der Messe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und, da ich von den Knieen jetzt erstanden,
Die ersten Blicke schnell auf dich sich hefteten,

Warst du aus meinen Augen weggerückt;
Doch nachgezogen mit allmächt'gen Zaubers Banden
Hast du mein Herz mit allen seinen Kräften.
Seit diesem Tage such' ich rastlos dich
An aller Kirchen und Paläste Pforten,
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann,
Hab' ich das Netz der Späher ausgebreitet;
Doch meiner Mühe sah ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,
Des Spähers glückbekrönte Wachsamkeit
In dieser nächsten Kirche dich entdeckte.

(Hier macht Beatrice, welche in dieser ganzen Zeit zitternd und abgewandt gestanden, eine Bewegung des Schreckens.)

Ich habe dich wieder, und der Geist verlasse
Eher die Glieder, eh' ich von dir scheide!
Und daß ich fest sogleich den Zufall fasse
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red' ich dich vor diesen Zeugen allen
Als meine Gattin an und reiche dir
Zum Pfande deß die ritterliche Rechte. (Er stellt sie dem Chor dar.)
Nicht forschen will ich, wer du bist — Ich will
Nur dich von dir, nichts frag' ich nach dem andern.
Daß deine Seele, wie dein Ursprung, rein,
Hat mir dein erster Blick verbürget und beschworen,
Und wärst du selbst die Niedrigste geboren,
Du müßtest dennoch meine Liebe sein,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren.
Und daß du wissen mögest, ob ich auch
Herr meiner Thaten sei und hoch genug
Gestellt auf dieser Welt, auch das Geliebte
Mit starkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarf's nur, meinen Namen dir zu nennen.
— Ich bin Don Cesar, und in dieser Stadt
Messina ist kein Größrer über mir.

(Beatrice schaudert zurück; er bemerkt es und fährt nach einer kleinen Weile fort.)

Dein Staunen lob' ich und dein sittsam Schweigen,
Schamhafte Demuth ist der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.
— Ich geh' und überlasse dich dir selbst,
Daß sich dein Geist von seinem Schrecken löse,
Denn jedes Neue, auch das Glück, erschreckt. (Zu dem Chor.)
Gebt ihr — sie ist's von diesem Augenblick —
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürstin!
Belehret sie von ihres Standes Größe.

Bald kehr' ich selbst zurück, sie heimzuführen,
Wie's meiner würdig ist und ihr gebührt. (Er geht ab.)

Beatrice und der Chor.

Chor. (Bohemund.) Heil dir, o Jungfrau,
Liebliche Herrscherin!
Dein ist die Krone,
Dein ist der Sieg!
Als die Erhalterin
Dieses Geschlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüß' ich dich!
(Roger.) Dreifaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,
Glückliche, trittst du
In ein götterbegünstigtes, glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Scepter in stetiger Reihe
Wandert vom Ahnherrn zum Enkel hinab.
(Bohemund.) Deines lieblichen Eintritts
Werden sich freuen
Die Penaten des Hauses,
Die hohen, die ernsten,
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Victoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.
(Roger.) Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus diesem Geschlechte;
Scheidend reicht
Eine Fürstin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönste
Erlebt mein Auge,
Denn ich sehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.
Beatrice (aus ihrem Schrecken erwachend). Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen,
Welche leben,
Nicht in diese sollt' ich fallen!

Jetzt versteh' ich das Entsetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich schaudernd stets gefaßt,
Wenn man mir den Namen nannte
Dieses furchtbaren Geschlechtes,
Das sich selbst vertilgend haßt,
Gegen seine eignen Glieder
Wüthend mit Erbittrung rast!
Schaudernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaß der Brüder,
Und jetzt reißt mein Schreckenschicksal
Mich, die Arme, Rettungslose,
In den Strudel dieses Hasses,
Dieses Unglücks mich hinein! (Sie flieht in den Gartensaal.)

Chor. (Bohemund.) Den begünstigten Sohn der Götter beneid' ich,
Den beglückten Besitzer der Macht!
Immer das Köstlichste ist sein Antheil,
Und von allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird gepriesen,
Bricht er die Blume sich ab.

(Roger.) Von den Perlen, welche der tauchende Fischer
Auffängt, wählt er die reinsten für sich.
Für den Herrscher legt man zurück das Beste,
Was gewonnen ward mit gemeinsamer Arbeit,
Wenn sich die Diener durchs Loos vergleichen,
Ihm ist das Schönste gewiß.

(Bohemund.) Aber eines doch ist sein köstlichstes Kleinod —
Jeder andre Vorzug sei ihm gegönnt,
Dieses beneid' ich ihm unter allem —
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken ist aller Augen,
Daß er sie eigen besitzt.

(Roger.) Mit dem Schwerte springt der Corsar an die Küste
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall;
Männer führt er davon und Frauen
Und ersättigt die wilde Begierde.
Nur die schönste Gestalt darf er nicht berühren,
Die ist des Königes Gut.

(Bohemund.) Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungeweihter in dieses Geheimniß
Dringe, und der Herrscher uns lobe,
Der das Köstlichste, was er besitzet,
Unsrer Bewahrung vertraut.

(Der Chor entfernt sich nach dem Hintergrunde.)

Die Scene verwandelt sich in ein Zimmer im Innern des Palastes.

Donna Isabella steht zwischen Don Manuel und Don Cesar.

Isabella. Nun endlich ist mir der erwünschte Tag,
Der langersehnte, festliche, erschienen —
Vereint seh' ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zusammenfüge,
Und im vertrauten Kreis zum erstenmal
Kann sich das Herz der Mutter freudig öffnen.
Fern ist der fremden Zeugen rohe Schaar,
Die zwischen uns sich kampfgerüstet stellte —
Der Waffen Klang erschreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerstörten Brandstatt, wo sie lang
Mit altverjährtem Eigenthum genistet,
Auffliegt in düsterm Schwarm, den Tag verdunkelnd,
Wenn sich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen:
So flieht der alte Haß mit seinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigten Verdacht,
Der scheelen Mißgunst und dem bleichen Neide,
Aus diesen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geselliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein. (Sie hält inne.)
— Doch nicht genug, daß dieser heut'ge Tag
Jedem von beiden einen Bruder schenkt,
Auch eine Schwester hat er euch geboren.
— Ihr staunt? Ihr seht mich mit Verwundrung an?
Ja, meine Söhne, es ist Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche und das Siegel löse
Von einem lang verschlossenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab' ich eurem Vater
Geboren — eine jüngre Schwester lebt
Euch noch — Ihr sollt noch heute sie umarmen.

Don Cesar. Was sagst du, Mutter? Eine Schwester lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieser Schwester!

Don Manuel. Wohl hörten wir in früher Kinderzeit,
Daß eine Schwester uns geboren worden;
Doch in der Wiege schon, so ging die Sage,
Nahm sie der Tod hinweg.

Isabella. Die Sage lügt!
Sie lebt!

Don Cesar. Sie lebt, und du verschwiegest uns?

Isabella. Von meinem Schweigen geb' ich Rechenschaft.
Hört, was gesäet ward in früher Zeit

Und jetzt zur frohen Ernte reifen soll.
— Ihr wart noch zarte Knaben, aber schon
Entzweite euch der jammervolle Zwist,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Eltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein seltsam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er säh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachsen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwischen beiden
Wuchs eine Lilie empor — Sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, prasselnd aufschlug
Und, um sich wüthend, schnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte,
Befragt' der Vater einen sternekundigen
Arabier, der sein Orakel war,
An dem sein Herz mehr hing, als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde sie ihm
Die beiden Söhne, und sein ganzer Stamm
Durch sie vergehn — Und ich ward Mutter einer Tochter;
Der Vater aber gab den grausamen
Befehl, die neugeborene alsbald
Ins Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorsatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verschwiegnen Dienst.
Don Cesar. Gesegnet sei er, der dir hilfreich war!
O, nicht an Rath gebricht's der Mutterliebe!
Isabella. Der Mutterliebe mächt'ge Stimme nicht
Allein trieb mich, das Kindlein zu verschonen.
Auch mir ward eines Traumes seltsames
Orakel, als mein Schooß mit dieser Tochter
Gesegnet war. Ein Kind, wie Liebesgötter schön,
Sah ich im Grase spielen, und ein Löwe
Kam aus dem Wald, der in dem blut'gen Rachen
Die frisch gejagte Beute trug, und ließ
Sie schmeichelnd in den Schooß des Kindes fallen.
Und aus den Lüften schwang ein Adler sich
Herab, ein zitternd Reh in seinen Fängen,
Und legt es schmeichelnd in den Schooß des Kindes,
Und beide, Löw' und Adler, legen, fromm
Gepaart, sich zu des Kindes Füßen nieder.
— Des Traums Verständniß löste mir ein Mönch,

Ein gottgeliebter Mann, bei dem das Herz
Rath fand und Trost in jeder ird'schen Noth.
Der sprach: „Genesen würd' ich einer Tochter,
„Die mir der Söhne streitende Gemüther
„In heißer Liebesgluth vereinen würde."
— Im Innersten bewahrt' ich mir dies Wort;
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gottverheißne,
Des Segens Tochter, meiner Hoffnung Pfand,
Die mir des Friedens Werkzeug sollte sein,
Als euer Haß sich wachsend stets vermehrte.

Don Manuel (seinen Bruder umarmend).
Nicht mehr der Schwester braucht's, der Liebe Band
Zu flechten, aber fester soll sie's knüpfen.

Isabella. So ließ ich an verborgner Stätte sie,
Von meinen Augen fern, geheimnißvoll
Durch fremde Hand erziehn — den Anblick selbst
Des lieben Angesichts, den heißerflehten,
Versagt' ich mir, den strengen Vater scheuend,
Der, von des Argwohns ruheloser Pein
Und finster grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

Don Cesar. Drei Monde aber deckt den Vater schon
Das stille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
Die lang Verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unsre Herzen zu erfreun?

Isabella. Was sonst, als euer unglücksel'ger Streit,
Der, unauslöschlich wüthend, auf dem Grab
Des kaum entseelten Vaters sich entflammte,
Nicht Raum noch Stätte der Versöhnung gab?
Konnt' ich die Schwester zwischen eure wild
Entblößten Schwerter stellen? Konntet ihr
In diesem Sturm die Mutterstimme hören?
Und sollt' ich sie, des Friedens theures Pfand,
Den letzten heil'gen Anker meiner Hoffnung,
An eures Hasses Wuth unzeitig wagen?
— Erst mußtet ihr's ertragen, euch als Brüder
Zu sehn, eh' ich die Schwester zwischen euch
Als einen Friedensengel stellen konnte.
Jetzt kann ich's, und ich führe sie euch zu.
Den alten Diener hab' ich ausgesendet,
Und stündlich harr' ich seiner Wiederkehr,
Der, ihrer stillen Zuflucht sie entreißend,
Zurück an meine mütterliche Brust
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel. Und sie ist nicht die Einz'ge, die du heut

In deine Mutterarme schließen wirst.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten,
Es füllt sich der verödete Palast
Und wird der Sitz der blühnden Anmuth werden.
– Vernimm, o Mutter, jetzt auch mein Geheimniß.
Eine Schwester gibst du mir — ich will dafür
Dir eine zweite liebe Tochter schenken.
Ja, Mutter, segne deinen Sohn! Dies Herz,
Es hat gewählt; gefunden hab' ich sie,
Die mir durchs Leben soll Gefährtin sein.
Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führ' ich
Die Gattin dir Don Manuels zu Füßen.

Isabella. An meine Brust will ich sie freudig schließen,
Die meinen Erstgebornen mir beglückt;
Auf ihren Pfaden soll die Freude sprießen,
Und jede Blume, die das Leben schmückt,
Und jedes Glück soll mir den Sohn belohnen,
Der mir die schönste reicht der Mutterkronen!

Don Cesar. Verschwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen erstgebornen Sohn!
Wenn Liebe Segen gibt, so bring' auch ich
Dir eine Tochter, solcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.
Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führt auch
Don Cesar seine Gattin dir entgegen.

Don Manuel. Allmächt'ge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königin der Seelen!
Dir unterwirft sich jedes Element,
Du kannst das Feindlichstreitende vermählen;
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn hast du
Besiegt, der unbezwungen stets geblieben. (Don Cesar umarmend.)
Jetzt glaub' ich an dein Herz und schließe dich
Mit Hoffnung an die brüderliche Brust;
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannst lieben.

Isabella. Dreimal gesegnet sei mir dieser Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom schwerbeladnen Busen hebt — Gegründet
Auf festen Säulen seh' ich mein Geschlecht,
Und in der Zeiten Unermeßlichkeit
Kann ich hinabsehn mit zufriednem Geist.
Noch gestern sah ich mich im Wittwenschleier,
Gleich einer Abgeschiednen, kinderlos,
In diesen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blühnde Töchter mir zur Seite stehen.

Die Mutter zeige sich, die glückliche
Von allen Weibern, die geboren haben,
Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürsten königliche Töchter
Erblühen denn an dieses Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm? — denn nicht
Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

Don Manuel. Nur heute, Mutter, fordre nicht, den Schleier
Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der alles lösen wird,
Am besten mag die Braut sich selbst verkünden,
Deß sei gewiß, du wirst sie würdig finden.

Isabella. Des Vaters eignen Sinn und Geist erkenn' ich
In meinem erstgebornen Sohn! Der liebte
Von jeher, sich verborgen in sich selbst
Zu spinnen und den Rathschluß zu bewahren
Im unzugangbar fest verschlossenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Frist vergönnen;
Doch mein Sohn Cesar, deß bin ich gewiß,
Wird jetzt mir eine Königstochter nennen.

Don Cesar. Nicht meine Weise ist's, geheimnißvoll
Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen,
Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth;
Doch, was du jetzt von mir begehrst zu wissen,
Das, Mutter — laß mich's redlich dir gestehn,
Hab' ich mich selbst noch nicht gefragt. Fragt man,
Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt sich selbst,
Ihr Licht bezeugt, daß sie vom Lichte stamme.
Ins klare Auge sah ich meiner Braut,
Ins Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut,
Am reinen Glanz will ich die Perle kennen;
Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

Isabella. Wie, mein Sohn Cesar? Kläre mir das auf.
Zu gern dem ersten mächtigen Gefühl
Vertrautest du, wie einer Götterstimme.
Auf rascher Jugendthat erwart' ich dich,
Doch nicht auf thöricht kindischer — Laß hören,
Was deine Wahl gelenkt.

Don Cesar. Wahl, meine Mutter?
Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?
Nicht, eine Braut zu suchen, ging ich aus,
Nicht wahrlich solches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes,
Denn dorten fand ich, die ich nicht gesucht.

Gleichgültig war und nichtsbedeutend mir
Der Frauen leer geschwätziges Geschlecht.
Denn eine zweite sah ich nicht, wie dich,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernste Todtenfeier;
Im Volksgedräng verborgen, wohnten wir
Ihr bei, du weißt's, in unbekannter Kleidung;
So hattest du's mit Weisheit angeordnet,
Daß unsers Haders wild ausbrechende
Gewalt des Festes Würde nicht verletze.
— Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden,
Mit Fackeln in den Händen, den Altar,
Vor dem der Todtensarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch sahe man den Stab
Der Herrschaft liegen und die Fürstenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehäng.
— Und alles lag in stiller Andacht knieend,
Als ungesehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfing sich zu regen,
Und hundertstimmig der Gesang begann —
Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählich
Versinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überschleierte,
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend —
Doch auf den Seraphsflügeln des Gesangs
Schwang die befreite Seele sich nach oben,
Den Himmel suchend und den Schooß der Gnade.
— Dies alles, Mutter, ruf' ich dir, genau
Beschreibend, ins Gedächtniß jetzt zurück,
Daß du erkennest, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünschen mir im Herzen war.
Und diesen festlich ernsten Augenblick
Erwählte sich der Lenker meines Lebens,
Mich zu berühren mit der Liebe Strahl.
Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens.

Isabella. Vollende dennoch! Laß mich alles hören!

Don Cesar. Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff

Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Wesens schöner Außenschein,
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die ist es oder keine sonst auf Erden!

Don Manuel (mit Feuer einfallend). Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall' ich bei, ich muß ihn loben,
Mein eigen Schicksal ist's, was er erzählt,
Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beseelt.

Isabella. Den eignen freien Weg, ich seh' es wohl,
Will das Verhängniß gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge stürzt der ungeheure Strom,
Wühlt sich sein Bette selbst und bricht sich Bahn,
Nicht des gemessnen Pfades achtet er,
Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.
So unterwerf' ich mich — wie kann ich's ändern —
Der unregiersam stärkern Götterhand,
Die meines Hauses Schicksal dunkel spinnt.
Der Söhne Herz ist meiner Hoffnung Pfand,
Sie denken groß, wie sie geboren sind.

Isabella. Don Manuel. Don Cesar. Diego zeigt sich an der Thüre.

Isabella. Doch, sieh, da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo ist mein Kind? — Sie wissen alles! Hier
Ist kein Geheimniß mehr — Wo ist sie? Sprich!
Verbirg sie länger nicht! Wir sind gefaßt,
Die höchste Freude zuertragen. Komm! (Sie will mit ihm nach der Thüre gehen.)
Was ist das? Wie? Du zögerst? Du verstummst?
Das ist kein Blick, der Gutes mir verkündet!
Was ist dir? Sprich! Ein Schauder faßt mich an.
Wo ist sie? Wo ist Beatrice? (Will hinaus.)

Don Manuel (für sich betroffen). Beatrice!
Diego (hält sie zurück). Bleib!
Isabella. Wo ist sie? Mich entseelt die Angst.
Diego. Sie folgt
Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.
Isabella. Was ist geschehn? Bei allen Heil'gen, rede!
Don Cesar. Wo ist die Schwester? Unglücksel'ger, rede!
Diego. Sie ist geraubt! Gestohlen von Corsaren!
O, hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!
Don Manuel. Faß dich, o Mutter!
Don Cesar. Mutter, sei gefaßt!
Bezwinge dich, bis du ihn ganz vernommen!
Diego. Ich machte schnell mich auf, wie du befohlen,
Die oft betretne Straße nach dem Kloster
Zum letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.
Don Cesar. Zur Sache!
Don Manuel. Rede!
Diego. Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Klosters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Seh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entsetzt vernehm' ich das Entsetzliche.
(Isabella sinkt bleich und zitternd auf einen Sessel, Don Manuel ist um sie beschäftigt.)
Don Cesar. Und Mauren, sagst du, raubten sie hinweg?
Sah man die Mauren? Wer bezeugte dies?
Diego. Ein maurisch Räuberschiff gewahrte man
In einer Bucht, unfern dem Kloster ankernd.
Don Cesar. Manch Segel rettet sich in diese Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo ist das Schiff?
Diego. Heut frühe sah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite suchen.
Don Cesar. Hört man von anderm Raub noch, der geschehn? —
Dem Mauren gnügt einfache Beute nicht.
Diego. Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Rinderheerde, die dort weidete.
Don Cesar. Wie konnten Räuber aus des Klosters Mitte
Die Wohlverschlossne heimlich raubend stehlen?
Diego. Des Klostergartens Mauern waren leicht
Auf hoher Leiter Sprossen überstiegen.
Don Cesar. Wie brachen sie ins Innerste der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der strenge Zwang.
Diego. Die noch durch kein Gelübde sich gebunden,
Sie durfte frei im Freien sich ergehen.
Don Cesar. Und pflegte sie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieses sage mir.

Diego. Oft sah man sie des Gartens Stille suchen;
Der Wiederkehr vergaß sie heute nur.

Don Cesar (nachdem er sich eine Weile bedacht).
Raub, sagst du? War sie frei genug dem Räuber,
So konnte sie in Freiheit auch entfliehen.

Isabella (steht auf). Es ist Gewalt! Es ist verwegner Raub!
Nicht pflichtvergessen konnte meine Tochter
Aus freier Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Don Cesar! Eine Schwester
Dacht' ich euch zuzuführen; doch ich selbst
Soll jetzt sie eurem Heldenarm verdanken.
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, daß eure Schwester
Des frechen Diebes Beute sei — Ergreift
Die Waffen! Rüstet Schiffe aus! Durchforscht
Die ganze Küste! Durch alle Meere setzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schwester!

Don Cesar. Leb wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!

(Er geht ab. Don Manuel, aus einer tiefen Zerstreuung erwachend, wendet sich beunruhigt zu Diego.)

Don Manuel. Wann, sagst du, sei sie unsichtbar geworden?

Diego. Seit diesem Morgen erst ward sie vermißt.

Don Manuel (zu Donna Isabella). Und Beatrice nennt sich deine Tochter?

Isabella. Dies ist ihr Name! Eile! Frage nicht!

Don Manuel. Nur eines noch, o Mutter, laß mich wissen —

Isabella. Fliege zur That! Des Bruders Beispiel folge!

Don Manuel. In welcher Gegend, ich beschwöre dich —

Isabella (ihn forttreibend). Sieh meine Thränen, meine Todesangst!

Don Manuel. In welcher Gegend hieltst du sie verborgen?

Isabella. Verborgner nicht war sie im Schooß der Erde!

Diego. O, jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

Don Manuel. Furcht, und worüber? Sage, was du weißt.

Diego. Daß ich des Raubs unschuldig Ursach sei.

Isabella. Unglücklicher, entdecke, was geschehn!

Diego. Ich habe dir's verhehlt, Gebieterin,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verschonen.
Am Tage, als der Fürst beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernsten Feier sich entgegendrängte,
Lag deine Tochter — denn die Kunde war
Auch in des Klosters Mauern eingedrungen —
Lag sie mir an mit unabläss'gem Flehn,
Ihr dieses Festes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückseliger ließ mich bewegen,
Verhüllte sie in ernste Trauertracht,
Und also war sie Zeugin jenes Festes.

Und dort, befürcht' ich, in des Volks Gewühl,
Das sich herbeigedrängt von allen Enden,
Ward sie vom Aug' des Räubers ausgespäht,
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel (vor sich, erleichtert).
Glücksel'ges Wort, das mir das Herz befreit!
Das gleicht ihr nicht! Dies Zeichen trifft nicht zu.

Isabella. Wahnsinn'ger Alter! So verriethst du mich!

Diego. Gebieterin! Ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in diesem Wunsche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!
Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und so, aus guter Meinung, schafft' ich Böses!

Don Manuel (vor sich). Was steh' ich hier in Furcht und Zweifelsqualen?
Schnell will ich Licht mir schaffen und Gewißheit. (Will gehen.)

Don Cesar (der zurückkommt). Verzieh, Don Manuel, gleich folg' ich dir.

Don Man. Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge niemand! (Er geht ab.)

Don Cesar (sieht ihm verwundert nach).
Was ist dem Bruder? Mutter, sage mir's.

Isabella. Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkenn' ich ihn.

Don Cesar. Du siehst mich wiederkehren, meine Mutter;
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergaß ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schwester kennt.
Wie find' ich ihre Spuren, eh' ich weiß,
Aus welchem Ort die Räuber sie gerissen?
Das Kloster nenne mir, das sie verbarg.

Isabella. Der heiligen Cecilia ist's gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langsam steigend hebt, liegt es versteckt,
Wie ein verschwiegner Aufenthalt der Seelen.

Don Cesar. Sei gutes Muths! Vertraue deinen Söhnen!
Die Schwester bring' ich dir zurück, müßt' ich
Durch alle Länder sie und Meere suchen.
Doch eines, Mutter, ist es, was mich kümmert!
Die Braut verließ ich unter fremdem Schutz.
Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen,
Ich sende sie dir her, du wirst sie schauen;
An ihrer Brust, an ihrem lieben Herzen
Wirst du des Grams vergessen und der Schmerzen. (Er geht ab.)

Isabella. Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,

Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen,
So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
Und alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen,
Und freudig winkend sah ich schon das Land
Im Abendglanz der Sonne sich erhellen;
Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft gesandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen.
(Sie geht nach dem innern Hause, wohin ihr Diego folgt.)

Die Scene verwandelt sich in den Garten.

Beide Chöre. Zuletzt Beatrice.

Der Chor des Don Manuel kommt in festlichem Aufzug, mit Kränzen geschmückt, und die oben beschriebnen Brautgeschenke begleitend; der Chor des Don Cesar will ihm den Eintritt verwehren.

Erster Chor. (Cajetan.) Du würdest wohl thun, diesen Platz zu leeren.
Zweiter Chor. (Bohemund.) Ich will's, wenn bessre Männer es begehren.
Erster Chor. (Cajetan.) Du könntest merken, daß du lästig bist.
Zweiter Chor. (Bohemund.) Deßwegen bleib' ich, weil es dich verdrießt.
Erst. Chor. (Cajetan.) Hier ist mein Platz. Wer darf zurück mich halten?
Zweiter Chor. (Bohemund.) Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.
Erster Chor. (Cajetan.) Mein Herrscher sendet mich, Don Manuel.
Zweiter Chor. (Bohemund.) Ich stehe hier auf meines Herrn Befehl.
Erster Chor. (Cajetan.) Dem ältern Bruder muß der jüngre weichen.
Zweiter Chor. (Bohemund.) Dem Erstbesitzenden gehört die Welt.
Erster Chor. (Cajetan.) Verhaßter, geh und räume mir das Feld!
Zw. Chor. (Bohemund.) Nicht, bis sich unsre Schwerter erst vergleichen.
Erster Chor. (Cajetan.) Find' ich dich überall in meinen Wegen?
Zweiter Chor. (Bohemund.) Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.
Erster Chor. (Cajetan.) Was hast du hier zu horchen und zu hüten?
Zweiter Chor. (Bohemund.) Was hast du hier zu fragen, zu verbieten?
Erster Chor. (Cajetan.) Dir steh' ich nicht zur Red' und Antwort hier.
Zweiter Chor. (Bohemund.) Und nicht des Wortes Ehre gönn' ich dir
Erster Chor. (Cajetan.) Ehrfurcht gebührt, o Jüngling, meinen Jahren
Zweiter Chor. (Bohemund.) In Tapferkeit bin ich, wie du, erfahren!
Beatrice (stürzt heraus). Weh mir! Was wollen diese wilden Schaaren?
Erst. Ch. (Cajetan) zum zweiten. Nichts acht' ich dich und deine stolze Miene!
Zweiter Chor. (Bohemund.) Ein bessrer ist der Herrscher, dem ich diene!
Beatrice. O, weh mir, weh mir, wenn er jetzt erschiene!
Erster Chor. (Cajetan.) Du lügst! Don Manuel besiegt ihn weit!
Zw. Chor. (Bohemund.) Den Preis gewinnt mein Herr in jedem Streit!
Beatrice. Jetzt wird er kommen, dies ist seine Zeit.
Erster Chor. (Cajetan.) Wäre nicht Friede, Recht verschafft' ich mir!
Zw. Chor. (Bohemund.) Wär's nicht die Furcht, kein Friede wehrte dir.
Beatrice. O, wär' er tausend Meilen weit von hier!

Erster Chor. (Cajetan.) Das Gesetz fürcht' ich, nicht deiner Blicke Trutz.
Zw. Chor. (Bohemund.) Wohl thust du dran, es ist des Feigen Schutz.
Erster Chor. (Cajetan.) Fang' an, ich folge!
Zweiter Chor. (Bohemund.) Mein Schwert ist heraus!
Beatrice (in der heftigsten Beängstigung).
Sie werden handgemein, die Degen blitzen! —
Ihr Himmelsmächte, haltet ihn zurück!
Werft euch in seinen Weg, ihr Hindernisse,
Eine Schlinge legt, ein Netz um seine Füße,
Daß er verfehle diesen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuschet meine Bitte,
Weit, weit von hier entfernet seine Schritte!
(Sie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erscheint Don Manuel.)

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel. Was seh' ich! Haltet ein!
Erster Chor (Cajetan, Berengar, Manfred} zum zweiten) Komm an! Komm an!
Zweiter Chor (Bohemund, Roger, Hippolyt.) Nieder mit ihnen! Nieder!
Don Manuel (tritt zwischen sie, mit gezognem Schwert). Haltet ein!
Erster Chor. (Cajetan.) Es ist der Fürst.
Zweiter Chor. (Bohemund.) Der Bruder! Haltet Friede!
Don Manuel. Den streck' ich todt auf dieses Rasens Grund,
Der mit gezuckter Augenwimper nur
Die Fehde fortsetzt und dem Gegner droht!
Rast ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwistes Flammen aufzublasen,
Der zwischen uns, den Fürsten, abgethan
Und ausgeglichen ist auf immerdar?
— Wer fing den Streit an? Redet! Ich will's wissen.
Erster Chor. (Cajetan, Berengar.) Sie standen hier —
Zweiter Chor (Roger, Bohemund) unterbrechend. Sie kamen —
Don Manuel (zum ersten Chor). Rede du!
Erster Chor. (Cajetan.) Wir kamen her, mein Fürst, die Hochzeitgaben
Zu überreichen, wie du uns befahlst.
Geschmückt zu einem Feste, keineswegs
Zum Krieg bereit, du siehst es, zogen wir
In Frieden unsern Weg, nichts Arges denkend
Und trauend dem beschworenen Vertrag;
Da fanden wir sie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang sperrend mit Gewalt.
Don Manuel. Unsinnige! Ist keine Freistatt sicher
Genug vor eurer blinden, tollen Wuth?
Auch in der Unschuld still verborgnen Sitz
Bricht euer Hader friedestörend ein? (Zum zweiten Chor.)
Weiche zurück! Hier sind Geheimnisse,

Die deine kühne Gegenwart nicht dulden. (Da derselbe zögert.)
Zurück! Dein Herr gebietet dir's durch mich,
Denn wir sind jetzt ein Haupt und ein Gemüth,
Und mein Befehl ist auch der seine. Geh! (Zum ersten Chor.)
Du bleibst und wahrst des Eingangs.

Zweiter Chor. (Bohemund.) Was beginnen?
Die Fürsten sind versöhnt, das ist die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeschäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfterer Gefahr.
Denn wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirft er behend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gedient, den blut'gen Mantel
Der Schuld, und leicht gereinigt steht er da.
Drum mögen sich die Fürsten selbst vergleichen,
Ich acht' es für gerathner, wir gehorchen.

(Der zweite Chor geht ab, der erste zieht sich nach dem Hintergrund der Scene zurück. In demselben Augenblick stürzt Beatrice heraus und wirft sich in Don Manuels Arme.)

Beatrice. Don Manuel.

Beatrice. Du bist's. Ich habe dich wieder — Grausamer!
Du hast mich lange, lange schmachten lassen,
Der Furcht und allen Schrecknissen zum Raub
Dahin gegeben! — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — In deinen lieben Armen
Ist Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie sind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, laß uns keinen Augenblick verlieren!

(Sie will ihn mit sich fortziehen und sieht ihn jetzt erst genauer an.)

Was ist dir? So verschlossen feierlich
Empfängst du mich — entziehst dich meinen Armen,
Als wolltest du mich lieber ganz verstoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Ist dies Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel. Beatrice!

Beatrice. Nein, rede nicht! Jetzt ist nicht Zeit zu Worten!
Fort laß uns eilen, schnell! Der Augenblick
Ist kostbar —

Don Manuel. Bleib! Antworte mir!

Beatrice. Fort, fort!
Eh' diese wilden Männer wiederkehren!

Don Manuel. Bleib! Jene Männer werden uns nicht schaden.

Beatrice. Doch, doch! Du kennst sie nicht. O, komm! Entfliehe!

Don Manuel. Von meinem Arm beschützt, was kannst du fürchten?

Beatrice. O, glaube mir, es gibt hier mächt'ge Menschen!

Don Manuel. Geliebte, keinen mächtigern als mich.

Beatrice. Du, gegen diese Vielen ganz allein?

Don Manuel. Ich ganz allein! Die Männer, die du fürchtest —
Beatrice. Du kennst sie nicht, du weißt nicht, wem sie dienen.
Don Manuel. Mir dienen sie, und ich bin ihr Gebieter.
Beatrice. Du bist — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!
Don Manuel. Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir schien zu sein,
Der arme Ritter nicht, der unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Woher ich stamme, hab' ich dir verborgen.
Beatrice. Du bist Don Manuel nicht! Weh mir, wer bist du?
Don Manuel. Don Manuel heiß' ich — doch ich bin der Höchste,
Der diesen Namen führt in dieser Stadt,
Ich bin Don Manuel, Fürst von Messina.
Beatrice. Du wärst Don Manuel, Don Cesars Bruder?
Don Manuel. Don Cesar ist mein Bruder.
Beatrice. Ist dein Bruder?
Don Manuel. Wie? Dies erschreckt dich? Kennst du den Don Cesar?
Kennst du noch sonsten jemand meines Bluts?
Beatrice. Du bist Don Manuel, der mit dem Bruder
In Hasse lebt und unversöhnter Fehde?
Don Manuel. Wir sind versöhnt, seit heute sind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein, von Herzen auch.
Beatrice. Versöhnt, seit heute!
Don Manuel. Sage mir, was ist das?
Was bringt dich so in Aufruhr? Kennst du mehr
Als nur den Namen bloß von meinem Hause?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Hast du nichts,
Nichts mir verschwiegen oder vorenthalten?
Beatrice. Was denkst du? Wie? Was hätt' ich zu gestehen?
Don Manuel. Von deiner Mutter hast du mir noch nichts
Gesagt. Wer ist sie? Würdest du sie kennen,
Wenn ich sie dir beschriebe — dir sie zeigte?
Beatrice. Du kennst sie — kennst sie und verbargest mir?
Don Manuel. Weh dir und wehe mir, wenn ich sie kenne!
Beatrice. O, sie ist gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich seh' sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh' ich
Des weißen Halses edle Form beschatten!
Ich seh' der Stirne reingewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir —
Don Manuel. Weh mir! Du schilderst sie!

Beatrice. Und ich entfloh ihr! Konnte sie verlassen,
Vielleicht am Morgen eben dieses Tags,
Der mich auf ewig ihr vereinen sollte!
O, selbst die Mutter gab ich hin für dich!

Don Manuel. Messinas Fürstin wird dir Mutter sein.
Zu ihr bring' ich dich jetzt; sie wartet deiner.

Beatrice. Was sagst du? Deine Mutter und Don Cesars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr!

Don Manuel. Du schauderst? Was bedeutet dies Entsetzen?
Ist meine Mutter keine Fremde dir?

Beatrice. O unglückselig traurige Entdeckung!
O, hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!

Don Manuel. Was kann dich ängstigen, nun du mich kennst,
Den Fürsten findest in dem Unbekannten?

Beatrice. O, gib mir diesen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich selig!

Don Cesar (hinter der Scene).
Zurück! Welch vieles Volk ist hier versammelt?

Beatrice. Gott, diese Stimme! Wo verberg' ich mich?

Don Manuel. Erkennst du diese Stimme? Nein, du hast
Sie nie gehört und kannst sie nicht erkennen!

Beatrice. O, laß uns fliehen! Komm und weile nicht!

Don Manuel. Was fliehn? Es ist des Bruders Stimme, der
Mich sucht; zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice. Bei allen Heiligen des Himmels, meid' ihn!
Begegne nicht dem heftig Stürmenden,
Laß dich von ihm an diesem Ort nicht finden.

Don Manuel. Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörst mich nicht, wir sind versöhnte Brüder!

Beatrice. O Himmel, rette mich aus dieser Stunde!

Don Manuel. Was ahnet mir! Welch ein Gedanke faßt
Mich schaudernd? Wär' es möglich — wäre dir
Die Stimme keine fremde? — Beatrice,
Du warst — mir grauet, weiter fort zu fragen —
Du warst — bei meines Vaters Leichenfeier?

Beatrice. Weh mir!

Don Manuel. Du warst zugegen?

Beatrice. Zürne nicht!

Don Manuel. Unglückliche, du warst?

Beatrice. Ich war zugegen.

Don Manuel. Entsetzen!

Beatrice. Die Begierde war zu mächtig!
Vergib mir! Ich gestand dir meinen Wunsch;
Doch, plötzlich ernst und finster, ließest du
Die Bitte fallen, und so schwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht

Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüsten.
Des Herzens heißen Drang mußt' ich vergnügen;
Der alte Diener lieh mir seinen Beistand,
Ich war dir ungehorsam, und ich ging.
(Sie schmiegt sich an ihn, indem tritt Don Cesar herein, von dem ganzen Chor begleitet.)

Beide Brüder. Beide Chöre. Beatrice.

Zweiter Chor (Bohemund) zu Don Cesar.
Du glaubst uns nicht — glaub deinen eignen Augen!
Don Cesar (tritt heftig ein und fährt beim Anblick seines Bruders mit Entsetzen zurück).
Blendwerk der Hölle! Was? In seinen Armen!
(Näher tretend, zu Don Manuel.)
Giftvolle Schlange! Das ist deine Liebe!
Deßwegen logst du tückisch mir Versöhnung!
O, eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle, falsche Schlangenseele! (Er ersticht ihn.)
Don Manuel. Ich bin des Todes — Beatrice! — Bruder!
(Er sinkt und stirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.)
Erster Chor. (Cajetan.)
Mord! Mord! Herbei! Greift zu den Waffen alle!
Mit Blut gerächet sei die blut'ge That! (Alle ziehen die Degen.)
Zweiter Chor. (Bohemund.) Heil uns! Der lange Zwiespalt ist geendigt.
Nur einem Herrscher jetzt gehorcht Messina.
Erster Chor. (Cajetan, Berengar, Manfred.)
Rache! Rache! Der Mörder falle! falle,
Ein sühnend Opfer dem Gemordeten!
Zweiter Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt.)
Herr, fürchte nichts, wir stehen treu zu dir!
Don Cesar (mit Ansehen zwischen sie tretend).
Zurück — ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Bruderliebe mir zum Fallstrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Ansehn hat die That,
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.
Erster Chor. (Cajetan.) Weh dir, Messina! Wehe! Wehe! Wehe!
Das gräßlich Ungeheure ist geschehn
In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greisen!
Und wehe der noch ungebornen Frucht!
Don Cesar. Die Klage kommt zu spät — Hier schaffet Hilfe!
(Auf Beatricen zeigend.)
Ruft sie ins Leben! Schnell entfernet sie
Von diesem Ort des Schreckens und des Todes.
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schwester.
— Bringt sie in meiner Mutter Schloß und sprecht:

Es sei ihr Sohn, Don Cesar, der sie sende!

(Er geht ab; die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweiten Chor auf eine Bank gesetzt und so hinweg getragen; der erste Chor bleibt bei dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeschenke tragen, in einem Halbkreise herumstehen.)

Chor. (Cajetan.) Sagt mir! Ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht.
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen, blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.
All mein Blut in den Adern erstarrt
Vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart.

Einer a. d. Chor. (Manfred.) Lasset erschallen die Stimme der Klage! —
Holder Jüngling!
Da liegt er entseelt,
Hingestreckt in der Blüthe der Tage,
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem Stummen erwacht
Lauter, unermeßlicher Jammer.

Ein Zweiter. (Cajetan.) Wir kommen, wir kommen,
Mit festlichem Prangen
Die Braut zu empfangen,
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Fest ist bereitet, es warten die Zeugen;
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten ist schwer.

Ganzer Chor. Schwer und tief ist der Schlummer der Todten,
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut,
Starr und fühllos liegt er am Boden!

Ein Dritter. (Cajetan.) Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde,
Diese Sonne, die jetzo nieder
Geht, sie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegst du, dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entseelt,
In dem Busen die gräßliche Wunde!
Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,

Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Chor. (Berengar.) Zu der Mutter will ich dich tragen,
Eine unbeglückende Last!
Diese Cypresse laßt uns zerschlagen
Mit der mördrischen Schneide der Axt,
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer soll sie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen,
Nimmer in fröhlichem Wuchs sich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben;
Die sich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht sein zum Dienst der Todten!

Erster. (Cajetan.) Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörichtem Muth!
Hinab, hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen sitzen
Lichtlos, ohne Gesang und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergessen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit messen,
Fangen es auf in schwarzen Gefäßen,
Rühren und mengen die schreckliche Rache.

Zweiter. (Berengar.) Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schooß aufnahmen —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Dritter. (Cajetan.) Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesät die tödtliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die schrecklichen Furien schwangen
Gegen Orestes die höllischen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an;
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wußten sie listig sein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —

Aber, da er den Schooß jetzt geschlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe, da kehrten sie
Gegen ihn selber
Schrecklich sich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jetzt an ihn nimmer lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphische Heiligthum.

(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre tragend.)

Die Säulenhalle.

Es ist Nacht; die Scene ist von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet.

Donna Isabella und Diego treten auf.

Isabella. Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur sich fand von der Verlornen?

Diego. Noch nichts, Gebieterin! — doch hoffe alles
Von deiner Söhne Ernst und Emsigkeit.

Isabella. Wie ist mein Herz geängstiget, Diego!
Es stand bei mir, dies Unglück zu verhüten.

Diego. Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz.
An welcher Vorsicht ließest du's ermangeln?

Isabella. Hätt' ich sie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego. Die Klugheit wehrte dir's, du thatest weise;
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Isabella. Ach, so ist keine Freude rein! Mein Glück
Wär' ein vollkommnes ohne diesen Zufall.

Diego. Dies Glück ist nur verzögert, nicht zerstört;
Genieße du jetzt deiner Söhne Frieden.

Isabella. Ich habe sie einander Herz an Herz
Umarmen sehn — ein nie erlebter Anblick!

Diego. Und nicht ein Schauspiel bloß, es ging von Herzen,
Denn ihr Geradsinn haßt der Lüge Zwang.

Isabella. Ich seh' auch, daß sie zärtlicher Gefühle,
Der schönen Neigung fähig sind; mit Wonne
Entdeck' ich, daß sie ehren, was sie lieben.
Der ungebundnen Freiheit wollen sie
Entsagen, nicht dem Zügel des Gesetzes
Entzieht sich ihre brausend wilde Jugend,
Und sittlich selbst blieb ihre Leidenschaft.
Ich will dir's jetzo gern gestehn, Diego,
Daß ich mit Sorge diesem Augenblick,

Der aufgeschlossnen Blume des Gefühls
Mit banger Furcht entgegen sah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Hasses auch noch dieser Blitz,
Der Eifersucht feindsel'ge Flamme schlug —
Mir schaudert, es zu denken — ihr Gefühl,
Das niemals einig war, gerade hier
Zum erstenmal unselig sich begegnet —
Wohl mir! Auch diese donnerschwere Wolke,
Die über mir schwarz drohend niederhing,
Sie führte mir ein Engel still vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Brust.

Diego. Ja, freue deines Werkes dich. Du hast
Mit zartem Sinn und ruhigem Verstand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller seiner Herrschermacht — Dein ist
Der Ruhm; doch auch dein Glücksstern ist zu loben!

Isabella. Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Nichts Kleines war es, solche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen diese langen Jahre,
Den Mann zu täuschen, den umsichtigsten
Der Menschen, und ins Herz zurückzudrängen
Den Trieb des Bluts, der mächtig, wie des Feuers
Verschlossner Gott, aus seinen Banden strebte!

Diego. Ein Pfand ist mir des Glückes lange Gunst,
Daß alles sich erfreulich lösen wird.

Isabella. Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieser Thaten sah.
Daß mir der böse Genius nicht schlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Getreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt' ich's, hier in müß'ger Ruh'
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne
Geschäftig forschen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menschenkunst
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego. Entdecke mir, was mir zu wissen ziemt.

Isabella. Einsiedelnd auf des Aetna Höhen haust
Ein frommer Klausner, von Uralters her
Der Greis genannt des Berges, welcher, näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menschen
Tief wandelndes Geschlecht, den ird'schen Sinn
In leichter, reiner Aetherluft geläutert
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre

Hinabsieht in das aufgelöste Spiel
Des unverständlich krummgewundnen Lebens.
Nicht fremd ist ihm das Schicksal meines Hauses,
Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweggebetet.
Zu ihm hinauf gesandt hab' ich alsbald
Des raschen Boten jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und stündlich harr' ich dessen Wiederkehr.

Diego. Trügt mich mein Auge nicht, Gebieterin,
So ist's derselbe, der dort eilend naht,
Und Lob fürwahr verdient der Emsige!

Bote. Die Vorigen.

Isabella. Sag' an und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, sondern schöpfe rein die Wahrheit!
Was gab der Greis des Bergs dir zum Bescheide?

Bote. Ich soll mich schnell zurückbegeben, war
Die Antwort, die Verlorne sei gefunden.

Isabella. Glücksel'ger Mund, erfreulich Himmelswort,
Stets hast du das Erwünschte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne war's verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

Bote. Die Tiefverborgne fand dein ältster Sohn.

Isabella. Don Manuel ist es, dem ich sie verdanke!
Ach, stets war dieser mir ein Kind des Segens!
— Hast du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geschenk ich ihm gesendet,
Sie anzuzünden seinem Heiligen?
Denn, was von Gaben sonst der Menschen Herzen
Erfreut, verschmäht der fromme Gottesdiener.

Bote. Die Kerze nahm er schweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet' er sie flugs
Dort an, und schnell in Brand steckt' er die Hütte,
Worin er Gott verehrt seit neunzig Jahren.

Isabella. Was sagst du? Welches Schrecknis nennst du mir?

Bote. Und dreimal Wehe! Wehe! rufend, stieg er
Herab vom Berg; mir aber winkt' er schweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurückzuschauen.
Und so, gejagt von Grausen, eilt' ich her!

Isabella. In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängstlich schwankende Verworrenheit
Stürzt mich das Widersprechende zurück.
Gefunden sei mir die verlorne Tochter
Von meinem ältsten Sohn, Don Manuel?

Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglücksel'gen That.

Bote. Blick' hinter dich, Gebieterin! Du siehst
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen;
Denn alles müßt' mich trügen, oder dies
Ist die verlorne Tochter, die du suchst,
Von deiner Söhne Ritterschaar begleitet.

(Beatrice wird von dem zweiten Halbchor auf einem Tragsessel gebracht und auf der vordern Bühne niedergesetzt. Sie ist noch ohne Leben und Bewegung.)

Isabella. Diego. Bote. Beatrice. Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt und die neun andern Ritter Don Cesars.)

Chor. (Bohemund.) Des Herrn Geheiß erfüllend setzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterin! — Also befahl er uns
Zu thun und dir zu melden dieses Wort:
Es sei dein Sohn Don Cesar, der sie sende!

Isab. (ist mit ausgebreiteten Armen auf sie zugeeilt und tritt mit Schrecken zurück).
O Himmel! Sie ist bleich und ohne Leben!

Chor. (Bohemund.) Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn' ihr Zeit,
Von dem Erstaunlichen sich zu erholen,
Das ihre Geister noch gebunden hält.

Isabella. Mein Kind, Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So sehen wir uns wieder! So mußt du
Den Einzug halten in des Vaters Haus!
O, laß an meinem Leben mich das deinige
Anzünden! An die mütterliche Brust
Will ich dich pressen, bis, vom Todesfrost
Gelöst, die warmen Adern wieder schlagen! (Zum Chor.)
O, sprich! Welch Schreckliches ist hier geschehn?
Wo fandst du sie? Wie kam das theure Kind
In diesen kläglich jammervollen Zustand?

Chor. (Bohemund.) Erfahr' es nicht von mir, mein Mund ist stumm.
Dein Sohn Don Cesar wird dir alles deutlich
Verkündigen, denn er ist's, der sie sendet.

Isabella. Mein Sohn Don Manuel, so willst du sagen?

Chor. (Bohemund.) Dein Sohn Don Cesar sendet sie dir zu.

Isab. (zu dem Boten). War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

Bote. So ist es, Herrin, das war seine Rede.

Isabella. Welcher es sei, er hat mein Herz erfreut;
Die Tochter dank' ich ihm, er sei gesegnet!
O, muß ein neid'scher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muß ich gegen mein Entzücken!
Die Tochter seh' ich in des Vaters Haus,
Sie aber sieht nicht mich, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwiedern.

O, öffnet euch, ihr lieben Augenlichter!
Erwärmet euch, ihr Hände! Hebe dich,
Lebloser Busen, und schlage der Lust!
Diego! Das ist meine Tochter — Das
Die Langverborgne, die Gerettete,
Vor aller Welt kann ich sie jetzt erkennen!

Chor. (Bohemund.) Ein seltsam neues Schreckniß glaub' ich ahnend
Vor mir zu sehn und stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich entwirren soll und lösen.

Isabella (zum Chor, der Bestürzung und Verlegenheit ausdrückt).
O, ihr seid undurchdringlich harte Herzen!
Vom ehrnen Harnisch eurer Brust, gleichwie
Von einem schroffen Meeresfelsen, schlägt
Die Freude meines Herzens mir zurück!
Umsonst in diesem ganzen Kreis umher
Späh' ich nach einem Auge, das empfindet.
Wo weilen meine Söhne, daß ich Antheil
In einem Auge lese; denn mir ist,
Als ob der Wüste unmitleid'ge Schaaren,
Des Meeres Ungeheuer mich umständen!

Diego. Sie schlägt die Augen auf! Sie regt sich, lebt!

Isabella. Sie lebt! Ihr erster Blick sei auf die Mutter!

Diego. Das Auge schließt sie schaudernd wieder zu.

Isabella (zum Chor). Weichet zurück! Sie schreckt der fremde Anblick.

Chor (tritt zurück. Bohemund). Gern meid' ich's, ihrem Blicke zu begegnen.

Diego. Mit großen Augen mißt sie staunend dich.

Beatrice. Wo bin ich? Diese Züge sollt' ich kennen.

Isabella. Langsam kehrt die Besinnung ihr zurück.

Diego. Was macht sie? Auf die Kniee senkt sie sich.

Beatrice. O, schönes Engelsantlitz meiner Mutter!

Isabella. Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!

Beatrice. Zu deinen Füßen sieh die Schuldige.

Isabella. Ich habe dich wieder! Alles sei vergessen.

Diego. Betracht' auch mich! Erkennst du meine Züge?

Beatrice. Des redlichen Diego greises Haupt!

Isabella. Der treue Wächter deiner Kinderjahre.

Beatrice. So bin ich wieder in dem Schooß der Meinen?

Isabella. Und nichts soll uns mehr scheiden, als der Tod.

Beatrice. Du willst mich nicht mehr in die Fremde stoßen?

Isabella. Nichts trennt uns mehr, das Schicksal ist befriedigt.

Beatr. (sinkt an ihre Brust). Und find' ich wirklich mich an deinem Herzen?
Und alles war ein Traum, was ich erlebte?
Ein schwerer, fürchterlicher Traum — O Mutter!
Ich sah ihn todt zu meinen Füßen fallen!
— Wie komm' ich aber hieher? Ich besinne
Mich nicht — Ach, wohl mir, wohl, daß ich gerettet

In deinen Armen bin! Sie wollten mich
Zur Fürstin Mutter von Messina bringen.
Eher ins Grab!

Isabella. Komm zu dir, meine Tochter!
Messinas Fürstin —

Beatrice. Nenne sie nicht mehr!
Mir gießt sich bei dem unglücksel'gen Namen
Ein Frost des Todes durch die Glieder.

Isabella. Höre mich.

Beatrice. Sie hat zwei Söhne, die sich tödtlich hassen;
Don Manuel, Don Cesar nennt man sie.

Isabella. Ich bin's ja selbst! Erkenne deine Mutter!

Beatrice. Was sagst du? Welches Wort hast du geredet?

Isabella. Ich, deine Mutter, bin Messinas Fürstin.

Beatrice. Du bist Don Manuels Mutter und Don Cesars?

Isabella. Und *deine* Mutter! Deine *Brüder* nennst du!

Beatrice. Weh, weh mir! O, entsetzensvolles Licht!

Isabella. Was ist dir? Was erschüttert dich so seltsam?

Beatrice (wild um sich her schauend, erblickt den Chor).
Das sind sie, ja! Jetzt, jetzt erkenn' ich sie.
Mich hat kein Traum getäuscht — Die sind's! Die waren
Zugegen — es ist fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo habt ihr ihn verborgen?

(Sie geht mit heftigem Schritt auf den Chor zu, der sich von ihr abwendet. Ein Trauermarsch läßt sich in der Ferne hören.)

Chor. Weh! Wehe!

Isabella. Wen verborgen? Was ist wahr?
Ihr schweigt bestürzt — Ihr scheint sie zu verstehn.
Ich les' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochnen Tönen etwas Unglücksel'ges,
Das mir zurückgehalten wird — Was ist's?
Ich will es wissen. Warum heftet ihr
So schreckenvolle Blicke nach der Thüre?
Und was für Töne hör' ich da erschallen?

Chor. (Bohemund). Es naht sich! Es wird sich mit Schrecken erklären.
Sei stark, Gebieterin, stähle dein Herz!
Mit Fassung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!

Isabella. Was naht sich? Was erwartet mich? — Ich höre
Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo sind meine Söhne?

(Der erste Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre getragen, die er auf der leer gelassenen Seite der Scene niedersetzt. Ein schwarzes Tuch ist darüber gebreitet.)

Isabella. Beatrice. Diego. Beide Chöre.

Erster Chor. (Cajetan.) Durch die Straßen der Städte,

Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verschont.
Die unerwünschte,
Schmerzliche Botschaft,
Früher oder später,
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
(Berengar.) Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!
(Cajetan.) Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

Isabella. Was soll ich hören? Was verhüllt dies Tuch?
(Sie macht einen Schritt gegen die Bahre, bleibt aber unschlüssig zaudernd stehen.)
Es zieht mich grausend hin und zieht mich schaudernd
Mit dunkler, kalter Schreckenshand zurück.
(Zu Beatrice, welche sich zwischen sie und die Bahre geworfen.)

Laß mich! Was es auch sei, ich will's enthüllen!
(Sie hebt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam.)
O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!
(Sie bleibt mit starrem Entsetzen stehen — Beatrice sinkt mit einem Schrei des Schmerzens neben der Bahre nieder.)

Chor. (Cajetan. Berengar. Manfred.)
Unglückliche Mutter! Es ist dein Sohn!
Du hast es gesprochen, das Wort des Jammers,
Nicht meinen Lippen ist es entflohn.

Isabella. Mein Sohn! Mein Manuel! — O, ewige
Erbarmung — So muß ich dich wieder finden!
Mit deinem Leben mußtest du die Schwester
Erkaufen aus des Räubers Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß sein Arm dich nicht beschützte?
— O, Fluch der Hand, die diese Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen geboren,
Der mir den Sohn erschlug! Fluch seinem ganzen
Geschlecht!

Chor. Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Isabella. So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?
Das, das ist eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!
Worauf hab' ich gehofft, wovor gezittert,
Wenn dies der Ausgang ist! — O, die ihr hier
Mich schreckenvoll umsteht, an meinem Schmerz
Die Blicke weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuschen!
Glaube noch einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieser Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er säh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachsen — Zwischen ihnen
Wuchs eine Lilie empor; sie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig ergriff
Und, um sich wüthend, schnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte,
Befrug der Vater einen Vogelschauer
Und schwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schooß
Von einer Tochter sich entbinden würde,
So würde sie die beiden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen seinen Stamm!

Chor. (Cajetan und Bohemund.) Gebieterin, was sagst du? Wehe! Wehe!

Isabella. Darum befahl der Vater, sie zu tödten;
Doch ich entrückte sie dem Jammerschicksal.

— Die arme Unglückselige! Verstoßen
Ward sie als Kind aus ihrer Mutter Schooß,
Daß sie, erwachsen, nicht die Brüder morde!
Und jetzt durch Räubershände fällt der Bruder,
Nicht die Unschuldige hat ihn getödtet!

Chor. Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Isabella. Keinen Glauben
Verdiente mir des Götzendieners Spruch,
Ein bessres Hoffen stärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieser Tochter:
„In heißer Liebe würde sie dereinst
„Der Söhne Herzen mir vereinigen."
— So widersprachen die Orakel sich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat sie
Verschuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehen.
Ein Mund hat, wie der andere, gelogen!
Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts,
Betrüger sind sie oder sind betrogen.
Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpfest drunten an der Hölle Flüssen,
Du schöpfest droben an dem Quell des Lichts.

Erster Chor. (Cajetan.) Weh! Wehe! Was sagst du? Halt' ein, halt' ein!
Bezähme der Zunge verwegenes Toben!
Die Orakel sehen und treffen ein,
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben.

Isabella. Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum besuchen wir die heil'gen Häuser
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüth'ge Thoren, was gewinnen wir
Mit unserm Glauben? So unmöglich ist's,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu schießen.
Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne so sich oder anders fügen,
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur,
Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen.

Zweiter Chor. (Bohemund.) Halt' ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du leugnest der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben.
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

(Alle Ritter.) Die Götter leben, die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!
Beatrice. O Mutter! Mutter! Warum hast du mich
Gerettet! Warum warfst du mich nicht hin
Dem Fluch, der, eh' ich war, mich schon verfolgte?
Blödsicht'ge Mutter! Warum dünktest du
Dich weiser, als die Allesschauenden,
Die Nah' und Fernes an einander knüpfen
Und in der Zukunft späte Saaten sehn?
Dir selbst und mir, uns allen zum Verderben
Hast du den Todesgöttern ihren Raub,
Den sie gefordert, frevelnd vorenthalten!
Jetzt nehmen sie ihn zweifach, dreifach selbst.
Nicht dank' ich dir das traurige Geschenk,
Dem Schmerz, dem Jammer hast du mich erhalten!
Erster Chor (Cajetan) in heftiger Bewegung nach der Thüre sehend).
Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!
(Berengar.) Eherner Füße
Rauschen vernehm' ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen,
Ich erkenne der Furien Schritt!
(Cajetan.) Stürzet ein, ihr Wände!
Versink', o Schwelle,
Unter der schrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe, entsteiget, entsteiget
Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

Don Cesar. Isabella. Beatrice. Der Chor.

Beim Eintritt des Don Cesar zertheilt sich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm; er bleibt allein in der Mitte der Scene stehen.

Beatrice. Weh mir, er ist's!
Isabella (tritt ihm entgegen). O mein Sohn Cesar! Muß ich so
Dich wiedersehen — O, blick' her und sieh
Den Frevel einer gottverfluchten Hand! (Führt ihn zu dem Leichnam.)
Don Cesar (tritt mit Entsetzen zurück, das Gesicht verhüllend).
Erster Chor. (Cajetan, Berengar.) Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Strömet hervor, ihr Bäche des Bluts!
Isabella. Du schauderst und erstarrst! — Ja, das ist alles,

Was dir noch übrig ist von deinem Bruder!
Da liegen meine Hoffnungen — Sie stirbt
Im Keim, die junge Blume eures Friedens,
Und keine schönen Früchte sollt' ich schauen.

Don Cesar. Tröste dich, Mutter! Redlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beschloß der Himmel.

Isabella. O, ich weiß, du liebtest ihn, ich sah entzückt
Die schönen Bande zwischen euch sich flechten!
An deinem Herzen wolltest du ihn tragen,
Ihm reich ersetzen die verlornen Jahre.
Der blut'ge Mord kam deiner schönen Liebe
Zuvor — Jetzt kannst du nichts mehr, als ihn rächen.

Don Cesar. Komm, Mutter, komm! Hier ist kein Ort für dich.
Entreiß' dich diesem unglücksel'gen Anblick! (Er will sie fortziehen.)

Isabella (fällt ihm um den Hals).
Du lebst mir noch! Du, jetzt mein Einziger!

Beatrice. Weh, Mutter! was beginnst du?

Don Cesar. Weine dich aus
An diesem treuen Busen! Unverloren
Ist dir der Sohn, denn seine Liebe lebt
Unsterblich fort in deines Cesars Brust.

Erster Chor. (Cajetan, Berengar, Manfred.) Brechet auf, ihr Wunden!
Redet, ihr stummen!
In schwarzen Fluthen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Isabella (beider Hände fassend). O, meine Kinder!

Don Cesar. Wie entzückt es mich,
In deinen Armen sie zu sehen, Mutter!
Ja, laß sie deine Tochter sein! Die Schwester —

Isabella (unterbricht ihn). Dir dank' ich die Gerettete, mein Sohn!
Du hieltest Wort, du hast sie mir gesendet.

Don Cesar (erstaunt). Wen, Mutter, sagst du, hab' ich dir gesendet?

Isabella. Sie mein' ich, die du vor dir siehst, die Schwester

Don Cesar. Sie meine Schwester!

Isabella. Welche andre sonst?

Don Cesar. Meine Schwester?

Isabella. Die du selber mir gesendet.

Don Cesar. Und seine Schwester!

Chor. Wehe! Wehe! Wehe!

Beatrice. O, meine Mutter!

Isabella. Ich erstaune — Redet!

Don Cesar. So sei der Tag verflucht, der mich geboren!

Isabella. Was ist dir? Gott!

Don Cesar. Verflucht der Schooß, der mich
Getragen! — Und verflucht sei deine Heimlichkeit,
Die all dies Gräßliche verschuldet! Falle

Der Donner nieder, der dein Herz zerschmettert!
Nicht länger halt' ich schonend ihn zurück —
Ich selber, wiss' es, ich erschlug den Bruder,
In ihren Armen überrascht' ich ihn;
Sie ist es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Alles weißt du nun!
— Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester,
So bin ich schuldig einer Gräuelthat,
Die keine Reu' und Büßung kann versöhnen!

Chor. (Bohemund.) Es ist gesprochen, du hast es vernommen,
Das Schlimmste weißt du, nichts ist mehr zurück!
Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen,
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

Isabella. Was kümmert's mich noch, ob die Götter sich
Als Lügner zeigen oder sich als wahr
Bestätigen? Mir haben sie das Aergste
Gethan — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen, als sie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, der fürchtet sie nicht mehr.
Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem lebenden scheid' ich mich selbst.
Er ist mein Sohn nicht — Einen Basilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Brust,
Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.
— Komm, meine Tochter! Hier ist unsers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegeistern überlass' ich
Dies Haus — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's — Alles dies
Erleid' ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben
Die Orakel, und gerettet sind die Götter. (Sie geht ab. Diego folgt ihr.)

Beatrice. Don Cesar. Der Chor.

Don Cesar (Beatricen zurückhaltend).
Bleib, Schwester! Scheide du nicht so von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag dies Blut
Anklagend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber du
Fluche mir nicht! Von dir kann ich's nicht tragen!

Beatrice (zeigt mit abgewandtem Gesicht auf den Leichnam).

Don Cesar. Nicht den Geliebten hab' ich dir getödtet!
Den Bruder hab' ich dir und hab' ihn mir

Gemordet — Dir gehört der Abgeschiedne jetzt
Nicht näher an, als ich, der Lebende,
Und ich bin mitleidswürdiger, als er,
Denn er schied rein hinweg, und ich bin schuldig.

Beatrice (bricht in heftige Thränen aus).

Don Cesar. Weine um den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und — mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Diesen Vorzug,
Den du dem Todten gibst, ertrag' ich nicht.
Den einz'gen Trost, den letzten, laß mich schöpfen
Aus unsers Jammers bodenloser Tiefe,
Daß er dir näher nicht gehört, als ich —
Denn unser furchtbar aufgelöstes Schicksal
Macht unsre Rechte gleich, wie unser Unglück.
In einen Fall verstrickt, drei liebende
Geschwister, gehen wir vereinigt unter
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch wenn ich denken muß, daß deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann mischt sich Wuth und Neid in meinen Schmerz,
Und mich verläßt der Wehmuth letzter Trost.
Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer seinen Manen bringen;
Doch sanft nachsenden will ich ihm die Seele,
Weiß ich nur, daß du meinen Staub mit seinem
In einem Aschenkruge sammeln wirst.

(Den Arm um sie schlingend, mit einer leidenschaftlich zärtlichen Heftigkeit.)

Dich liebt' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warst.
Weil ich dich liebte über alle Grenzen,
Trag' ich den schweren Fluch des Brudermords,
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jetzt bist du meine Schwester, und dein Mitleid
Fordr' ich von dir als einen heil'gen Zoll.

(Er sieht sie mit ausforschenden Blicken und schmerzlicher Erwartung an, dann wendet er sich mit Heftigkeit von ihr.)

Nein, nein, nicht sehen kann ich diese Thränen —
In dieses Todten Gegenwart verläßt
Der Muth mich, und die Brust zerreißt der Zweifel —
— Laß mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!
Sieh nie mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder sehen.
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet.
Sie nannt' ihn ihren bessern Sohn! — So hat sie
Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben!

— Und du bist falsch, wie sie! Zwinge dich nicht!
Zeig' deinen Abscheu! Mein verhaßtes Antlitz
Sollst du nicht wieder sehn! Geh hin auf ewig!

(Er geht ab. Sie steht unschlüssig, im Kampf widersprechender Gefühle, dann reißt sie sich los und geht.)

Chor. (Cajetan.) — — — — — — — —
Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur.
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt,
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabnen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.

(Berengar, Bohemund und Manfred.)

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

(Der ganze Chor wiederholt.)

Auf den Bergen u. s. w.

Don Cesar. Der Chor.

Don Ces. (gefaßter.) Das Recht des Herrschers üb' ich aus zum letztenmal,
Dem Grab zu übergeben diesen theuren Leib,
Denn dieses ist der Todten letzte Herrlichkeit.
Vernehmt denn meines Willens ernstlichen Beschluß,
Und wie ich's euch gebiete, also übt es aus
Genau — Euch ist in frischem Angedenken noch
Das ernste Amt, denn nicht von langen Zeiten ist's,
Das ihr zur Gruft begleitet eures Fürsten Leib.

Die Todtenklage ist in diesen Mauern kaum
Verhallt, und eine Leiche drängt die andre fort
Ins Grab, daß eine Fackel an der andern sich
Anzünden, auf der Treppe Stufen sich der Zug
Der Klagemänner fast begegnen mag.
So ordnet denn ein feierlich Begräbnißfest
In dieses Schlosses Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuschlos bei verschlossnen Pforten an,
Und alles werde, wie es damals war, vollbracht.

Chor. (Bohemund.) Mit schnellen Händen soll dies Werk bereitet sein,
O Herr — denn aufgerichtet steht der Katafalk,
Ein Denkmal jener ernsten Festlichkeit, noch da,
Und an den Bau des Todes rührte keine Hand.

Don Cesar. Das war kein glücklich Zeichen, daß des Grabes Mund
Geöffnet blieb im Hause der Lebendigen.
Wie kam's, daß man das unglückselige Gerüst
Nicht nach vollbrachtem Dienste alsobald zerbrach?

Chor. (Bohemund.) Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwist,
Der gleich nachher, Messina feindlich theilend, sich
Entflammt, zog unsre Augen von den Todten ab,
Und öde blieb, verschlossen dieses Heiligthum.

Don Cesar. Ans Werk denn eilet ungesäumt! Noch diese Nacht
Vollende sich das mitternächtliche Geschäft!
Die nächste Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus und leuchte einem fröhlichern Geschlecht.

(Der zweite Chor entfernt sich mit Don Manuels Leichnam.)

Erster Chor. (Cajetan.) Soll ich der Mönche fromme Brüderschaft hieher
Berufen, daß sie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied
Zur ew'gen Ruh' einsegne den Begrabenen?

Don Cesar. Ihr frommes Lied mag fort und fort an unserm Grab
Auf ew'ge Zeiten schallen bei der Kerze Schein;
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amts,
Der blut'ge Mord verscheucht das Heilige.

Chor. (Cajetan.) Beschließe nichts gewaltsam Blutiges, o Herr,
Wider dich selber wüthend mit Verzweiflungsthat;
Denn auf der Welt lebt niemand, der dich strafen kann,
Und fromme Büßung kauft den Zorn des Himmels ab.

Don Cesar. Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend strafen kann,
Drum muß ich selber an mir selber es vollziehn.
Bußfert'ge Sühne, weiß ich, nimmt der Himmel an,
Doch nur mit Blute büßt sich ab der blut'ge Mord.

Chor. (Cajetan.) Des Jammers Fluthen, die auf dieses Haus gestürmt
Ziemt dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

Don Cesar. Den alten Fluch des Hauses löſ' ich sterbend auf,
Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks.

Chor. (Cajetan.) Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land,
Weil du des andern Herrscherhauptes uns beraubt.
Don Cesar. Zuerst den Todesgöttern zahl' ich meine Schuld,
Ein andrer Gott mag sorgen für die Lebenden.
Chor. (Cajetan.) So weit die Sonne leuchtet, ist die Hoffnung auch,
Nur von dem Tod gewinnt sich nichts! Bedenk' es wohl!
Don Cesar. Du selbst bedenke schweigend deine Dienerpflicht!
Mich laß dem Geist gehorchen, der mich furchtbar treibt,
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir schaun.
Und ehrst du fürchtend auch den Herrscher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Flüche schwerster drückt!
Das Haupt verehre des Unglücklichen,
Das auch den Göttern heilig ist — Wer das erfuhr,
Was ich erleide und im Busen fühle,
Gibt keinem Irdischen mehr Rechenschaft.

Donna Isabella. Don Cesar. Der Chor.

Isabella (kommt mit zögernden Schritten und wirft unschlüssige Blicke auf Don Cesar. Endlich tritt sie ihm näher und spricht mit gefaßtem Ton).
Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen,
So hatt' ich mir's in meinem Schmerz gelobt
Doch in die Luft verwehen die Entschlüsse,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme faßt — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückseliges Gerücht
Aus meines Schmerzens öden Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Ist es wahr,
Daß mir *ein* Tag zwei Söhne rauben soll?
Chor. (Cajetan.) Entschlossen siehst du ihn, festen Muths,
Hinab zu gehen mit freiem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe *du* jetzt die Kraft des Bluts,
Die Gewalt der rührenden Mutterbitte!
Meine Worte hab' ich umsonst verloren.
Isabella. Ich rufe die Verwünschungen zurück,
Die ich im blinden Wahnsinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Busens Kind,
Das sie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel solche sündige
Gebete; schwer von Thränen, fallen sie
Zurück von seinem leuchtenden Gewölbe.
— Lebe, mein Sohn! Ich will den Mörder lieber sehn
Des *einen* Kindes, als um beide weinen.
Don Cesar. Nicht wohl bedenkst du, Mutter, was du wünschest
Dir selbst und mir — Mein Platz kann nicht mehr sein
Bei den Lebendigen — Ja, könntest *du*

Des Mörders gottverhaßten Anblick auch
Ertragen, Mutter, ich ertrüge nicht
Den stummen Vorwurf deines ew'gen Grams.

Isabella. Kein Vorwurf soll dich kränken, keine laute,
Noch stumme Klage in das Herz dir schneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz sich lösen,
Gemeinsam trauernd, wollen wir das Unglück
Beweinen und bedecken das Verbrechen.

Don Cesar (faßt ihre Hand, mit sanfter Stimme).
Das wirst du, Mutter. Also wird's geschehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz sich lösen —
Dann, Mutter, wenn ein Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umschließt,
Ein Stein sich wölbet über beider Staube,
Dann wird der Fluch entwaffnet sein — dann wirst
Du deine Söhne nicht mehr unterscheiden,
Die Thränen, die dein schönes Auge weint,
Sie werden einem wie dem andern gelten,
Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.
Drum, Mutter, wehre du mir nicht, daß ich
Hinuntersteige und den Fluch versöhne.

Isabella. Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde
Ward abgeworfen in Lorettos Haus,
Und segensvolle Himmelskraft umweht
Das heil'ge Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen,
Sie haben reichen Vorrath an Verdienst,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben.

Don Cesar. Wohl läßt der Pfeil sich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das verletzte mehr gesunden.
Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung,
Mit strengen Bußkasteiungen allmählich
Abschöpfend eine ew'ge Schuld — ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.
Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen
Und in den Aether greifen über mir
Mit freiem Geist. Der Neid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt.
Denkst du, daß ich den Vorzug werde tragen,

Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.
Weit, wie die Sterne abstehn von der Erde,
Wird er erhaben stehen über mir,
Und hat der alte Neid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er rastlos mir das Herz zernagen,
Nun er das Ewige mir abgewann
Und, jenseits alles Wettstreits, wie ein Gott
In der Erinnerung der Menschen wandelt.

Isabella. O, hab' ich euch nur darum nach Messina
Gerufen, um euch beide zu begraben?
Euch zu versöhnen, rief ich euch hieher,
Und ein verderblich Schicksal kehret all
Mein Hoffen in sein Gegentheil mir um!

Don Cesar. Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich alles, was versprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedenshoffnungen in diese Thore,
Und friedlich werden wir zusammen ruhn,
Versöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Isabella. Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
Rohherziger Verhöhnung preisgegeben,
Weil sie der Söhne Kraft nicht mehr beschützt.

Don Cesar. Wenn alle Welt dich herzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unserm Grabe
Und rufe deiner Söhne Gottheit an;
Denn Götter sind wir dann, wir hören dich,
Und wie des Himmels Zwillinge, dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Trost
Dir nahe sein und deine Seele stärken.

Isabella. Lebe, mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kann's nicht tragen, alles zu verlieren!

(Sie schlingt ihre Arme mit leidenschaftlicher Heftigkeit um ihn; er macht sich sanft von ihr los und reicht ihr die Hand mit abgewandtem Gesicht.)

Don Cesar. Leb wohl!

Isabella. Ach, wohl erfahr' ich's schmerzlich fühlend nun,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Gibt's keine andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt?

(Sie geht nach dem Eingang der Scene.)

Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder

Ihn so gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schwester, die geliebte,
Mit schöner Lebenshoffnung Zauberschein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Beatrice erscheint am Eingange der Scene. Donna Isabella. Don Cesar und der Chor.

Don Cesar (bei ihrem Anblick heftig bewegt sich verhüllend).
O Mutter! Mutter! Was ersannest du?
Isabella (führt sie vorwärts). Die Mutter hat umsonst zu ihm gefleht,
Beschwöre du, erfleh' ihn, daß er lebe!
Don Cesar. Arglist'ge Mutter! Also prüfst du mich!
In neuen Kampf willst du zurück mich stürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ew'gen Nacht?
— Da steht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir, und tausend Blumen schüttet er
Und tausend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn strömend vor mir aus,
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erstorbnen Brust
Die Hoffnung wieder und die Lebenslust.
Isabella. Fleh' ihn, dich oder niemand wird er hören,
Daß er den Stab nicht raube dir und mir.
Beatrice. Ein Opfer fordert der geliebte Todte;
Es soll ihm werden, Mutter — Aber mich
Laß dieses Opfer sein! Dem Tode war ich
Geweiht, eh' ich das Leben sah. Mich fordert
Der Fluch, der dieses Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel ist das Leben, das ich lebe.
Ich bin's, die ihn gemordet, eures Streits
Entschlafne Furien geweckt — Mir
Gebührt es, seine Manen zu versöhnen!
Chor. (Cajetan.) O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen sich eifernd alle deine Kinder
Und lassen dich allein, verlassen stehn
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.
Beatrice. Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt!
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns; erst heute fand sie eine Tochter,
Und leicht entbehrt sie, was sie nie besaß.
Don Cesar (mit tiefverwundeter Seele).
Wir mögen leben, Mutter, oder sterben,
Wenn sie nur dem Geliebten sich vereinigt!
Beatrice. Beneidest du des Bruders todten Staub?
Don Cesar. Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben,
Ich werde ewig todt sein bei den Todten.

Beatrice. O Bruder!

Don Cesar (mit dem Ausdruck der heftigsten Leidenschaft).
Schwester, weinest du um mich?

Beatrice. Lebe für unsre Mutter!

Don Cesar (läßt ihre Hand los, zurücktretend). Für die Mutter?

Beatrice (neigt sich an seine Brust). Lebe für sie und tröste deine Schwester.

Chor. (Bohemund.) Sie hat gesiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schwester konnt' er nicht widerstehen.
Trostlose Mutter! Gib Raum der Hoffnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(In diesem Augenblick läßt sich ein Chorgesang hören, die Flügelthüre wird geöffnet, man sieht in der Kirche den Katafalk aufgerichtet und den Sarg von Candelabern umgeben.)

Don Cesar (gegen den Sarg gewendet).
Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg
Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das ird'sche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, sollte glücklich sein,
Und deine heil'ge Unschuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen? — Das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Daß solche Theilung sei in seiner Welt —
— Die Thränen sah ich, die auch mir geflossen,
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.

(Er durchsticht sich mit einem Dolch und gleitet sterbend an seiner Schwester nieder, die sich der Mutter in die Arme wirft.)

Chor (Cajetan) nach einem tiefen Schweigen.
Erschüttert steh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Loos.
Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Ende des fünften Bandes.



Schillers

sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Sechster Band:

Wilhelm Tell. — Die Huldigung der Künste. — Macbeth.
Turandot, Prinzessin von China.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Wilhelm Tell.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Hermann Geßler, Reichsvogt in Schwytz und Uri.
Werner, Freiherr von Attinghausen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, sein Neffe.

Werner Stauffacher,
Konrad Hunn,
Itel Reding,
Hans auf der Mauer,
Jörg im Hofe,
Ulrich der Schmid,
Jost von Weiler,
— Landleute aus Schwytz.

Walther Fürst,
Wilhelm Tell,
Rösselmann, der Pfarrer,
Petermann, der Sigrist,
Kuoni, der Hirt,
Werni, der Jäger,
Ruodi, der Fischer,
— aus Uri.

Arnold vom Melchthal,
Konrad Baumgarten,
Meier von Sarnen,
Struth von Winkelried,
Klaus von der Flüe,
Burkhart am Bühel,
Arnold von Sewa,
— aus Unterwalden.

Pfeifer von Luzern.
Kunz von Gersau.
Jenni, Fischerknabe.
Seppi, Hirtenknabe.
Gertrud, Stauffachers Gattin.
Hedwig, Tells Gattin, Fürsts Tochter.
Bertha von Bruneck, eine reiche Erbin.

Armgard,
Mechthild,
Elsbeth,
Hildegard,
— Bäuerinnen.

Walther,
Wilhelm,
— Tells Knaben.

Frießhardt,
Leuthold,
— Söldner.

Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeister.
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.
Stüssi, der Flurschütz.
Der Stier von Uri.
Ein Reichsbote.
Frohnvogt.
Meister Steinmetz, Gesellen und Handlanger.
Oeffentliche Ausrufer.
Barmherzige Brüder.
Geßlerische und Landenbergische Reiter.
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldstätten.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstättersees, Schwytz gegenüber.

Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, Fischerknabe fährt sich in einem Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmonische Geläute der Heerdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene noch eine Zeitlang fortsetzt.

Fischerknabe (singt im Kahn). Melodie des Kuhreihens.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Hirte (auf dem Berge). Variation des Kuhreihens.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger (erscheint gegenüber auf der Höhe des Felsen). Zweite Variation.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg;
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;

Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

(Die Landschaft verändert sich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi, der Fischer, kommt aus der Hütte, Werni, der Jäger, steigt vom Felsen, Kuoni, der Hirt, kommt mit dem Melknapf auf der Schulter; Seppi, sein Handbube, folgt ihm.

Ruodi. Mach' hurtig, Jenni. Zieh' die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da sein, eh wir's denken.

Kuoni. 's kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni. Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Kuoni (zum Buben). Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen.

Seppi. Die braune Lisel kenn' ich am Geläut.

Kuoni. So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

Ruodi. Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

Werni. Und schmuckes Vieh — Ist's euer eignes, Landsmann?

Kuoni. Bin nit so reich — 's ist meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäusers, und mir zugezählt.

Ruodi. Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht.

Kuoni. Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
Und, nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

Ruodi. Ihr seid nicht klug, ein unvernünft'ges Vieh —

Werni. Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi (zum Hirten). Treibt ihr jetzt heim?

Kuoni. Die Alp ist abgeweidet.

Werni. Glücksel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni. Die wünsch' ich euch;
Von eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Ruodi. Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni. Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinstürzend).

Baumgarten. Um Gotteswillen, Fährmann, euren Kahn!

Ruodi. Nun, nun, was gibt's so eilig?

Baumgarten. Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!
Kuoni. Landsmann, was habt ihr?
Werni. Wer verfolgt euch denn?
Baumgarten (zum Fischer). Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.
Ruodi. Warum verfolgen euch die Reisigen?
Baumgarten. Erst rettet mich, und dann steh' ich euch Rede.
Werni. Ihr seid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?
Baumgarten. Des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß —
Kuoni. Der Wolfenschießen! Läßt euch der verfolgen?
Baumgarten. Der schadet nicht mehr, ich hab' ihn erschlagen.
Alle (fahren zurück). Gott sei uns gnädig! Was habt ihr gethan?
Baumgarten. Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.
Kuoni. Hat euch der Burgvogt an der Ehr' geschädigt?
Baumgarten. Daß er sein bös Gelüsten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.
Werni. Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerspalten?
Kuoni. O, laßt uns alles hören, ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.
Baumgarten. Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angst des Todes.
„Der Burgvogt liegt' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, sie sei entsprungen mich zu suchen."
Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm 's Bad gesegnet.
Werni. Ihr thatet wohl, kein Mensch kann euch drum schelten.
Kuoni. Der Wütherich! Der hat nun seinen Lohn!
Hat's lang verdient um's Volk von Unterwalden.
Baumgarten. Die That ward ruchtbar; mir wird nachgesetzt —
Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit —
(Es fängt an zu donnern.)
Kuoni. Frisch, Fährmann — schaff' den Biedermann hinüber!
Ruodi. Geht nicht. Ein schweres Ungewitter ist
Im Anzug. Ihr müßt warten.
Baumgarten. Heil'ger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tödtet —
Kuoni (zum Fischer). Greift an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen;
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen. (Brausen und Donnern.)

Ruodi. Der Föhn ist los, ihr seht, wie hoch der See geht;
Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt seine Knie). So helf' euch Gott, wie ihr euch
mein erbarmet —

Werni. Es geht um's Leben. Sei barmherzig, Fährmann.

Kuoni. 's ist ein Hausvater und hat Weib und Kinder!
(Wiederholte Donnerschläge.)

Ruodi. Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin.
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht
Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es ist rein unmöglich, ihr seht selbst.

Baumg. (noch auf den Knien). So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Gesichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da ist der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hilflos, und verzagen!

Kuoni. Seht, wer da kommt!

Werni. Es ist der Tell aus Bürglen.

Tell mit der Armbrust.

Tell. Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?

Kuoni. 's ist ein Alzeller Mann; er hat sein' Ehr
Vertheidigt und den Wolfenschieß erschlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg saß —
Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt;
Der fürcht sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi. Da ist der Tell, er führt das Ruder auch,
Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

Tell. Wo's Noth thut, Fährmann, läßt sich alles wagen.
(Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf.)

Ruodi. Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das thäte keiner, der bei Sinnen ist.

Tell. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Ruodi. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen.
Da ist der Kahn, und dort der See! Versucht's!

Tell. Der See kann sich, der Landvogt nicht er erbarmen.
Versuch' es, Fährmann!

Hirten und Jäger. Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Ruodi. Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht sein; 's ist heut Simons und Judä,
Da rast der See und will sein Opfer haben.

Tell. Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft;

Die Stunde bringt, dem Mann muß Hilfe werden.
Sprich, Fährmann, willst du fahren?

Ruodi. Nein, nicht ich!

Tell. In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Kuoni. Ha, wackrer Tell!

Werni. Das gleicht dem Waidgesellen!

Baumgarten. Mein Retter seid ihr und mein Engel, Tell!

Tell. Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch!
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch besser ist's, ihr fallt in Gottes Hand
Als in der Menschen! (Zu dem Hirten.) Landsmann, tröstet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte. (Er springt in den Kahn.)

Kuoni (zum Fischer). Ihr seid ein Meister Steuermann. Was sich
Der Tell getraut, das konntet ihr nicht wagen?

Ruodi. Wohl beff're Männer thun's dem Tell nicht nach,
Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.

Werni (ist auf den Fels gestiegen). Er stößt schon ab. Gott helf dir,
braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt!

Kuoni (am Ufer). Die Fluth geht drüber weg — Ich seh's nicht mehr.
Doch, halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wackre durch die Brandung.

Seppi. Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.

Kuoni. Weiß Gott, sie sind's! Das war Hilf' in der Noth.

Ein Trupp Landenbergischer Reiter.

Erster Reiter. Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweiter. Des Wegs kam er, umsonst verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi. Wen meint ihr, Reiter?

Erster Reiter (entdeckt den Nachen). Ha, was seh' ich! Teufel!

Werni (oben). Ist's der im Nachen, den ihr sucht? — Reit zu!
Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter. Verwünscht! Er ist entwischt.

Erster (zum Hirten und Fischer). Ihr habt ihm fortgeholfen.
Ihr sollt uns büßen — Fallt in ihre Heerde!
Die Hütte reißet ein, brennt und schlagt nieder! (Eilen fort.)

Seppi (stürzt nach). O meine Lämmer!

Kuoni (folgt). Weh mir, meine Heerde!

Werni. Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände). Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen diesem Lande? (Folgt ihnen.)

Zweiter Auftritt.

Zu Steinen in Schwytz, eine Linde vor des Stauffachers Hause an der Landstraße, nächst der Brücke.

Werner Stauffacher, Pfeifer von Luzern kommen im Gespräch.

Pfeifer. Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich euch sagte.
Schwört nicht zu Oestreich, wenn ihr's könnt vermeiden.
Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher.
Gott schirme euch bei eurer alten Freiheit!
(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.

Stauffacher. Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — Ihr seid
Mein Gast zu Schwytz, ich in Luzern der eure.

Pfeiffer. Viel Dank! Muß heute Gersau noch erreichen.
— Was ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann sich ändern, schnell,
Ein andrer Kaiser kann ans Reich gelangen.
Seid ihr erst Oesterreichs, seid ihr's auf immer.

Er geht ab. Stauffacher setzt sich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn Gertrud, seine Frau, die sich neben ihn stellt und ihn eine Zeitlang schweigend betrachtet.

Gertrud. So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten,
Vertrau' es mir; ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.
(Stauffacher reicht ihr die Hand und schweigt.)
Was kann dein Herz beklemmen, sag' es mir.
Gesegnet ist dein Fleiß, dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher. Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch, ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Gertrud. Mein Werner, sage, wie verstehst du das?

Stauffacher. Vor dieser Linde saß ich jüngst, wie heut,
Das schön Vollbrachte freudig überdenkend,

Da kam daher von Küßnacht, seiner Burg,
Der Vogt mit seinen Reisigen geritten.
Vor diesem Hause hielt er wundernd an;
Doch ich erhob mich schnell und unterwürfig,
Wie sich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaisers richterliche Macht
Vorstellt im Lande. Wessen ist dies Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch schnell besonnen ich entgegn' ihm so:
Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn des Kaisers
Und eures und mein Lehen — Da versetzt er:
„Ich bin Regent im Land, an Kaisers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande:
Ich werd' mich unterstehn, euch das zu wehren."
Dies sagend, ritt er trutziglich von dannen,
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böse sprach.
Gertrud. Mein lieber Herr und Ehewirth! Magst du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schwestern saßen,
Die Wolle spinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Gespräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht,
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn, was dich preßte, sieh, das wußt' ich längst.
– Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden,
Denn du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!
Stauffacher. So ist's, das ist des Geßlers Groll auf mich.
Gertrud. Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erb,
— Denn er hat keins. Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst du dies Haus zu Lehn; du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt;

Denn über dir erkennst du keinen Herrn,
Als nur den höchsten in der Christenheit —
Er ist ein jüngrer Sohn nur seines Hauses,
Nichts nennt er sein als seinen Rittermantel;
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück
Mit scheelen Augen gift'ger Mißgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Noch stehst du unversehrt — Willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher. Was ist zu thun?

Gertrud (tritt näher). So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz sich alle Redlichen beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß sie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' sind und des harten Jochs —
Denn, wie der Geßler hier, so schafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß euer Etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen;
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen
Und der gerechten Sache gnädig sein —
Hast du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem du dein Herz magst redlich offenbaren?

Stauffacher. Der wackern Männer kenn' ich viele dort
Und angesehen große Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut. (Er steht auf.)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Kehrst du ans Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Hast du auch wohl bedacht, was du mir räthst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten,
Um loszulassen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten,

Und unterm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud. Ihr seid auch Männer, wisset eure Art
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher. O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg; die Heerde schlägt er und den Hirten.

Gertrud. Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher. Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud. Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand wärf' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher. Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud. Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher. Wir Männer können tapfer fechtend sterben,
Welch Schicksal aber wird das eure sein?

Gertrud. Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

Stauff. (stürzt in ihre Arme). Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich stehnden Fußes gleich,
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walther Fürst,
Der über diese Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt —
Leb wohl — und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses —
Dem Pilger, der zum Gotteshause wallt,
Dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt,
Gib reichlich und entlaß ihn wohlgepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äußerst
Am offnen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

Indem sie nach dem Hintergrunde abgehen, tritt **Wilhelm Tell** mit **Baumgarten** vorn auf die Scene.

Tell (zu Baumgarten). Ihr habt jetzt meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hause gehet ein, dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch sieh, da ist er selber — Folgt mir, kommt!

(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt sich.)

Dritter Auftritt.

Oeffentlicher Platz bei Altorf.

Auf einer Anhöhe im Hintergrunde sieht man eine Feste bauen, welche schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintere Seite ist fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüste steht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder steigen; auf dem höchsten Dach hängt der Schieferdecker — alles ist in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meister Steinmetz. Gesellen und Handlanger.

Frohnvogt (mit dem Stabe, treibt die Arbeiter). Nicht lang gefeiert, frisch!
Die Mauersteine
Herbei, den Kalk, den Mörtel zugefahren!
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachsen sieht — Das schlendert wie die Schnecken.
(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)
Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht bestehlen!

Erster Gesell. Das ist doch hart, daß wir die Steine selbst
Zu unserm Twing und Kerker sollen fahren!

Frohnvogt. Was murret ihr? Das ist ein schlechtes Volk,
Zu nichts anstellig, als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu schlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus). Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (schüttelt ihn). Frisch, Alter, an die Arbeit!

Erster Gesell. Habt ihr denn gar kein Eingeweid, daß ihr
Den Greis, der kaum sich selber schleppen kann,
Zum harten Frohndienst treibt?

Meister Steinmetz und Gesellen. 's ist himmelschreiend!

Frohnvogt. Sorgt ihr für euch; ich thu', was meines Amts.

Zweiter Gesell. Frohnvogt, wie wird die Feste denn sich nennen,
Die wir da baun?

Frohnvogt. Zwing Uri soll sie heißen!
Denn unter dieses Joch wird man euch beugen.

Gesellen. Zwing Uri!

Frohnvogt. Nun, was gibt's dabei zu lachen?

Zweiter Gesell. Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erster Gesell. Laß sehn, wie viel man solcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander setzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringste nur in Uri!
(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund).

Meister Steinmetz. Den Hammer werf' ich in den tiefsten See,
Der mir gedient bei diesem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen.

Stauffacher. O, hätt' ich nie gelebt, um das zu schauen!

Tell. Hier ist nicht gut sein. Laßt uns weiter gehn.

Stauffacher. Bin ich zu Uri, in der Freiheit Land?

Meister Steinmetz. O Herr, wenn ihr die Keller erst gesehn

Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.

Stauffacher. O Gott!

Steinmetz. Seht diese Flanken, diese Strebepfeiler,
Die stehn, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell. Was Hände bauten, können Hände stürzen.
(Nach den Bergen zeigend.)
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen ein Ausrufer folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuarisch nach.

Erster Gesell. Was will die Trommel? Gebet Acht!

Meister Steinmetz. Was für
Ein Fastnachtsaufzug, und was soll der Hut?

Ausrufer. In des Kaisers Namen! Höret!

Gesellen. Still doch! Höret!

Ausrufer. Ihr sehet diesen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altorf, an dem höchsten Ort,
Und dieses ist des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut soll gleiche Ehre, wie ihm selbst, geschehn.
Man soll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorsamen erkennen.
Verfallen ist mit seinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.
(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, sie gehen vorüber.)

Erster Gesell. Welch neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgesonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

Meister Steinmetz. Wir unsre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würd'gen Leuten?

Erster Gesell. Wär's noch die kaiserliche Kron'! So ist's
Der Hut von Oesterreich; ich sah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!

Meister Steinmetz. Der Hut von Oesterreich! Gebt Acht, es ist
Ein Fallstrick, uns an Oestreich zu verrathen!

Gesellen. Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen.

Meister Steinmetz. Kommt, laßt uns mit den Andern Abred nehmen.
(Sie gehen nach der Tiefe.)

Tell (zum Stauffacher). Ihr wisset nun Bescheid. Lebt wohl, Herr Werner!

Stauffacher. Wo wollt ihr hin? O, eilt nicht so von dannen.

Tell. Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.

Stauffacher. Mir ist das Herz so voll, mit euch zu reden.

Tell. Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

Stauffacher. Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.

Tell. Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen.
Stauffacher. Soll man ertragen, was unleidlich ist?
Tell. Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.
— Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden,
Löscht man die Feuer aus, die Schiffe suchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geist
Geht ohne Schaden spurlos über die Erde.
Ein jeder lebe still bei sich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.
Stauffacher. Meint ihr?
Tell. Die Schlange sticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von selbst ermüden,
Wenn sie die Lande ruhig bleiben sehn.
Stauffacher. Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden.
Tell. Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter.
Stauffacher. So kalt verlaßt ihr die gemeine Sache?
Tell. Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.
Stauffacher. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
Tell. Der Starke ist am mächtigsten allein.
Stauffacher. So kann das Vaterland auf euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?
Tell (gibt ihm die Hand). Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und sollte seinen Freunden sich entziehen?
Doch, was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft ihr meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.
(Gehen ab zu verschiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entsteht um das Gerüste.)

Meister Steinmetz (eilt hin). Was gibt's?
Erst. Ges. (kommt vor, rufend). Der Schieferdecker ist vom Dach gestürzt.

Bertha stürzt herein. Gefolge.

Bertha. Ist er zerschmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hilfe möglich, rettet, hier ist Gold —
(Wirft ihr Geschmeide unter das Volk.)

Meister. Mit eurem Golde — Alles ist euch feil
Um Gold; wenn ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menschen, eh' ihr kamt,
Mit euch ist die Verzweiflung eingezogen.
Bertha (zu dem Frohnvogt, der zurückkommt). Lebt er? (Frohnvogt gibt ein Zeichen des Gegentheils.) O unglücksel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen! (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Walther Fürsts Wohnung.

Walther Fürst und Arnold vom Melchthal treten zugleich ein von verschiedenen Seiten.

Melchthal. Herr Walther Fürst —
Walther Fürst. Wenn man uns überraschte!
Bleibt, wo ihr seid. Wir sind umringt von Spähern.
Melchthal. Bringt ihr mir nichts von Unterwalden? nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefangner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn so Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochsen mir,
Das trefflichste Gespann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.
Walther Fürst. Ihr seid zu rasch. Der Bube war des Vogts;
Von eurer Obrigkeit war er gesendet.
Ihr war't in Straf' gefallen, mußtet euch,
Wie schwer sie war, der Buße schweigend fügen.
Melchthal. Ertragen sollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverschämten: „Wenn der Bauer Brod
Wollt' essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn!"
In die Seele schnitt mir's, als der Bub die Ochsen,
Die schönen Thiere von dem Pfluge spannte;
Dumpf brüllten sie, als hätten sie Gefühl
Der Ungebühr, und stießen mit den Hörnern;
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Boten.
Walther Fürst. O, kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie soll die rasche Jugend sich bezähmen!
Melchthal. Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So sehr der Pflege, und sein Sohn ist fern.
Der Vogt ist ihm gehässig, weil er stets
Für Recht und Freiheit redlich hat gestritten.
Drum werden sie den alten Mann bedrängen,
Und niemand ist, der ihn vor Unglimpf schütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.
Walther Fürst. Erwartet nur und faßt euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr seid in Uri
Nicht sicher vor des Landenbergers Arm,
Denn die Tyrannen reichen sich die Hände.
Melchthal. Sie lehren uns, was wir thun sollten.
Walther Fürst. Geht!

Ich ruf' euch wieder, wenn's hier sicher ist. (Melchthal geht hinein.)
Der Unglückselige, ich darf ihm nicht
Gestehen, was mir Böses schwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauscht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken;
Bis in das Innerste der Häuser dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

Er öffnet und tritt erstaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt.

Was seh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werther, theurer Gast — kein bessrer Mann
Ist über diese Schwelle noch gegangen.
Seid hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt euch her? Was sucht ihr hier in Uri?

Stauff. (ihm die Hand reichend). Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürst. Die bringt ihr mit euch — Sieh, mir wird so wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei euerm Anblick.
— Setzt euch, Herr Werner — Wie verließet ihr
Frau Gertrud, eure angenehme Wirthin,
Des weisen Ibergs hochverständ'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welschland fahren,
Rühmt jeder euer gastlich Haus — Doch, sagt,
Kommt ihr so eben frisch von Flüelen her,
Und habt euch nirgend sonst noch umgesehn,
Eh' ihr den Fuß gesetzt auf diese Schwelle?

Stauffacher (setzt sich). Wohl ein erstaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten sehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürst. O Freund, da habt ihr's gleich mit einem Blicke!

Stauffacher. Ein solches ist in Uri nie gewesen —
Seit Menschendenken war kein Twinghof hier,
Und fest war keine Wohnung, als das Grab.

Walth. Fürst. Ein Grab der Freiheit ist's. Ihr nennt's mit Namen.

Stauffacher. Herr Walther Fürst, ich will euch nicht verhalten,
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken schwere Sorgen — Drangsal hab' ich
Zu Haus verlassen, Drangsal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich ist's, was wir erdulden,
Und dieses Dranges ist kein Ziel zu sehn.
Frei war der Schweizer von Uralters her,
Wir sind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen.

Walther Fürst. Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben!
Auch unser edler Herr von Attinghausen,
Der noch die alten Zeiten hat gesehn,

Meint selber, es sei nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher. Auch drüben unterm Wald geht Schweres vor
Und blutig wird's gebüßt — Der Wolfenschießen,
Des Kaisers Vogt, der auf dem Roßberg hauste,
Gelüsten trug er nach verbotner Frucht;
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erschlagen.

Walther Fürst. O, die Gerichte Gottes sind gerecht!
— Baumgarten, sagt ihr? ein bescheidner Mann!
Er ist gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher. Euer Eidam hat ihn übern See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen —
— Noch Gräulichers hat mir derselbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen ist geschehn,
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürst (aufmerksam). Sagt an, was ist's?

Stauffacher. Im Melchthal, da, wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walth. Fürst. Wer kennt ihn nicht? Was ist's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher. Der Landenberger büßte seinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochsen,
Das beste Paar, ihm aus dem Pfluge spannen;
Da schlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürst (in höchster Spannung). Der Vater aber — sagt, wie steht's um den?

Stauffacher. Den Vater läßt der Landenberger fordern,
Zur Stelle schaffen soll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit schwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürst (springt auf und will ihn auf die andere Seite führen).
O still, nichts mehr!

Stauffacher (mit steigendem Ton). „Ist mir der Sohn entgangen,
So hab' ich dich!" — läßt ihn zu Boden werfen,
Den spitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürst. Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (stürzt heraus). In die Augen, sagt ihr?

Stauffacher (erstaunt zu Walther Fürst). Wer ist der Jüngling

Melchthal (faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit). In die Augen? Redet!

Walther Fürst. O der Bejammernswürdige!

Stauffacher. Wer ist's? (Da Walther Fürst ihm ein Zeichen gibt.)
Der Sohn ist's? Allgerechter Gott!

Melchthal. Und ich

Muß ferne sein! — In seine beiden Augen?

Walther Fürst. Bezwinget euch! Ertragt es wie ein Mann!

Melchthal. Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind also! Wirklich blind und ganz geblendet?

Stauffacher. Ich sagt's. Der Quell des Sehns ist ausgeflossen,
Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder.

Walther Fürst. Schont seines Schmerzes!

Melchthal. Niemals! niemals wieder!

(Er drückt die Hand vor die Augen und schweigt einige Momente; dann wendet er sich von dem Einen zu dem Andern und spricht mit sanfter, von Thränen erstickter Stimme.)

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück — Warum seht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir ins Auge dringt.

Stauffacher. Ach, ich muß euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn alles hat der Landvogt ihm geraubt!
Nichts hat er ihm gelassen, als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal. Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt und auch das Licht der Sonne,
Des Aermsten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht,
Und nicht auf deine! — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorsicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuren Schmerz
In seinem Lebensblute kühle. (Er will gehen).

Walther Fürst. Bleibt!

Was könnt ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner hohen Herrenburg und spottet
Ohnmächt'gen Zorns in seiner sichern Feste.

Melchthal. Und wohnt' er droben auf dem Eispalast
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Gesinnt, wie ich, zerbrech' ich seine Feste.
Und wenn mir niemand folgt, und wenn ihr alle,
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zusammenrufen im Gebirg,
Dort, unterm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch frisch ist, und das Herz gesund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürst). Es ist auf seinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerste —

Melchthal. Welch Aeußerstes
Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitaxt schwingen? Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangst.
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gefürchtetes Geweih,
Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoß
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses duldsam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt sein gewaltig Horn,
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürst. Wenn die drei Lande dächten, wie wir drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher. Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal. Groß ist in Unterwalden meine Freundschaft
Und jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieses Landes!
Ich stehe, nur ein Jüngling, zwischen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Bescheiden schweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede;
Nicht lüstern jugendliches Blut, mich treibt

Des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felsen muß erbarmen.
Ihr selbst seid Väter, Häupter eines Hauses,
Und wünscht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O, weil ihr selbst an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen sich
Noch frisch und hell in ihren Kreisen regen,
So sei euch darum unsre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt das Tyrannenschwert,
Ihr habt das Land von Oestreich abgewendet;
Kein anderes war meines Vaters Unrecht,
Ihr seid in gleicher Mitschuld und Verdammniß.

Stauff. (zu Walther Fürst). Beschließet ihr! Ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürst. Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghausen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal. Wo ist ein Name in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als eurer und der eure?
An solcher Namen echte Währung glaubt
Das Volk, sie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb' von Vätertugend
Und habt es selber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Laßt's uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.

Stauffacher. Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns;
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höhn noch nicht erreicht —
Doch ihre Hilfe wird uns nicht entstehn,
Wenn sie das Land in Waffen erst erblicken.

Walther Fürst. Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,
So möchte Recht entscheiden und Gesetz.
Doch, der uns unterdrückt, ist unser Kaiser
Und höchster Richter — so muß Gott uns helfen
Durch unsern Arm — Erforschet ihr die Männer
Von Schwytz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber senden wir nach Unterwalden? —

Melchthal. Mich sendet hin — Wem läg' es näher an —

Walther Fürst. Ich geb's nicht zu; ihr seid mein Gast, ich muß
Für eure Sicherheit gewähren!

Melchthal. Laßt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felsensteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher. Laßt ihn mit Gott hinübergehn. Dort drüben
Ist kein Verräther — So verabscheut ist
Die Tyrannei, daß sie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller soll uns nid dem Wald
Genossen werben und das Land erregen.

Melchthal. Wie bringen wir uns sichre Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?

Stauffacher. Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Versammeln, wo die Kaufmannsschiffe landen.

Walther Fürst. So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. — Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort ist's, wo unsre Landmark und die eure (zu Melchthal)
Zusammen grenzen, und in kurzer Fahrt (zu Stauffacher)
Trägt euch der leichte Kahn von Schwytz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still berathen.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig sind mit uns.
So können wir gemeinsam das Gemeine
Besprechen und mit Gott es frisch beschließen.

Stauffacher. So sei's. Jetzt reicht mir eure biedre Rechte,
Reicht ihr die eure her, und so, wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns die Hände
Zusammenflechten, redlich ohne Falsch,
So wollen wir drei Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zusammenstehn auf Tod und Leben.

Walther Fürst und Melchthal. Auf Tod und Leben!
(Sie halten die Hände noch einige Pausen lang zusammengeflochten und schweigen.)

Melchthal. Blinder, alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen;
Du sollst ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!
(Sie gehen auseinander.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Edelhof des Freiherrn von Attinghausen.

Ein gothischer Saal, mit Wappenschildern und Helmen verziert. **Der Freiherr**, ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemsenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. **Kuoni** und noch **sechs Knechte** stehen um ihn her mit Rechen und Sensen. — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz. Hier bin ich, Oheim — Was ist euer Wille?
Attinghausen. Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erst mit meinen Knechten theile.
(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)
Sonst war ich selber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie sie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann sie nicht mehr suchen auf den Bergen.
Und so, in engerm stets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engesten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.
Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher). Ich bring's euch, Junker. (Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen.) Trinket frisch! Es geht
Aus einem Becher und aus einem Herzen.
Attinghausen. Geht, Kinder, und, wenn's Feierabend ist,
Dann reden wir auch von des Lands Geschäften. (Knechte gehen ab.)

Attinghausen und Rudenz.

Attinghausen. Ich sehe dich gegürtet und gerüstet,
Du willst nach Altorf in die Herrenburg?
Rudenz. Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —
Attinghausen (setzt sich). Hast du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
Die Zeit so karg gemessen, daß du sie
An deinem alten Oheim mußt ersparen?
Rudenz. Ich sehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.
Attinghausen (hat ihn lange mit den Augen gemustert). Ja, leider bist du's.
Leider ist die Heimath
Zur Fremde dir geworden! Uli! Uli!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst du,
Die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau,
Und schlägst den Pupurmantel um die Schultern!
Den Landmann blickst du mit Verachtung an,
Und schämst dich seiner traulichen Begrüßung.
Rudenz. Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;

Das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.
Attinghausen. Das ganze Land liegt unterm schweren Zorn
Des Königs — jedes Biedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
Die wir erdulden — dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — dich siehet man,
Abtrünnig von den Deinen, auf der Seite
Des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
Hohnsprechend, nach der leichten Freude jagen
Und buhlen um die Fürstengunst, indeß
Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.
Rudenz. Das Land ist schwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu sein,
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Besten widerstrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
Daß die Waldstätte nicht zu Oestreich schwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Edelmann — den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.
Attinghausen. Muß ich das hören und aus deinem Munde!
Rudenz. Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Person ist's, Oheim, die ihr selbst
Hier spielt? Habt ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu sein
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
Als eurer eignen Knechte Pair zu sein
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?
Attinghausen. Ach, Uli! Uli! Ich erkenne sie,
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet!
Rudenz. Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel schelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo

Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge —
Mir rosten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als den Kuhreihn und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut' vernehm' ich hier.

Attinghausen. Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Heerdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
— Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uli! Uli! Bleibe bei den Deinen!
Geh nicht nach Altorf — O, verlaß sie nicht,
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
— Ich bin der Letzte meines Stamms — Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwartest,
Um hinzugehn vor diesen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Oestreich zu empfangen!

Rudenz. Vergebens widerstreben wir dem König,
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
Die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß selbst,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen

Von seinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeschlossen.
— Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schützen gegen Oestreichs wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.
Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld und Kriegesnoth die Städte,
Die untern Schirm des Adlers sich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise Vorsicht,
In diesen schweren Zeiten der Parteiung
Sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm,
Die hat für treue Dienste kein Gedächtniß.
Doch, um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft streun.

Attinghausen. Bist du so weise?
Willst heller sehn, als deine edeln Väter,
Die um der Freiheit kostbarn Edelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
— Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oestreichs Herrschaft lastet auf den Ländern.
Sie werden kommen, unsre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unsre Alpen abzumessen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unsre Brücken, unsre Thore setzen,
Mit unsrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sei's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz. Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere!

Attinghausen. Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich —

Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O, komm, du hast uns lang nicht mehr gesehn,
Versuch's mit uns nur einen Tag — nur heute
Geh nicht nach Altorf — hörst du? heute nicht;
Den einen Tag nur schenke dich den Deinen! (Er faßt seine Hand).

Rudenz. Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.

Attinghausen (läßt seine Hand los, mit Ernst). Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher,
Du bist's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden bist du durch der Liebe Seile! (Rudenz wendet sich weg.)
— Verbirg dich, wie du willst. Das Fräulein ist's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich fesselt an des Kaisers Dienst.
Das Ritterfräulein willst du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg dich nicht!
Dich anzulocken, zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unschuld ist sie nicht beschieden.

Rudenz. Genug hab' ich gehört. Gehabt euch wohl. (Er geht ab.)

Attinghausen. Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So ist der Wolfenschießen abgefallen
Von seinem Land — so werden andre folgen,
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltsam strebend über unsre Berge.
— O unglücksel'ge Stunde, da das Fremde
In diese still beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Sie sind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit;
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!
(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Eine Wiese von hohen Felsen und Wald umgeben.

Auf den Felsen sind Steige mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabsteigen sieht. Im Hintergrunde zeigt sich der See, über welchem anfangs

ein Mondregenbogen zu sehen ist. Den Prospect schließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es ist völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletscher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere Landleute, alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Scene). Der Bergweg öffnet sich, nur frisch mir nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli. (Treten auf mit Windlichtern.)
Winkelried. Horch!
Sewa. Ganz leer.
Meier. 's ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.
Melchthal. Wie weit ist's in der Nacht?
Baumgarten. Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben Zwei gerufen. (Man hört in der Ferne läuten.)
Meier. Still! Horch!
Am Bühel. Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.
Von der Flüe. Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.
Melchthal. Gehn einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen. (Zwei Landleute gehn.)
Sewa. 's ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.
Am Bühel. Sie haben eine leichte Fahrt.
Winkelried (zeigt nach dem See). Ha, seht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?
Meier. Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!
Melchthal. Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.
Von der Flüe. Das ist ein seltsam wunderbares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht gesehn.
Sewa. Er ist doppelt; seht, ein blässerer steht drüber.
Baumgarten. Ein Nachen fährt so eben drunter weg.
Melchthal. Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn,
Der Biedermann läßt sich nicht lang erwarten.
(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)
Meier. Die Urner sind es, die am längsten säumen.
Am Bühel. Sie müssen weit umgehen durchs Gebirg,
Daß sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.
(Unterdessen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)
Melchthal (am Ufer). Wer ist da? Gebt das Wort!
Stauffacher (von unten). Freunde des Landes.

Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn steigen Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmid, Jost von Weiler und noch drei andere Landleute, gleichfalls bewaffnet.

Alle (rufen). Willkommen!

(Indem die Uebrigen in der Tiefe verweilen und sich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)

Melchthal. O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich gesogen
Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.

Stauffacher. Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt sagt, was ihr im Unterwaldner Land
Geschafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie ihr selbst
Den Stricken des Verraths entgangen seid.

Melchthal. Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,
Wo nur der heisre Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinsam weiden,
Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gast, bis daß ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.
— Erschollen war in diesen Thälern schon
Der Ruf des neuen Gräuels, der geschehn,
Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment;
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten sie mir dar,
Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig sind,
Den eurigen und Walther Fürst's — Was euch
Recht würde dünken, schwuren sie zu thun,
Euch schwuren sie bis in den Tod zu folgen.

— So eilt' ich sicher unterm heil'gen Schirm
Des Gastrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam ins heimathliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menschen lebend —

Stauffacher. Herr im Himmel!

Melchthal. Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzens aus,
In tiefer Brust, wie einen theuren Schatz,
Verschloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Thal war so versteckt, ich späht' es aus;
Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei;
Denn bis an diese letzte Grenze selbst
Belebter Schöpfung, wo der starre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieses biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unser sind sie all mit Herz und Mund.

Stauffacher. Großes habt ihr in kurzer Frist geleistet.

Melchthal. Ich that noch mehr. Die beiden Festen sind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet;
Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt
Der Feind sich leicht und schädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden;
Ich war zu Sarnen und besah die Burg.

Stauffacher. Ihr wagtet euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal. Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann;
Ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht.

Stauffacher. Fürwahr, das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdessen sind die andern Landleute vorwärts gekommen und nähern sich den beiden.)

Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind
Und die gerechten Männer, die euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier. Wer kennte euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dies hier ist
Mein Schwestersohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher. Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.

Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Winkelried. Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwei Landleute). Die wohnen hinterm Wald, sind Klosterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind
Und nicht, wie wir, frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

Stauff. (zu den beiden). Gebt mir die Hand. Es preise sich, wer keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn. Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.

Meier. Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig. (Schüttelt ihm die Hand).

Stauffacher. Das ist brav gesprochen.

Winkelried. Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

(Rechts und links sieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felsen herabsteigen.)

Auf der Mauer. Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Graun der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

Baumgarten. Der Sigrist folgt ihm und Herr Walther Fürst;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walther Fürst, Rösselmann, der Pfarrer, **Petermann,** der Sigrist, **Kuoni,** der Hirt, **Werni,** der Jäger, **Ruodi,** der Fischer, und noch fünf andere **Landleute.** Alle zusammen, drei und dreißig an der Zahl, treten vorwärts und stellen sich um das Feuer

Walter Fürst. So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammenschleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schooß des Tages.

Melchthal. Laßt's gut sein. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Rösselmann. Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen;
Was ungesetzlich ist in der Versammlung,

Entschuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.

Stauffacher. Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.

Melchthal. Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks, die Besten sind zugegen.

Konrad Hunn. Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie sind in unsre Herzen eingeschrieben.

Rösselmann. Wohlan, so sei der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

Auf der Mauer. Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Waibel stehen ihm zur Seite!

Sigrist. Es sind der Völker dreie. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier. Um diese Ehr' mag Schwytz mit Uri streiten,
Wir Unterwaldner stehen frei zurück.

Melchthal. Wir stehn zurück; wir sind die Flehenden,
Die Hilfe heischen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher. So nehme Uri denn das Schwert; sein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

Walther Fürst. Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil;
Denn seines Stammes rühmen wir uns alle.

Rösselmann. Den edeln Wettstreit laßt mich freundlich schlichten:
Schwytz soll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürst (reicht dem Stauffacher die Schwerter). So nehmt!

Stauffacher. Nicht mir, dem Alter sei die Ehre.

Im Hofe. Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmid.

Auf der Mauer. Der Mann ist wacker, doch nicht freien Stands;
Kein eigner Mann kann Richter sein in Schwytz.

Stauffacher. Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was suchen wir noch einen Würdigern?

Walther Fürst. Er sei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu stimmt, erhebe seine Hände. (Alle heben die rechte Hand auf.)

Reding (tritt in die Mitte). Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen,
So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um ihn her, Schwytz hält die Mitte, rechts stellt sich Uri und links Unterwalden. Er steht auf sein Schlachtschwert gestützt.)

Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirthlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt sein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?

Stauffacher (tritt in den Ring). Wir stiften keinen neuen Bund; es ist

Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimath ist's, aus der wir zogen.
Winkelried. So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O, theilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß sich der neue Bund am alten stärke.
Stauffacher. Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagssonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam.
Da saß ein Mann und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwytz,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weitverschlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf, als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis ans Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwytzer Männer sich heraus,

Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.
(Reicht rechts und links die Hand hin.)

Auf der Mauer. Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (sich die Hände reichend). Wir sind ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher. Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landesmarken
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.

Rösselmann. Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

Stauffacher. Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Drum haben unsre Väter für den Boden,
Den sie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der welschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienst gelobt;
Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

Melchthal. Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts.

Stauffacher. Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen.
Daheim regierten sie sich fröhlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz;
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers.
Und dazu ward bestellt ein großer Graf,
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Wo sind hier Spuren, daß wir Knechte sind?
Ist einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe. Nein, so verhält sich alles, wie ihr sprecht,
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher. Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.

Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen,
Die wir beweidet seit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenlose Wüste schenkte —
Denn unser Dasein hatte man verhehlt —
Da sprachen wir: „Erschlichen ist der Brief!
Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und, wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren."
— So sprachen unsre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
—Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildniß hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?

(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter schlagend). Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Rösselmann (tritt in den Ring). Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiser schlichten.
Es kostet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt schwer bedrängen, schmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Oestreichs Hoheit —
Auf der Mauer. Was sagt der Pfarrer? Wir zu Oestreich schwören!
Am Bühel. Hört ihn nicht an!
Winkelried. Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!
Reding. Ruhig, Eidgenossen!
Sewa. Wir Oestreich huldigen, nach solcher Schmach!
Von der Flüe. Wir uns abtrotzen lassen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!
Meier. Dann wären
Wir Sklaven und verdienten, es zu sein!
Auf der Mauer. Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Oesterreich!
— Landammann, ich bestehe drauf, dies sei
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.
Melchthal. So sei's. Wer von Ergebung spricht an Oestreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.
Alle (heben die rechte Hand auf). Wir wollen es, das sei Gesetz!
Reding (nach einer Pause). Es ist's.
Rösselmann. Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz.
Nicht durch Gewalt soll Oesterreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —
Jost von Weiler. Zur Tagesordnung, weiter!
Reding. Eidgenossen!
Sind alle sanften Mittel auch versucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,
Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.
Stauff. (zu Konrad Hunn). Nun ist's an euch, Bericht zu geben. Redet.
Konrad Hunn. Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins,

Die all' erhielten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land,
Mich, euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entließen mich mit leerem Trost:
„Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
„Er würde sonst einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tegerfeld.
Die riefen mir und sagten: „Helft euch selbst!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm sein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um sein Mütterliches,
„Er habe seine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Bescheid? Ein Kränzlein setzt' ihm
„Der Kaiser auf: Das sei die Zier der Jugend."

Auf der Mauer. Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

Reding. Nichts andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walth. Fürst (tritt in den Ring). Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier. Ich trage Gut von Oesterreich zu Lehen.

Walther Fürst. Ihr fahret fort Oestreich die Pflicht zu leisten.

Jost von Weiler. Ich steure an die Herrn von Rappersweil.

Walther Fürst. Ihr fahret fort zu zinsen und zu steuern.

Rösselmann. Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

Walther Fürst. Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Stauffacher. Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walther Fürst. Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch, wenn es sein mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn!
Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.

Reding. Doch lasset hören, wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.
Stauffacher. Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet.
Meier. Ist bald gesprochen, aber schwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen sein,
Eh man ein Schwert erhebt in den drei Landen.
Stauffacher. Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt;
Zu Viele sind's, die das Geheimniß theilen.
Meier. In den Waldstätten find't sich kein Verräther.
Rösselmann. Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.
Walther Fürst. Schiebt man es auf, so wird der Twing vollendet
In Altorf, und der Vogt befestigt sich.
Meier. Ihr denkt an euch.
Sigrist. Und ihr seid ungerecht.
Meier (auffahrend). Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!
Reding. Bei eurem Eide, Ruh!
Meier. Ja, wenn sich Schwytz
Versteht mit Uri, müssen wir wohl schweigen.
Reding. Ich muß euch weisen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden stört!
Stehn wir nicht alle für dieselbe Sache?
Winkelried. Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Sassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloß.
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stäbe stecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der große Haufe,
Und, wenn die andern glücklich sich des Thors
Ermächtiget, so wird ein Horn geblasen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt.
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unser.
Melchthal. Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen,
Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
Und leicht bethör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erst, zieh' ich die Freunde nach.
Reding. Ist's aller Wille, daß verschoben werde?

(Die Mehrheit erhebt die Hand.)

Stauff. (zählt die Stimmen). Es ist ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf!

Walther Fürst. Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch! der Landsturm wird
Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes!
Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher. Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, selbst
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen.

Baumgarten. Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben.
Gern schlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beschützt, mein Herz befriedigt.

Reding. Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld.
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch seht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus — Kommt, laßt uns scheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überrascht.

Walth. Fürst. Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Thälern

(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröthe.)

Rösselmann. Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer athmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.
— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.

(Alle sprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)

— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben. (Wie oben.)
— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher. Jetzt gehe jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genoßsame.
Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Heerde
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund.
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine

Und die besondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wuth
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

(Indem sie zu drei verschiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orchester mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hof vor Tells Hause.

Tell ist mit der Zimmeraxt, Hedwig mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Walther und Wilhelm in der Tiefe spielen mit einer kleinen Armbrust.

Walther (singt). Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.
Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.
Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt. (Kommt gesprungen.)
Der Strang ist mir entzwei. Mach mir ihn, Vater.

Tell. Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst. (Knaben entfernen sich.)

Hedwig. Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.

Tell. Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Hedwig. Ach, wollte Gott, sie lernten's nie!

Tell. Sie sollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.

Hedwig. Ach, es wird keiner seine Ruh
Zu Hause finden.

Tell. Mutter, ich kann's auch nicht.
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu erbeute.

Hedwig. Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht,
Die sich indessen, deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grausen, was die Knechte

Von euren Wagefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe dich, im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh', wie die Gemse dich
Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verschüttet,
Wie unter dir der trügerische Firn
Einbricht, und du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabner, in die schauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell. Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

(Er hat seine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)

Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erspart den Zimmermann. (Nimmt den Hut.)

Hedwig. Wo gehst du hin?

Tell. Nach Altorf zu dem Vater.

Hedwig. Sinnst du auch nichts Gefährliches? Gesteh mir's!

Tell. Wie kommst du darauf, Frau?

Hedwig. Es spinnt sich etwas
Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du bist auch im Bunde.

Tell. Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig. Sie werden dich hinstellen, wo Gefahr ist;
Das Schwerste wird dein Antheil sein, wie immer.

Tell. Ein jeder wird besteuert nach Vermögen.

Hedwig. Den Unterwaldner hast du auch im Sturme
Ueber den See geschafft — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dachtest du denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell. Lieb' Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater seinen Kindern.

Hedwig. Zu schiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott versuchen!

Tell. Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.

Hedwig. Ja, du bist gut und hilfreich, dienest allen,
Und, wenn du selbst in Noth kommst, hilft dir keiner.

Tell. Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hilfe brauche!

(Er nimmt die Armbrust und Pfeile).

Hedwig. Was willst du mit der Armbrust? Laß sie hier!
Tell. Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

(Die Knaben kommen zurück).

Walther. Vater, wo gehst du hin?
Tell. Nach Altorf, Knabe,
Zum Ehni — Willst du mit?
Walther. Ja, freilich will ich.
Hedwig. Der Landvogt ist jetzt dort. Bleib' weg von Altorf.
Tell. Er geht, noch heute.
Hedwig. Drum laß ihn erst fort sein.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.
Tell. Mir soll sein böser Wille nicht viel schaden,
Ich thue recht und scheue keinen Feind.
Hedwig. Die recht thun, eben die haßt er am meisten.
Tell. Weil er nicht an sie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden lassen, mein' ich.
Hedwig. So, weißt du das?
Tell. Es ist nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menschenleerer Spur,
Und, da ich einsam einen Felsensteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing schroff die Felswand her,
Und unten rauschte fürchterlich der Schächen,

(Die Knaben drängen sich rechts und links an ihn und sehen mit gespannter Neugier an ihm hinauf.)

Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Bloß Mensch zu Mensch, und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein ansichtig ward
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Ursach willen schwer gebüßt,
Und sah mich mit dem stattlichen Gewehr
Daher geschritten kommen, da verblaßt' er,
Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde sinken.
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidentlich und sprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen armen Laut
Aus seinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir schweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und sandt' ihm sein Gefolge.
Hedwig. Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.
Tell. Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht suchen.

Hedwig. Bleib' heute nur dort weg. Geh' lieber jagen.
Tell. Was fällt dir ein?
Hedwig. Mich ängstigt's. Bleibe weg.
Tell. Wie kannst du dich so ohne Ursach quälen?
Hedwig. Weil's keine Ursach hat — Tell, bleibe hier.
Tell. Ich hab's versprochen, liebes Weib, zu kommen.
Hedwig. Mußt du, so geh' — nur lasse mir den Knaben!
Walther. Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.
Hedwig. Wälti, verlassen willst du deine Mutter?
Walther. Ich bring' dir auch was Hübsches mit vom Ehni.
(Geht mit dem Vater.)
Wilhelm. Mutter, ich bleibe bei dir!
Hedwig (umarmt ihn). Ja, du bist
Mein liebes Kind, du bleibst mir noch allein!
(Sie geht an das Hofthor und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

Zweiter Auftritt.

Eine eingeschlossene wilde Waldgegend, Staubbäche stürzen von den Felsen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf Rudenz.

Bertha. Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.
Rudenz (tritt rasch ein). Fräulein, jetzt endlich find' ich euch allein,
Abgründe schließen rings umher uns ein;
In dieser Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen,
Vom Herzen wälz' ich dieses lange Schweigen —
Bertha. Seid ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?
Rudenz. Die Jagd ist dort hinaus — Jetzt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entschieden sehen muß ich mein Geschick,
Und sollt' es mich auf ewig von euch scheiden.
— O, waffnet eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieser finstern Strenge — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunsch zu euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht stellen mit den Rittern,
Die siegberühmt und glänzend euch umwerben.
Nichts hab' ich, als mein Herz voll Treu und Liebe —
Bertha (ernst und streng). Dürft ihr von Liebe reden und von Treue
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten? (Rudenz tritt zurück.)
Der Sklave Oesterreichs, der sich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker seines Volks?
Rudenz. Von euch, mein Fräulein, hör' ich diesen Vorwurf?
Wen such' ich denn, als euch, auf jener Seite?
Bertha. Mich denkt ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler selbst, dem Unterdrücker, schenken,

Als dem naturvergessnen Sohn der Schweiz,
Der sich zu seinem Werkzeug machen kann!
Rudenz. O Gott, was muß ich hören?
Bertha. Wie? Was liegt
Dem guten Menschen näher, als die Seinen?
Gibt's schönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unschuld sein,
Das Recht des Unterdrückten zu beschirmen?
— Die Seele blutet mir um euer Volk,
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beschützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind und Ketten schmiedet seinem Land,
Ihr seid's, der mich verletzt und kränkt; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich euch nicht hasse.
Rudenz. Will ich denn nicht das Beste meines Volks?
Ihm unter Oestreichs mächt'gem Scepter nicht
Den Frieden —
Bertha. Knechtschaft wollt ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt ihr aus dem letzten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk versteht sich besser auf sein Glück,
Kein Schein verführt sein sicheres Gefühl.
Euch haben sie das Netz ums Haupt geworfen —
Rudenz. Bertha! Ihr haßt mich, ihr verachtet mich!
Bertha. Thät' ich's, mir wäre besser — Aber den
Verachtet sehen und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —
Rudenz. Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchste Himmelsglück
Und stürzt mich tief in einem Augenblick.
Bertha. Nein, nein, das Edle ist nicht ganz erstickt
In euch! Es schlummert nur, ich will es wecken!
Ihr müßt Gewalt ausüben an euch selbst,
Die angestammte Tugend zu ertödten;
Doch, wohl euch, sie ist mächtiger, als ihr,
Und trotz euch selber seid ihr gut und edel!
Rudenz. Ihr glaubt an mich? O Bertha, alles läßt
Mich eure Liebe sein und werden!
Bertha. Seid,
Wozu die herrliche Natur euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin sie euch gestellt,

Zu eurem Volke steht und eurem Lande,
Und kämpft für euer heilig Recht!
Rudenz. Weh mir!
Wie kann ich euch erringen, euch besitzen,
Wenn ich der Macht des Kaisers widerstrebe?
Ist's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über eure Hand tyrannisch waltet?
Bertha. In den Waldstätten liegen meine Güter,
Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's.
Rudenz. Bertha, welch einen Blick thut ihr mir auf!
Bertha. Hofft nicht durch Oestreichs Gunst mich zu erringen;
Nach meinem Erbe strecken sie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb' vereinen.
Dieselbe Ländergier, die eure Freiheit
Verschlingen will, sie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich ausersehn,
Vielleicht, um einen Günstling zu belohnen —
Dort, wo die Falschheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiserhof will man mich ziehn,
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die eure kann mich retten!
Rudenz. Ihr könntet euch entschließen hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu sein?
O Bertha, all' mein Sehnen in das Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach euch?
Euch sucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt ihr mit mir euch in dies stille Thal
Einschließen und der Erde Glanz entsagen —
O, dann ist meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans sichre Ufer dieser Berge schlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinaus zu senden in des Lebens Weiten —
Dann mögen diese Felsen um uns her
Die undurchdringlich feste Mauer breiten,
Und dies verschloßne sel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet sein!
Bertha. Jetzt bist du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt, mich hat mein Glaube nicht betrogen!
Rudenz. Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich soll das Glück in meiner Heimath finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tausend Freudespuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willst du die Meine werden!

Ach, wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.
Bertha. Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden?
Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da seh' ich dich im echten Männerwerth,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in seinen Reichen.
Rudenz. Da seh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmuth mir das Leben schmücken
Und alles rings beleben und beglücken!
Bertha. Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchste Lebensglück dich selbst
Zerstören sah — Weh mir! Wie stünd's um mich,
Wenn ich dem stolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker auf sein finstres Schloß!
— Hier ist kein Schloß. Mich scheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!
Rudenz. Doch wie mich retten — wie die Schlinge lösen,
Die ich mir thöricht selbst ums Haupt gelegt?
Bertha. Zerreiße sie mit männlichem Entschluß!
Was auch draus werde — steh' zu deinem Volk!
Es ist dein angeborner Platz. (Jagdhörner in der Ferne.) Die Jagd
Kommt näher — fort, wir müssen scheiden — Kämpfe
Für's Vaterland, du kämpfst für deine Liebe!
Es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns alle frei! (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Wiese bei Altorf.

Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Prospect wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und Leutbold halten Wache.

Frießhardt. Wir passen auf umsonst. Es will sich niemand
Heran begeben und dem Hut sein' Reverenz
Erzeigen. 's war doch sonst wie Jahrmarkt hier;
Jetzt ist der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.
Leuthold. Nur schlecht Gesindel läßt sich sehn und schwingt

Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute sind, sie machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' sie den Rücken beugten vor dem Hut.
Frießhardt. Sie müssen über diesen Platz, wenn sie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagsstunde.
Da meint' ich schon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da sieht's der Pfaff, der Rösselmann — kam just
Von einem Kranken her — und stellt sich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigrist mußte mit dem Glöcklein schellen:
Da fielen all' aufs Knie, ich selber mit,
Und grüßten die Monstranz, doch nicht den Hut. —
Leuthold. Höre, Gesell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut;
's ist doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu stehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es ist doch, traun, ein närrischer Befehl!
Frießhardt. Warum nicht einem leeren, hohlen Hut?
Bückst du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

Hildegard, Mechthild und **Elsbeth** treten auf mit Kindern und stellen sich um die Stange.

Leuthold. Und du bist auch so ein dienstfert'ger Schurke
Und brächtest wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn,
Ich drück' die Augen zu und seh' nicht hin.
Mechthild. Da hängt der Landvogt — habt Respect, ihr Buben!
Elsbeth. Wollt's Gott, er ging' und ließ uns seinen Hut;
Es sollte drum nicht schlechter stehn ums Land!
Frießhardt (verscheucht sie). Wollt ihr vom Platz! Verwünschtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch! Schickt eure Männer her,
Wenn sie der Muth sticht, dem Befehl zu trotzen. (Weiber gehen.)

Tell mit der Armbrust tritt auf, den Knaben an der Hand führend; sie gehen an dem Hut vorbei, gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Bannberg). Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt —
Tell. Wer sagt das, Knabe?
Walther. Der Meister Hirt erzählt's — Die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.
Tell. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.

— Siehst du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?

Walther. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern
Und uns die Schlaglawinen niedersenden.

Tell. So ist's, und die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Walther (nach einigem Besinnen). Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?

Tell. Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Walther. Ei, Vater, warum steigen wir denn nicht
Geschwind hinab in dieses schöne Land,
Statt daß wir uns hier ängstigen und plagen?

Tell. Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel;
Doch, die's bebauen, sie genießen nicht
Den Segen, den sie pflanzen.

Walther. Wohnen sie
Nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Tell. Das Feld gehört dem Bischof und dem König.

Walther. So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?

Tell. Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

Walther. Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?

Tell. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Walther. Wer ist der König denn, den alle fürchten?

Tell. Es ist der Eine, der sie schützt und nährt.

Walther. Sie können sich nicht muthig selbst beschützen?

Tell. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Walther. Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell. Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen. (Sie wollen vorübergehen.)

Walther. Ei, Vater, sieh den Hut dort auf der Stange.

Tell. Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltener Pike entgegen.)

Frießhardt. In des Kaisers Namen! Haltet an und steht!

Tell (greift in die Pike). Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?

Frießhardt. Ihr habt's Mandat verletzt; ihr müßt uns folgen.

Leuthold. Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewiesen.

Tell. Freund, laß mich gehen.
Frießhardt. Fort, fort ins Gefängniß!
Walth. Den Vater ins Gefängniß! Hilfe! Hilfe! (In die Scene rufend.)
Herbei, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt! Gewalt! Sie führen ihn gefangen.

Rösselmann, der Pfarrer, und **Petermann**, der Sigrist, kommen herbei, mit drei andern Männern.

Sigrist. Was gibt's?
Rösselmann. Was legst du Hand an diesen Mann?
Frießhardt. Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräther!
Tell (faßt ihn heftig). Ein Verräther, ich!
Rösselmann. Du irrst dich, Freund, das ist
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.
Walther (erblickt Walther Fürsten und eilt ihm entgegen). Großvater, hilf!
Gewalt geschieht dem Vater.
Frießhardt. Ins Gefängniß, fort!
Walther Fürst (herbeieilend). Ich leiste Bürgschaft, haltet!
— Um Gottes willen, Tell, was ist geschehen?

Melchthal und **Stauffacher** kommen.

Frießhardt. Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er und will sie nicht erkennen.
Stauffacher. Das hätt' der Tell gethan?
Melchthal. Das lügst du, Bube!
Leuthold. Er hat dem Hut nicht Reverenz bewiesen.
Walther Fürst. Und darum soll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgschaft an und laß ihn ledig.
Frießhardt. Bürg du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unsers Amtes — Fort mit ihm!
Melchthal (zu den Landleuten). Nein, das ist schreiende Gewalt!
Ertragen wir's,
Daß man ihn fortführt, frech, vor unsern Augen?
Sigrist. Wir sind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den Andern.
Frießhardt. Wer widersetzt sich dem Befehl des Vogts?
Noch drei Landleute (herbeieilend). Wir helfen euch. Was gibt's?
Schlagt sie zu Boden!

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)

Tell. Ich helfe mir schon selbst. Geht, gute Leute.
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?
Melchthal (zu Frießhardt). Wag's, ihn aus unsrer Mitte wegzuführen!
Walther Fürst und Stauffacher. Gelassen! Ruhig!
Frießhardt (schreit). Aufruhr und Empörung! (Man hört Jagdhörner.)
Weiber. Da kommt der Landvogt!
Frießhardt (erhebt die Stimme). Meuterei! Empörung!
Stauffacher. Schrei, bis du berstest, Schurke!

Rösselmann und Melchthal. Willst du schweigen?

Frießhardt (ruft noch lauter). Zu Hilf, zu Hilf den Dienern des Gesetzes!

Walther Fürst. Da ist der Vogt! Weh uns, was wird das werden!

Geßler zu Pferd, den Falken auf der Faust, Rudolph der Harras, Bertha und Rudenz, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene schließen.

Rudolph der Harras. Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler. Treibt sie auseinander!
Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hilfe? (Allgemeine Stille.)
Wer war's? Ich will es wissen. (Zu Frießhardt.) Du tritt vor!
Wer bist du, und was hältst du diesen Mann?
(Er gibt den Falken einem Diener.)

Frießhardt. Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbestellter Wächter bei dem Hut.
Diesen Mann ergriff ich über frischer That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß versagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlst,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pause). Verachtest du so deinen Kaiser, Tell,
Und mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?
Dein böses Trachten hast du mir verrathen.

Tell. Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung eurer ist's geschehn.
Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell,
Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillschweigen). Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell,
Man sagt, du nehmst es auf mit jedem Schützen?

Walther Tell. Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel schießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler. Ist das dein Knabe, Tell?

Tell. Ja, lieber Herr.

Geßler. Hast du der Kinder mehr?

Tell. Zwei Knaben, Herr.

Geßler. Und welcher ist's, den du am meisten liebst?

Tell. Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Geßler. Nun, Tell! weil du den Apfel triffst vom Baume
Auf hundert Schritt, so wirst du deine Kunst
Vor mir bewähren müssen — Nimm die Armbrust —
Du hast sie gleich zur Hand — und mach dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen —
Doch, will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß!
Denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren.
(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell. Herr — welches Ungeheure sinnet ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — Das könnt ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!
Geßler. Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehr's und will's.
Tell. Ich soll
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher sterb' ich!
Geßler. Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.
Tell. Ich soll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, ihr habt keine Kinder — wisset nicht,
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.
Geßler. Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!
Man sagte mir, daß du ein Träumer seist
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Seltsame — drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagstück für dich ausgesucht.
Ein andrer wohl bedächte sich — du drückst
Die Augen zu, und greifst es herzhaft an.
Bertha. Scherzt nicht, o Herr, mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie bleich und zitternd stehn — So wenig
Sind sie Kurzweils gewohnt aus eurem Munde.
Geßler. Wer sagt euch, daß ich scherze? (Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.) Hier ist der Apfel.
Man mache Raum — er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist — achtzig Schritte geb' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht das Ziel!
Rud. d. Harras. Gott, das wird ernsthaft — Falle nieder, Knabe,
Es gilt, und fleh' den Landvogt um dein Leben!
Walther Fürst (beiseite zu Melchthal, der kaum seine Ungeduld bezwingt).
Haltet an euch, ich fleh' euch drum, bleibt ruhig!
Bertha (zum Landvogt). Laßt es genug sein, Herr! Unmenschlich ist's,
Mit eines Vaters Angst also zu spielen.
Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in seine Hütte,
Er hat euch kennen lernen; dieser Stunde
Wird er und seine Kindeskinder denken.
Geßler. Oeffnet die Gasse — Frisch, was zauderst du?
Dein Leben ist verwirkt, ich kann dich tödten;
Und, sieh, ich lege gnädig dein Geschick

In deine eigne kunstgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meister seines Schicksals macht.
Du rühmst dich deines sichern Blicks. Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen;
Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein andrer; der ist mir der Meister,
Der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.

Walther Fürst (wirft sich vor ihm nieder). Herr Landvogt, wir erkennen eure Hoheit;
Doch lasset Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz!
Nur dieses Gräßliche erlasset einem Vater!

Walther Tell. Großvater, knie nicht vor dem falschen Mann!
Sagt, wo ich hinstehn soll. Ich fürcht' mich nicht.
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher. Herr Landvogt, rührt euch nicht des Kindes Unschuld?

Rösselmann. O, denket, daß ein Gott im Himmel ist,
Dem ihr müßt Rede stehn für eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben). Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell. Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, und auch nicht athmen.
Wenn ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras. Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walther Tell. Warum die Augen? Denket ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.
— Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdrusse schieß und triff!

(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchth. (zu d. Landleuten). Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geschworen?

Stauffacher. Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal. O, hätten wir's mit frischer That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub riethen!

Geßler (zum Tell). Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.
Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,

Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.
Gewaffnet sei niemand, als wer gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will ich das Ziel euch dazu geben.

Tell (spannt die Armbrust und legt den Pfeil auf). Oeffnet die Gasse! Platz!

Stauff. Was, Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt euch, eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbrust sinken). Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber. Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt). Erlasset mir den Schuß. Hier ist mein Herz!
(Er reißt die Brust auf.)
Ruft eure Reisigen und stoßt mich nieder!

Geßler. Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannst ja alles, Tell, an nichts verzagst du;
Das Steuerruder führst du wie den Bogen,
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt.
Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest alle!

(Tell steht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet. — Plötzlich greift er in seinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in seinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.)

Walther Tell (unter der Linde). Vater, schieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell. Es muß! (Er rafft sich zusammen und legt an.)

Rudenz (der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor). Herr Landvogt, weiter werdet ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und allzustraff gespannt zerspringt der Bogen.

Geßler. Ihr schweigt, bis man euch aufruft.

Rudenz. Ich will reden!
Ich darf's! Des Königs Ehre ist mir heilig;
Doch solches Regiment muß Haß erwerben.
Das ist des Königs Wille nicht — ich darf's
Behaupten — Solche Grausamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt ihr keine Vollmacht.

Geßler. Ha, ihr erkühnt euch!

Rudenz. Ich hab' still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah;
Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen,
Mein überschwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen.
Doch länger schweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiser.

Bertha (wirft sich zwischen ihn und den Landvogt).
O Gott, ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz. Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an euch mich anzuschließen —
Das Beste aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.

Geßler. Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?

Rudenz. Der Kaiser ist mein Herr, nicht ihr — Frei bin ich
Wie ihr geboren, und ich messe mich
Mit euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und stündet ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst wo man ihn schändet,
Den Handschuh wärf' ich vor euch hin, ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja, winkt nur euren Reisigen — Ich stehe
Nicht wehrlos da, wie die — (Auf das Volk zeigend.) Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft). Der Apfel ist gefallen!

(Indem sich alle nach dieser Seite gewendet und Bertha zwischen Rudenz und den Landvogt sich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Rösselmann. Der Knabe lebt!

Viele Stimmen. Der Apfel ist getroffen!

(Walther Fürst schwankt und droht zu sinken, Bertha hält ihn.)

Geßler (erstaunt). Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!

Bertha. Der Knabe lebt! Kommt zu euch, guter Vater!

Walther Tell (kommt mit dem Apfel gesprungen).
Vater, hier ist der Apfel — Wußt' ich's ja,
Du würdest deinen Knaben nicht verletzen.

Tell stand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbrust entsinkt seiner Hand — wie er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf; in dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen. Alle stehen gerührt.

Bertha. O güt'ger Himmel!

Walther Fürst (zu Vater und Sohn). Kinder! meine Kinder!

Stauffacher. Gott sei gelobt!

Leuthold. Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den spätsten Zeiten.

Rudolph der Harras. Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geßler. Bei Gott, der Apfel mitten durch geschossen!
Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben.

Rösselmann. Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

Stauffacher. Kommt zu euch, Tell, steht auf, ihr habt euch männlich
Gelöst, und frei könnt ihr nach Hause gehen.
Rösselmann. Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!
(Sie wollen ihn wegführen.)
Geßler. Tell, höre!
Tell (kommt zurück). Was befehlt ihr, Herr?
Geßler. Du stecktest
Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich sah es wohl — Was meintest du damit?
Tell (verlegen). Herr, das ist also bräuchlich bei den Schützen.
Geßler. Nein, Tell, die Antwort lass' ich dir nicht gelten;
Es wird was andres wohl bedeutet haben.
Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell;
Was es auch sei, dein Leben sichr' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?
Tell. Wohlan, o Herr,
Weil ihr mich meines Lebens habt gesichert —
So will ich euch die Wahrheit gründlich sagen.
(Er zieht den Pfeil aus dem Goller und sieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)
Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.
Geßler. Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich gesichert,
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint,
Damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn! (Tell wird gebunden.)
Stauffacher. Wie, Herr!
So könntet ihr an einem Manne handeln,
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?
Geßler. Laß sehn, ob sie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich selbst will ihn nach Küßnacht führen.
Rösselmann. Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!
Geßler. Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?
Er hat sie nicht bestätigt — Diese Gunst
Muß erst erworben werden durch Gehorsam.
Rebellen seid ihr alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch alle — ich durchschau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch alle seid ihr theilhaft seiner Schuld.

Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen.

(Er entfernt sich, Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen, Frießhardt und Leuthold bleiben zurück.)

Walth. Fürst (in heftigem Schmerz). Es ist vorbei; er hat's beschlossen, mich
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!

Stauffacher (zum Tell). O, warum mußtet ihr den Wüthrich reizen!

Tell. Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher. O, nun ist alles, alles hin! Mit euch
Sind wir gefesselt alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell). Mit euch geht unser letzter Trost dahin!

Leuth. (nähert sich). Tell, es erbarmt mich — Doch ich muß gehorchen.

Tell. Lebt wohl!

Walther Tell (sich mit heftigem Schmerz an ihn schmiegend).
O Vater! Vater! lieber Vater!

Tell (hebt die Arme zum Himmel). Dort droben ist dein Vater! Den ruf' an!

Stauffacher. Tell, sag' ich eurem Weibe nichts von euch?

Tell (hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust).
Der Knab' ist unverletzt; mir wird Gott helfen.

(Reißt sich schnell los und folgt den Waffenknechten.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oestliches Ufer des Vierwaldstättersees.

Die seltsam gestalteten schroffen Felsen im Westen schließen den Prospect. Der See ist bewegt, heftiges Rauschen und Tosen, dazwischen Blitze und Donnerschläge.

Kunz von Gersau. Fischer und Fischerknabe.

Kunz. Ich sah's mit Augen an, ihr könnt mir's glauben;
's ist alles so geschehn, wie ich euch sagte.

Fischer. Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beste Mann im Land, der bravste Arm,
Wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit.

Kunz. Der Landvogt führt ihn selbst den See herauf;
Sie waren eben dran, sich einzuschiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug ist, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fischer. Der Tell in Fesseln, in des Vogts Gewalt!
O, glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder sieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er schwer gereizt!

Kunz. Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghausen, sagt man, lieg' am Tode.

Fischer. So bricht der letzte Anker unsrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der seine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!
Kunz. Der Sturm nimmt überhand. Gehabt euch wohl!
Ich nehme Herberg' in dem Dorf; denn heut
Ist doch an keine Abfahrt mehr zu denken. (Geht ab.)
Fischer. Der Tell gefangen, und der Freiherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das seh'nde Auge ist geblendet,
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt!
Knabe. Es hagelt schwer. Kommt in die Hütte, Vater,
Es ist nicht kommlich, hier im Freien hausen.
Fischer. Raset, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken berstet! Gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und ersäuft das Land! Zerstört
Im Keim die ungeborenen Geschlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüste! euch gehört das Land.
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!
Knabe. Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie gerast in diesem Schlunde!
Fischer. Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur soll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O, mich soll's nicht wundern,
Wenn sich die Felsen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eisesthürme,
Die nie aufthauten seit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederschmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einstürzen, eine zweite Sündfluth alle
Wohnstätten der Lebendigen verschlingt! (Man hört läuten.)
Knabe. Hört ihr, sie läuten droben auf dem Berg.
Gewiß hat man ein Schiff in Noth gesehn
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde. (Steigt auf eine Anhöhe.)
Fischer. Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs,
In dieser furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen
Ball mit dem Menschen — Da ist nah und fern
Kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen
Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust.

Knabe (deutet links). Vater, ein Schiff! es kommt von Flüelen her.
Fischer. Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern. (Er steigt auf die Anhöhe.)
Knabe. Es ist das Herrenschiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.
Fischer. Gerichte Gottes! Ja, er ist es selbst,
Der Landvogt, der da fährt — Dort schifft er hin
Und führt im Schiffe sein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden,
Jetzt kennt er über sich den stärkern Herrn.
Diese Wellen geben nichts auf seine Stimme,
Diese Felsen bücken ihre Häupter nicht
Vor seinem Hute — Knabe, bete nicht,
Greif' nicht dem Richter in den Arm!
Knabe. Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff sich mit befindet
Fischer. O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit sammt dem Steuermann verderben!
Knabe. Sieh, sieh, sie waren glücklich schon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünster widerprallt,
Wirft sie zum großen Axenberg zurück.
— Ich seh' sie nicht mehr.
Fischer. Dort ist das Hackmesser,
Wo schon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn sie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerschmettert an der Fluh,
Die sich gähstotzig absenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' einer retten, wär's der Tell;
Doch dem sind Arm' und Hände ja gefesselt.

Wilhelm Tell mit der Armbrust.

(Er kommt mit raschen Schritten, blickt erstaunt umher und zeigt die heftigste Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene ist, wirft er sich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

Knabe (bemerkt ihn). Sieh, Vater, wer der Mann ist, der dort kniet?
Fischer. Er faßt die Erde an mit seinen Händen
Und scheint wie außer sich zu sein.
Knabe (kommt vorwärts). Was seh' ich! Vater! Vater, kommt und seht!
Fischer (nähert sich). Wer ist es? Gott im Himmel! Was? der Tell?

Wie kommt ihr hieher? Redet!
  Knabe. Wart ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?
  Fischer. Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?
  Tell (steht auf). Ich bin befreit.
  Fischer und Knabe. Befreit! O Wunder Gottes!
  Knabe. Wo kommt ihr her?
  Tell. Dort aus dem Schiffe.
  Fischer. Was?
  Knabe (zugleich). Wo ist der Landvogt?
  Tell. Auf den Wellen treibt er.
  Fischer. Ist's möglich? Aber ihr? wie seid ihr hier?
Seid euren Banden und dem Sturm entkommen?
  Tell. Durch Gottes gnäd'ge Fürsehung — Hört an!
  Fischer und Knabe. O, redet, redet!
  Tell. Was in Altorf sich
Begeben, wißt ihr's?
  Fischer. Alles weiß ich, redet!
  Tell. Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach seiner Burg zu Küßnacht wollte führen.
  Fischer. Und sich mit euch zu Flüelen eingeschifft.
Wir wissen alles. Sprecht, wie ihr entkommen?
  Tell. Ich lag im Schiff mit Stricken fest gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blickt' ich in die Wasserwüste —
  Fischer. O armer Mann!
  Tell. So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Gransen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß solch ein grausam mördrisch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entsank,
Und meinten alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer sich
Zum Landvogt wendet' und die Worte sprach:
Ihr sehet eure Noth und unsre, Herr,
Und daß wir all' am Rand des Todes schweben —
Die Steuerleute aber wissen sich
Vor großer Furcht nicht Rath und sind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.

Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau' ich mir's und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin.
Doch schielt' ich seitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,
Wo sich ein Vortheil aufthät' zum Entspringen.
Und wie ich eines Felsenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —

Fischer. Ich kenn's, es ist am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — so gar steil
Geht's an — vom Schiff es springend abzureichen —

Tell. Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,
Dort, rief ich, sei das Aergste überstanden —
Und als wir sie frischrudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an und drücke,
Mit allen Leibeskräften angestemmt,
Den hintern Gransen an die Felswand hin.
Jetzt, schnell mein Schießzeug fassend, schwing' ich selbst
Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

Fischer. Tell, Tell! ein sichtbar Wunder hat der Herr
An euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch, saget, wo gedenket ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit ist nicht für euch, wofern
Der Landvogt lebend diesem Sturm entkommt.

Tell. Ich hört' ihn sagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er woll' bei Brunnen landen,
Und über Schwytz nach seiner Burg mich führen.

Fischer. Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell. Er denkt's.

Fischer. O, so verbergt euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft euch Gott aus seiner Hand.

Tell. Nennt mir den nächsten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fischer. Die offne Straße zieht sich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (gibt ihm die Hand). Gott lohn' euch eure Gutthat. Lebet wohl.
(Geht und kehrt wieder um.)
— Habt ihr nicht auch im Rütli mitgeschworen?
Mir däucht, man nannt' euch mir.
Fischer. Ich war dabei
Und hab' den Eid des Bundes mit geschworen.
Tell. So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Daß ich gerettet sei und wohl geborgen.
Fischer. Doch wohin sag' ich ihr daß ihr geflohn?
Tell. Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und andre, die im Rütli mit geschworen —
Sie sollen wacker sein und gutes Muths,
Der Tell sei frei und seines Armes mächtig;
Bald werden sie ein Weitres von mir hören.
Fischer. Was habt ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei.
Tell. Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen. (Geht ab.)
Fischer. Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott steh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Edelhof zu Attinghausen.

Der Freiherr, in einem Armsessel, sterbend. Walther Fürst, Stauffacher, Melchthal und Baumgarten um ihn beschäftigt. Walther Tell, knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürst. Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber.
Stauffacher. Er liegt nicht, wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf seinen Lippen regt sich! Ruhig ist
Sein Schlaf, und friedlich lächeln seine Züge.
(Baumgarten geht an die Thüre und spricht mit jemand.)
Walther Fürst (zu Baumgarten). Wer ist's?
Baumgarten (kommt zurück). Es ist Frau Hedwig, eure Tochter;
Sie will euch sprechen, will den Knaben sehn. (Walther Tell richtet sich auf.)
Walther Fürst. Kann ich sie trösten? Hab' ich selber Trost?
Häuft alles Leiden sich auf meinem Haupt?
Hedw. (hereindringend). Wo ist mein Kind? Laßt mich, ich muß es sehn —
Stauffacher. Faßt euch! Bedenkt, daß ihr im Haus des Todes —
Hedwig (stürzt auf den Knaben). Mein Wälti! O, er lebt mir!
Walther Tell (hängt an ihr). Arme Mutter!
Hedwig. Ist's auch gewiß? Bist du mir unverletzt?
(Betrachtet ihn mit ängstlicher Sorgfalt.)
Und ist es möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O, er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!
Walther Fürst. Er that's mit Angst, mit schmerzzerrissner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.
Hedwig. O, hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's

Gethan, er wäre tausendmal gestorben!

Stauffacher. Ihr solltet Gottes gnäd'ge Schickung preisen,
Die es so gut gelenkt —

Hedwig. Kann ich vergessen,
Wie's hätte kommen können? — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr — ich seh' den Knaben ewig
Gebunden stehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal. Frau, wüßtet ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig. O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten. Ist eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß ihr mit schwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für seine Leiden habt ihr kein Gefühl?

Hedwig (kehrt sich nach ihm um und sieht ihn mit einem großen Blick an).
Hast du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande schlug? Wo war da eure Hilfe?
Ihr sahet zu, ihr ließt das Gräßliche geschehn;
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch so an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauste? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen sprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite dich —

Walther Fürst. Was konnten wir zu seiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedw. (wirft sich an seine Brust). O Vater! Und auch du hast ihn verloren!
Das Land, wir alle haben ihn verloren!
Uns allen fehlt er, ach, wir fehlen ihm!
Gott rette seine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Trost — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finsterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenrose
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So ist für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem ist die Freiheit,
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Stauffacher. Beruhigt euch. Wir alle wollen handeln,
Um seinen Kerker aufzuthun.

Hedwig. Was könnt ihr schaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unschuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen! (Der Freiherr erwacht.)

Baumgarten. Er regt sich, still!

Attinghausen (sich aufrichtend). Wo ist er?

Stauffacher. Wer?

Attinghausen. Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher. Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürst. Es ist nach ihm gesendet — Tröstet euch!
Er hat sein Herz gefunden, er ist unser.

Attinghausen. Hat er gesprochen für sein Vaterland?

Stauffacher. Mit Heldenkühnheit.

Attinghausen. Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es schleunig mit mir endet.

Stauffacher. Nicht also, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat euch erquickt, und hell ist euer Blick.

Attinghausen. Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden ist, so wie die Hoffnung, aus. (Er bemerkt den Knaben.)
Wer ist der Knabe?

Walther Fürst. Segnet ihn, o Herr!
Er ist mein Enkel und ist vaterlos.

(Hedwig sinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder.)

Attinghausen. Und vaterlos lass' ich euch alle, alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands gesehn!
Mußt' ich des Lebens höchstes Maß erreichen
Um ganz mit allen Hoffnungen zu sterben!

Stauff. (zu Walther Fürst). Soll er in diesem finstern Kummer scheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit schönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet euren Geist! Wir sind nicht ganz
Verlassen, sind nicht rettungslos verloren.

Attinghausen. Wer soll euch retten?

Walther Fürst. Wir uns selbst. Vernehmt!
Es haben die drei Lande sich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geschlossen ist der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghausen. O, saget mir! Geschlossen ist der Bund?

Melchthal. Am gleichen Tage werden alle drei
Waldstätte sich erheben. Alles ist
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl ist der Boden unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt,
Und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghausen. Die festen Burgen aber in den Landen?

Melchthal. Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghausen. Und sind die Edeln dieses Bunds theilhaftig?

Stauffacher. Wir harren ihres Beistands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geschworen.

Attinghausen (richtet sich langsam in die Höhe, mit großem Erstaunen).
Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Aus eignem Mittel, ohne Hilf der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr,
Getröstet können wir zu Grabe steigen.
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.

(Er legt seine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue bessre Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauff. (zu Walther Fürst). Seht, welcher Glanz sich um sein Aug' ergießt!
Das ist nicht das Erlöschen der Natur,
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens.

Attinghausen. Der Adel steigt von seinen alten Burgen
Und schwört den Städten seinen Bürgereid;
Im Uechtland schon, im Thurgau hat's begonnen,
Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt,
Freiburg ist eine sichre Burg der Freien,
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegerischen Heer — es bricht die Macht
Der Könige sich an ihren ew'gen Wällen —

(Er spricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — seine Rede steigt bis zur Begeisterung.)

Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,

Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.
(Walther Fürsts und Stauffachers Hände fassend.)
Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig —
(Er fällt in das Kissen zurück — seine Hände halten entseelt noch die andern gefaßt. Fürst und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeit lang schweigend; dann treten sie hinweg, jeder seinem Schmerz überlassen. Unterdessen sind die Knechte still hereingedrungen, sie nähern sich mit Zeichen eines stillern oder heftigern Schmerzens, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf seine Hand; während dieser stummen Scene wird die Burglocke geläutet.)

Rudenz zu den Vorigen.

Rudenz (rasch eintretend). Lebt er? O, saget, kann er mich noch hören?
Walther Fürst (deutet hin mit weggewandtem Gesicht).
Ihr seid jetzt unser Lehensherr und Schirmer,
Und dieses Schloß hat einen andern Namen.
Rudenz (erblickt den Leichnam und steht von heftigem Schmerz ergriffen).
O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu zu spät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulse länger leben,
Um mein geändert Herz zu sehn?
Verachtet hab' ich seine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — er ist
Dahin, ist fort auf immerdar und läßt mir
Die schwere, unbezahlte Schuld! — O, saget!
Schied er dahin im Unmuth gegen mich?
Stauffacher. Er hörte sterbend noch, was ihr gethan,
Und segnete den Muth, mit dem ihr spracht!
Rud. (kniet an dem Todten nieder). Ja, heil'ge Reste eines theuren Mannes!
Entseelter Leichnam! hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — zerrissen
Hab' ich auf ewig alle fremde Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk,
Ein Schweizer bin ich, und ich will es sein
Von ganzer Seele — — (Aufstehend.) Trauert um den Freund,
Den Vater aller, doch verzaget nicht!
Nicht bloß sein Erbe ist mir zugefallen,
Es steigt sein Herz, sein Geist auf mich herab,
Und leisten soll euch meine frische Jugend,
Was euch sein greises Alter schuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir eure Hand!
Gebt mir die eurige! Melchthal, auch ihr!
Bedenkt euch nicht! O, wendet euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde.
Walther Fürst. Gebt ihm die Hand. Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal. Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, wessen soll man sich zu euch versehn?

Rudenz. O, denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal). Seid einig, war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket dessen!

Melchthal. Hier ist meine Hand!
Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter, als der eure.

Rudenz. Ich ehr' ihn, und mein Schwert soll ihn beschützen.

Melchthal. Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schooß befruchtet,
Kann auch des Mannes Brust beschützen.

Rudenz. Ihr
Sollt meine Brust, ich will die eure schützen,
So sind wir einer durch den andern stark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch ist der fremden Tyrannei?
Wenn erst der Boden rein ist von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden schon vergleichen.

(Nachdem er einen Augenblick innegehalten.)

Ihr schweigt? Ihr habt mir nichts zu sagen? Wie?
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geschworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß alles, was ihr dort verhandelt,
Und, was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleichwie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verschieben,
Die Stunde dringt, und rascher That bedarf's —
Der Tell ward schon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher. Das Christfest abzuwarten schwuren wir.

Rudenz. Ich war nicht dort, ich hab' nicht mitgeschworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal. Was? Ihr wolltet —

Rudenz. Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erste Pflicht ist, euch zu schützen.

Walther Fürst. Der Erde diesen theuren Staub zu geben,
Ist eure nächste Pflicht und heiligste.

Rudenz. Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den frischen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
O Freunde! eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten

Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verschwunden
Ist meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat aus unsrer Mitte!

Stauffacher. Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle sich verwogen?

Rudenz. O meine Freunde! euch versprach ich Hilfe,
Und ich zuerst muß sie von euch erflehn.
Geraubt, entrissen ist mir die Geliebte.
Wer weiß, wo sie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt sie frevelnd sich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o, helft mir sie erretten —
Sie liebt euch! o, sie hat's verdient ums Land,
Daß alle Arme sich für sie bewaffnen —

Walther Fürst. Was wollt ihr unternehmen?

Rudenz. Weiß ich's? Ach
In dieser Nacht, die ihr Geschick umhüllt,
In dieses Zweifels ungeheurer Angst,
Wo ich nichts Festes zu erfassen weiß,
Ist mir nur dieses in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann sie hervorgegraben werden,
Die Festen alle müssen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

Melchthal. Kommt, führt uns an! Wir folgen euch. Warum
Bis morgen sparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir in Rütli schwuren,
Das Ungeheure war noch nicht geschehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Gesetz;
Wer ist so feig, der jetzt noch könnte zagen!

Rudenz (zu Stauffacher und Walther Fürst). Indeß bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen,
Denn schneller, als ein Botensegel fliegt,
Soll euch die Botschaft unsers Siegs erreichen,
Und, seht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde stürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zusammen. (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die hohle Gasse bei Küßnacht.

Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter, und die Wanderer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einem der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

Tell tritt auf mit der Armbrust.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen!

Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.
Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.
Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchbarm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld — ich will sie zahlen.
Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.
Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —

Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden. (Wanderer gehen über die Scene.)

Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düst're Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord! (Setzt sich.)

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen. (Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Grattier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitere Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet sie auf seinen Bogen gelehnt. Stüssi, der Flurschütz, gesellt sich zu ihm.

Stüssi. Das ist der Klostermei'r von Mörlischachen,
Der hier den Brautlauf hält — ein reicher Mann,
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imisee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen.

Tell. Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüssi. Drückt euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Tell. Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Stüssi. So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruffi ist gegangen
Im Glarner Land, und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

Tell. Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

Stüssi. Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen; die fallen auf sein Roß,
Daß es vor Marter todt zu Boden sinkt,
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

Tell. Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

Armgard kommt mit mehreren Kindern und stellt sich an den Eingang des Hohlwegs

Stüssi. Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur.

Tell. Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

Stüssi. Ja, wohl dem, der sein Feld bestellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim sitzt bei den Seinen.

Tell. Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

(Tell sieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)

Stüssi. Gehabt euch wohl — Ihr wartet hier auf jemand.

Tell. Das thu' ich.

Stüssi. Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr seid aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wandrer (kommt). Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Wasser
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerrissen. (Tell steht auf.)

Armgard (kommt vorwärts). Der Landvogt kommt nicht!
Stüssi. Sucht ihr was an ihn?
Armgard. Ach freilich!
Stüssi. Warum stellet ihr euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?
Armgard. Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.
Frießhardt (kommt eilfertig den Hohlweg herab und ruft in die Scene).
Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt kommt, dicht hinter mir geritten. (Tell geht ab.)
Armgard (lebhaft). Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Geßler und Rudolph der Harras zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüssi (zum Frießhardt). Wie kamt ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?
Frießhardt. Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.
Stüssi. Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?
Frießhardt. Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —
Stüssi. O bleibt, erzählt!
Frießhardt. Laßt mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden. (Ab.)
Stüssi. Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer. (Er sieht sich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach? (Geht ab.)

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler. Sagt, was ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm sanft zu thun — Gehorsam
Erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer
Soll Herr sein in dem Land oder der Kaiser.
Armgard. Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert sich furchtsam.)

Geßler. Ich hab' den Hut nicht aufgesteckt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,
Daß sie drauf stoßen mit dem Aug' und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.
Rudolph. Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —
Geßler. Die abzuwägen ist jetzt keine Zeit!
— Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;

Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg —
So oder so — es muß sich unterwerfen.
(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft sich vor dem Landvogt nieder.)

Armgard. Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler. Was dringt ihr euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgard. Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waisen schrein nach Brod — Habt Mitleid,
Gestrenger Herr, mit unserm großen Elend.

Rudolph. Wer seid ihr? Wer ist euer Mann?

Armgard. Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen —

Rudolph (zum Landvogt). Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben
Ich bitt' euch, gebt ihn los, den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk. (Zu der Frau.)
Euch soll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt eure Bitte — Hier ist nicht der Ort.

Armgard. Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Mond liegt er im Thurm
Und harret auf den Richterspruch vergebens.

Geßler. Weib, wollt ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgard. Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu' deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erzeig' sie uns!

Geßler. Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgard (greift in die Zügel des Pferdes). Nein, nein, ich habe nichts
mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht gesprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willst — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler. Weib, mach Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgard. Laß es über mich dahingehn — Da — (Sie reißt ihre
Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen ihm in den Weg.) Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waisen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!

Es ist das Aergste nicht, was du gethan —

Rudolph. Weib, seid ihr rasend?

Armgard (heftiger fortfahrend). Tratest du doch längst
Das Land des Kaisers unter deine Füße!
— O, ich bin nur ein Weib. Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen —

(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler. Wo sind meine Knechte?
Man reiße sie von hinnen oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

Rudolph. Die Knechte können nicht hindurch, o Herr,
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

Geßler. Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen,
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will — (Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will sinken. Mit matter Stimme.) Gott sei mir gnädig!

Rudolph. Herr Landvogt — Gott! Was ist das? Woher kam das?

Armg. (auffahrend). Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!
Mitten in's Herz hat ihn der Pfeil getroffen!

Rudolph (springt vom Pferde). Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! Ihr seid
Ein Mann des Todes!

Geßler. Das ist Tells Geschoß.

(Ist vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelassen.)

Tell (erscheint oben auf der Höhe des Felsen). Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden.

(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein.)

Stüssi (voran). Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

Armgard. Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk (im Hereinstürzen). Wer ist erschossen?

(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe und die Musik geht fort.)

Rudolph der Harras. Er verblutet sich,
Fort, schaffet Hilfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, so muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Stüssi. Bei Gott, da liegt er bleich und ohne Leben.

Viele Stimmen. Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras. Ras't dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Laßt sie schweigen!
(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)
Herr Landvogt, redet, wenn ihr könnt — Habt ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen? (Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.) Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich versteh' euch nicht — O, werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdische,
Denkt jetzt, euch mit dem Himmel zu versöhnen.
(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)

Stüssi. Sieh, wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Armg. (hebt ein Kind empor). Seht, Kinder, wie ein Wütherich verscheidet!

Rudolph der Harras. Wahnsinn'ge Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an diesem Schrecknißweidet?
— Helft — leget Hand an — Steht mir niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu ziehn?

Weiber (treten zurück). Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen!

Rud. d. Harras. Fluch treff' euch und Verdammniß! (Zieht das Schwert.)

Stüssi (fällt ihm in den Arm). Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

Alle (tumultuarisch). Das Land ist frei!

Rudolph der Harras. Ist es dahin gekommen?
Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?
(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr seht die grausenvolle That des Mords,
Die hier geschehen — Hilfe ist umsonst —
Vergeblich ist's, dem Mörder nachzusetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiser seine Feste retten!
Denn aufgelöst in diesem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu ist zu vertrauen.
Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.

Armgard. Platz! Platz! Da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüssi. Das Opfer liegt — die Raben steigen nieder.

Barmh. Brüd. (schließen einen Halbkreis um den Todten und singen in tiefem Ton).
Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen!
(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oeffentlicher Platz bei Altorf.

Im Hintergrunde rechts die Feste Zwing-Uri mit dem noch stehenden Baugerüste wie in der dritten Scene des ersten Aufzugs; links eine Aussicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es ist eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verschiedenen Fernen.

Ruodi, Kuoni, Werni, Meister Steinmetz und viele andere Landleute, auch Weiber und Kinder.

Ruodi. Seht ihr die Feuersignale auf den Bergen?
Steinmetz. Hört ihr die Glocken drüben überm Wald?
Ruodi. Die Feinde sind verjagt.
Steinmetz. Die Burgen sind erobert.
Ruodi. Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unserm Boden das Tyrannenschloß?
Sind wir die Letzten, die sich frei erklären?
Steinmetz. Das Joch soll stehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!
Alle. Nieder! nieder! nieder!
Ruodi. Wo ist der Stier von Uri?
Stier von Uri. Hier. Was soll ich?
Ruodi. Steigt auf die Hochwacht, blast in euer Horn,
Daß es weitschmetternd in die Berge schalle,
Und, jedes Echo in den Felsenklüften
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirgs
Zusammenrufe.

Stier von Uri geht ab. Walther Fürst kommt.

Walther Fürst. Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwytz geschehen. Laßt uns Boten erst
Erwarten.
Ruodi. Was erwarten? Der Tyrann
Ist todt, der Tag der Freiheit ist erschienen.
Steinmetz. Ist's nicht genug an diesen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?
Ruodi. Kommt alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüste! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern.
Steinmetz. Gesellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wissen's zu zerstören.
Alle. Kommt, reißt nieder!

(Sie stürzen sich von allen Seiten auf den Bau.)

Walther Fürst. Es ist im Lauf. Ich kann sie nicht mehr halten.

Melchthal und Baumgarten kommen.

Melchthal. Was? Steht die Burg noch, und Schloß Sarnen liegt
In Asche, und der Roßberg ist gebrochen?

Walth. Fürst. Seid ihr es, Melchthal? Bringt ihr uns die Freiheit?
Sagt, sind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn). Rein ist der Boden. Freut euch, alter Vater!
In diesem Augenblicke, da wir reden,
Ist kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürst. O, sprecht, wie wurdet ihr der Burgen mächtig?

Melchthal. Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit männlich kühner Wagethat gewann,
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erstiegen.
— Doch höret, was geschah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme prasselnd schon zum Himmel schlug,
Da stürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor
Und ruft, daß die Bruneckerin verbrenne.

Walther Fürst. Gerechter Gott! (Man hört die Balken des Gerüstes stürzen.)

Melchthal. Sie war es selbst, war heimlich
Hier eingeschlossen auf des Vogts Geheiß.
Rasend erhub sich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken schon, die festen Pfosten stürzen
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
— Der Unglückseligen.

Walther Fürst. Sie ist gerettet?

Melchthal. Da galt Geschwindsein und Entschlossenheit!
— Wär' er nur unser Edelmann gewesen,
Wir hätten unser Leben wohl geliebt;
Doch er war unser Eidgenoß, und Bertha
Ehrte das Volk — So setzten wir getrost
Das Leben dran und stürzten in das Feuer.

Walther Fürst. Sie ist gerettet?

Melchthal. Sie ist's. Rudenz und ich,
Wir trugen sie selbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als sie gerettet sich erkannte,
Die Augen aufschlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt stürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und schweigend ward ein Bündniß jetzt beschworen,
Das fest gehärtet in des Feuers Gluth
Bestehen wird in allen Schicksalsproben —

Walther Fürst. Wo ist der Landenberg?

Melchthal. Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davontrug, der den Vater mir geblendet.
Nachjagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht

Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geschwungen über ihn war schon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greises
Erhielt er flehend das Geschenk des Lebens.
Urphede schwur er, nie zurückzukehren;
Er wird sie halten; unsern Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürst. Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geschändet!

Kinder (eilen mit Trümmern des Gerüstes über die Scene). Freiheit! Freiheit!
(Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen.)

Walther Fürst. Seht, welch ein Fest! Des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern.

(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Scene füllt sich mit Volk an.)

Ruodi. Hier ist der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten. Gebt uns Bescheid, was damit werden soll.

Walther Fürst. Gott! Unter diesem Hute stand mein Enkel.

Mehrere Stimmen. Zerstört das Denkmal der Tyrannenmacht!
Ins Feuer mit ihm!

Walther Fürst. Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen,
Er soll der Freiheit ewig Zeichen sein!

(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder stehen und sitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüstes malerisch gruppirt in einem großen Halbkreis umher.)

Melchthal. So stehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich ist's erfüllt,
Was wir im Rütli schwuren, Eidgenossen!

Walther Fürst. Das Werk ist angefangen, nicht vollendet.
Jetzt ist uns Muth und feste Eintracht noth;
Denn, seid gewiß, nicht säumen wird der König,
Den Tod zu rächen seines Vogts und den
Vertriebnen mit Gewalt zurückzuführen.

Melchthal. Er zieh' heran mit seiner Heeresmacht,
Ist aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.

Ruodi. Nur wen'ge Päſſe öffnen ihm das Land,
Die wollen wir mit unsern Leibern decken.

Baumgarten. Wir sind vereinigt durch ein ewig Band,
Und seine Heere sollen uns nicht schrecken!

Rösselmann und Stauffacher kommen.

Rösselm. (im Eintreten). Das sind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute. Was gibt's?

Rösselmann. In welchen Zeiten leben wir!

Walth. Fürst. Sagt an, was ist es? Ha, seid ihr's, Herr Werner?
Was bringt ihr uns?

Landleute. Was gibt's?

Rösselmann. Hört und erstaunet!

Stauffacher. Von einer großen Furcht sind wir befreit —

Rösselmann. Der Kaiser ist ermordet.

Walther Fürst. Gnäd'ger Gott!

(Landleute machen einen Aufstand und umdrängen den Stauffacher.)

Alle. Ermordet! Was! Der Kaiser! Hört! Der Kaiser!

Melchthal. Nicht möglich! Woher kam euch diese Kunde?

Stauffacher. Es ist gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.

Walther Fürst. Wer wagte solche grauenvolle That?

Stauffacher. Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war sein Neffe, seines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.

Melchthal. Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher. Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz daran zu kürzen,
Mit einem Bischofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch sei — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde bösem Rath sein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von Eschenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm
Beschloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.

Walther Fürst. O, sprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher. Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürsten Hans und Leopold
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf, als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heidenzeit —
Die alte Feste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Daß er heruntersinkt in seinem Blut,
Gemordet von den Seinen auf dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That;
Doch, durch den Strom geschieden, konnten sie

Nur ein ohnmächtig Wehgeschrei erheben
Am Wege aber saß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiser.
Melchthal. So hat er nur sein frühes Grab gegraben,
Der unersättlich alles wollte haben!
Stauffacher. Ein ungeheurer Schrecken ist im Land umher;
Gesperrt sind alle Pässe des Gebirgs,
Jedweder Stand verwahret seine Grenzen;
Die alte Zürich selbst schloß ihre Thore,
Die dreißig Jahr lang offen standen, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr die Rächer.
Denn, mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt
Der Ungarn Königin, die strenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geschlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlösser selbst.
Geschworen hat sie, ganze Zeugungen
Hinabzusenden in des Vaters Grab,
In Blut sich, wie in Maienthau, zu baden.
Melchthal. Weiß man, wo sich die Mörder hingeflüchtet?
Stauffacher. Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verschiednen Straßen auseinander
Und trennten sich, um nie sich mehr zu sehn —
Herzog Johann soll irren im Gebirge.
Walther Fürst. So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen.
Stauffacher. Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels segenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht sind wir entledigt;
Gefallen ist der Freiheit größter Feind,
Und wie verlautet wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm,
Das Reich will seine Wahlfreiheit behaupten.
Walther Fürst und Mehrere. Vernahmt ihr was?
Stauffacher. Der Graf von Luxemburg
Ist von den mehrsten Stimmen schon bezeichnet.
Walther Fürst. Wohl uns, daß wir beim Reiche treu gehalten;
Jetzt ist zu hoffen auf Gerechtigkeit!
Stauffacher. Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns schirmen gegen Oestreichs Rache.

(Die Landleute umarmen einander.)

Sigrist mit einem Reichsboten.

Sigrist. Hier sind des Landes würd'ge Oberhäupter.
Rösselmann und Mehrere. Sigrist, was gibt's?
Sigrist. Ein Reichsbot' bringt dies Schreiben.
Alle (zu Walther Fürst). Erbrecht und leset.
Walther Fürst (liest). „Den bescheidnen Männern
„Von Uri, Schwytz und Unterwalden bietet
„Die Königin Elsbeth Gnad' und alles Gutes."
Viele Stimmen. Was will die Königin? Ihr Reich ist aus.
Walther Fürst (liest). „In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid,
„Worein der blut'ge Hinscheid ihres Herrn
„Die Königin versetzt, gedenkt sie noch
„Der alten Treu' und Lieb der Schwytzerlande."
Melchthal. In ihrem Glück hat sie das nie gethan.
Rösselmann. Still! Lasset hören!
Walther Fürst (liest). „Und sie versieht sich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abscheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieser That;
„Darum erwartet sie von den drei Landen,
„Daß sie den Mördern nimmer Vorschub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb gedenkend und der alten Gunst,
„Die sie von Rudolphs Fürstenhaus empfangen."
(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)

Viele Stimmen. Der Lieb und Gunst!
Stauffacher. Wir haben Gunst empfangen von dem Vater;
Doch wessen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns bestätigt,
Wie vor ihm alle Kaiser doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch
Und der bedrängten Unschuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unsrer Angst zu ihm gesendet?
Nicht eins von diesem allem hat der König
An uns gethan, und hätten wir nicht selbst
Uns Recht verschafft mit eigner muth'ger Hand,
Ihn rührte unsre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er gesät in diesen Thälern.
Er stand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater seiner Völker sein; doch ihm
Gefiel es, nur zu sorgen für die Seinen.
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!
Walther Fürst. Wir wollen nicht frohlocken seines Falls,
Nicht des empfangnen Bösen jetzt gedenken,
Fern sei's von uns! Doch, daß wir rächen sollten

Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer sein;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten,
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal. Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So seht ihr hier ein angstbefreites Volk
Zu eben diesem Himmel dankend flehen —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen. (Reichsbote geht ab.)

Stauff. (zu dem Volk). Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unsrer Freiheit Stifter ist? Das Größte
Hat er gethan, das Härteste erduldet.
Kommt alle, kommt nach seinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns allen. (Alle gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Tells Hausflur.

Ein Feuer brennt auf dem Heerd. Die offenstehende Thüre zeigt ins Freie.

Hedwig. Walther und Wilhelm.

Hedwig. Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei und alles!
Und euer Vater ist's, der's Land gerettet.

Walther. Und ich bin auch dabei gewesen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei, und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn). Ja, du bist mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterschmerz um dich!
Es ist vorbei — ich hab' euch beide, beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

Ein Mönch erscheint an der Hausthüre.

Wilhelm. Sieh, Mutter, sieh — dort steht ein frommer Bruder:
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig. Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er fühl's, daß er ins Freudenhaus gekommen.
(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.)

Wilh. (zum Mönch). Kommt, guter Mann. Die Mutter will euch laben.

Walther. Kommt, ruht euch aus und geht gestärkt von dannen.

Mönch (scheu umherblickend mit zerstörten Zügen). Wo bin ich? Saget an,
in welchem Lande?

Walther. Seid ihr verirret, daß ihr das nicht wißt?
Ihr seid zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch (zur Hedwig, welche zurückkommt). Seid ihr allein? Ist euer Herr zu Hause?

Hedwig. Ich erwart' ihn eben — doch was ist euch, Mann?
Ihr seht nicht aus, als ob ihr Gutes brächtet.
— Wer ihr auch seid, ihr seid bedürftig, nehmt! (Reicht ihm den Becher.)

Mönch. Wie auch mein lechzend Herz nach Labung schmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis ihr mir zugesagt —

Hedwig. Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne stehn, wenn ich euch hören soll.

Mönch. Bei diesem Feuer, das hier gastlich lodert,
Bei eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfasse — (Ergreift die Knaben.)

Hedwig. Mann, was sinnet ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr seid kein Mönch! Ihr seid
Es nicht! Der Friede wohnt in diesem Kleide!
In euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch. Ich bin der unglückseligste der Menschen.

Hedwig. Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen!
Doch euer Blick schnürt mir das Innre zu.

Walther (aufspringend). Mutter, der Vater! (Eilt hinaus.)

Hedwig. O mein Gott! (Will nach, zittert und hält sich an.)

Wilhelm (eilt nach). Der Vater!

Walther (draußen). Da bist du wieder!

Wilhelm (draußen). Vater, lieber Vater!

Tell (draußen). Da bin ich wieder — Wo ist eure Mutter? (Treten herein.)

Walther. Da steht sie an der Thür' und kann nicht weiter;
So zittert sie vor Schrecken und vor Freude.

Tell. O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an seinem Halse). O Tell! Tell! Welche Angst litt ich um dich!
(Mönch wird aufmerksam).

Tell. Vergiß sie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das ist meine Hütte!
Ich stehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm. Wo aber hast du deine Armbrust, Vater?
Ich seh' sie nicht.

Tell. Du wirst sie nie mehr sehn.
An heil'ger Stätte ist sie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig. O Tell! Tell! (Tritt zurück, läßt seine Hand los.)

Tell. Was erschreckt dich, liebes Weib?

Hedwig. Wie — wie kommst du mir wieder? — Diese Hand
— Darf ich sie fassen? — Diese Hand — o Gott!

Tell (herzlich und muthig). Hat euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben.
(Mönch macht eine rasche Bewegung, er erblickt ihn.)

Wer ist der Bruder hier?

Hedwig. Ach, ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm, mir graut in seiner Nähe.

Mönch (tritt näher). Seid ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell. Der bin ich, ich verberg' es keinem Menschen.

Mönch. Ihr seid der Tell! Ach, es ist Gottes Hand,
Die unter euer Dach mich hat geführt.

Tell (mißt ihn mit den Augen). Ihr seid kein Mönch! Wer seid ihr?

Mönch. Ihr erschlugt
Den Landvogt, der euch Böses that — Auch ich
Hab' einen Feind erschlagen, der mir Recht
Versagte — Er war euer Feind, wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreit.

Tell (zurückfahrend). Ihr seid —
Entsetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein!
Geh, liebes Weib! Geh, geh! — Unglücklicher!
Ihr wäret —

Hedwig. Gott, wer ist es?

Tell. Frage nicht!
Fort, fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh' aus dem Hause — weit hinweg — Du darfst
Nicht unter e i n e m Dach mit diesem wohnen.

Hedwig. Weh mir, was ist das? Kommt! (Geht mit den Kindern.)

Tell (zu dem Mönch). Ihr seid der Herzog
Von Oesterreich — Ihr seid's! Ihr habt den Kaiser
Erschlagen, euern Ohm und Herrn.

Johannes Parricida. Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell. Euern Ohm
Erschlagen, euern Kaiser! Und euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida. Tell, hört mich, eh' ihr —

Tell. Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaisermords,
Wagst du zu treten in mein reines Haus?
Du wagst's, dein Antlitz einem guten Menschen
Zu zeigen und das Gastrecht zu begehren?

Parricida. Bei euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch ihr nahmt Rach' an eurem Feind.

Tell. Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Heerdes Heiligthum beschützt? das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,

Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geschändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Hast du, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt.

Parricida. Ihr stoßt mich von euch, trostlos, in Verzweiflung?

Tell. Mich faßt ein Grausen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
Laß rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt!

Parricida (wendet sich zu gehen). So kann ich, und so will ich nicht mehr leben!

Tell. Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von solchem adeligen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaisers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes — flehend und verzweifelnd — (Verhüllt sich das Gesicht.)

Parricida. O, wenn ihr weinen könnt, laßt mein Geschick
Euch jammern; — es ist fürchterlich — Ich bin
Ein Fürst — ich war's — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünsche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — ich sah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In sklavischer Unmündigkeit gehalten —

Tell. Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du selbst mit rascher, wilder Wahnsinnsthat
Rechtfertigst furchtbar seinen weisen Schluß.
— Wo sind die blut'gen Helfer deines Mords?

Parricida. Wohin die Rachegeister sie geführt;
Ich sah sie seit der Unglücksthat nicht wieder.

Tell. Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida. Darum vermeid' ich alle offne Straßen;
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüste kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schrecknis irr' ich durch die Berge
Und fahre schaudernd vor mir selbst zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückselig Bild.
O, wenn ihr Mitleid fühlt und Menschlichkeit — (Fällt vor ihm nieder.)

Tell (abgewendet). Steht auf! Steht auf!

Parricida. Nicht, bis ihr mir die Hand gereicht zur Hilfe.

Tell. Kann ich euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünde?
Doch stehet auf — was ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr seid ein Mensch — Ich bin es auch;
Vom Tell soll keiner ungetröstet scheiden —

Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida (aufspringend und seine Hand mit Heftigkeit ergreifend). O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell. Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt ihr hin?
Wo hofft ihr R:h zu finden?

Parricida. Weiß ich's? Ach!

Tell. Hört, was mir Gott ins Herz gibt — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sanct Peters Stadt;
Dort werft ihr euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm eure Schuld und löset eure Seele.

Parricida. Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

Tell. Was er euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida. Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu gesellen.

Tell. Den Weg will ich euch nennen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge stürzt —

Parricida (erschreckt). Seh' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.

Tell. Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida. Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

Tell. Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld —
Und seid ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeis'ten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr sie glücklich hinter euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf —
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch schnellen Schritts müßt ihr vorübereilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida. O Rudoph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell. So immer steigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardt's, wo die ew'gen Seen sind,
Die von des Himmels-Strömen selbst sich füllen.
Dort nehmt ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom

Ins Land Italien hinab, euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblasen.)
Ich höre Stimmen. Fort!

Hedwig (eilt herein). Wo bist du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenossen alle —

Parricida (verhüllt sich). Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell. Geh, liebes Weib. Erfrische diesen Mann,
Belad' ihn reich mit Gaben, denn sein Weg
Ist weit, und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.

Hedwig. Wer ist es?

Tell. Forsche nicht!
Und wenn er geht, so wende deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt!

Parricida geht auf den Tell zu mit einer raschen Bewegung; dieser aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn beide zu verschiedenen Seiten abgegangen, verändert sich der Schauplatz, und man sieht in dem

Letzten Auftritt

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebst den Anhöhen, welche ihn einschließen, mit Landleuten besetzt, welche sich zu einem malerischen Ganzen gruppieren. Andere kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürst mit den beiden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts, andere drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn alle mit lautem Frohlocken.

Alle. Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

Indem sich die Vordersten um den Tell drängen und ihn umarmen, erscheinen noch Rudenz und Bertha, jener die Landleute, diese die Hedwig umarmend. Die Musik vom Berge begleitet diese stumme Scene. Wenn sie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.

Bertha. Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerin mich schützen?

Landleute. Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha. Wohlan!
So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz. Und frei erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Musik von neuem rasch einfällt, fällt der Vorhang.)

Die Huldigung der Künste.

Ein lyrisches Spiel.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbprinzessin von Weimar, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland in Ehrfurcht gewidmet und vorgestellt auf dem Hoftheater zu Weimar am 12 November 1804.

Personen.

Vater.
Mutter.
Jüngling.
Mädchen.
Chor von Landleuten.
Genius.
Die sieben Künste.

Die Scene ist eine freie ländliche Gegend; in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Bändern geschmückt. Landleute sind eben beschäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

Vater. Wachse, wachse, blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimischen Raum!
Fülle süßer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!
Alle Landleute. Wachse, wachse, blühender Baum
Strebend in den Himmelsraum!
Jüngling. Mit der duft'gen Blüthe paare
Prangend sich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht!
Alle. Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht!
Mutter. Nimm ihn auf, o heil'ge Erde
Nimm den zarten Fremdling ein!
Führer der gefleckten Heerde,
Hoher Flurgott, pflege sein!
Mädchen. Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!
Und ihr freien Oreaden,
Daß ihm keine Wetter schaden,
Fesselt alle Stürme an!
Alle. Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!
Jüngling. Lächle dir der warme Aether

Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gib ihm deine Strahlen,
Erde, gib ihm deinen Thau!

Alle. Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Vater. Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben
Noch den spätsten Enkel laben,
Und erquicket segn' er dich!

Alle. Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Musik des Orchesters begleitet sie und geht allmählich in einen edlern Styl über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit sieben Göttinnen herabsteigen sieht. Die Landleute ziehen sich nach beiden Seiten der Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drei bildenden Künste sich zu seiner Rechten, die vier redenden und musikalischen sich zu seiner Linken stellen.

Chor der Künste. Wir kommen von fernher
Wir wandern und schreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten;
Wir suchen auf Erden ein bleibendes Haus.
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In schaffender Stille,
In wirkender Fülle
Wir wandern und suchen und finden's nicht aus.

Jüngling. Sieh, wer sind sie, die hier nahen,
Eine göttergleiche Schaar!
Bilder, wie wir nie sie sahen;
Es ergreift mich wunderbar.

Genius. Wo die Waffen erklirren
Mit eisernem Klang,
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menschen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künste. Wir hassen die Falschen,
Die Götterverächter;
Wir suchen der Menschen
Aufricht'ge Geschlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten
Und siedeln uns an!

Mädchen. Wie wird mir auf einmal!

Wie ist mir geschehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es sind mir bekannte, geliebte Gestalten,
Und weiß doch, ich habe sie niemals gesehn!
Alle Landleute. Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!
Genius. Aber, still! da seh' ich Menschen,
Und sie scheinen hoch beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Festlich ist der Baum geschmückt.
— Sind dies nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begibt sich hier?
Vater. Hirten sind wir dieser Fluren,
Und ein Fest begehen wir.
Genius. Welches Fest? O lasset hören!
Mutter. Unsrer Königin zu Ehren,
Der erhabnen, gütigen,
Die in unser stilles Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.
Jüngling. Sie, die alle Reize schmücken,
Gütig, wie der Sonne Strahl.
Genius. Warum pflanzt ihr diesen Baum?
Jüngling. Ach, sie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Fesseln möchten wir sie gerne
An das neue Vaterland.
Genius. Darum grabt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimisch werde
In dem neuen Vaterland?
Mädchen. Ach, so viele zarte Bande
Ziehen sie zum Jugendlande!
Alles, was sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heil'gen Schooß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und der Schwestern zarte Brust —
Können wir es ihr ersetzen?
Ist ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, solchen Schätzen?
Genius. Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort —
Was sie Theures dort besessen,

Unverloren bleibt es ihr;
Hat sie Liebe dort verlassen,
Findet sie die Liebe hier.

Mutter. Ach, sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe sich gefallen
Hier, wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius. Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schauen!
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Jüngling. O schöne Fremdlinge! lehrt uns sie binden,
O lehret uns, ihr wohlgefällig sein!
Gern wollten wir ihr duft'ge Kränze winden
Und führten sie in unsre Hütten ein!

Genius. Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden,
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Alle Landleute. O schöner Fremdling! sag', wie wir sie binden,
Die Herrliche, in unsern stillen Gründen?

Genius. Es ist gefunden schon, das zarte Band,
Nicht alles ist ihr fremd in diesem Land,
Mich wird sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis ans Proscenium, die sieben Göttinnen thun das Gleiche, so daß sie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo sie vortreten, enthüllen sie ihre Attribute, die sie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten.)

Genius (gegen die Fürstin.) Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und die mir folget, ist der Künste Schaar.
Wir sind's, die alle Menschenwerke krönen,
Wir schmücken den Palast und den Altar.
Längst wohnten wir bei deinem Kaiserstamme,
Und sie, die Herrliche, die dich gebar,
Sie nährt uns selbst die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf ihrem Hausaltar.
Wir sind dir nachgefolgt, von ihr gesendet;
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architektur (mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten). Mich sahst du thronen an der Newa Strom!
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden,

Und dort erbaut' ich ihm ein zweites Rom!
Durch mich ist es ein Kaisersitz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag.
Jetzt rauscht des Lebens lustiges Getöse,
Wo vormals nur ein düstrer Nebel lag;
Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meerpalaste.

Sculptur (mit einer Victoria in der Hand).
Auch mich hast du mit Staunen oft gesehen,
Die ernste Bildnerin der alten Götterwelt.
Auf einen Felsen — er wird ewig stehen —
Hab' ich sein großes Heldenbild gestellt;
Und dieses Siegesbild, das ich erschaffen (die Victoria zeigend),
Dein hoher Bruder schwingt's in mächt'ger Hand;
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hat's auf ewig an sein Heer gebannt.
Ich kann aus Thon nur Lebenloses bilden,
Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden.

Malerei. Auch mich, Erhabne! wirst du nicht verkennen,
Die heitre Schöpferin der täuschenden Gestalt.
Von Leben blitzt es, und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täusch' ich selbst das Herz;
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Versüß' ich oft der Sehnsucht bittern Schmerz.
Die sich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und sind nicht ganz geschieden.

Poesie. Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Musik (mit der Leier). Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus.
Was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien,
In süßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn,

Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.

Tanz (mit der Cymbale). Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille;
Mit stillem Geist will es empfunden sein.
Das Leben regt sich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will sich äußern, will sich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt;
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel,
Das Gleichmaß leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was sich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe,
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

Schauspielkunst (mit einer Doppelmaske).
Ein Janusbild lass' ich vor dir erscheinen,
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz.
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen,
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen,
Roll' ich das Leben ab vor deinem Blick.
Wenn du das große Spiel der Welt gesehen,
So kehrst du reicher in dich selbst zurück;
Denn, wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Genius. Und alle, die wir hier vor dir erschienen,
Der hohen Künste heil'ger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstin, dir zu dienen.
Gebiete du, und schnell, auf dein Geheiß,
Wie Thebens Mauer bei der Leier Tönen,
Belebt sich der empfindungslose Stein,
Entfaltet sich dir eine Welt des Schönen.

Architektur. Die Säule soll sich an die Säule reihn.
Sculptur. Der Marmor schmelzen unter Hammers Schlägen.
Malerei. Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.
Musik. Der Strom der Harmonieen dir erklingen.
Tanz. Der leichte Tanz den muntern Reigen schlingen.
Schauspielkunst. Die Welt sich dir auf dieser Bühne spiegeln.
Poesie. Die Phantasie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild!

Malerei. Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

Alle Künste (sich umfassend).
Denn aus der Kräfte schön vereintem Strebe
Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

Macbeth.

Ein Trauerspiel von Shakespeare.

Zur Vorstellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet.

Personen.

Duncan, König von Schottland.
Malcolm, } seine Söhne.
Donalbain,
Macbeth, } seine Feldherren.
Banquo,
Macduff, } schottische Edelleute.
Rosse,
Angus,
Lenox,
Fleance, Banquos Sohn.
Seiward, Feldherr der Engländer.
Sein Sohn.
Seyton, Macbeths Diener.
Ein Arzt.
Ein Pförtner.
Ein alter Mann.
Drei Mörder.
Lady Macbeth.
Ihre Kammerfrau.
Hekate und drei Hexen.
Lords. Officiere. Soldaten.
Banquos Geist und andere Erscheinungen.

Erster Aufzug.

Ein offener Platz.

Erster Auftritt.

Es donnert und blitzt. Die drei Hexen stehen da.

Erste Hexe. Wann kommen wir drei uns wieder entgegen,
In Donner, in Blitzen oder in Regen?

Zweite Hexe. Wann das Kriegsgetümmel schweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

Dritte Hexe. Also eh' der Tag sich neigt.

Erste Hexe. Wo der Ort?

Zweite Hexe. Die Heide dort.

Dritte Hexe. Dort führt Macbeth sein Heer zurück.

Zweite Hexe. Dort verkünden wir ihm sein Glück!

Erste Hexe. Aber die Meisterin wird uns schelten,
Wenn wir mit trüglichem Schicksalswort
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

Dritte Hexe. Er kann es vollbringen, er kann es lassen;
Doch er ist glücklich, wir müssen ihn hassen.

Zweite Hexe. Wenn er sein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.

Dritte Hexe. Wir streuen in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That.
Erste Hexe. Er ist tapfer, gerecht und gut;
Warum versuchen wir sein Blut?
Zweite u. dritte Hexe. Strauchelt der Gute, und fällt der Gerechte,
Dann jubilieren die höllischen Mächte. (Donner und Blitz.)
Erste Hexe. Ich höre die Geister.
Zweite Hexe. Es ruft der Meister.
Alle drei Hexen. Padok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechsle mit Sonnenschein!
Häßlich soll schön, Schön häßlich sein!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!
(Sie verschwinden unter Donner und Blitz.)

Zweiter Auftritt.

Der König. Malcolm. Donalbain. Gefolge.

Sie begegnen einem verwundeten Ritter, der von zwei Soldaten geführt wird.

König. Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht;
Jetzt werden wir des Treffens Ausschlag hören.
Malcolm. Es ist derselbe Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich ohnlängst aus Feindes Hand befreit.
Willkommen, Kriegsgefährte! Sag' dem König,
Wie stand das Treffen, als du es verließest?
Ritter. Es wogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweier Schwimmer Kampf, die, aneinander
Geklammert, Kunst und Stärke ringend messen.
Der wüth'ge Macdonal, werth ein Rebell
Zu sein, führt' aus dem Westen wider dich
Die Kernen und die Galloglassen an,
Und wie ein reißender Gewitterstrom
Durchbrach er würgend unsre Reihen, alles
Unwiderstehlich vor sich niedermähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüth'ger Feldherr. Mit dem Schwert
Durch das gedrängteste Gewühl der Schlacht
Macht' er sich Bahn bis zum Rebellen, faßt' ihn,
Mann gegen Mann, und wich nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn entzweigespaltet
Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unsrer aller Augen aufgesteckt.
König. O tapfrer Vetter! Heldenmüth'ger Than!
Ritter. Doch, gleichwie von demselben Osten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter sich erheben,
So brach ein neues Schrecknis aus dem Schooße
Des Siegs hervor. Vernimm es, großer König.

Kaum wendeten die Kernen sich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeschliffnen Waffen König Sueno,
Norwegens Herrscher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

König. Erschreckte das nicht unsre Obersten,
Macbeth und Banquo?

Ritter. Wohl! — Wie Sperlinge
Den Adler schrecken, und das Reh den Löwen!
Noch ehe sie den Schweiß der ersten Schlacht
Von ihrer Stirn gewischt, versuchten sie
Das Glück in einem neuen Kampf, und hart
Zusammentreffend ließ ich beide Heere.
Mehr weiß ich nicht zu sagen; ich bin ganz
Erschöpft, und meine Wunden fordern Hilfe.

König. Sie sind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte.
Geht, holt den Wundarzt! Sieh! wer naht sich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Rosse und Lenox.

Donalbain. Der würd'ge Than von Roß!

Malcolm. Und welche Hast
Aus seinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Großes meldet.

Rosse. Gott erhalte den König!

König. Von wannen kommt ihr, ehrenvoller Than?

Rosse. Von Fife, mein König, wo Norwegens Fahnen,
Vor wenig Tagen stolz noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht darnieder liegen. König Sueno,
Dem jener treuvergessne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorschub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieses Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraschte dein geschwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm
Des Normanns Stolz gedämpft — Mit einem Wort,
Der Sieg ist unser.

König. Nun, gelobt sei Gott!

Rosse. Nun bittet König Sueno dich um Frieden,
Doch wir gestatteten ihm nicht einmal,
Die Freiheit, seine Todten zu begraben,
Bis er zehntausend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Insel Sanct Columbus.

König. Nicht länger spotte dieser eidvergessne Than
Von Cawdor unsers fürstlichen Vertrauens! — Geht,

Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüßt
Macbeth mit seinem Titel.

Rosse. Ich gehorche.

König. Was er verlor, gewann der edle Macbeth. (Sie gehen ab.)

Eine Heide.

Vierter Auftritt.

Die drei Hexen begegnen einander.

Erste Hexe. Schwester, was hast du geschafft? Laß hören!

Zweite Hexe. Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

Dritte Hexe (zur ersten). Schwester! was du?

Erste Hexe. Einen Fischer fand ich, zerlumpt und arm,
Der flickte singend die Netze
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als besäß' er köstliche Schätze,
Und den Morgen und Abend, nimmer müd,
Begrüßt' er mit seinem lustigen Lied.
Mich verdroß des Bettlers froher Gesang,
Ich hatt's ihm geschworen schon lang und lang —
Und als er wieder zu fischen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden;
Im Netze, da lag es blank und baar,
Daß fast ihm die Augen erblinden.
Er nahm den höllischen Feind ins Haus,
Mit seinem Gesange, da war es aus.

Die zwei andern Hexen. Er nahm den höllischen Feind ins Haus,
Mit seinem Gesange, da war es aus!

Erste Hexe. Und lebte wie der verlorne Sohn,
Ließ allen Gelüsten den Zügel,
Und der falsche Mammon, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Die zwei andern Hexen. Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Erste Hexe. Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Scham,
Er ergab sich dem höllischen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn,
Mit bleich gehärmeten Wangen,

Und hörte, wie er verzweifelnd sprach:
Falsche Nixe, du hast mich betrogen!
Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in die Wogen.

Die zwei andern Hexen. Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in den wogenden Bach!

Erste Hexe. Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle Drei (einen Ring schließend).
Die Schicksalsschwestern Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen so im Kreise sich,
Dreimal für dich
Und dreimal für mich,
Noch dreimal, daß es Neune macht,
Halt! Der Zauber ist vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banquo. Die drei Hexen.

Macbeth. Solch einen Tag, so schön zugleich und häßlich,
Sah ich noch nie.

Banquo. Wie weit ist's noch nach Foris?
— Sieh, wer sind diese da, so grau von Haaren,
So riesenhaft und schrecklich anzusehn!
Sie sehen keinen Erdbewohnern gleich
Und stehn doch hier. Sprecht! Lebt ihr, oder seid
Ihr etwas, dem ein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr scheint mich zu verstehn.
Denn jede seh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.
Ihr solltet Weiber sein, und doch verbietet
Mir euer männisch Ansehn, euch dafür zu halten.

Macbeth. Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer seid ihr?

Erste Hexe. Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Glamis!

Zweite Hexe. Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe. Heil dir, Macbeth, der einst König sein wird!

Banquo (zu Macbeth). Wie? Warum bebt ihr so zurück und schaudert
Vor einem Gruße, der so lieblich klingt? (Zu den Hexen.)
Im Namen des Wahrhaftigen,
Sprecht, seid ihr Geister, oder seid ihr wirklich
Was ihr von außen scheint?
Ihr grüßet meinen edeln Kriegsgefährten
Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
Verheißung künft'ger königlicher Größe.
Mir sagt ihr nichts. Vermögt ihr in die Saat
Der Zeit zu schauen und vorher zu sagen,
Welch Samenkorn wird aufgehn, welches nicht,

So sprecht zu **mir**, der eure Gunst nicht sucht,
Noch eure Abgunst fürchtet.

Erste Hexe. Heil!

Zweite Hexe. Heil!

Dritte Hexe. Heil!

Erste Hexe. So groß nicht, aber größer doch als Macbeth!

Zweite Hexe. So glücklich nicht, und doch glückseliger!

Dritte Hexe. Du wirst kein König sein, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch beiden, Macbeth, Banquo, Heil euch!

Erste Hexe. Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth. Bleibt, ihr geheimnißvollen Sprecherinnen,
Und sagt mir mehr!
Ich weiß, durch **Sinels**, meines Vaters, Tod,
Der diese Nacht verschieden, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schooße
Des Glücks, und daß ich König einst sein werde,
Ist eben so unglaublich, da dem Duncan
Zwei Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
Die wunderbare Wissenschaft? Warum
Verweilet ihr auf dieser dürren Heide
Durch solch prophetisch Grüßen unsern Zug?
Sprecht, ich beschwör' euch! (Die Hexen verschwinden.)

Banquo. Die Erde bildet Blasen, wie das Wasser,
Und diese mögen davon sein!
Wo sind sie hingekommen?

Macbeth. In die Luft,
Und, was uns Körper schien, zerfloß wie Athem
In alle Winde — daß sie noch da wären!

Banquo. Wie? Waren diese Dinge wirklich hier,
Wovon wir reden, oder aßen wir
Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
Bethöret?

Macbeth. Eure Kinder sollen Könige werden.

Banquo. Ihr selbst sollt König sein!

Macbeth. Und Than von Cawdor
Dazu! War's nicht so?

Banquo. Wörtlich und buchstäblich.
Doch seht, wer kommt da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Rosse. Angus.

Rosse. Ruhmgekrönter Macbeth!
Dem König kam die Freudenbotschaft zu
Von deinen Siegen, wie du die Rebellen
Verjagt, den furchtbarn Macdonal besiegt;

Das schien ihm schon das Maß des ird'schen Ruhms.
Doch seine Zunge überströmte noch
Von deinem Lob, als er das Größre schon vernahm,
Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie du der Retter
Des Reichs geworden; dicht wie Hagelschläge
Kam Post auf Post, jedwede schwer beladen
Mit deiner Thaten Ruhm, und schüttete
Dein Lob in sein erstauntes Ohr.

Angus. Wir sind
Gesandt, dir seinen Dank zu überbringen,
Als Herolde dich bei ihm aufzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

Rosse. Zum Pfande nur
Der größern Ehren, die er dir bestimmt,
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor
Zu grüßen, und in diesem neuen Titel
Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du bist's.

Banquo (für sich). Wie? Sagt der Teufel wahr?

Macbeth. Der Than von Cawdor lebt.
Wie kleidet ihr mich in geborgten Schmuck?

Rosse. Der einstens Than gewesen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollstreckt ist. Ob er mit dem Normann, ob
Mit den Rebellen einverstanden war,
Ob er mit beiden sich zum Untergang
Des Reichs verschworen, weiß ich nicht zu sagen.
Das ist gewiß, daß Hochverrath, erwiesen
Und von ihm selber eingestanden, ihn
Gestürzt.

Macbeth. Glamis und Than von Cawdor!
Das Größte steht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren. (Zu Banquo.)
Hofft ihr nun nicht, daß eure Kinder Könige
Sein werden, da derselbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es euch verhieß.

Banquo. Hum! Stünd' es so, möcht' es euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergessen und die Krone
Zu suchen. — Es ist wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle schadenfrohe Macht
Durch Wahrheit selbst an des Verderbens Rand.
Unschuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grausenhafter Folgen hinzureißen! (Zu Rosse und Angus.)
Wo ist der König?

Angus. Auf dem Weg hieher.

(Banquo spricht seitwärts mit beiden.)

Macbeth (für sich). Zwei Theile des Orakels sind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchsten dritten!
— Habt Dank, ihr Herren — Diese wunderbare
Eröffnung kann nicht böse sein — sie kann
Nicht gut sein. Wär' sie böse, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Cawdor! Wär' sie gut, warum
Beschleicht mich die entsetzliche Versuchung,
Die mir das Haar aufsträubt, mir in der Brust
Das eisenfeste Männerherz erschüttert?
Die Handlung selbst ist minder grausenvoll,
Als der Gedanke der geschreckten Seele.
Dies Bild, die bloße Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt so heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht
Und mir nichts da ist, als das Wesenlose.

Banquo (zu den andern). Bemerket doch, wie unser Freund verzückt ist.

Macbeth. Will es das Schicksal, daß ich König sei,
So kröne mich's, und ohne daß ich's suche!

Banquo. Die neuen Ehren, die ihn schmücken, sind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht passen,
Bis wir durch öftres Tragen sie gewohnen.

Macbeth (für sich). Komme, was kommen mag;
Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag!

Banquo (zu Macbeth). Mein edler Than, wir warten nur auf euch.

Macbeth. Vergebt, ihr Herren! Mein verstörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubt, edle Freunde, eure Dienste sind
In meinem dankbarn Herzen eingeschrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König! (Zu Banquo.) Denkt des Vorgefallnen;
Und wenn wir's reiflich bei uns selbst bedacht,
Dann laßt uns frei und offen davon reden.

Banquo. Sehr gern.

Macbeth. Bis dahin gnug davon! Kommt Freunde! (Sie gehen ab.)

Königlicher Palast.

Siebenter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Macduff. Gefolge.

König. Ist die Sentenz an Cawdor schon vollstreckt?
Sind, die wir abgesandt, noch nicht zurück?

Donalbain. Sie sind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch sprach ich einen, der ihn sterben sah.
Er habe seinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken lassen!

Das Würdigste in seinem ganzen Leben
War der ergebne Sinn, womit er es
Verließ! Er starb wie einer, der aufs Sterben
Studierte, und das kostbarste der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub.
König. Es gibt noch keine Kunst, die innerste
Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen!
Er war ein Mann, auf den ich alles baute!

Achter Auftritt.

Vorige. Macbeth. Banquo. Rosse. Lenox.

König. O theurer Vetter, Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks lastete
So eben schwer auf mir! Du bist so weit
Voraus geeilt, daß dich der schnellste Flug
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Fast möcht' ich wünschen, daß du weniger
Verdient, damit mir's möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daß ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Habe.
Macbeth. Was ich geleistet, Sire, belohnt sich selbst,
Es ist nicht mehr, als was ich schuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,
Die Dienste eurer Knechte zu empfangen.
Sie sind des Thrones Kinder und des Staats,
Und euch durch heil'ge Lehenspflicht verpfändet.
König. Sei mir willkommen, edler, theurer Held.
Ich habe angefangen, dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum sorg' ich — edler Banquo!
Du hast nicht weniger verdient; es soll
Vergolten werden. Laß mich dich umarmen
Und an mein Herz dich drücken. (Umarmt ihn.)
Banquo. Wachs' ich da,
So ist die Ernte euer.
König. Meine Freude ist
So groß, daß sie vom Kummer Thränen borgt,
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thans!
Und die zunächst an meinem Throne stehn!
Wißt, daß wir Malcolm, unsern Aeltesten,
Zum künft'gen Erben unsers Reichs bestimmt
Und ihn zum Prinzen Cumberlands ernennen.
Der einz'ge Vorzug soll ihn kennbar machen
Aus unsrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Gestirnen unsern Thron umschimmern! (Zu Macbeth.)
Jetzt, Vetter, nach Inverneß! Denn wir sind

Entschlossen, euer Gast zu sein heut Abend.

Macbeth. Ich selbst will eurer Ankunft Bote sein
Und meinem Weib den hohen Gast verkünden!
Und so, mein König, nehm' ich meinen Urlaub!

König (ihn umarmend). Mein würd'ger Cawdor!

(Er geht ab mit dem Gefolge.)

Macbeth (allein). Prinz von Cumberland!
Das ist ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überspringen, oder ich stürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmlisch Licht,
Damit kein Tag in meinen Busen falle!
Das Auge selber soll die Hand nicht sehen,
Damit das Ungeheure kann geschehen! (Ab.)

Vorhalle in Macbeths Schloß.

Neunter Auftritt.

Lady Macbeth allein, in einem Briefe lesend.

„Ich traf sie grade an dem Tag des Siegs,
„Und die Erfüllung ihres ersten Grußes
„Verbürgte mir, sie wissen mehr als Menschen.
„Da ich nach neuen Dingen forschen wollte,
„Verschwanden sie. Ich stand noch voll Erstaunen,
„Als Abgeordnete vom König kamen,
„Die mich als Than von Cawdor grüßten, mit
„Demselben Titel, den mir kurz zuvor
„Die Zauberschwestern gaben, und worauf
„Der dritte königliche Gruß gefolgt!
„Dies eil' ich dir zu melden, theuerste
„Genossin meiner Größe, daß du länger nicht
„Unwissend seiest, welche Hoheit uns
„Erwartet. Leg' es an dein Herz. Leb' wohl!"
Glamis und Cawdor bist du und sollst sein,
Was dir verheißen ist — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — Du bist zu sanft
Geartet, um den nächsten Weg zu gehn.
Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
Groß sein, doch dein Gewissen auch bewahren.
Nicht abgeneigt bist du vor ungerechtem
Gewinn; doch widersteht dir's, falsch zu spielen.
Du möchtest gern das haben, was dir zuruft:
Das muß geschehn, wenn man mich haben will!
Und hast doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O, eile! eile her!
Damit ich meinen Geist in deinen gieße,
Durch meine tapfre Zunge diese Zweifel

Und Furchtgespenster aus dem Felde schlage,
Die dich wegschrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady. Was bringt ihr?
Pförtner. Der König kommt auf diese Nacht hierher.
Lady. Du bist nicht klug, wenn du das sagst — Ist nicht
Dein Herr bei ihm? Und wär' es, wie du sprichst,
Würd' er den Gast mir nicht verkündigt haben?
Pförtner. Gebieterin, es ist so, wie ich sage!
Der Than ist unterwegs; ein Eilbot' sprengte
In vollem Lauf voraus; der hatte kaum
Noch so viel Athem übrig, seines Auftrags
Sich zu entled'gen.
Lady. Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine große Post. (Pförtner geht.) Der Rab' ist heiser,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrächzen soll — Kommt jetzt, ihr Geister alle,
Die in die Seele Mordgedanken sä'n!
Kommt und entweibt mich hier! Vom Wirbel bis
Zur Zehe füllt mich an mit Tigers Grimm!
Verdickt mein Blut, sperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erschüttre meinen gräßlichen Entschluß
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüste leget euch,
Ihr Unglücksgeister, wo ihr auch, in welcher
Gestalt unsichtbar auf Verderben lauert,
Und sauget meine Milch anstatt der Galle!
Komm, dicke Nacht, in schwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht sehe,
Wohin er trifft, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finsterniß zerreißend, rufe: Halt!
Halt' inne!

Eilfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady. Großer Glamis! Würd'ger Cawdor,
Und größer noch durch das prophetische
„Heil dir, der einst!" — Dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieser engen Gegenwart,
Und trunken seh' ich schon das Künftige
Verwirklicht!
Macbeth. Theuerste Liebe! Duncan kommt

Heut Abend.

Lady. Und wann geht er wieder?

Macbeth. Morgen, denkt er.

Lady. O, nimmer sieht die Sonne diesen Morgen!
Dein Angesicht, mein Than, ist, wie ein Buch,
Worin Gefährliches geschrieben steht.
Laß deine Mienen aussehn, wie die Zeit
Es heischet, trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! Sieh' aus,
Wie die unschuld'ge Blume, aber sei
Die Schlange unter ihr! — Geh', denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gast wohl zu empfangen.
Mein sei die große Arbeit dieser Nacht,
Die allen unsern künft'gen Tag' und Nächten
Die königliche Freiheit soll erfechten!

Macbeth. Wir sprechen mehr davon.

Lady. Nur heiter, Sir!
Denn, wo die Züge schnell verändert wanken,
Verräth sich stets der Zweifel der Gedanken,
In allem andern überlaß dich mir! (Sie gehen ab. Man hört blasen.)

Zwölfter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Banquo. Macduff, Rosse, Angus, Lenox mit Fackeln.

König. Dies Schloß hat eine angenehme Lage.
Leicht und erquicklich athmet sich die Luft,
Und ihre Milde schmeichelt unsern Sinnen.

Banquo. Und dieser Sommergast, die Mauerschwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
Beweist durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daß hier des Himmels Athem lieblich schmeckt.
Ich sehe keine Friesen, sehe keine
Verzahnung, kein vorspringendes Gebälk,
Wo dieser Vogel nicht sein hangend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieses fromme Thier zu nisten pflegt.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Lady Macbeth.

König. Ah, sieh da unsre angenehme Wirthin!
— Die Liebe, die uns folgt, belästigt oft;
Doch danken wir ihr, weil es Liebe ist.
So wirst auch du für diese Last und Müh,
Die wir ins Haus dir bringen, Dank uns wissen.

Lady. Sire! Alle unsre Dienste, zwei- und dreifach
In jedem Stück geleistet, blieben noch

Zu arm, die große Ehre zu erkennen,
Womit ihr unser Haus begnadiget.
Nichts bleibt uns übrig, königlicher Herr,
Als für die alten Gunstbezeugungen,
Wie für die neuen, die ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klausnern, nur an Wünschen reich,
Mit brünstigen Gebeten euch zu dienen.

König. Wo ist der Than von Cawdor?
Wir sind ihm auf den Fersen nachgefolgt
Und wollten seinen Haushofmeister machen.
Doch er ist rasch zu Pferd, und seine Liebe,
Scharf wie sein Sporn, gab ihm so schnelle Flügel,
Daß er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden euer Gast sein diese Nacht.

Lady. Ihr seid in eurem Eigenthum, mein König!
Wir geben nur, was wir von euch empfingen.

König. Kommt, eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth! Wir lieben ihn von Herzen,
Und was wir ihm erzeigt, ist nur ein Vorspiel
Der größern Gunst, die wir ihm vorbehalten.
— Erlaubt mir, meine angenehme Wirthin!

(Er führt sie hinein. Die andern folgen. Eine Tafelmusik wird gehört. Bediente gehen im Hintergrunde mit Speisen über die Bühne. Nach einer Weile erscheint Macbeth.)

Vierzehnter Auftritt.

Macbeth allein, gedankenvoll.

Wär' es auch abgethan, wenn es gethan ist,
Dann wär' es gut, es würde rasch gethan!
Wenn uns der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Todten alles ruhte,
Wenn dieser Mordstreich auch das Ende wäre,
Das Ende nur für diese Zeitlichkeit —
Wegspringen wollt' ich übers künft'ge Leben!
Doch solche Thaten richten sich schon hier,
Die blut'ge Lehre, die wir andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmessende Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.
— Er sollte zweifach sicher sein. Einmal,
Weil ich sein Blutsfreund bin und sein Vasall,
Zwei starke Fesseln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch sein Wirth, der seinem Mörder
Die Thür verschließen, nicht den Todesstreich
Selbst führen sollte. Ueber dieses alles
Hat dieser Duncan so gelind regiert,
Sein großes Amt so tadellos verwaltet,

Daß wider diese schauderhafte That
Sich seine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Posaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugebornes Kind,
Hilflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiße Thränen locken
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die sich in tollem Anlauf
Selbst überstürzt und jenseits ihres Ziels
Hintaumelt — Nun! Wie steht es drin?

Fünfzehnter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth kommt.

Lady. Er hat
Gleich abgespeist. Warum verließet ihr
Das Zimmer?

Macbeth. Fragte er nach mir?

Lady. Ich dachte,
Man hätt' es euch gesagt.

Macbeth (nach einer Pause). Laß uns nicht weiter
In dieser Sache gehen, liebes Weib!
Er hat mich kürzlich erst mit neuen Ehren
Gekrönt; ich habe goldne Meinungen
Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erst in ihrem vollen Glanz getragen,
Nicht gleich beiseit gelegt sein wollen.

Lady. Wie?
War denn die Hoffnung trunken, die dich erst
So tapfer machte? Hat sie ausgeschlafen
Und ist nun wach geworden, um auf einmal
Beim Anblick dessen, was sie muthig wollte,
So bleich und schlaff und nüchtern auszusehn?
Von nun an weiß ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchtest dich, in Kraft und That derselbe
Zu sein, der du in deinen Wünschen bist!
Du wagst es, nach dem Höchsten aufzustreben,
Und du erträgst es, schwach und feig zu sein?
„Ich möchte' es gerne, doch ich wag' es nicht" —
Kleinmüthiger!

Macbeth. Ich bitte dich, halt' ein!
Das wag' ich alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der ist keiner!

Lady. War's denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thatest — da warst du ein Mann!

Und, wenn du mehr wärst, als du warst, du würdest
Um so viel mehr ein Mann sein! Da du mir's
Endeckt, bot weder Ort noch Zeit sich an;
Du wolltest beide machen — Beide haben sich
Von selbst gemacht; dich haben sie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiß,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — ja bei Gott, den Säugling selbst
An meinen eignen Brüsten wollt' ich morden,
Hätt' ich's geschworen, wie du jenes schwurst.

Macbeth. Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieser Cumberland nicht zwischen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Duncans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady. Ich kenne diese Thans. Nie wird ihr Stolz
Sich einem schwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet sich;
Dann trittst du auf, der Tapferste, der Beste,
Der Nächste an dem königlichen Stamm,
Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
In ihrem Namen gründest du den Thron,
Und steht er fest, wer stürzte dich herab?
Nicht in die ferne Zeit verliere dich,
Den Augenblick ergreife, der ist dein.

Macbeth. Wenn wir's verfehlten — wenn der Streich mißlänge.

Lady. Mißlingen! Führ' es aus mit Männermuth
Und fester Hand, so kann es nicht mißlingen.
— Wenn Duncan schläft — und diese starke Reise
Wird seinen Schlaf befördern — übernehm' ich's,
Die beiden Kämmrer mit berauschendem
Getränk so anzufüllen, zu betäuben,
Daß ihr Gedächtniß, des Gehirnes Wächter,
Ein bloßer Dunst sein soll. Und wenn sie nun
In vieh'schem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir beide mit dem un-
Bewachten Duncan nicht beginnen, nicht
Mit seinen überfüllten Kämmerern,
Die unsers Mordes Sünde tragen sollen?

Macbeth. Gebier mir keine Töchter! Männer nur
Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen!
Wird man nicht glauben, wenn wir jene beiden,
Die in des Königs eignem Zimmer schlafen,
Mit Blut bestrichen, ihrer Dolche uns
Zum Mord bedient, daß sie die That gethan?

Lady. Wer wird bei dem Gejammer, dem Geschrei,

Das wir erheben wollen, etwas andres
Zu denken wagen?

Macbeth. Weib! Ich bin entschlossen,
Und alle meine Sehnen spannen sich
Zu dieser That des Schreckens an. Komm, laß uns
Den blut'gen Vorsatz mit der schönsten Larve
Bedecken! Falsche Freundlichkeit verhehle
Das schwarze Werk der heuchlerischen Seele! (Beide gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer.

Erster Auftritt.

Banquo. Fleance, der ihm eine Fackel vorträgt.

Banquo. Wie spät ist's, Bursche?

Fleance. Herr, der Mond ist unter.
Die Glocke hab' ich nicht gehört!

Banquo. Er geht
Um zwölf Uhr unter.

Fleance. 's ist wohl später, Herr.

Banq. Da, nimm mein Schwert! Man ist haushälterisch im Himmel.
Die Lichter sind schon alle aus. Hier, nimm
Auch das noch! Eine schwere Schlaflust liegt
Wie Blei auf mir, doch möcht' ich nicht gern schlafen.
Ihr guten Mächte, wehrt die sträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht sich nahn! — Gib mir mein Schwert! Wer da?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Macbeth, dem ein Bedienter leuchtet.

Macbeth. Ein Freund.

Banquo. Wie, edler Sir, noch nicht zur Ruh'?
Der König schläft schon. Er war äußerst fröhlich,
Und eure Diener hat er reich beschenkt.
Hier diesen Demant schickt er eurer Lady
Und grüßt sie, seine angenehme Wirthin.
Er ging recht glücklich in sein Schlafgemach.

Macbeth. Da wir nicht vorbereitet waren, mußte
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Banquo. Es mangelte an nichts. Nun, Sir, mir träumte
Verwichne Nacht von den drei Zauberschwestern.
Euch haben sie doch etwas Wahres
Gesagt.

Macbeth. Ich denke gar nicht mehr an sie.
Indeß, wenn's euch bequem ist, möcht' ich gern

Ein Wort mit euch von dieser Sache sprechen.
Nennt nur die Zeit.

Banquo. Wie's euch gelegen ist.

Macbeth. Wenn Banquo mein Beginnen unterstützt,
Und es gelingt, so soll er Ehre davon haben.

Banquo. Sofern ich sie nicht in die Schanze schlage,
Indem ich sie zu mehren meine, noch
Mein gut Gewissen und mein Herz dabei
Gefährdet sind, bin ich zu euren Diensten.

Macbeth. Gut' Nacht indeß.

Banquo. Ich dank' euch. Schlafet wohl! (Banquo und Fleance gehen ab.)

Macbeth (zum Bedienten). Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll sie die Glocke ziehn. — **Du** geh zu Bette! (Bedienter geht ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth allein.

Ist dies ein Dolch, was ich da vor mir sehe,
Den Griff mir zugewendet? Komm! Laß mich dich fassen,
Ich hab' dich nicht und sehe dich doch immer.
Furchtbares Bild! Bist du so fühlbar nicht der Hand,
Als du dem Auge sichtbar bist? Bist du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich seh' dich immer, so leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier zücke,
Du weisest mir den Weg, den ich will gehn;
Solch ein Geräth, wie du bist, wollt' ich brauchen.
Entweder ist mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne oder mehr werth, als sie alle.
— Noch immer seh' ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erst nicht da waren.
— Es ist nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke ist's, der so heraustritt vor das Auge!
Jetzt scheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böse Träume schrecken hinterm Vorhang
Den unbeschützten Schlaf! Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienst der bleichen Hekate,
Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste, geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.
Du sichre, unbeweglich feste Erde!
Hör' meine Tritte nicht, wohin sie gehn,
Damit nicht deine stummen Steine selbst
Mein Werk ausschreien und zusammenklingend
Dies tiefe Todtenschweigen unterbrechen,

Das meinem Mordgeschäft so günstig ist.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! — (Man hört die Glocke.)
Rasch vorwärts, Macbeth, und es ist gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre sie nicht Duncan!
Es ist die Glocke, die dich augenblicks
Zum Himmel fordert oder zu der Hölle. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. Bald darauf Macbeth.

Lady. Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht,
Was ihnen Feuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Eule war's, die schrie — der traurige
Nachtwächter sagt uns gräßlich gute Nacht.
— Er ist dabei. Die Kammerthür ist offen,
Und die berauschten Kämmerlinge spotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräft'gen Schlaftrunk hab' ich ihnen
Gemischt, daß Tod und Leben drüber rechten,
Ob sie noch athmen oder Leichen sind.

Macbeth (drinnen). Wer ist da? He!

Lady. O weh! Ich fürchte, sie sind aufgewacht,
Und es ist nicht geschehen! Der Versuch
Und nicht die That wird uns verderben — Horch!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er mußte
Sie finden auf den ersten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er so schlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es selbst gethan — Nun, mein Gemahl?

Macbeth (tritt auf). Sie ist gethan, die That! Vernahmst du kein Geräusch?

Lady. Die Eule hört' ich schreien und
Die Grillen singen — Sagtest du nicht was?

Macbeth. Wann?

Lady. Jetzt.

Macbeth. Wie ich herunter kam?

Lady. Ja.

Macbeth. Horch!
Wer liegt im zweiten Zimmer?

Lady. Donalbain.

Macbeth (besieht seine Hände). Das ist ein traur'ger Anblick! O!

Lady. Ihr seid
Nicht klug! Das nennt ihr einen traur'gen Anblick!

Macbeth. Der eine lacht' im Schlaf, der andere
Schrie: Mord! daß sie sich wechselsweise weckten.
Ich stand und hörte zu, sie aber sprachen
Ihr Nachtgebet und schliefen wieder ein.

Lady. Es sind dort ihrer zwei in einer Kammer.
Macbeth. Genad' uns Gott! rief einer — Amen, sprach
Der andere, als hätten sie mich sehen
Mit diesen Henkershänden stehn und horchen
Auf die Geberden ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen sagen, als sie schrien: Gott gnad' uns!
Lady. Denkt ihm so tief nicht nach!
Macbeth. Warum denn aber konnt' ich
Nicht Amen sagen? Braucht' ich doch so sehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.
Lady. Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht so beschaun. Das könnt' uns rasend machen.
Macbeth. Es war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeschützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das frische Bad der wundenvollen Brust,
Das linde Oel für jede Herzensqual,
Die beste Speise an des Lebens Mahl!
Lady. Wie, Sir? Was soll das alles?
Macbeth. Immer, immer,
Im ganzen Hause rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet;
Darum soll Cawdor nicht mehr schlafen, Macbeth
Soll nicht mehr schlafen!
Lady. Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entnerven! Geh! Nimm etwas Wasser
Und wasche dies verrätherische Zeugniß
Von deinen Händen — Warum brachtest du
Die Dolche mit heraus? Sie müssen drinn
Gefunden werden. Trage sie zurück, bestreiche
Die Kämmrer mit dem Blut —
Macbeth. Ich geh' nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that.
Geh du hinein. Ich wag's nicht.
Lady. Schwache Seele!
Gib mir die Dolche. Schlafende und Todte
Sind nur Gemälde; nur ein kindisch Aug'
Schreckt ein gemalter Teufel. Ich bepurpre
Der Kämmerer Gesicht mit seinem Blut;
Denn diese muß man für die Thäter halten.

(Sie geht hinein. Man hört draußen klopfen.)

Macbeth. Woher dies Klopfen? Wohin kam's mit mir,
Daß jeder Laut mich aufschreckt! — Was für Hände!
Sie reißen mir die Augen aus — Weh! Wehe!
Kann der gewässerreiche Meergott selbst
Mit seinen Fluthen allen dieses Blut
Von meiner Hand abwaschen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieser Hand!

Lady (zurückkommend). So ist die blut'ge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unsre Schuld
Auf ihren Händen und Gesichtern — Horch!
— Ich hör' ein Klopfen an der Thür nach Süden.
Gehn wir hinein. Ein wenig Wasser reinigt uns
Von dieser That. Wie leicht ist sie also!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlassen. (Neues, stärkeres Pochen.)
— Es klopft schon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geschwind, damit uns niemand überrasche
Und seh', daß wir gewacht! — O, sei ein Mann!
Verlier' dich nicht so kläglich in Gedanken!

Macbeth. Mir dieser That bewußt zu sein! O, besser,
Mir ewig meiner selbst nicht mehr bewußt sein!
(Das Klopfen wird stärker.)
Poch' ihn nur auf aus seinem Todesschlaf!
Was gäb' ich drum, du könntest es!

Lady (ihn fortziehend). Kommt! Kommt! (Gehen hinein.)

Fünfter Auftritt.

Pförtner mit Schlüsseln. Hernach **Macduff** und **Rosse.**

Pförtner (kommt singend).

Verschwunden ist die finstre Nacht,
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar. (Stärkeres Klopfen.)

Poch! Poch! Geduld da draußen, wer's auch ist!
Den Pförtner laßt sein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis.
's ist kein Geschäft so eilig, als das Beten.
(Singt weiter.)

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heiligen Schaaren
Uns gnädig wollte bewahren.

Wohl Mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
Drum freue sich, wer, neu belebt,
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

(Er schließt auf, Macduff und Rosse treten auf.)

Rosse. Nun, das muß wahr sein, Freund, ihr führet eine
So helle Orgel in der Brust, daß ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf posaunen.

Pförtner. Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

Rosse. Wie das, Freund Pförtner?

Pförtner. Nun, sagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für sein Volk, und ist's
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?
Und also bin ich's, seht ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

Rosse. Ihr habt Recht.

Macduff. Den König hütet seine Gnad' und Milde.
Er bringt dem Hause Schutz, das Haus nicht ihm;
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er schläft.

Rosse. Sag', Pförtner! Ist dein Herr schon bei der Hand?
Sieh! unser Pochen hat ihn aufgeweckt,
Da kommt er.

Sechster Auftritt.

Macbeth. Macduff. Rosse.

Rosse. Guten Morgen, edler Sir!

Macbeth. Den wünsch' ich beiden.

Macduff. Ist der König munter?

Macbeth. Noch nicht.

Macduff. Er trug mir auf, ihn früh zu wecken;
Ich habe die bestimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth. Ich führ' euch zu ihm.

Macduff. O, ich weiß,
Es wär' euch eine angenehme Mühe;
Doch ist es eine Mühe.

Macbeth. Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh'.
Hier ist die Thür.

Macduff. Ich bin so dreist und rufe;
Denn so ist mir befohlen. (Er geht hinein.)

Siebenter Auftritt.

Macbeth und Rosse.

Rosse. Reist der König

Heut wieder ab?
Macbeth. Ja, so bestellte er's.
Rosse. Sir! Das war eine ungestüme Nacht.
Im Hause, wo wir schliefen, ward der Schlot
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein gräßlich Angstgeschrei vernommen haben,
Geheul des Todes, gräßlich tönende
Prophetenstimmen, die Verkündiger
Entsetzlicher Ereignisse, gewaltsamer
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.
Die Eule schrie die ganze Nacht; man sagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!
Macbeth. 's war eine rauhe Nacht.
Rosse. Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. Macduff kommt zurück.

Macduff. Entsetzlich! Gräßlich! Gräßlich! O, entsetzlich!
Macbeth. Was ist's?
Rosse. Was gibt es?
Macduff. Grausenvoll! Entsetzlich!
Kein Herz kann's fassen, keine Zunge nennen!
Macbeth. Was ist es denn?
Macduff. Der Frevel hat sein Aergstes
Vollbracht! Der kirchenräuberische Mord
Ist in des Tempels Heiligthum gebrochen
Und hat das Leben draus hinweggestohlen.
Macbeth. Das Leben! Wie versteht ihr das?
Rosse. Meint ihr
Den König?
Macduff. Geht hinein! Geht und erstarret
Vor einer neuen, gräßlichen Gorgona.
Verlangt nicht, daß ich's nenne! Seht und dann
Sprecht selbst! (Macbeth und Rosse gehen ab.)
Macduff. Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! Auf!
Erwachet, Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft diesen flaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn selbst!
Auf, auf, und seht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! Wie aus euern Gräbern
Erhebt euch, und wie Geister schreitet her,
Das gräßlich Ungeheure anzuschauen!

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf Banquo mit Lenox und Angus; und nach diesen Macbeth mit Rosse.

Lady. Was gibt's, daß solche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieses Hauses weckt! Sagt! Redet!
Macduff. O zarte Lady! Es taugt nicht für euch,
Zu hören, was ich sagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu schrecken, wär' ein zweiter Mord!
(Auf Banquo, Lenox und Angus zueilend, die hereintreten.)
O Banquo! Banquo! Unser König ist ermordet!
Lady. Hilf Himmel! Was? In unserm Haus?
Banquo. Entsetzlich,
Wo immer auch — Macduff, ich bitte dich,
Nimm es zurück und sag', es sei nicht so. (Macbeth kommt mit Rosse zurück.)
Macbeth. O, wär' ich eine Stunde nur
Vor diesem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär' gestorben als ein Glücklicher.
Von nun an ist nichts Schätzenswerthes mehr
Auf Erden! Tand ist alles! Ehr' und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein ist abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Donalbain.

Donalbain. Was ist verloren —
Macbeth. Ihr! Und wißt es nicht? (Zu Donalbain.)
Der Brunnen deines Blutes ist verstopft,
Ja, seine Quelle selber ist verstopft.
Macduff (zu Malcolm). Dein königlicher Vater ist ermordet!
Malcolm. O Gott! Von wem?
Rosse. Die Kämmerer sind allem Ansehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Gesichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewischt auf ihrem Kissen fanden.
Sie sahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und niemand wagte sich an sie heran.
Macbeth. O, jetzo reut mich's, daß ich sie im Wahnsinn
Der ersten Wuth getödtet.
Macduff. Warum thatst du das?
Macbeth. Wer ist im nämlichen Moment zugleich
Gefaßt und wüthend, sinnlos und besonnen,
Rechtliebend und parteilos? Niemand ist's!
Die rasche That der heft'gen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Duncan — sein königlicher Leib von Dolchen
Entstellt, zerrissen! Seine offnen Wunden

Erschienen wie ein Riß in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort seine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gekleidet, ihre Dolche frech bemalt mit Blut!
Wer, der ein Herz für seinen König hatte
Und Muth in diesem Herzen, hätte da
Sich halten und sich selbst gebieten können!

Lady (stellt sich, als ob sie ohnmächtig werde).
Helft mir von hinnen — O!

Macduff. Sorgt für die Lady!

(Macduff, Banquo, Rosse und Angus sind um sie beschäftigt.)

Malcolm (zu Donalbain). Wir schweigen still, die dieser Trauerfall
Am nächsten trifft?

Donalbain. Was läßt sich sagen, hier,
Wo unser Feind, in unsichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu stürmen, auf uns herzufallen droht?
Laß uns davon gehn, Bruder, unsre Thränen
Sind noch nicht reif.

Malcolm. Noch unser heft'ger Schmerz
Im Stand, sich von der Stelle zu bewegen.

Banquo (zu denen, welche die Lady wegführen).
Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unsers ersten Schreckens
Erholt und unsre Blöße erst bedeckt,
Dann laßt uns hier aufs neu' zusammenkommen
Und dieser ungeheuren Blutschuld weiter
Nachforschen. Uns erschüttern Furcht und Zweifel.
Hier in der großen Hand des Höchsten steh' ich,
Und unter diesem Schirme kämpf' ich jeder
Beschuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich ersinnen mögen!

Macbeth. Das thu' ich auch.

Macduff. Und ich.

Rosse, Angus und **Lenox.** Das thun wir alle!

Macbeth. Jetzt werfen wir uns schnell in unsre Kleider
Und kommen in der Halle dann zusammen.

Alle. Wir sind's zufrieden. (Gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Malcolm. Donalbain.

Malcolm. Was gedenkt ihr, Bruder?
Ich find' es nicht gerathen, ihrer Treu'
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiß, ist eine Pflicht,
Die dem Unredlichen nicht schwer ankommt.

Ich geh' nach England.

Donalbain. Ich nach Irland.

Gerathner ist's für unser beider Wohl,
Wir trennen unser Schicksal! Wo wir sind,
Seh' ich aus jedem Lächeln Dolche drohn,
Je näher am Blut, so näher dem Verderben.

Malcolm. Der Mörderpfeil, der unsern Vater traf,
Fliegt noch, ist noch zur Erde nicht gefallen.
Das Beste ist, vom Ziel hinweg zu gehn.
Drum schnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abschiednehmen! Da ist's wohl gethan,
Sich wegzustehlen, wo das kleinste Weilen
Tod und Verderben bringen kann. (Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Rosse. Ein alter Mann.

Alter Mann. Ja, Herr, von achtzig Jahren her besinn' ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich Bittres
Erlebt und Unglückseliges erfahren.
Doch diese Schreckensnacht hat all mein vorig Wissen
Zum Kinderspiel gemacht.

Rosse. Ach, guter Vater,
Du siehst, wie selbst der Himmel düster bleich
Auf diesen blut'gen Schauplatz niederhängt,
Wie von der Menschen Gräuelthat empört!
Der Glocke nach ist's hoch am Tag, und doch
Dämpft finstre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann. Es ist so unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphierend thurmhoch in den Lüften
Herschwebete, von einer mausenden
Nachteule angefallen und getödtet.

Rosse. Und Duncans Pferde — so verwundersam
Es klingt, so wahr ist's! — diese schönen Thiere
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen
Und schossen wüthend um sich her, dem Ruf
Des Führers starr unbändig widerstrebend,
Als ob sie Krieg ankündigten den Menschen.

Alter Mann. Man sagt, daß sie einander aufgefressen.

Rosse. Das thaten sie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es sah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Macduff.

Rosse. Nun, Sir, wie geht die Welt?

Macduff. Wie? Seht ihr's nicht?
Rosse. Weiß man, wer diese mehr als blut'ge That
Verübte?
Macduff. Sie, die Macbeth tödtete.
Rosse. Die Kämmerer! Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?
Macduff. Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, sind heimlich weggeflohn
Und machten sich dadurch der That verdächtig.
Rosse. O, immer, immer wider die Natur!
Unmäß'ge Herrschsucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eignen Lebenssäfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?
Macduff. Er ist schon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.
Rosse. Wo ist Duncans Leiche?
Macduff. Nach Colmeskill gebracht, der heil'gen Gruft,
Wo die Gebeine seiner Väter ruhen.
Rosse. Geht ihr nach Scone?
Macduff. — Nein! Ich geh' nach Fife.
Rosse. Gut! So will ich nach Scone.
Macduff. Lebet wohl!
Und mögt ihr alles dort nach Wunsche finden!
Leicht möchten uns die alten Röcke besser
Gesessen haben, fürcht' ich, als die neuen!
Rosse (zu dem Alten). Nun, alter Vater, lebet wohl!
Alter Mann. Gott sei
Mit euch und jedem, der es redlich meint,
Das Böse gut macht und den Feind zum Freund! (Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Banquo allein.

Du hast's nun! Glamis! Cawdor! König! Alles,
Wie es die Zauberschwestern dir verhießen.
Ich fürchte sehr, du hast ein schändlich Spiel
Darum gespielt. — Und doch ward prophezeit,
Es sollte nicht bei deinem Hause bleiben,
Ich aber sollte der beglückte Stifter,
Die Wurzel eines Königsstammes sein.
Wenn Wahrheit kommen kann aus solchem Munde —
Und der erfüllte Gruß an dich beweist's —

Wie sollten sie nicht eben sowohl mein
Orakel sein, wie deins, und mich zur Hoffnung
Anfrischen? Aber still! Nichs mehr davon!

Zweiter Auftritt.

Trompeten.

Macbeth als König. Lady Macbeth. Rosse. Angus. Lenox. Banquo. Gefolge.

Macbeth. Sieh da! Hier ist der erste unsrer Gäste!
Lady. Blieb er hinweg, so war gleichsam ein Riß
In unserm Feste, und die Krone fehlt' ihm.
Macbeth. Banquo! Wir geben diese Nacht ein festlich Mahl
Und bitten euch um eure Gegenwart.
Banquo. Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heil'ge Pflicht ist.
Macbeth. Ihr verreiset heut?
Banquo. Ja, Sire!
Macbeth. Sonst hätten wir uns euern Rath,
Der stets so weis' als glücklich war, in heutiger
Versammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reise weit?
Banquo. So weit,
Daß alle Zeit von jetzt zum Abendessen
Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd sein Bestes,
Werd' ich der Nacht verschuldet werden müssen
Für eine dunkle Stunde oder zwei.
Macbeth. Fehlt ja nicht bei dem Fest!
Banquo. Gewißlich nicht.
Macbeth. Wir hören, unsre blut'gen Vettern sind
Nach Engelland und Irland, leugnen dort
Frech ihren gräuelvollen Mord und füllen
Mit seltsamen Erdichtungen die Welt.
Doch hievon morgen nebst dem andern, was
Den Staat betrifft und unsre Sorgen heischt.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Fleance mit euch?
Banquo. Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —
Macbeth. So wünsch' ich euren Pferden Schnelligkeit
Und sichre Füße! Lebet wohl! (Banquo geht ab. Zu den andern.)
Bis Anbruch
Der Nacht sei jedermann Herr seiner Zeit.
Die Freuden der Gesellschaft desto besser
Zu schmecken, bleiben wir bis dahin selbst
Für uns allein. Und damit Gott befohlen. (Lady und Lords gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth zurückbleibend.

Macbeth (zu einem Bedienten).
Hört, Freund! Sind jene Männer bei der Hand?

Bedienter. Ja, Sire! Sie warten draußen vor dem Schloßthor.
Macbeth. Führ' sie herein. (Bedienter ab.)
So weit sein, ist noch nichts;
Doch, es mit Sicherheit zu sein!
Vor diesem Banquo haben wir zu zittern.
In seiner königlichen Seele herrscht
Dasjenige, was sich gefürchtet macht.
Vor nichts erschrickt sein Muth, und dieser kecken
Entschlossenheit wohnt eine Klugheit bei,
Die ihm zum Führer dient und seine Schritte
Versichert. Ihn allein, sonst keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geist gezüchtigt,
Wie Marc Antons vor Cäsars Genius.
Er schalt die Zauberschwestern, da sie mich
Zuerst begrüßten mit dem Königstitel,
Und forderte sie auf, zu ihm zu reden;
Und darauf grüßten sie prophetisch ihn
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne setzten sie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einst von fremden Händen mir
Entwunden werde! Ist's an dem, so hab' ich
Für Banquos Enkelkinder mein Gewissen
Befleckt, für sie den gnadenreichen Duncan
Erwürgt, für sie — allein für sie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet
Und mein unsterbliches Juwel dem all=
Gemeinen Feind der Menschen hingeopfert,
Um sie zu Königen zu machen! Banquos
Geschlecht zu Königen! Eh' dies geschieht,
Eh' komme du, Verhängniß, in die Schranken
Und laß uns kämpfen bis aufs Blut! (Bedienter kommt mit den Mördern.)
Wer ist da?
Geh vor die Thür und warte, bis wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwei Mörder.

Macbeth. War es nicht gestern, daß ich mit euch sprach?
Die Mörder. Ja, königlicher Herr!
Macbeth. Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?
Ihr wißt nun, daß es Banquo war, der euch
In vor'gen Zeiten so im Weg gestanden.
Ihr gabet fälschlich mir die Schuld? Doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es sonnenklar erkannt, wie schändlich

Man euch betrog —
  Erster Mörder. Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.
  Macbeth. Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt,
Seid ihr so lämmerfromm, so taubenmäßig
Geartet, daß ihr solches ungeahndet
Könnt hingehn lassen? So versöhnlichen Gemüths,
Daß ihr für diesen Banquo beten könnt,
Deß schwere Hand euch und die Eurigen
In Schande stürzte und zu Bettlern machte?
  Erster Mörder. Mein König, wir sind Männer!
  Macbeth. Ja, ja, ihr lauft so auf der Liste mit!
Wie Dachs und Windspiel alle Hunde heißen;
Die eigne Race aber unterscheidet
Den schlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flücht'gen Jäger. So auch mit den Menschen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer seid und zwar
An echter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Rächet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhaßt ist.
  Erster Mörder. Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Stöße
Der Welt so aufgebracht, daß ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze jegliches zu wagen.
  Zweiter Mörder. Und mir, mein König, hat das falsche Glück
So grausam mitgespielt, daß ich mein Schicksal
Verbessern oder gar nicht leben will.
  Macbeth. Ihr wisset also, euer Feind war Banquo.
  Die Mörder. Ja, Sire!
  Macbeth. Er ist auch meiner, und er ist's
Mit solchem blutig unversöhnten Haß,
Daß jeder Augenblick, der seinem Leben
Zuwächst, das meine mir zu rauben droht.
Zwar steht's in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rechenschaft,
Als meinen Willen, aus der Welt zu schaffen;
Doch darf ich's nicht um ein'ger Freunde willen,
Die auch die seinen sind, und deren Gunst
Ich ungern in die Schanze schlüge! Ja,
Die Klugheit will es, daß ich den beweine,
Auf den ich selbst den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieser That,
Die ich aus ganz besonders wicht'gen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muß.
  Erster Mörder. Mein König, wir erwarten deinen Wink.
  Zweiter Mörder. Und wenn auch unser Leben —
  Macbeth. Eure Kühnheit blitzt

Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird diesen Abend hier zurück erwartet.
Im nächsten Holze kann die That geschehen,
Doch etwas fern vom Schloß, versteht ihr wohl,
Daß kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muß, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, sein Sohn, der bei ihm ist,
An dessen Untergange mir nicht minder
Gelegen ist, als seinem eignen — hört ihr?
Das Schicksal dieser finstern Stunde theilen.
Habt ihr verstanden?

Die Mörder. Wohl! Wir sind entschlossen,
Mein König!

Macbeth. Nun, so geht auf euren Posten!
Vielleicht stößt noch der dritte Mann zu euch,
Daß nichts dem Zufall überlassen bleibe! (Die Mörder gehen ab.)
Beschlossen ist's! Banquo, erwartest du,
Zum Himmel einzugehn, fliegst du ihm heut noch zu!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady. Wie, mein Gemahl? Warum so viel allein?
Was kann es helfen, daß ihr eure Träume
Zur traurigen Gesellschaft wählt und mit
Gedanken sprecht, die dem, an den sie denken,
Ins nicht'ge Grab hinab gefolgt sein sollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern sind,
Muß auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan ist, ist gethan und bleibt's.

Macbeth. Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet;
Sie wird zuheilen und dieselbe sein
Aufs neue; unser machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe soll der Dinge feste Form
Sich lösen, ehe mögen beide Welten
Zusammenbrechen, eh' wir unser Brod
Mit Zittern essen und uns fernerhin
In ängstlich bangen Schreckensträumen wälzen.
Weit besser wär' es, bei den Todten sein,
Die wir zur Ruh' geschickt, uns Platz zu machen,
Als fort und fort in ruheloser Qual
Auf dieser Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Duncan ist in seinem Grabe,
Sanft schläft er auf des Lebens Fieberangst.
Verrätherbosheit hat ihr Aeußerstes

An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von Außen, nicht Verrätherei
Von Innen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Lady. Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Klärt eure finstern Blicke auf! Seid heiter
Und hell heut' Abend unter euren Gästen.

Macbeth. Das will ich, liebes Weib! und sei du's auch
Und spare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heischt's die Zeit, daß wir uns unsers Ranges
Entäußern, zu unwürdiger Liebkosung
Heruntersteigen, unser Angesicht
Zur schönen Larve unsrer Herzen machen.

Lady. Laßt das!

Macbeth. O, angefüllt mit Skorpionen
Ist meine Seele! Theures Weib, du weißt,
Noch lebet Banquo und sein Sohn!

Lady. Doch keinem gab
Natur das Vorrecht der Unsterblichkeit.

Macbeth. Das ist mein Trost, daß sie zerstörbar sind!
Drum gutes Muths! Eh' noch die Fledermaus
Den ungesell'gen Flug beginnt, eh' auf
Den Ruf der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit seinem schläfrigen Gesums einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen sein.

Lady. Was soll geschehn?

Macbeth. Sei lieber schuldlos durch Unwissenheit,
Mein trautes Weib, bis du der fert'gen That
Zujauchzen kannst. — Steig' nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge schließe zu!
Mit deiner unsichtbaren blut'gen Hand
Durchstreiche, reiß' in Stücken diesen großen
Schuldbrief, der auf mir lastend mich so bleicht!
— Schon sinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem dohlenwimmelnden Gehölze zu,
Einnicken alle freudigen Geschöpfe
Des Tags, indeß die schwarzen Hausgenossen
Der traur'gen Nacht auf ihren Raub ausgehen.
Du staunst ob meiner Rede! Doch sei ruhig!
Was blutig anfing mit Verrath und Mord,
Das setzt sich nur durch blut'ge Thaten fort!
Damit laß dir genügen! Folge mir! (Sie gehen ab.)

Unter Bäumen.

Sechster Auftritt.

Drei Mörder treten auf.

Erster (zum Dritten). Wer aber hieß dich zu uns stoßen?

Dritter. Macbeth.

Erster (zum Zweiten). Wie? Sind wir beide ihm nicht Manns genug,
Daß er, besorgt, uns den Gehilfen sendet?
Was meint ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweiter. Wir können's dreist. Die Zeichen treffen zu,
Es ist der Mann, von dem der König sprach.

Erster. So steh' zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tagesschein.
Der Wandrer, der sich auf dem Weg verspätet,
Strengt seiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert sich.

Zweiter. Still! Horch! Ich höre Pferde.

Banquo (hinter der Scene). Licht! He da!

Erster. Das ist er! Denn die andern, die beim Gastmahl
Erwartet wurden, sind schon alle da.

Zweiter. Die Pferde machen einen Umweg.

Erster. Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, so wie jedermann, den Weg zum Schloß
Durch dies Gehölz zu Fuß zurück zu legen,
Weil es hier näher ist und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Banquo und Fleaance mit einer Fackel.

Zweiter Mörder. Ein Licht! Ein Licht!

Dritter. Er ist es.

Erster Mörder. Macht euch fertig!

Banquo (vorwärts kommend). Es wird heut Nacht gewittern.

Zweiter Mörder. Es schlägt ein. (Sie fallen über ihn her.)

Banquo (indem er sich wehrt).
Verrätherei! Flieh'! Flieh', mein Sohn! Flieh'! flieh'!
Du kannst mein Rächer sein! — O Bösewicht!
(Er sinkt tödtlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg; erster Mörder tritt darauf und löscht sie aus; jener entflieht.)

Dritter Mörder. Wer löscht das Licht? —

Erster Mörder. War es nicht wohl gethan?

Zweiter Mörder. Es liegt nur einer!
Der Sohn entsprang.

Erster Mörder. Verdammt! Wir haben
Die beste Hälfte unsers Werks verloren.

Dritter Mörder. Gut! Laßt uns gehn und melden, was gethan ist!
(Sie gehen ab.)

Festlicher Saal, erleuchtet.
Eine mit Speisen besetzte Tafel im Hintergrunde.

Achter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth. Rosse. Lenox. Angus und noch sechs andere Lords.

Macbeth. Ihr kennet euren Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Ersten bis zum Untersten willkommen.
Rosse. Angus. Lenox. Wir danken Eurer Majestät.
Macbeth. Wir selber wollen uns bald hier, bald dort
In die Gesellschaft mischen und das Amt
Des aufwartsamen Hauswirths übernehmen,
Denn unsre Wirthin, seh' ich, ist zu lässig
In ihrer Pflicht. Wir wollen sie ersuchen,
Geschäftiger zu sein um ihre Gäste (Alle setzen sich außer Macbeth.)
Lady. Thut das, mein König, und erinnert mich,
Wofern ich was in meiner Pflicht versäumte.
Mein Herz zum wenigsten bewillkommt alle.

Der erste Mörder kommt an die Thüre.

Macbeth. Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!
Gut! Beide Seiten, seh' ich, sind besetzt,
So will ich dort mich in die Mitte setzen.
Nun, überlaßt euch ganz der Fröhlichkeit;
Bald soll der Becher um die Tafel kreisen. (Zu dem Mörder an der Thüre.)
Auf deinem Kleid ist Blut
Erster Mörder. So ist es Banquos.
Macbeth. Liegt er am Boden?
Erster Mörder. Herr! Die Kehl' ist ihm
Zerschnitten! Diesen Dienst erwies ich ihm.
Macbeth. Du bist der erste aller Kehlabschneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer seinem Sohn
Denselben Dienst gethan! Bist du der auch,
So suchst du deines Gleichen.
Erster Mörder. Gnäd'ger Herr!
Fleance ist entwischt!
Macbeth. So kommt mein Fieber
Zurück! Sonst war ich ganz gesund, vollkommen
Genesen, fest wie Marmor, wie ein Fels
Gegründet, wie das freie Element,
Das uns umgibt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden
Und meinen alten Schrecknissen aufs neu'
Zum Raub dahingegeben. — Aber Banquo ist
Doch sicher?
Erster Mörder. Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinste

Schon eine Todeswunde. —

Macbeth. Dank für das!

Dort liegt sie also, die erwachsne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einst
Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wir's noch einmal hören! (Mörder geht ab.)

Lady. Mein König! Ihr verkürzet eure Gäste.
Das reichste Mahl ist freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuspruch und Geschäftigkeit
Den Gästen zeigt, daß sie willkommen sind.
Satt essen kann sich jeglicher zu Hause;
Geselliges Vergnügen, munteres
Gespräch muß einem Festmahl Würze geben.

Banquos Geist steigt empor und setzt sich zwischen Rosse und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tisches leer gelassen ist.

Macbeth. Willkommene Erinnerung — (Zu den Lords). Nun! Wohl
Bekomm' es meinen vielgeliebten Gästen!

Rosse. Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

Macbeth. Hier wären alle unsre Edeln nun,
Die Zierden unsers Königreichs, beisammen,
Wenn unsers Banquo schätzbare Person
Zugegen wäre. — Möcht' ich ihn doch lieber
Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

Rosse. Sein Nichterscheinen, Sire, schimpft sein Versprechen.
Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit seiner hohen Gegenwart zu zieren?

Macbeth (mit Entsetzen, indem er den Geist erblickt).
Die Tafel ist voll!

Lenox (ganz gleichgültig auf den Geist deutend).
Hier, Sire, ist noch ein aufbehaltner Platz!

Macbeth. Wo?

Rosse (so wie Lenox). Hier, mein König! Was setzt Eure Hoheit
So in Bewegung?

Macbeth (schauervoll). Wer von euch hat das
Gethan?

Rosse und **Lenox.** Was denn, mein königlicher Herr?

Macbeth (zum Geiste). Du kannst nicht sagen, ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht so gegen mich!

Rosse. Steht auf, ihr Herrn, dem König ist nicht wohl.

Lady. Bleibt sitzen, meine Lords. Der König ist
Oft so und ist's von Jugend auf gewesen;
Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.
Der Anstoß währt nur einen Augenblick,
In zwei Minuten ist er wieder besser.
Wenn ihr so scharf ihn anseht, bringt ihr ihn

Nur auf und macht sein Uebel länger dauern.
Eßt fort und gebt nicht Acht auf ihn! (Heimlich zu Macbeth.)
Seid ihr ein Mann, Sir?
Macbeth (immer starr auf das Gespenst sehend). Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuschauen,
Wovor der Teufel selbst erblassen würde!
Lady. O, schön! Vortrefflich! Das sind wieder
Die Malereien deiner Furcht! Das ist
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du sagtest, dich zu Duncan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieses Schaudern, dies Entsetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts paßte gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin
Erzählt, wofür Großmutter Bürge wird.
O, schäme dich! Was zerrst du für Gesichter?
Am Ende siehst du doch nicht weniger,
Noch mehr, als einen Stuhl.
Macbeth. Ich bitte dich!
Schau' dorthin! dorthin schaue! Nun! was sagst du? (Zum Geist.)
Wie! Was ficht's mich an? Wenn du nicken kannst,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, so soll
Der Bauch der Geier unser Grabmal werden. (Der Geist verschwindet.)
Lady. Ist's möglich, Sir! so ganz unmännlich thöricht?
Macbeth. So wahr ich vor euch steh'! Er war's. Ich sah ihn
Lady. O, schämet euch!
Macbeth. Es ist von jeher Blut
Vergossen worden, schon in alten Zeiten,
Eh' menschliche Gesetze noch die friedliche
Gemeinheit säuberten. — Ja, auch hernach
Geschahen Morde gnug, zu gräßlich schon
Dem Ohre. Sonst, wenn einem das Gehirn
Heraus war, starb der Mann, und so war's aus.
Jetzt steigen sie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab
Und treiben uns von unsern Stühlen. — Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.
Lady. Sire! Eure Gäste warten —
Macbeth. Ich vergaß mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde,
Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet; wer mich kennt, gewöhnt sich dran.
Kommt! kommt! Auf eure Freundschaft und Gesundheit!
Hernach will ich mich setzen! Gebt mir Wein!
Voll eingeschenkt! Ich trinke auf das Wohlsein
Der ganzen gegenwärtigen Versammlung

Und unsers theuren Freundes Banquo auch,
Den wir vermissen. — Wär' er doch zugegen!
Auf sein und euer aller Wohlergehn! (Der Geist steht wieder da.)
Rosse. Lenox. Angus. Wir danken unterthänigst.
Macbeth (den Geist erblickend und heftig auffahrend).
Hinweg aus meinem Angesicht! Laß dich
Die Gruft verbergen! Dein Gebein ist marklos!
Dein Blut ist kalt; du hast nicht Kraft zu sehn
In diesem Aug', mit dem du mich anstarrest!
Lady. Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.
Es ist nichts weiter, glaubt mir! Schade nur,
Daß es die Freude dieses Abends stört!
Macbeth. Was einer wagt, das wag' ich auch — Komm du
In der Gestalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des lib'schen Tigers, des geharnischten
Rhinoceros, in welcher andern Schreckens-
Gestalt du immer willst, nur nicht in dieser,
Und meine festen Nerven sollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf
Und fordre mich aufs Schwert in eine Wüste.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann schilt
Mich eine weib'sche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Wesenloses Schreckbild! (Der Geist verschwindet.)
Ja — nun — Sobald du fort bist, bin ich wieder
Ein Mann. (Zu den Gästen, welche aufstehen wollen.)
Ich bitt' euch, Freunde, bleibet sitzen!
Lady. Ihr habt durch diesen fieberhaften Anstoß
Den Schrecken unter eure edeln Gäste
Gebracht und alle Fröhlichkeit verbannt.
Macbeth. Ich bitte dich! Kann man denn solche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor sich weg
Ziehn lassen, ohne außer sich zu sein?
Du machst mich irr an meinem eignen Selbst,
Seh' ich, daß du dergleichen Furchterscheinungen
Anschaun und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannst behalten, wenn
Die meinen das Entsetzen bleicht.
Rosse. Was für
Erscheinungen, mein König?
Lady. Redet nicht,
Ich bitt' euch! Es wird schlimmer stets und schlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut' Nacht auf einmal allen! Wartet nicht
Erst auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!
Rosse. Angus. Lenox. Wir wünschen unserm König gute Nacht!

Und bessere Gesundheit!

Lady. Allerseits gut' Nacht! (Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Lady Macbeth.

Macbeth. Es fordert Blut! Blut, sagt man, fordert Blut!
Man hat Erfahrungen, daß Steine sich
Gerührt, daß Bäume selbst geredet haben!
Wahrsager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben schon durch Krähen
Und Dohlen die geheimste Mörderthat
Ans Licht gebracht — Wie weit ist's in der Nacht?

Lady (ist indeß zurückgekommen).
So weit, daß Nacht und Morgen schon im Streit
Begriffen, wer die Herrschaft führen soll.

Macbeth. Und Macduff, sagst du, weigert sich zu kommen?

Lady. Hast du ihn laden lassen?

Macbeth. Nein, ich hört' es
Nur vor der Hand; doch will ich nach ihm senden.
Es ist nicht einer unter diesen Thans,
In dessen Haus ich meinen Horcher nicht
Besolde. — Morgen mit dem frühesten
Such' ich die Zauberschwestern auf. Sie müssen
Mir mehr entdecken, denn ich muß nun schon
Das Aergste wissen auf dem ärgsten Weg.
Ich bin so tief in Blut hineingestiegen,
Daß die Gefahr dieselbe ist, ich mag
Zurücke schreiten oder vorwärts gehn.
— Seltsame Dinge wälzt mein Geist bei sich
Herum, die einen raschen Arm erfordern
Und That sein müssen, eh' sie Worte sind.

Lady. Euch mangelt die Erquickung aller Wesen,
Der Schlaf.

Macbeth. Ja, komm! Wir wollen auch nun schlafen.
Mein Fehler ist nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet.
Wir sind in Thaten dieser Art noch Kinder. (Sie gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Ein freier Platz.

Erster Auftritt.

Rosse und Lenox.

Rosse. Ich führe das nur an, euch auf die Spur
Zu bringen. Setzt euch selber nun zusammen!

Der gnadenreiche Duncan ward von Macbeth
Betrauert! Freilich wohl! Er war ja todt.
Und der getreue, biedre Banquo reiste
Zu spät des Nachts. Wer Lust hat, kann auch sagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man sollte eben in so später Nacht nicht reisen.
Wer dachte je, daß dieser Donalbain
Und Malcolm solche Ungeheuer wären,
Den zärtlichsten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie schmerzte sie nicht
Den frommen Macbeth! Würgt' er nicht sogleich
In heil'ger Wuth die beiden Thäter, die
Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War das nicht brav von ihm? Gewiß, und weise
Nicht minder! Denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Buben es
Geleugnet! Also, wie gesagt, sehr klug! —
Und, seid gewiß, sollt' er der Söhne Duncans
Je habhaft werden — welches Gott verhüte!
Sie sollten lernen, was es auf sich hat,
Den Vater morden! Und das sollt' auch Fleance!
— Doch still! Um ein'ger freien Worte willen,
Und weil er von dem Gastmahl des Tyrannen
Ausblieb, lud Macduff seinen Zorn auf sich.
Könnt ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

Lenox. Malcolm, Duncans Aeltester,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduards,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergessend.
Dahin ist nun auch Macduff abgegangen,
Englands großmüth'gen König anzuflehn,
Daß er den tapfern Seiward uns zum Beistand
Hersende, der mit Gottes mächt'gem Schutz
Die Tyrannei zerstöre, unsern Nächten Schlaf
Und unsern Tischen Speise wieder gebe,
Den mörderischen Dolch von unsern Festen
Entferne, uns aufs neue um den Thron
Des angestammten Königes versammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach sehnen wir
Uns jetzt umsonst. — Die Nachricht von dem allem
Hat den Tyrannen so in Wuth gesetzt,
Daß er zum Kriege schleunig Anstalt macht.

Rosse. So schickte er nach Macduff?

Lenox. Ja. Und mit einem runden, kurzen: Sir,
Ich komme nicht! ward der Gesandte ab-
Gefertigt, der mit einem finstern Blick
Den Rücken wendete, als wollt' er sagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen lassen,
Da ihr mit solcher Antwort mich entließt.
Rosse. Es sei ihm eine Warnung, sich so weit
Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Wohlthät'ger Cherub fliege vor ihm her
Nach England und entfalte sein Gesuch,
Noch eh' er kommt, damit ein schneller Arm
Zu Rettung dieses Landes sich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.
Lenox. Wo geht ihr hin?
Rosse. Ich will nach Fife, sein Weib
Zu trösten und, vermag ich's, sie zu schützen.
Lebt wohl! (Gehen ab.)

Eine große und finstere Höhle.

Ein Kessel steht in der Mitte über dem Feuer.

Zweiter Auftritt.

Hekate. Die drei Hexen.

Erste Hexe. Was ist dir, hohe Meisterin?
Zweite und Dritte. Was zürnet unsre Königin?
Hekate. Und soll ich's nicht, da ihr vermessen
Und schamlos eure Pflicht vergessen
Und eigenmächtig, ungefragt
Mit Macbeth solches Spiel gewagt,
Mit Räthseln ihn und Zauberworten
Versucht zu gräuelvollen Morden?
Und mich, die Göttin eurer Kraft,
Die einzig alles Unheil schafft,
Mich rieft ihr nicht, euch beizustehn
Und eurer Kunst Triumph zu sehn?
Und überdies, was ihr gethan,
Geschah für einen schlechten Mann,
Der, eitel, stolz, wie's Viele gibt,
Nur seinen Ruhm, nicht euren, liebt!
Macht's wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unsichtbar um euch sein
Und selber meine Macht euch leihn.
Denn eh' es noch beginnt zu tagen,
Erscheint er, das Geschick zu fragen.

Drum schnell ans Werk mit rüst'gen Händen,
Ich will euch meine Geister senden,
Und solche Truggebilde weben
Und täuschende Orakel geben,
Daß Macbeth, von dem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden soll!
Dem Schicksal soll er trotzen kühn,
Dem Tode blind entgegen fliehn,
Nichts fürchten, sinnlos alles wagen,
Nach seinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange! (Sie versinkt hinter dem Kessel.)

Dritter Auftritt.

Die drei Hexen, um den Kessel tanzend.

Erste Hexe. Um den Kessel schlingt den Reihn,
Werft die Eingeweid' hinein.
Kröte du, die Nacht und Tag
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein.

Alle Drei. Rüstig! Rüstig! Nimmer müde!
Feuer, brenne! Kessel, siede!

Erste Hexe. Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf unserm Herd.
Froschzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidechspfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh,
Sied' und koch wie Höllenbrüh.

Alle. Rüstig! Rüstig! Nimmer müde!
Feuer, brenne! Kessel, siede!

Erste Hexe. Thut auch Drachenschuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräß'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finstern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall,
Eibenzweige, abgerissen
Bei des Mondes Finsternissen,
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben!
Mischt und rührt es, daß der Brei

Tüchtig, dick und schleimigt sei.
Werft auch, dann wird's fertig sein,
Ein Gekrös vom Tiger drein.

Alle. Rüstig! Rüstig! Nimmer müde!
Feuer, brenne! Kessel, siede!

Erste Hexe. Kühlt's mit eines Säuglings Blut,
Dann ist der Zauber fest und gut.

Zweite Hexe. Geister, schwarz, weiß, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt,
Rührt um, rührt um, rührt um,
Was ihr rühren könnt!

(Es erscheinen zwerghafte Geister, welche in dem Kessel rühren.)

Dritte Hexe. Juckend sagt mein Daumen mir:
Etwas Böses naht sich hier!
Nur herein,
Wer's mag sein!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drei Hexen. Nachher verschiedene Erscheinungen.

Macbeth. Nun, ihr geheimnißvollen schwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

Die drei Hexen (zugleich). Ein namenloses Werk.

Macbeth. Bei eurer dunkeln Kunst beschwör' ich euch.
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Müßtet ihr die Winde
Entfesseln und mit Kirchen kämpfen lassen;
Müßt' auch das schäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schifffahrt
Verschlingen, müßte finstrer Hagelregen
Die Ernte niederschlagen, feste Schlösser
Einstürzen überm Haupte ihrer Hüter,
Paläste, Pyramiden ihren Gipfel
Erschüttert beugen bis zu ihrem Grunde!
Ja, müßte gleich der Weltbau drüber brechen,
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

Erste Hexe. Sprich!

Zweite Hexe. Frage!

Dritte Hexe. Dir soll Antwort werden.

Erste Hexe. Sprich! Willst du sie aus unserm Munde lieber,
Willst du von unsern Meistern sie vernehmen?

Macbeth. Ruft sie! Ich will sie sehn!

Die drei Hexen. Groß oder klein,
Erschein'! Erschein'!
Und zeige dich
Und deine Pflicht bescheidentlich!

Donner. Ein bewaffnetes Haupt erhebt sich hinter dem Kessel.

Macbeth. Sag' mir, du unbekannte Macht —
Erste Hexe. Was du denkst, entgeht ihm nicht,
Höre schweigend, was er spricht!
Haupt. Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegrisch Haupt!
Zittre vor dem Than zu Fife.
Laßt mich! Mehr ist nicht erlaubt. (Steigt hinunter.)
Macbeth. Wer du auch seist, hab' Dank für diese Warnung,
Du zeigest meiner ungewissen Furcht
Das Ziel! Nur noch ein Wort —
Erste Hexe. Er läßt sich nicht befehlen!
Hier ist ein andrer, mächtiger als jener!

Donner. Erscheinung von einem blutigen Kinde.

Kind. Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Macbeth. Hätt' ich drei Ohren, du erfülltest sie.
Kind. Sei keck und kühn und dürste Blut,
Verlache deiner Feinde Wuth,
Denn keiner, den ein Weib gebar,
Bringt Macbeth je Gefahr. (Steigt hinunter.)
Macbeth. So lebe Macduff immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln und ein Pfand
Vom Schicksal nehmen — Du sollst sterben, Macduff,
Daß ich die Furcht zur Lügnerin kann machen
Und sorglos schlafen in des Sturmes Rachen.

Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.

Was ist's, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um seine Kinderstirn
Den goldnen Reif der Herrscherwürde tragend?
Die drei Hexen. Höre, aber rede nicht!
Schweigend merke, was er spricht.
Gekröntes Kind. Sei ein Löwe! Keinen scheue,
Wer auch murre, wer dir dräue,
Wer sich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinan. (Steigt hinunter.)
Macbeth. Dahin kommt's niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten pressen, daß sie ihre tief
Verschlungnen Wurzeln aus der Erd' entfesseln
Und, die Bewegungslosen, wandelnd nahn?
Glückselige Orakelsprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebst du nicht, bis sich
Der Birnamwald erhebt von seiner Stelle.
Macbeth wird leben bis ans Ziel der Zeit
Und keinem andern seinen Hauch bezahlen,

Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.
Und dennoch pocht mein Herz, nur eines noch
Zu wissen. Sagt mir — wenn sich eure Kunst
So weit erstreckt — wird Banquos Same je
In diesem Reich regieren?

Die drei Hexen. Forsche nichts mehr.

Macbeth. Ich will befriedigt sein. Versagt mir das
Und seid verflucht auf ewig! Laßt mich's wissen.
Was sinkt der Kessel! Welch Getös ist das? (Hoboen.)

Erste Hexe. Erscheint!

Zweite Hexe. Erscheint!

Dritte Hexe. Erscheint!

Alle Drei. Erscheint und macht sein Herz nicht froh,
Wie Schatten kommt und schwindet so.

Acht Könige erscheinen nach einander und gehen mit langsamem Schritt an Macbeth vorbei. Banquo ist der letzte und hat einen Spiegel in der Hand.

Macbeth (indem die Erscheinungen an ihm vorübergehen).
Du gleichst zu sehr dem Geist des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! — Deine Miene,
Du zweite goldumzogne Stirne, gleicht
Der ersten — Fort! Ein Dritter, völlig wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeiget ihr mir das?
Ein Vierter — O, erstarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngsten Tag?
Noch einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinsehn — Aber, sieh!
Da kommt der Achte noch mit einem Spiegel,
Worin er mir noch viele andre zeigt!
Was seh' ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln sich, die Scepter werden dreifach!
Abscheuliches Gesicht! Ja, nun ist's wahr!
Ich seh' es, denn der blut'ge Banquo grinzt
Mich an und zeigt auf sie, wie auf die Seinen.
— Was? Ist es nicht so?

Erste Hexe. Alles ist so; doch warum
Steht der König starr und stumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schwestern, schlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unsern schönsten Festen
Gebt ihm einen Tanz zum Besten!
Luft, du sollst bezaubert klingen,
Wenn wir unsre Kreise schlingen,
Daß der große König soll gestehen,
Ehre sei ihm hier geschehen. (Sie machen einen Tanz und verschwinden.)

Macbeth. Wo sind sie? Weg! Verflucht auf ewig stehe

Die Unglücksstunde im Kalender — Komm
Herein, du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenox.

Lenox. Was befiehlt mein König?
Macbeth. Sahst du die Zauberschwestern?
Lenox. Nein, mein König.
Macbeth. Sie kamen nicht bei dir vorbei?
Lenox. Nein, wirklich nicht.
Macbeth. Verpestet sei die Luft, auf der sie reiten!
Verdammt sei, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbei?
Lenox. Zwei oder Drei, die euch die Nachricht bringen,
Daß Macduff sich nach Engelland geflüchtet.
Macbeth. Nach Engelland geflüchtet?
Lenox. Ja, mein König!
Macbeth. O Zeit, du greifst in meinen furchtbarn Plan!
Der flücht'ge Vorsatz ist nicht einzuholen,
Es gehe denn die rasche That gleich mit.
Von nun an sei der Erstling meines Herzens
Auch gleich der Erstling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, sei's
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloß,
Erobre Fife im Sturme — Mutter, Kinder, alle
Verlornen Seelen seines Unglücksstamms
Erwürgt mein Schwert, das ist kein eitles Prahlen!
Eh' der Entschluß noch kalt ist, sei's gethan!
Doch keine Geister mehr!
Wo sind die Männer? Führe mich zu ihnen. (Gehen ab.)

Die Scene ist in einem Garten.

Sechster Auftritt.

Malcolm und Macduff.

Malcolm. Komm! Laß uns irgend einen öden Schatten
Aufsuchen, unsern Kummer auszuweinen.
Macduff. Laß uns vielmehr das Todesschwert festhalten
Und über unserm hingestürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend stehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlaßne Wittwen, heulen neue Waisen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend wiedertönt und bange Stimmen
Des Schmerzens von sich gibt, als ob er selbst
Mit Schottland litte.

Malcolm. Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiß, das will ich glauben
Und was ich ändern kann, das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag sich so verhalten, wie du sprichst.
— Dies Ungeheuer, dessen bloßer Name
Die Zungen lähmt, hieß einst ein Biedermann.
Du liebtest ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch könntest du
Durch mich dir ein Verdienst um ihn erwerben,
Und weislich gibt man ein unschuldig Lamm
Dem Messer hin, um einen zürnenden
Gott zu versöhnen.

Macduff. Ich bin kein Verräther.

Malcolm. Doch Macbeth ist's — Und das Gebot des Herrschers
Kann auch den Besten in Versuchung führen!
Vergib mir, Macduff, meinen Zweifelsinn.
Du bleibst derselbe, der du bist. Mein Denken
Macht dich zu keinem andern. Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendsten auch fielen.
Wenn alle bösen Dinge die Gestalt
Des Guten borgten, dennoch muß das Gute
Stets diese nämliche Gestalt behalten.

Macduff. Ich habe meine Hoffnungen verloren.

Malcolm. Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hättest deine Gattin, deine Kinder,
Die heilig theuern Pfänder der Natur,
So schnell im Stich gelassen ohne Abschied?
Vergib mir! Meine Vorsicht soll dich nicht
Beleidigen, nur sicher stellen soll
Sie mich — Du bleibst ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

Macduff. So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kecke Tyrannei, begründe fest
Und fester deinen angemaßten Thron,
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erschüttern.
Du, Prinz, gehab dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in seinen Klauen hält,
Und um den reichen Ost dazu möcht' ich
Der Schändliche nicht sein, für welchen du
Mich ansiehst.

Malcolm. Zürne nicht. Mein Zweifel ist
Nicht eben Mißtraun. Unser Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch;
Es weint, es blutet; jeder neue Tag,
Ich will es glauben, schlägt ihm neue Wunden.

Auch zweifl' ich nicht, es würden Hände gnug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich.
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele Tausend an! — Jedoch gesetzt,
Ich träte siegend auf des Wüthrichs Haupt,
Ich trüg's auf meinem Schwert — das arme Schottland
Wird dann nur desto schlimmer sich befinden
Und unter dem, der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

Macduff. Wer wäre das?

Malcolm. Mich selber mein' ich — mich,
Dem aller Laster mannichfache Keime
So eingepfropft sind, daß, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieser schwarze Macbeth
Schneeweiß dastehen und der Wütherich,
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erscheinen wird!

Macduff. Aus allen Höllenschlünden steigt
Kein teuflischerer Teufel auf, als Macbeth.

Malcolm. Er ist blutgierig, grausam, ich gesteh's,
Wollüstig, geizig, falsch, veränderlich,
Betrügerisch; ihn schändet jedes Laster,
Das einen Namen hat! — Doch meine Wollust
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unschuld, nicht der klösterliche Schleier,
Nichts Heiliges ist meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überspringt.
Nein, besser Macbeth herrschet, denn ein solcher!

Macduff. Unmäßigkeit ist wohl auch Tyrannei,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht
Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchste Würde deiner Lüsternheit.
Du kannst erhabne Herrscherpflichten üben,
Ein Gott sein vor der Welt, wenn dein Palast
Um deine Menschlichkeiten weiß.

Malcolm. Und dann
Keimt unter meiner andern Laster Zahl
Auch solch ein Geiz und eine Habsucht auf,
Daß, wär' ich unumschränkter Herr, ich würgte
Um ihrer Länder willen meine Edeln;
Den tödtete sein Haus und den sein Gold,
Und kein Besitzthum machte je mich satt.
Mein Reichthum selbst wär' eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu stacheln,

Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das Ihre sträflich zuzueignen.

Macduff. Dies Laster gräbt sich tiefer ein und schlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Lust, die schnell sich wieder kühlt.
Geiz war das Schwert, das unsre Könige
Erschlagen. Dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland ist reich genug für deine wildesten
Begierden. Das ist alles zu ertragen,
Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

Malcolm. Doch die besitz' ich nicht.
Von allen jenen königlichen Trieben,
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltsamkeit,
Geduld und Demuth, Güte, Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Großmuth ist kein Funke
In mir — Dagegen überfließt mein Herz
Von allen Lastern, die zusammen streiten.
Ja, stünd's in meiner Macht, ich schüttete
Die süße Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden bannt' ich aus der Welt.

Macduff. O Schottland! Schottland!

Malcolm. Ist ein Solcher fähig
Zu herrschen? Sprich! Ich bin so, wie ich sagte.

Macduff. Zu herrschen? Nein, nicht würdig, daß er lebe!
— O armes Vaterland, mit blut'gem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirst
Du deine heitern Tage wieder sehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich selbst das Urtheil der Verwerfung spricht,
Und lästert seines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beste, heiligste
Der Könige, und sie, die dich gebar,
Weit öfter auf den Knieen als im Glanz;
Sie starb an jedem Tage, den sie lebte.
Gehab dich wohl, Prinz! Eben diese Laster,
Die du dir beilegst, haben mich aus Schottland
Verbannt — O, Herz, hier endet deine Hoffnung!

Malcolm. Macduff! Dies edle Ungestüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöscht
Aus meiner Seele und versöhnt mein Herz
Mit deiner Ehr' und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieser teufelische Macbeth
Auf solchem Wege Netze mir gestellt,
Und nur bescheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.

Doch, Gott sei Zeuge zwischen mir und dir!
Von nun an geb' ich mich in deine Hand
Und widerrufe, was ich fälschlich sprach.
Abschwör' ich die Beschuldigungen alle,
Die ich verstellter Weise auf mich selbst
Gehäuft, mein Herz weiß nichts von jenen Lastern.
Rein hab' ich meine Unschuld mir bewahrt;
Nie maßt' ich fremdes Gut mir an, ja, kaum
Ließ ich des eignen Gutes mir gelüsten.
Nie schwur ich falsch, nicht theurer ist das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erste Lüge
War, was ich jetzo gegen mich gesprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, ist dein
Und meinem armen Land! — Noch eh' du kamst
Ist schon der alte Seiward, wohlgerüstet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen,
Wir folgen ihm sogleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit sich heften!
— Warum so stille?

Macduff. So Willkommenes
Und Schmerzliches läßt sich nicht leicht vereinen.

Malcolm. Gut! Nachher mehr davon! Sieh, wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Rosse.

Macduff. Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

Malcolm. Willkommen, werther Vetter!

Macduff. Jetzt erkenn' ich ihn.
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

Rosse. Amen, Sir!

Macduff. Steht es um Schottland noch wie vor?

Rosse. Ach, armes Land!
Es schaudert vor sich selbst zurück. Nicht unser
Geburtsland, unser Grab nur kann man's nennen,
Wo niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geschrei die Luft
Zerreißt, und ohne daß man darauf achtet,
Wo niemand bei der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: Wem gilt es? Wo das Leben
Rechtschaffner Leute schneller hin ist, als
Der Strauß auf ihren Hüten; wo man stirbt,
Eh' man erkrankt —

Macduff. O schreckliche Beschreibung,
Und doch nur allzuwahr!

Malcolm. Was ist denn jetzt

Die neueste Beschwerde?

Rosse. Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, sagt was Altes;
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff. Wie steht es um mein Weib?

Rosse. Wie? O ganz wohl!

Macduff. Und meine Kinder –

Rosse. Auch wohl.

Macduff. Der Tyrann
Hat ihre Ruh' nicht angefochten?

Rosse. Nein!
In Ruhe waren alle, da ich ging.

Macduff. Seid nicht so wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Rosse. Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich schwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verschiedne brave Leute seien kürzlich
Ermordet — was mir desto glaublicher
Erschien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken sah. Nun ist's die höchste Zeit!
Schon euer bloßer Anblick würde Krieger
Erschaffen, Weiber selbst zum Fechten treiben;
So müd' ist Schottland seiner langen Noth.

Malcolm. Laß es sein Trost sein, daß wir schleunig nahn.
Großmüthig leiht uns England zehentausend
Streitfert'ge Männer, die der tapfre Seiward
Anführt, der bravste Held der Christenheit.

Rosse. Daß ich dies Trosteswort mit einem gleichen
Erwiedern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu sagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo sie kein Ohr empfinge.

Macduff. Wen treffen sie? Das Ganze? Oder ist's
Ein eigner Schmerz für eine einz'ge Brust?

Rosse. Es ist kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für dich gehört.

Macduff. Wenn es für mich ist, so enthalte mir's
Nicht länger vor! Geschwinde laß mich's haben!

Rosse. Sei meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn sie dir jetzt den allerbängsten Schall
Angibt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff. Ha!
Ich ahn' es.

Rosse. Deine Burg ist überfallen,
Dein Weib und Kinder grausam hingemordet.
Die Art zu melden, wie's geschah, das hieße
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

Malcolm. Barmherz'ger Gott! Wie, Mann? Drück' deinen Hut
Nicht so ins Aug'. Gib deinem Schmerze Worte.
Harm, der nicht spricht, erstickt das volle Herz
Und macht es brechen.

Macduff. Meine Kinder auch?

Rosse. Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff. Und ich muß fern sein! — Auch mein Weib getödtet?

Rosse. Ich sagt' es.

Malcolm. Fasse dich! Aus unsrer blut'gen Rache
Laß uns für diesen Todesschmerz Arznei
Bereiten.

Macduff. Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O höllischer Geier! Alle! — Mutter, Kinder,
Mit einem einz'gen Tigersgriff!

Malcolm. Kämpf' deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff. Ich will's, wenn ich als Mann ihn erst gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, daß das lebte,
Was mir das Theuerste auf Erden war!
Und konntest du das ansehn, Gott, und kein
Erbarmen haben! — Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden sie erschlagen!
Nichtswürdiger, für deine Missethat,
Nicht für die ihre, büßten ihre Seelen!
Geb' ihnen Gott nun seines Himmels Frieden!

Malcolm. Laß das den Wetzstein deines Schwertes sein,
Laß deinen Kummer sich in Wuth verwandeln!
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es!

Macduff. O!
Ich könnte weinen, wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber schneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufschub ab!
Stirn gegen Stirn bring' diesen Teufel Schottlands
Und mich zusammen — Nur auf Schwerteslänge
Bring' ihn mir nahe, und, entkömmt er, dann
Magst du ihm auch vergeben!

Malcolm. Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles ist
Bereit, wir brauchen Abschied bloß zu nehmen.
Macbeth ist reif zum Schneiden, und die Mächte
Dort oben setzen schon die Sichel an.
Kommt, stärket euch zum Marsch und zum Gefechte!
Die Nacht ist lang, die niemals tagen kann. (Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Ein Zimmer. Es ist Nacht.

Erster Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. Gleich darauf Lady Macbeth.

Arzt. Zwei Nächte hab' ich nun mit euch durchwacht
Und nichts entdeckt, was eure seltsame Erzählung
Bestätigte. Wann war es, daß die Lady
Zum letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau. Seitdem der König
Zu Feld gezogen, hab' ich sie gesehn,
Daß sie von ihrem Bette sich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufschloß, Papier herausnahm, darauf schrieb,
Es las, zusammenlegte, siegelte,
Dann wiederum zu Bett ging — und das alles
Im tiefsten Schlafe.

Arzt. Eine große Störung
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genießen und Geschäfte
Des Wachens thun! Doch, außer dem Herumgehn,
Und was sie sonst noch vornahm, habt ihr sie
In diesem Zustand etwas reden hören?

Kammerfrau. Nichts, was ich weiter sagen möchte, Sir!

Arzt. Mir dürft ihr's sagen, und ich muß es wissen.

Kammerfrau. Nicht euch, noch irgend einem lebenden
Geschöpf werd' ich entdecken, was ich weiß,
Da niemand ist, der mir zum Zeugen diente!
— Seht, seht, da kommt sie! So pflegt sie zu gehn,
Und in dem tiefsten Schlaf, so wahr ich lebe!
Gebt Acht auf sie, doch machet kein Geräusch!

(Lady Macbeth kommt mit einem Lichte.)

Arzt. Wie kam sie aber zu dem Licht?

Kammerfrau. Es stand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttisch. Das ist ihr Befehl.

Arzt. Ihr seht sie hat die Augen völlig offen.

Kammerfrau. Ja, aber die Empfindung ist verschlossen.

Arzt. Was macht sie jetzt? Seht, wie sie sich die Hände reibt!

Kammerfrau. Das bin ich schon von ihr gewohnt, daß sie
So thut, als ob sie sich die Hände wüsche,
Ich hab' sie wohl zu ganzen Viertelstunden
In einem fort nichts anderes thun sehn.

Lady. Hier ist doch noch ein Flecken.

Arzt. Still! Sie redet!

Ich will mir alles merken, was sie sagt,
Damit ich nichts vergesse.

Lady. Weg, du verdammter Flecken! Weg, sag' ich!
Eins! Zwei! — Nun, so ist's hohe Zeit! — Die Hölle ist
Sehr dunkel — Pfui doch! Ein Soldat und feige!
Laß es auch ruchtbar werden! Ist doch niemand
So mächtig, uns zur Rechenschaft zu ziehen!
Wer dacht' es aber, daß der alte Mann
Noch so viel Blut in Adern hätte!

Arzt. Hört ihr?

Lady. Der Than von Fife hatt' eine Frau — wo ist
Sie nun? Was? Wollen diese Hände nimmer
Rein werden? Nichts mehr, mein Gemahl! —
O, nicht doch! nicht doch! Ihr verderbet alles
Mit diesem starren Hinsehn!

Arzt. Gehet! Geht!
Ihr wißt etwas, das ihr nicht wissen solltet.

Kammerfrau. Sie sprach etwas, das sie nicht sprechen sollte,
Das ist kein Zweifel. Weiß der Himmel, was
Sie wissen mag!

Lady. Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Versüßen diese kleine Hand nicht mehr.
O! O!

Arzt. Hört! Hört! Was für ein Seufzer war das!
O, sie hat etwas Schweres auf dem Herzen!

Kammerfrau. Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Busen tragen.

Arzt. Wohl! Wohl!

Kammerfrau. Das gebe Gott, daß es so sei!

Arzt. Ich kann mich nicht in diese Krankheit finden;
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt und als gute Christen doch
Auf ihrem Bette starben.

Lady. Wascht die Hände!
Den Schlafrock über! Seht nicht so bleich aus!
Ich sag's euch, Banquo liegt im Grab, er kann
Aus seinem Grab nicht wieder kommen.

Arzt. Wirklich?

Lady. Zu Bett! Zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! Kommt! Kommt! Gebt mir eure Hand!
Geschehne Dinge sind nicht mehr zu ändern.
Zu Bett! Zu Bette! (Sie geht ab.)

Arzt. Geht sie nun zu Bette?

Kammerfrau. Gerades Wegs.

Arzt. Man raunt sich Grauenvolles

In die Ohren, unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewissensangst, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kissen ihre Schuld — Ihr ist
Der Geistliche nothwend'ger, als der Arzt.
Gott! Gott! vergib uns allen! — Sehet zu,
Nehmt alles weg, womit sie sich ein Leides
Thun könnte! Laßt sie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir ist ganz schauerlich zu Muth.
Ich denke, aber wage nicht zu reden. (Sie gehen ab.)

Offene Gegend. Prospect, ein Wald.

Zweiter Auftritt.

Angus. Lenox. Lords und Soldaten im Hintergrunde.

Angus. Das Heer der Engelländer ist im Anzug,
Von Malcolm, unserm Prinzen, angeführt,
Von Seiward, seinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt sie an;
Denn solche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf sie gehäuft, entflammten
Selbst abgestorbne Büßende zur Wuth
Und stachelten sie auf zu blut'gen Thaten.

Lenox. Dort ist das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch diesen Wald; da können wir am besten
Zu ihrem Heere stoßen — Weiß jemand,
Ob Donalbain bei ihnen ist?

Angus. Es ist gewiß,
Daß er bei diesem Heer sich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniß aller Edeln,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Ist unter ihnen, nebst noch vielen andern
Unbärt'gen Knaben, die noch keine Schlacht
Gesehn und ihres Muthes Erstlinge
In diesem heil'gen Krieg beweisen wollen.

Lenox. Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine bessre Sache. Laßt uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehn und an das Heer,
Bei dem der Sieg ist, muthvoll uns zu schließen.
Dort, wo das Recht, ist unser Vaterland.

Angus. Auf, gegen Birnam! (Man hört Trommeln in der Ferne.)

Lenox. Hört ihr jene Trommeln?
Die britt'schen Völker nahen. Laßt sie uns
Mit unsern Trommeln kriegerisch begrüßen!

(Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derselben.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Seiward, Vater und Sohn. Macduff. Rosse. Soldaten mit Fahnen, die im Hintergrunde halten.

Malcolm. Ich hoffe, Vettern, nah ist nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frei sein werden.
Rosse. Wir zweifeln nicht daran.
Seiward. Sieh! wer sind diese,
Die sich gewaffnet gegen uns bewegen?
Malcolm. Steht!
Macduff. Haltet an!
Rosse. Wer seid ihr?
Lenox. Freunde Schottlands ·
Und Feinde des Tyrannen.
Rosse. Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn' ich sie. Es ist der edle Than
Von Lenox und von Angus.
Malcolm. Seid willkommen!
Was bringt ihr, ehrenvolle Thans?
Lenox. Uns selbst,
Ein treues Herz und Schwert für unsern König!
Angus. Wir kommen, unsre Treu' und Dienstespflicht
Dahin zu tragen, wo sie hingehört,
Und suchen Schottland unter Englands Fahnen.
Malcolm. Glücksel'ge Vorbedeutung! Frohes Pfand
Des Siegs — Laßt euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unsre Waffen werden glücklich sein,
Da sich die besten Herzen zu uns wenden.
Seiward. Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,
Er liegt voll Zuversicht in seiner Burg
Und will dort die Belagerung erwarten?
Angus. Er hat sich in das Bergschloß Dunsinan
Geworfen, das er stark befestiget.
Er soll von Sinnen sein, sagt man. Sein Anhang
Nennt's eine kriegrische Begeisterung.
Wohl mag er seiner selbst nicht Meister bleiben
In diesem Kampf der Wuth und der Verzweiflung.
Lenox. Nun schießt die Blutsaat, die er ausgesät,
Zur fürchterlichen Ernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der seinen eignen Treubruch ihm vergilt.
Die Wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an seine Fahnen;
Wo nur ein Weg zur sichern Flucht sich zeigt,
Verläßt ihn Groß und Klein.
Rosse. Jetzt fühlt er, daß der angemaßte Purpur

Der Majestät so schlotterig und lose
Um ihn herumhängt, wie des Riesen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn stahl.

Macduff. Laßt unsern Tadel, so gerecht er ist,
Bis nach dem Ausschlag des Gefechtes schweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwert!

Seiward. Wie heißt der Wald hier vor uns?

Rosse. Birnamswald.

Seiward. Laßt jeden Mann sich einen Ast abhauen
Und vor sich her ihn tragen. Wir beschatten
Dadurch die Anzahl unsers Heers und machen
Die Kundschaft des Tyrannen an uns irre.

Alle. Es soll geschehen!

(Sie zerstreuen sich nach dem Hintergrund, um die Zweige abzubrechen.)

Zimmer.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Der Arzt. Bediente.

Macbeth. Verkündiget mir nichts mehr! Laßt sie alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamswald
Sich in Bewegung setzt auf Dunsinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht.
Was ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib geboren? Geister, die
Die ganze Folge irdischer Geschicke
Durchschauen, sprachen dieses Wort:
Sei furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gebar, hat über dich Gewalt! — So flieht,
Flieht hin, ihr eidvergessnen Thans, schließt euch
An diese britt'schen Zärtlinge! Der Geist,
Der mich beherrscht, dies Herz, das in mir schlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.

(Zu einem Bedienten, der hereintritt.)

Daß dich der Teufel bräune, Milchgesicht!
Wie kommst du zu dem gänsemäß'gen Ansehn?

Bedienter (erschrocken, athemlos). Zehntausend —

Macbeth. Gänse, Schuft!

Bedienter. Soldaten, Herr!

Macbeth. Reib' dein Gesicht und streiche deine Furcht
Erst roth an, du milchlebrigter Geselle!
Was für Soldaten, Geck! — Verdamm' dich Gott!
Dein weibisch Ansehn steckt mir noch die andern
Mit Feigheit an — Was für Soldaten, Memme?

Bedienter. Die englische Armee, wenn ihr's erlaubt.

Macbeth. Schaff' dein Gesicht mir aus den Augen! — Seyton!

— Ich kriege Herzweh, wenn ich's sehe — Seyton!
Das muß entscheiden! Dieser Stoß versichert
Mein Glück auf immer oder stürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald ins Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter schmücken sollte,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestreu,
An alles das ist nun gar nicht zu denken!
Statt dessen sind mein Erbtheil Haß und Flüche,
Nicht laut, doch desto inn'ger, Heuchelworte,
Ein leerer Mundbienst, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seyton!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Arzt. Seyton.

Seyton. Was ist zu eurem gnädigsten Befehl?
Macbeth. Gibt's sonst was Neues?
Seyton. Herr, es hat sich alles
Bestätigt, was erzählt ward.
Macbeth. Ich will fechten,
Bis mir das Fleisch von allen Knochen ab-
Gehackt ist — Meine Rüstung!
Seyton. Herr, es eilt nicht!
Macbeth. Ich will sie anziehn. Schickt mehr Reiter aus;
Durchstreift das ganze Land, und an den Galgen,
Wer von Gefahr spricht — Gib mir meine Rüstung!
— Wie steht's um unsre liebe Kranke, Doctor?
Arzt. Krank nicht sowohl, mein König, als beängstigt
Von Phantasien, die ihr die Ruhe rauben.
Macbeth. So heile sie davon. Kannst du ein krankes
Gemüth von seinem Grame nicht befrein,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtsein
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn
Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?
Arzt. Herr, darin muß die Kranke selbst sich rathen.
Macbeth. So fluch' ich deiner Kunst, mir frommt sie nicht.
(Zu dem Diener.)
Kommt! Meine Rüstung! Gebt mir meinen Stab!
(Indem er sich waffnet.)
— Du, Seyton, schicke — Doctor! Mich verlassen
Die Thans — Komm! komm! Mach' hurtig! — Guter Doctor,
Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Ausspähn, sein scharfes Blut versüßen, ihm
Das vor'ge Wohlsein könntest wieder geben,

Dann wollt' ich deiner Thaten Herold sein
Und Echo selbst mit deinem Lob ermüden.
— Was für Rhabarber, Senna oder andre
Purganzen möchten wohl dies britt'sche Heer
Abführen? Sprich! Vernahmst du nichts davon?

Arzt. Ja, mein Gebieter Eure kriegrischen
Anstalten machen, daß wir davon hören.

Macbeth. Laßt sie heran ziehn — Mich erschreckt kein Feind,
Bis Birnams Wald vor Dunsinan erscheint.

Arzt (für sich). Wär' ich nur erst mit ganzer Haut davon,
Zurücke brächte mich kein Fürstenlohn!

Macbeth. Dies feste Schloß trotzt der Belagerung!
Laßt sie da liegen, bis der Hunger sie,
Die Pest sie aufgerieben. Stünden ihnen
Nicht die Verräther bei, die uns verließen,
Wir hätten sie, Bart gegen Bart, empfangen
Und heimgepeitscht — (Hinter der Scene wird gerufen.)
Was für ein Lärm ist das?

Seyton. Es sind die Weiber, welche schrein, mein König!
(Eilt hinaus mit dem Arzt.)

Macbeth. Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.
Sonst gab es eine Zeit, wo mir der Schrei
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bei jedem Schreckniß in die Höhe starrte,
Als wäre Leben drin — Jetzt ist es anders.
Ich hab' zu Nacht gegessen mit Gespenstern,
Und voll gesättigt bin ich von Entsetzen. (Seyton kömmt zurück.)
Was gibt's? Was ist geschehn?

Sechster Auftritt.

Macbeth. Seyton.

Seyton. Die Königin
Ist todt!

Macb. (nach einem langen Stillschweigen). Wär' sie ein andermal gestorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen
Zu solcher Botschaft! (Nachdem er gedankenvoll auf und ab gegangen.)
Morgen, Morgen
Und wieder Morgen kriecht in seinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchstaben der uns zugemessnen Zeit,
Und alle unsre Gestern haben Narren
Zum modervollen Grabe hingeleuchtet!
— Aus, aus, du kleine Kerze! Was ist Leben?
Ein Schatten, der vorüber streicht; ein armer Gaukler,
Der seine Stunde lang sich auf der Bühne
Zerquält und tobt; dann hört man ihn nicht mehr.

Ein Mährchen ist es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortschwall und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Macbeth. Du kommst
Die Zunge zu gebrauchen. Faß dich kurz!
Bote. Herr! Ich — ich sollte sagen, was ich sah,
Und weiß nicht, wie ich's sagen soll.
Macbeth. Gut! sag' es!
Bote. Als ich auf meinem Posten stand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da däuchte mir,
Als ob der Wald anfing sich zu bewegen.
Macbeth (faßt ihn wüthend an). Du Lügner und verdammter Bösewicht!
Bote. Herr, laßt mich euren ganzen Grimm erfahren,
Wenn's nicht so ist. Auf Meilenweite könnt ihr ihn
Selbst kommen sehen. Wie ich sage, Herr!
Ein Wald, der wandelt!
Macbeth. Mensch! Hast du gelogen,
So hängst du lebend an dem nächsten Baum,
Bis dich der Hunger ausgedorrt. Sagst du
Die Wahrheit, nun, so frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das Gleiche thust — Mein Glaube
Beginnt zu wanken; mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Doppelsinn des Teufels,
Der Lügen sagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunsinan heranrückt!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunsinan!
Die Waffen an! Die Waffen und hinaus!
Verhält sich's wirklich also, wie er sagt,
So ist kein Bleiben hier, so hilft kein Flüchten.
Ich fange an, der Sonne müd zu sein.
Könnt' ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde, stürmet! Brich herein,
Zerstörung! Will das Schicksal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen. (Ab.)

Ein freier Platz vor der Festung,
vorn Gebäude, in der Ferne Landschaft, die ganze Tiefe des Theaters wird zu dieser Scene genommen.

Achter Auftritt.

Malcolm. Seiward. Seiwards Sohn. Macduff. Rosse. Angus. Lenox. Soldaten. Alle rücken aus der hintersten Tiefe des Theaters mit langsamen Schritten vorwärts, die Zweige vor sich her und über dem Haupte tragend.

Malcolm (nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt).
Nun sind wir nahe gnug — Werft eure grünen Schilde

Hinweg und zeigt euch, wie ihr seid! — Ihr führt
Das erste Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebst eurem edeln Sohn — Indessen wir
Und dieser würd'ge Held (auf Macduff zeigend) nach unserm Plan
Das Uebrige besorgen.

(Die vordern Soldaten geben ihre Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, so daß das Theater davon leer wird.)

Seiward. Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So sieht der Morgen die geschlagne Schlacht.

Macduff. Gebt Athem allen kriegrischen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Tödten.

(Kriegerische Musik. Schlacht im Hintergrunde.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Dann der junge Seiward.

Macbeth. Sie haben mich an einen Pfosten angebunden;
Entfliehen kann ich nicht. Ich muß mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär!
Wer ist der, den kein Weib gebar? Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen sonst.

Junger Seiward (tritt auf). Wie ist dein Name?

Macbeth. Hör' ihn und zittre!

Junger Seiward. Zittern werd' ich nicht,
Und gäbst du dir auch einen heißern Namen,
Als einer in der Höll'.

Macbeth. Mein Nam' ist Macbeth.

Junger Seiward. Der Satan selbst kann keinen scheußlichern mir nennen.

Macbeth. Und keinen furchtbarern!

Junger Seiward. Du lügst, verworfner
Tyrann! Mit meinem Schwert will ich beweisen,
Daß du das lügst! (Sie fechten. Der junge Seiward fällt.)

Macbeth. Dich hat ein Weib geboren!
Der Schwerter lach' ich, die von Sterblichen
Geschwungen werden, die ein Weib gebar!

(Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.)

Zehnter Auftritt.

Macduff tritt auf.

Der Lärm ist dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Fällst du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geister meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwert nicht ziehen gegen jene Kernen,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.

Du bist es, Macbeth — oder ungebraucht
Steck' ich mein Schwert zurück in seine Scheide.
Dort mußt du sein — Der große Lärm und Drang
Macht einen Krieger kund vom ersten Rang.
Laß mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Seiward und Malcolm treten auf.

Seiward. Hieher, mein Prinz — Das Schloß hat sich ergeben
Die Völker des Tyrannen weichen schon;
Die edeln Thane fechten tapfer, nur
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag ist unser!
Malcolm. Wir haben es mit Feinden, deren Streiche
An uns vorbei gehn!
Seiward. Folgt mir in die Festung! (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Macduff.

Macbeth. Warum soll ich den röm'schen Narren spielen
Und in das eigne Schwert mich stürzen? Nein,
Solang ich Lebende noch um mich sehe,
Wend' ich es besser an! (Indem er abgehen will, kommt Macduff auf die Scene.)
Macduff. Steh, Höllenhund!
Macbeth. Du bist der einzige von allen Menschen,
Den ich vermied — Geh! meine Seele ist
Genug beladen schon mit deinem Blut.
Macduff. Ich hab' nicht Worte, meine Stimme ist
In meinem Schwert — Du Böswicht, blutiger,
Als Worte es beschreiben!
(Er dringt wüthend auf ihn ein; sie fechten eine Zeitlang ohne Entscheidung.)
Macbeth (inne haltend). Du verlierst die Müh'.
So leicht vermöchtest du die geist'ge Luft
Mit deines Schwertes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eisen
Auf Schädel fallen, die verwundbar sind;
In meiner Brust wohnt ein bezaubert Leben,
Das keinem weichet, den ein Weib gebar.
Macduff. Nun, so verzweifle denn an deinem Zauber
Und laß den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, daß Macduff vor der Zeit
Aus seiner Mutter Leib geschnitten ist.
Macbeth. Die Zunge sei verflucht, die mir das sagt!
Sie hat das Beste meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht, wer diesen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterlistig
Mit Doppelsinn uns täuschen, unserm Ohr

Wort halten, unsre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.
Macduff. So ergib dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauspiel
Der Zeit zu sein. Wir wollen dich, wie irgend
Ein seltnes Ungeheuer, abgemalt
Auf einer Stange tragen und darunter schreiben:
Hier ist zu sehen der Tyrann!
Macbeth. Ich will
Mich nicht ergeben, um vor diesem Knaben
Malcolm zu knieen und den Staub zu küssen
Und eures Pöbels Fluch ein Ziel zu sein.
Ist gleich der Birnamwald auf Dunsinan
Heran gerückt, bist du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht geboren, dennoch sei
Das Aeußerste versucht! Hier halt' ich
Den kriegerischen Schild vor meinen Leib.
Fall' aus, triff, und verdammt sei, wer zuerst
Ruft: Halt, genug! (Sie gehen fechtend ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Man bläst zum Abzug.

Malcolm. Seiward. Rosse. Angus. Lenox. Soldaten.

Malcolm. Möcht' ich die edeln Freunde, die wir missen,
Doch wohl erhalten wiedersehn!
Seiward. Prinz! Ein'ge müssen schon das Opfer werden,
Und, wie ich seh', ist dieser große Tag
Wohlfeil genug erkauft.
Malcolm. Macduff und euren edelmüth'gen Sohn
Vermißt man.
Rosse. Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger seine Schuld,
Und nicht so bald hatt' er sein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, so starb er als ein Mann.
Seiward. So ist er todt!
Rosse. Vom Schlachtfeld schon getragen.
Meßt euren Schmerz nicht ab nach seinem Werth,
Sonst wär' er grenzenlos.
Seiward. Hat er die Wunden vorn?
Rosse. Ja, auf der Stirn.
Seiward. Nun denn, so sei er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünschte keinem einen schönern Tod.
Sein Grablied ist gesungen.
Malcolm. Ihm gebührt
Ein größer Lied; das soll ihm werden.

Seiward. Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie sagen, er schied wohl
Und zahlte seine Zeche. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Trost!

Letzter Auftritt.

Vorige. Macduff mit der Rüstung und Krone Macbeths.

Macduff. Heil dir, o König, denn du bist's! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier ist seine Beute.
Die Zeit ist wieder frei! Ich sehe dich
Umgeben von den Edeln deines Reichs;
Sie sprechen meinen Gruß im Herzen nach,
Und ihre Stimmen mischen sich mit meiner.
Heil Schottlands König!

Alle. Heil dem König Schottlands! (Trompetenstoß.)

Malcolm. Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit eurer aller Liebe Abrechnung
Zu halten und mit jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr seid Grafen
Von heute an, die Ersten, welche Schottland
Mit diesem Ehrennamen grüßt — Was nun
Die erste Sorge unsers Regiments
Sein muß, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyrannei geflohen, die Bestrafung
Der blut'gen Diener dieses todten Schlächters
Und seiner teufelischen Königin,
Die, wie man sagt, gewaltsam blut'ge Hand
Gelegt hat an sich selbst, dies, und was sonst
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Maß und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und somit danken wir auf einmal allen
Und laden euch nach Scone zu unsrer Krönung.

Turandot, Prinzessin von China.

Ein tragikomisches Mährchen nach Gozzi.

Personen.

Altoum, fabelhafter Kaiser von China.
Turandot, seine Tochter.
Adelma, eine tartarische Prinzessin, ihre Sklavin.
Zelima, eine andere Sklavin der Turandot.
Skirina, Mutter der Zelima.
Barak, ihr Gatte, ehemals Hofmeister des Kalaf, Prinzen von Astrachan.
Timur, vertriebener König von Astrachan.
Ismael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
Tartaglia, Minister.
Pantalon, Kanzler.
Truffaldin, Aufseher der Verschnittenen.
Brigella, Hauptmann der Wache.
Doctoren des Divans.
Sklaven und Sklavinnen des Serails.

Erster Aufzug.

Vorstadt von Peckin.

Prospect eines Stadtthors. Eiserne Stäbe ragen über demselben hervor, worauf mehrere geschorne, mit türkischen Schöpfen versehene Köpfe als Masken und so, daß sie als eine Zierrath erscheinen können, symmetrisch aufgepflanzt sind.

Erster Auftritt.

Prinz Kalaf, in tartarischem Geschmack, etwas phantastisch gekleidet, tritt aus einem Hause. Gleich darauf Barak, aus der Stadt kommend.

Kalaf. Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peckin sollt' ich
Eine gute Seele finden!

Barak (in persischer Tracht, tritt auf, erblickt ihn und fährt erstaunt zurück).
Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn). Barak!

Barak (auf ihn zueilend). Herr!

Kalaf. Dich find' ich hier?

Barak. Euch seh' ich lebend wieder!
Und hier zu Peckin!

Kalaf. Schweig'! Verrath' mich nicht!
Beim großen Lama, sprich! wie bist du hier?

Barak. Durch ein Geschick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit euch zusammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich sah,
Daß unsre Völker flohen, der Tyrann
Von Tefflis unaufhaltsam in das Reich

Eindrang, floh ich nach Astrachan zurück,
Bedeckt mit schweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß ihr und König Timur, euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht; verloren gab ich alles,
Und sinnlos eilt' ich zum Palaste nun,
Elmazen, eure königliche Mutter,
Zu retten, doch ich suchte sie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Astrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach suchend,
Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.
Hier unterm Namen Hassan glückte mir's,
Durch treue Dienste einer Wittwe Gunst
Mir zu erwerben, und sie ward mein Weib.
Sie kennt mich nicht; ein Perser bin ich ihr.
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Loos, doch überreich
In diesem Augenblicke, da ich euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder sehe!
— Wie aber lebend? Wie in Peckin hier?

Kalaf. Nenne mich nicht. Nach jener unglücksel'gen Schlacht
Bei Astrachan, die uns das Reich gekostet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Palast;
Schnell rafften wir das Kostbarste zusammen,
Was sich an Edelsteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüsten und das felsigte Gebirg.
Gott, was erlitten wir nicht da! Am Fuß
Des Kaukasus raubt' eine wilde Horde
Von Malandrinen uns die Schätze; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen
Und jedes Elends mannigfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine theure Last.
Kaum wehrt' ich seiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf sein Leben zuckte;
Die Mutter hielt ich kaum, daß sie, von Gram
Erschöpft, nicht niedersank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenstadt,
Und hier, an der Moscheen Thor, mußt' ich

Ein Bettler flehen um die magre Kost,
Der theuren Eltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unser grimm'ger Feind,
Der Khan von Tefflis, voll Tyrannenfurcht,
Mißtrauend dem Gerücht von unserm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt schon war uns sein Befehl,
Der alle kleinen Könige seiner Herrschaft
Aufbot, uns nachzuspähn. Nur schnelle Flucht
Entzog uns seiner Spürer Wachsamkeit —
Ach, wo verbärg' sich ein gefallner König!

Barak. O, nichts mehr! Eure Worte spalten mir
Das Herz! Ein großer Fürst in solchem Elend!
Doch sagt, lebt mein Gebieter noch, und lebt
Elmaze, meine Königin?

Kalaf. Sie leben.
Und wisse, Barak, in der Noth allein
Bewähret sich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karazanen Land.
Dort, in den Gärten König Keicobads,
Mußt' ich zu Knechtesdiensten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich sah Adelma dort, des Königs Tochter,
Mein Anblick rührte sie, es schien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen, als des Mitleids,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf sieht die Liebe, nimmer glaubte sie
Mich zu dem Loos, wo sie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächt'gen Altoum,
Den Großkhan der Chinesen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltsames davon.
Was ich berichten kann, ist dies: Besiegt
Ward Keicobad, sein ganzer Stamm vertilgt!
Adelma selbst mit sieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land;
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu sagen?
Vier Jahre lang schafft' ich den Eltern Brod,
Daß ich um dürft'ges Taglohn Lasten trug.

Barak. Nicht weiter, Prinz. Vergessen wir das Elend,
Da ich euch jetzt in kriegerischem Schmuck
Und Heldenstaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück euch günstig ward?

Kalaf. Mir günstig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwischt, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn selbst
Dem König — Dieser fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der seine Eltern nährt mit Lastentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hospital versorgen. (Er hält inne.) Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchsten Elends,
Dort ist dein König — deine Königin.
Auch dort nicht sicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak. Gott!

Kalaf. Mir ließ der Kaiser diese Börse reichen,
Ein schönes Pferd und dieses Ritterkleid.
Den greisen Eltern sag' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geschick zu ändern,
Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten sie nicht, mich zurückzuhalten
Und, da ich standhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt' es Gott, daß sie, von Angst gequält,
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimath.
Entschlossen komm' ich her, dem großen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günstig sind
Durch tapfre That mein Schicksal zu verbessern.
— Ich weiß nicht, welche Festlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß kein Karvanserai
Mich aufnahm — Dort in jener schlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak. Prinz, das ist mein Weib.

Kalaf. Dein Weib?
Preise dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattin dir gegeben! (Er reicht ihm die Hand.) Jetzt leb' wohl.
Ich geh' zur Stadt. Mich treibt's, die Festlichkeit
Zu sehn, die so viel Menschen dort versammelt.
Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunst, in seinem Heer zu dienen.

(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak. Bleibt, Prinz! Wo wollt ihr hin? — Mögt ihr das Aug
An einem grausenvollen Schauspiel weiden?
O, wisset, edler Prinz — Ihr kamt hieher

Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.
Kalaf. Wie so? Was meinst du?
Barak. Wie? Ihr wißt es nicht,
Daß Turandot, des Kaisers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid versenkt und Thränen?
Kalaf. Ja, schon vorlängst im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,
Es sei der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine seltsam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle seines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und schwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verständ'ge lacht — Darum
Sag' an, wie sich's verhält mit dieser Sache?
Barak. Des Großkhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geist berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Malers Pinsel noch erreicht,
Wie viele Bildnisse von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt so übermüth'gen Sinn,
So großen Abscheu vor der Ehe Banden,
Daß sich die größten Könige umsonst
Um ihre Hand bemüht —
Kalaf. Das alte Mährchen
Vernahm ich schon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.
Barak. Es ist kein Mährchen. Oft schon wollte sie
Der Khan, als einz'ge Erbin seines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen.
Stets widersetzte sich die stolze Tochter,
Und, ach! zu blind ist seine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen sich erkühnte.
Viel schwere Kriege schon erregte sie
Dem Vater, und, obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, so ist er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum sprach er einstmals ernst und wohlbedächtlich
Zu ihr die strengen Worte: Störrig Kind!
Entschließe dich einmal, dich zu vermählen,
Wo nicht, so sinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ew'gen Kriege zu ersparen;
Denn ich bin alt; zu viele Könige schon
Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verschmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb' hernach und stirb, wie dir's gefällt —

Erschüttert ward von diesem ernsten Wort
Die Stolze, rang umsonst, sich loszuwinden.
Die Kunst der Thränen und der Bitten Macht
Erschöpfte sie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt sie von dem unglücksel'gen Vater,
Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf. Ich hab's gehört. Das abgeschmackte Mährchen
Hab' ich schon oft belacht — Hör', ob ich's weiß!
Sie fordert' ein Edict von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt sein soll, um ihre Hand zu werben.
Doch dieses sollte die Bedingung sein:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiser
Und seinen Räthen allen, wollte sie
Drei Räthsel ihm vorlegen. Löste sie
Der Freier auf, so mög' er ihre Hand
Und mit derselben Kron' und Reich empfangen.
Löst' er sie nicht, so soll der Kaiser sich
Durch einen heil'gen Schwur auf seine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu lassen. — Sprich, ist's nicht so? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannst vor langer Weile.

Barak. Mein Mährchen? Wollte Gott! Der Kaiser zwar
Empört' sich erst dagegen; doch die Schlange
Verstand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit list'ger Redekunst das furchtbare
Gesetz dem schwachen Alten zu entlocken.
Was ist's denn auch? sprach sie mit arger List;
Kein Prinz der Erde wird so thöricht sein,
In solchem blut'gen Spiel sein Haupt zu wagen!
Der Freier Schwarm zieht sich geschreckt zurück,
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Rasender, so ist's auf seine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Gesetz vollzieht. —
Beschworen ward das unnatürliche
Gesetz und kund gemacht in allen Landen. (Da Kalaf den Kopf schüttelt.)
— Ich wünschte, daß ich Mährchen nur erzählte
Und sagen dürfte: Alles war ein Traum!

Kalaf. Weil du's erzählst, so glaub' ich das Gesetz.
Doch sicher war kein Prinz wahnsinnig gnug,
Sein Haupt daran zu setzen.

Barak (zeigt nach dem Stadtthor). Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu sehen sind, gehörten Prinzen an,

Die toll genug das Abenteuer wagten
Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
Weil sie die Räthsel dieser Sphinx zu lösen
Nicht fähig waren.

Kalaf. Grausenvoller Anblick!
Und lebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen!

Barak. Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfei
Erblickt, das man sich zeigt in allen Ländern,
Fühlt sich bewegt von solcher Zaubermacht,
Daß er sich blind dem Tod entgegen stürzt,
Das göttergleiche Urbild zu besitzen.

Kalaf. Irgend ein Geck.

Barak. Nein, wahrlich! Auch der Klügste.
Heut' ist der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarcanda, den verständigsten,
Den je die Welt gesehn, enthaupten wird.
Der Khan beseufzt die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die stolze Schöne.

(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)

Hört! Hört ihr! Dieser dumpfe Trommelklang
Verkündet, daß der Todesstreich geschieht;
Ihn nicht zu sehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf. Barak, du sagst mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geschöpf wie diese Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menschlichkeit?

Barak. Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sklavin dient und uns Unglaubliches
Von ihrer schönen Königin berichtet.
Ein Tiger ist sie, diese Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um sie werben.
Sonst ist sie gütig gegen alle Welt;
Stolz ist das einz'ge Laster, das sie schändet.

Kalaf. Zur Hölle, in den tiefsten Schlund hinab
Mit diesen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur sich selber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen sollten sie
Verzehren.

Barak. Hier kommt Ismael, der Freund
Des Prinzen, der sein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Ismael!

Zweiter Auftritt.

Ismael zu den Vorigen.

Ismael (reicht dem Barak die Hand, heftig weinend). Er hat

Gelebt — Der Streich des Todes ist gefallen.
Ach warum fiel er nicht auf dieses Haupt!

Barak. Barmherz'ger Himmel! Doch warum ließt ihr
Geschehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich bloßgestellt?

Ismael. Mein Unglück braucht noch Vorwurf.
Gewarnt hab' ich, beschworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte.
Umsonst! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak. Beruhigt euch!

Ismael. Beruhigen? Niemals, niemals!
Ich hab' ihn sterben sehen. Sein Gefährte
War ich in seinem letzten Augenblick,
Und seine Abschiedsworte gruben sich
Wie spitz'ge Dolche mir ins tiefste Herz.
„Weine nicht!" sprach er. „Gern und freudig sterb' ich,
„Da ich die Liebste nicht besitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
„Daß ich ohn' Abschied von ihm ging. Ach, nie
„Hätt' er die Todesreise mir gestattet!
„Zeig' ihm dies Bildniß!

(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Busen,

„Wenn er diese Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entschuldigen."
Und an die Lippen drückt' er jetzt, lautschluchzend,
Mit heft'gen Küssen dies verhaßte Bild,
Als könnt' er, sterbend selbst, nicht davon scheiden;
Drauf kniet' er nieder und — mit einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut spritzen, sah den Rumpf hinfallen
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entsetzt und trostlos riß ich mich von dannen.

(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)

Verhaßtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten in dem Staub!
Könnt' ich sie selbst, die Tigerherzige,
Mit diesem Fußtritt so wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!
Nein, mich soll Samarcand nicht wieder sehn.
In eine Wüste will ich fliehn und dort,
Wo mich kein menschlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak.

Barak (nach einer Pause). Prinz Kalaf, habt ihr's nun gehört?

Kalaf. Ich stehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erstaunen.
Wie aber mag dies unbeseelte Bild,
Das Werk des Malers, solchen Zauber wirken?
(Er will das Bildniß von der Erde nehmen.)

Barak (eilt auf ihn zu und hält ihn zurück).
Was macht ihr! — Große Götter!

Kalaf (lächelnd). Nun! Ein Bildniß
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will sie doch
Betrachten, diese mörderische Schönheit.
(Greift nach dem Bildniß und hebt es von der Erde auf.)

Barak (ihn haltend). Euch wäre besser, der Medusa Haupt
Als diese tödtliche Gestalt zu sehn.
Weg, weg damit! Ich kann es nicht gestatten.

Kalaf. Du bist nicht klug. Wenn du so schwach dich fühlst,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug' gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz besiegt. Und was
Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das sollten todte Pinselstriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt Andres
Am Herzen, als der Liebe Narrenspiel. (Will das Bildniß anschauen.)

Barak. Dennoch, mein Prinz — Ich warn' euch — Thut es nicht!

Kalaf (ungeduldig). Zum Henker, Einfalt! Du beleidigst mich.
(Stößt ihn zurück, sieht das Bild an und geräth in Erstaunen. Nach einer Pause.)
Was seh' ich!

Barak (ringt verzweifelnd die Hände). Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf (faßt ihn lebhaft bei der Hand). Barak!
(Will reden, sieht aber wieder auf das Bild und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak (für sich). Seid Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht schuld,
Ich hab' es nicht verhindern können.

Kalaf. Barak!
— In diesen holden Augen, dieser süßen
Gestalt, in diesen sanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du sprichst, nicht wohnen!

Barak. Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieses Bildniß zeigt,
Ist Turandot, sie selbst! Nie hat die Kunst
Des Pinsels ihren ganzen Reiz erreicht!
Doch ihres Herzens Stolz und Grausamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O, werft es von euch, dies unselige,
Verwünschte Bildniß! Euer Auge sauge
Kein tödtlich Gift aus dieser Mordgestalt!

Kalaf. Hinweg! Vergebens suchst du mich zu schrecken!
— Himmlische Anmuth! Warme, glühende Lippen!

Augen der Liebesgöttin! Welcher Himmel,
Die Fülle dieser Reize zu besitzen!
(Er steht in den Anblick des Bildes verloren, plötzlich wendet er sich zu Barak und ergreift seine Hand.)
Barak! Verrath' mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies ist der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben sparen, das ich hasse?
— Ich muß auf einen Zug die schönste Frau
Der Erde und ein Kaiserthum mit ihr
Gewinnen oder dies verhaßte Leben
Auf einen Zug verlieren — Schönstes Werk!
Pfand meines Glücks und meine süße Hoffnung!
Ein neues Opfer ist für dich bereit
Und drängt sich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sei gütig gegen mich — Doch, Barak, sprich!
Ich werde doch im Divan, eh' ich sterbe,
Das Urbild selbst von diesen Reizen sehn?
(Indem sieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters sich über dem Stadtthor erheben und einen neuen Kopf über demselben aufpflanzen. — Der vorige Schall verstimmter Trommeln begleitet diese Handlung.)

Barak. Ach, sehet, sehet, theurer Prinz, und schaudert!
Dies ist das Haupt des unglücksel'gen Jünglings —
Wie es euch anstarrt! Und dieselben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten euch.
O, kehret um! Kehrt um! nicht möglich ist's,
Die Räthsel dieser Löwin aufzulösen.
Ich seh' im Geist schon euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieser furchtbarn Reihe sich erheben.

Kalaf (hat das aufgesteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet).
Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderstehlich
Hinauf in deine tödtliche Gesellschaft?
(Er bleibt nachsinnend stehen; dann wendet er sich zu Barak.)
— Wozu die Thränen, Barak? Hast du mich
Nicht einmal schon für todt beweint? Komm, komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — wer weiß, ob nicht der Himmel, satt,
Mich zu verfolgen, mein Beginnen segnet
Und meinen armen Eltern Trost verleiht.
Wo nicht — was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar sein,
Wenn ich die Räthsel löse — Lebe wohl!
(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdessen kommt Skirina, Baraks Weib, aus dem Hause.)

Barak. Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hilfe, Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er ist verloren,

Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthsel dieser Furie zu lösen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina (tritt ihm in den Weg).
O weh! Was hör' ich? Seid ihr nicht mein Gast?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?
Kalaf. Hier, gute Mutter, dieses Götterbild
Ruft mich zu meinem Schicksal. (Zeigt ihr das Bildniß.)
Skirina. Wehe mir!
Wie kam das höll'sche Bild in seine Hand?
Barak. Durch bloßen Zufall.
Kalaf (tritt zwischen beide). Hassan! Gute Frau!
Zum Dank für eure Gastfreundschaft behaltet
Mein Pferd! Auch diese Börse nehmet hin!
Sie ist mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiser oder — nie zurück!
— Wollt ihr, so opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit sie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängniß gehen! (Er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt.

Barak und Skirina.

Barak (will ihm folgen).
Mein Herr! Mein armer Herr! Umsonst! Er geht!
Er hört mich nicht!
Skirina (neugierig). Dein Herr? Du kennst ihn also?
O, sprich, wer ist der edelherz'ge Fremdling,
Der sich dem Tode weiht?
Barak. Laß diese Neugier!
Er ist geboren mit so hohem Geist,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina. All dieses Gold laß uns
Und alles, was wir Eigenes besitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen spenden!
Gebete sollen sie für ihn gen Himmel senden
Und sollen wund sich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter sie erhören!
(Sie gehen nach ihrem Hause

Zweiter Aufzug.

Großer Saal des Divans
mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaisers, die andere ins Serail der Prinzessin Turandot führt.

Erster Auftritt.

Truffaldin, als Anführer der Verschnittenen, steht gravitätisch in der Mitte der Scene und befiehlt seinen Schwarzen, welche beschäftigt sind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf Brigella.

Truffald. Frisch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beisammen sein. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiserliche Majestät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß, zu sitzen!

Brigella (kommt und sieht sich verwundernd um).
Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Daß man den Divan schmückt in solcher Eile?

Truffaldin (ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen).
Acht Sessel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu docieren;
Doch müssen sie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figurieren.

Brigella. So redet doch! Warum, wozu das alles?

Truffaldin. Warum? Wozu? Weil sich die Majestät
Und meine schöne Königin, mit sammt
Den acht Doctoren und den Excellenzen,
Sogleich im Divan hier versammeln werden.
's hat sich ein neuer, frischer Prinz gemeldet,
Den's jückt, um einen Kopf sich zu verkürzen.

Brigella. Was? Nicht drei Stunden sind's, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin. Ja, Gott sei Dank! Es geht
Von statten; die Geschäfte gehen gut.

Brigella. Und dabei könnt ihr scherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbarische Gemetzel?

Truffaldin. Warum soll mich's nicht freuen? Setzt's doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn so ein Neuer
Die große Reise macht — denn jedesmal,
Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeischifft, gibt's im Harem Hochzeitkuchen.
Das ist einmal der Brauch, wir thun's nicht anders:
So viele Köpfe, so viel Feiertage!

Brigella. Das sind mir heillos niederträchtige
Gesinnungen, so schwarz, wie eure Larve.
Man sieht's euch an, daß ihr ein Halbmann seid,

Ein schmutziger Eunuch! — Ein Mensch, ich meine
Einer, der ganz ist, hat ein menschlich Herz
Im Leib und fühlt Erbarmen.

Truffaldin. Was! Erbarmen!
Es heißt kein Mensch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, niemand ruft sie her.
Sind Sie freiwillig solche Tollhausnarren,
Mögen sie's haben! Auf dem Stadtthor steht's
Mit blut'gen Köpfen leserlich geschrieben,
Was hier zu holen ist — Wir nehmen keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn schon verloren, längst, der ihn hier setzt!

Brigella. Ein saubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um sie werben,
Drei Räthsel aufzugeben und, wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuschlachten!

Truffaldin. Mit nichten, Freund! Das ist ein prächtiger,
Excellenter Einfall! — Werben kann ein jeder;
Es ist nichts leichter, als aufs Freien reisen.
Man lebt auf fremde Kosten, thut sich gütlich,
Legt sich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle seine Staaten mit sich führt
Im Mantelsack, lebt bloß vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaisertochter freiten;
Denn auch der Schlechtste dünkt sich gut genug,
Die Hände nach der Schönsten auszustrecken.
Es war wie eine Freikomödie,
Wo alles kommt, bis meine Königin
Auf den scharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus-
Gesendet, sich mit Riesen 'rum zu schlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem allem! Räthsel haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgesetzte Fragen!
Man kann dabei bequem und säuberlich
In warmer Stube sitzen, und kein Schuh
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide,
Der Witz, der Scharfsinn aber muß heraus.

— Brigella, die versteht's! Die hat's gefunden,
Wie man die Narren sich vom Leibe hält!

Brigella. 's kann einer ein rechtschaffner Kavalier
Und Ehmann sein, und doch die spitz'gen Dinger,
Die Räthsel, just nicht handzuhaben wissen.

Truffaldin. Da siehst du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzeß mit ihrem Freier meint,
Daß sie die Räthsel vor der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel schlimmer. Löst er sie
Jetzt nicht, ei nun, so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenhieb davon.
Doch, wer die stachelichten Räthsel nicht
Auflöst, die seine Frau ihm in der Eh'
Aufgibt, der ist verlesen und verloren!

Brigella. Ihr seid ein Narr, mit euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meintwegen Räthsel sein,
Wenn sie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muß sie denn die Prinzen
Just köpfen lassen, die nicht sinnreich gnug
Für ihre Räthsel sind — Das ist ja ganz
Barbarisch, rasend, toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abschneidet, weil sie schwer begreifen?

Truffaldin. Und wie, du Schafskopf, will sie sich der Narren
Erwehren, die sich klug zu sein bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen ist,
Als einmal sich im Divan zu beschimpfen?
Auf die Gefahr hin, sich zu prostituieren
Mit heiler Haut, läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet sich vor Räthseln? Räthsel sind's,
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß' den Köder statt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzessin
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthsel wegen kommen.
Denn jedem ist sein Scharfsinn und sein Witz
Am Ende lieber, als die schönste Frau!

Brigella. Was aber kommt bei diesem ganzen Spiel
Heraus, als daß sie sitzen bleibt? Kein Mann,
Der seine Ruh' liebt und bei Sinnen ist,
Wird so ein spitz'ges Nadelkissen nehmen.

Truffaldin. Das große Unglück, keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marsch in der Ferne.)

Brigella. Der Kaiser kommt.

Truffaldin. Marsch ihr in eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuholen. (Gehen ab zu verschiedenen Seiten).

Zweiter Auftritt.

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Darauf acht Doctoren, pedantisch herausstaffiert; alsdann Pantalon und Tartaglia, beide in Charaktermasken. Zuletzt der Großkhan Altoum, in chinesischem Geschmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia stellen sich dem kaiserlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des Kaisers werfen sich alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.

Altoum. Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum ist der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unsre Thränen fließen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von neuem zu verwunden.
Grausame Tochter, mir zur Qual geboren!
Was hilft's, daß ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbarische Gesetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt sich die Tochter, nicht zu schrecken sind
Die Freier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantalon. Rath, Majestät? Hat sich da was zu rathen!
Bei mir zu Hause, in der Christen Land
In meiner lieben Vaterstadt Venedig,
Schwört man auf solche Mordgesetze nicht,
Man weiß nichts von so närrischen Mandaten.
Da hat man gar kein Beispiel und Exempel,
Daß sich die Herrn in Bilderchen vergafft
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmensch bei uns geboren wird,
Wie Dame Kieselstein, die alle Männer
Verschworen hätte — Gott soll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war, in meinen jungen Jahren,
Eh' mich die Ehrensache, wie ihr wißt,
Von Hause trieb, und meine guten Sterne
An meines Kaisers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wußt' ich nichts von China, als es sei
Ein trefflichs Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erstaun' ich über alle Maßen,
Daß ich so curiöse Bräuche hier
Vorfinde, so curjose Schwüre und Gesetze
Und so curjose Fraun und Herrn.
Erzählt' ich in Europa diese Sachen,
Sie würden mir unter die Nase lachen.

Altoum. Tartaglia, habt ihr den neuen Wagehals

Besucht?

Tartaglia. Ja, Majestät. Er hat den Flügel
Des Kaiserschlosses inn', den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweisen pflegt.
Ich bin entzückt von seiner angenehmen
Gestalt und seinen prinzlichen Manieren.
's ist Jammerschade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen soll.
's Herz bricht mir! Ein so angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott, ich sah
In meinem Leben keinen hübschern Buben!

Altoum. Unseliges Gesetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer sind dem Fohi doch gebracht,
Daß er dem Unglückseligen sein Licht
Verleihe, diese Räthsel zu ergründen!
Ach, nimmer geb' ich dieser Hoffnung Raum!

Pantalon. An Opfern, Majestät, ward nichts gespart.
Dreihundert fette Ochsen haben wir
Dem Tien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreihundert Schweine.

Altoum. So ruft ihn denn vor unser Angesicht!

(Ein Theil des Gefolges entfernt sich.)

— Man such' ihm seinen Vorsatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hilfe, nehmt das Wort für mich,
Laßt's nicht an Gründen fehlen, wenn mir selbst
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon. Majestät!
Wir werden unsern alten Witz nicht sparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und sprechen uns
Die Lungen heiser, und er läßt sich eben
Den Hals abstechen, wie ein welsches Huhn.

Tartaglia. Mit eurer Gunst, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfsinn und Verstand bei ihm
Bemerkt; wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon. Die Räthsel dieser Schlange sollt' er lösen?
Nein, nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf, von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiser nieder, die Hand auf der Stirn.

Altoum (nachdem er ihn eine Zeit lang betrachtet).
Steh auf, unkluger Jüngling!

(Kalaf steht auf und stellt sich mit edelm Anstand in die Mitte des Divans.)

Die reizende Gestalt! Der edle Anstand!

Wie mir's ans Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer bist du? Welches Land gab dir das Leben?
Kalaf (schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung).
Monarch, vergönne, daß ich meinen Namen
Verschweige.
Altoum. Wie? Mit welcher Stirn darfst du,
Ein unbekannter Fremdling, namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben!
Kalaf. Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.
Altoum. Welcher Adel
In seinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthsel nun gelöst,
Und nicht von würd'ger Herkunft —
Kalaf. Das Gesetz,
Monarch, ist nur für Könige geschrieben.
Verleihe mir der Himmel, daß ich siege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, soll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen,
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon *eine* Seele lebt in dieser Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.
Altoum. Wohl! Es sei!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Holdsel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht versagen — Mögst auch du
Geneigt sein, einem Kaiser zu willfahren,
Der hoch von seinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willst entgegen stürzen!
Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig spricht's für dich in meiner Brust,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verspreche.
O, zwinge du mich nicht, Tyrann zu sein!
Schon schwer genug drückt mich der Völker Fluch,

Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich selbst,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf. Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefsten Herzen dich beklage.
Nicht, wahrlich, von so mildgesinntem Vater
Hat Turandot Unmenschlichkeit geerbt.
Du hast nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben und das Götterbild,
Das uns bezaubert und uns selbst entrückt,
Der Welt geschenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder ist's der Götter Schluß und Rath,
Durch den Besitz der himmlischen Prinzessin
Mich zu beglücken — oder enden soll
Dies Leben, ohne sie mir eine Last!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

Pantalon. Ei, sagt mir, liebe Hoheit! Habt ihr euch
Die Köpfe überm Stadtthor wohl besehn?
Mehr sag' ich nicht. Was, Herr, in aller Welt
Treibt euch, aus fernen Landen herzukommen
Und euch frisch weg, wie ihr vom Pferd gestiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
Abthun zu lassen? Dame Turandot,
Das seid gewiß, dreht euch drei Räthselchen,
Daran die sieben Weisen Griechenlands,
Mit sammt den siebenzig Dolmetschern sich
Die Nägel Jahre lang umsonst zerkauten.
Wir selbst, so alte Practici und grau
Geworden übern Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieser Räthsel zu ergründen.
Es sind nicht Räthsel aus dem Kinderfreund,
Nicht solches Zeug, wie das:

„Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt,
„Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
„Wer's macht, der will's nicht selbst ausfüllen,
„Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen."

Nein, es sind Räthsel von dem neusten Schnitt,
Und sind verfluchte Nüsse aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man den Herrn Doctoren

Versiegelt übergibt, geschrieben stünde,
Sie möchten's auch mit allem ihrem Witz
In einem Säculum nicht ausstudieren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, seid ein so junges Blut,
Und Schade wär's um eure schönen Haare.
Beharrt ihr aber drauf, so steht ein Rettig
Des Gärtners fester, Herr, als euer Kopf.

Kalaf. Ihr sprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (stotternd). Tu — Turandot!
Zum Henker, welcher Steifsinn und Verblendung!
Hier spielt man nicht um welsche Nüsse, Herr,
Noch um Kastanien — 's ist um den Kopf
Zu thun — den Kopf — bedenkt das wohl! Ich will
Sonst keinen Grund anführen, als den e i n e n;
Er ist nicht klein — den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Läßt sich herab, euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen, und dem Mond dreihundert Schweine,
Und ihr seid störrig gnug und undankbar,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als diese Turandot,
Blieb's immer doch ein loser Streich von euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr. Es ist,
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,
Die mich so frei läßt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt ihr, was das heißt?
Es ist nicht möglich —

Kalaf. So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister!
Tod oder Turandot!

Altoum. Nun denn, so hab' es!
Verderbe d i c h, und m i c h stürz' in Verzweiflung! (Zu der Wache.)
Man geh' und rufe meine Tochter her. (Wache geht hinaus.)
Sie kann sich heut am zweiten Opfer weiden.

Kalaf (gegen die Thüre gewendet, in heftiger Bewegung).
Sie kommt! Ich soll sie sehen! Ew'ge Mächte!
Das ist der große Augenblick! O, stärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geistes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht.

Ihr Götter, gebt, daß ich mir selbst nicht fehle!
Ihr seht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und schnürt das Herz
Mir in der Brust zusammen. — Weise Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O, zeiht mich nicht strafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schicksal zu versuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderstehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen, es ist mächtiger, als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marsch.

Truffaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter, die Schwarzen hinter ihm, darauf mehrere Sklavinnen, die zu den Trommeln accompagnieren. Nach diesen **Adelma** und **Zelima**, jene in tartarischem Anzug, beide verschleiert. Zelima trägt eine Schüssel mit versiegelten Papieren. Truffaldin und seine Schwarzen werfen sich im Vorbeiziehen vor dem Kaiser mit der Stirn auf die Erde und stehen sogleich wieder auf; die Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erscheint **Turandot** verschleiert, in reicher chinesischer Kleidung, majestätisch und stolz. Die Räthe und Doctoren werfen sich vor ihr mit dem Angesicht auf die Erde. Altoum steht auf; die Prinzessin macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemessene Verbeugung, steigt dann auf ihren Thron und setzt sich. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuschauern am nächsten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schüssel ab und vertheilt unter lächerlichen Ceremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er sich mit denselben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marsch hört auf.

Turandot (nach einer langen Pause).
Wer ist's, der sich aufs neu vermessen schmeichelt,
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthsel einzudringen?
Der, seines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

Altoum (zeigt auf Kalaf, der erstaunt in der Mitte des Divans steht).
Der ist es, Tochter — Würdig wohl ist er's,
Daß du freiwillig zum Gemahl ihn wählest,
Ohn' ihn der furchtbarn Probe auszusetzen
Und neue Trauer diesem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot (nachdem sie ihn eine Zeitlang betrachtet, leise zur Zelima).
O Himmel! Wie geschicht mir, Zelima!

Zelima. Was ist dir, Königin?

Turandot. Noch keiner trat
Im Divan auf, der dieses Herz zu rühren
Verstanden hätte. Dieser weiß die Kunst.

Zelima. Drei leichte Räthsel denn, und Stolz — fahr' hin!

Turandot. Was sagst du? Wie, Verwegne? Meine Ehre?

Adelma (hat während dieser Reden den Prinzen mit höchstem Erstaunen betrachtet, für sich).
Täuscht mich ein Traum? Was seh' ich, große Götter!
Er ist's! der schöne Jüngling ist's, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht gesehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königssohn! Wohl sagte mir's mein Herz;
O, meine Ahnung hat mich nicht betrogen!
Turandot. Prinz, noch ist's Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebt's auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.
— Ich bin nicht grausam. Frei nur will ich leben;
Bloß keines Andern will ich sein; dies Recht,
Das auch dem allerniedrigsten der Menschen
Im Leib der Mutter anerschaffen ist,
Will ich behaupten, eine Kaiserstochter.
Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verstand
Und Scharfsinn, meine Freiheit zu beschützen.
— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wissen.
Ich hass' ihn, ich verachte seinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köstlichen
Streckt er begehrlich seine Hände aus;
Was seinem Sinn gefällt, will er besitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geschmückt,
Mit Geist begabt — warum ist's denn das Loos
Des Edeln in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In seinem Unwerth ruhig sich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Beute sein
Für einen? Sie ist frei, so wie die Sonne,
Die allbeglückend herrliche am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch keines Sklavin und Leibeigenthum.
Kalaf. So hoher Sinn, so seltner Geistesadel
In dieser göttlichen Gestalt! Wer darf
Den Jüngling schelten, der sein Leben
Für solchen Kampfpreis freudig setzt! — Wagt doch
Der Kaufmann um geringe Güter Schiff
Und Mannschaft an ein wildes Element;

Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durchs blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erstes, höchstes ist?
Ich also zeih' euch keiner Grausamkeit;
Doch nennt auch ihr den Jüngling nicht verwegen
Und haßt ihn nicht, weil er mit glühnder Seele
Nach dem Unschätzbaren zu streben wagt!
Ihr selber habt ihm seinen Preis gesetzt,
Womit es zu erkaufen ist — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen —
Kein Leben zwar des Glücks; doch ist's mein Alles,
Und hätt' ich's tausendmal, ich gäb' es hin.

Zelima (leise zu Turandot).
Hört ihr, Prinzessin? Um der Götter willen!
Drei leichte Räthsel! Er verdient's.

Adelma. Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O, daß er mein sein könnte! Hätt' ich damals
Gewußt, daß er ein Prinz geboren sei,
Als ich der süßen Freiheit mich noch freute!
— O, welche Liebe flammt in meiner Brust,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß!
— Muth, Muth, mein Herz! Ich muß ihn noch besitzen. (Zu Turandot.)
Prinzessin! Ihr verwirret euch! Ihr schweigt!
Bedenket euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot. Und er allein riss' mich zum Mitleid hin!
Nein, Turandot, du mußt dich selbst besiegen.
— Verwegener, wohlan, macht euch bereit!

Altoum. Prinz, ihr beharrt noch?

Kalaf. Sire! ich wiederhol' es:
Tod oder Turandot! (Pantalon und Tartaglia geberden sich ungeduldig.)

Altoum. So lese man
Das blutige Mandat. Er hör's und zittre!

(Tartaglia nimmt das Gesetzbuch aus dem Busen, küßt es, legt es sich auf die Brust, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon.

Pantalon (empfängt das Gesetzbuch, nachdem er sich mit der Stirn auf die Erde geworfen, steht auf und liest dann mit lauter Stimme).
„Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,
„Doch erst drei Räthsel legt die Königin ihm vor.
„Löst er sie nicht, muß er vom Beile sterben,
„Und schaugetragen wird sein Haupt auf Peckins Thor.
„Löst er die Räthsel auf, hat er die Braut gewonnen,
„So lautet das Gesetz. Wir schwören's bei der Sonnen."

(Nach geendigter Vorlesung küßt er das Buch, legt es sich auf die Brust und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der sich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präsentiert.)

Altoum (hebt die rechte Hand empor und legt sie auf das Buch).
O Blutgesetz! du meine Qual und Pein!
Ich schwör's bei Fohis Haupt, du sollst vollzogen sein.
(Tartaglia steckt das Buch wieder in den Busen; es herrscht eine lange Stille.)

Turandot (in declamatorischem Ton, aufstehend).

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht;
Doch kohlschwarz ist die zweite
Und sieht die Sonne nicht.

Er setzet neue Ringe,
So oft er blühet, an,
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grüne Rinden
Drückt sich ein Name leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
So sprich, kannst du's ergründen,
Was diesem Baume gleicht? (Sie setzt sich wieder.)

Kalaf (nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe gesehen, verbeugt sich gegen die Prinzessin). Zu glücklich, Königin, ist euer Sklav,
Wenn keine dunklern Räthsel auf ihn warten.
Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
Und dessen Blätter auf der einen Seite
Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
Der nur, so lang sie grün ist, bleibt:
— Er ist — das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

Pantalon (freudig). Tartaglia! Getroffen!

Tartaglia. Auf ein Haar!

Doctoren (erbrechen ihre Zettel).
Optime! Optime! Optime! Das Jahr, das
Jahr, das Jahr! Es ist das Jahr.

(Musik fällt ein.)

Altoum (freudig). Der Götter Gnade sei mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthsel!

Zelima (bei Seite). O Himmel, schütz' ihn!

Adelma (gegen die Zuschauer). Himmel, schütz' ihn nicht!
Laß nicht geschehn, daß ihn die Grausame
Gewinne und die Liebende verliere!

Turandot (entrüstet, für sich.)
Er sollte siegen? Mir den Ruhm entreißen?
Nein, bei den Göttern! (Zu Kalaf.) Selbstzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und löse!
(Steht wieder auf und fährt in declamatorischem Tone fort.)

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

Kalaf (nach einem kurzen Nachdenken, sich gegen die Prinzessin verbeugend).
Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiste, eure Räthsel aufzulösen.
— Dies zarte Bild, das in den kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Krystall, in dem dies Bild sich malt,
Und der noch Schönres von sich strahlt —
Er ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

Pant. (springt freudig auf). Tartaglia! Mein Seel! Ins schwarze Fleck
Geschossen.

Tartaglia. Mitten hinein, so wahr ich lebe!

Doctoren (haben die Zettel eröffnet).
Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge!
Es ist das Auge. (Musik fällt ein.)

Altoum. Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'gen Götter!
O, laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima (bei Seite). O, wäre dies das letzte!

Adelma (gegen die Zuschauer).
Weh mir! Er siegt! Er ist für mich verloren! (Zu Turandot.)
Prinzessin, euer Ruhm ist hin! Könnt ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verschlingt ein einz'ger Augenblick.

Turandot (steht auf in heftigem Zorn). Eh' soll

Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wisse!
Ich hasse dich nur desto mehr, je mehr
Du hoffst mich zu besiegen, zu besitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthsel! Flieh'!
Weich' aus dem Divan! Rette deine Seele!

Kalaf. Nur euer Haß ist's, angebetete
Prinzessin, was mich schreckt und ängstiget.
Dies unglücksel'ge Haupt sink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, euer Herz zu rühren.

Altoum. Steh ab, geliebter Sohn! Versuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günstig waren.
Jetzt kannst du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwei Siege, wenn der dritte
Dir, der entscheidende, mißlingt — Je näher
Dem Gipfel, desto schwerer ist der Fall.
— Und du — laß es genug sein, meine Tochter,
Steh ab, ihm neue Räthsel vorzulegen.
Er hat geleistet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er ist sie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Geberden gegen Turandot.)

Turandot. Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlassen? Nein, drei Räthsel
Sagt das Gesetz. Es habe seinen Lauf.

Kalaf. Es habe seinen Lauf. Mein Schicksal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot. Tod also! Tod! Hörst du's?

(Sie steht auf und fährt auf die vorige Art zu declamieren fort.)

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannst du das Ding nicht rathen,
So weich' aus diesen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reißt sie sich ihren Schleier ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf (außer sich, hält die Hand vor die Augen).
O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!
Altoum. Gott, er verwirrt sich, er ist außer sich.
Faß dich, mein Sohn! O, sammle deine Sinne!
Zelima (für sich). Mir bebt das Herz.
Adelma (gegen die Zuschauer). Mein bist du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.
Pantalon (zu Kalaf). Um Gotteswillen, nicht den Kopf verloren!
Nehmt euch zusammen! Herz gefaßt, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er ist geliefert.
Tartaglia (gravitätisch für sich).
Ließ' es die Würde zu, wir gingen selbst zur Küche
Nach einem Essigglas.
Turandot (hat den Prinzen, der noch immer außer Fassung da steht, unverwandt betrachtet). Unglücklicher!
Du wolltest dein Verderben. Hab' es nun!
Kalaf (hat sich gefaßt und verbeugt sich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot).
Nur eure Schönheit, himmlische Prinzessin,
Die mich auf einmal überraschend, blendend
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eisen, das nur Wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land
Und sähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?
Pantalon. O, sei gebenedeit! Laß dich umhalsen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.
Tartaglia. Gott segne eure Majestät! Es ist
Vorbei, und aller Jammer hat ein Ende.
Doctoren (haben die Zettel geöffnet).
Der Pflug, der Pflug! Es ist der Pflug!
(Alle Instrumente fallen ein mit großem Geräusch. Turandot ist auf ihrem Thron in Ohnmacht gesunken.)

Zelima (um Turandot beschäftigt).
Blickt auf, Prinzessin! Fasset euch! Der Sieg
Ist sein; der schöne Prinz hat überwunden.
Adelma (an die Zuschauer). Der Sieg ist sein! Er ist für mich verloren.

— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!
(Altoum ist voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia, vom Throne gestiegen. Die Doctoren erheben sich alle von ihren Sitzen und ziehen sich nach dem Hintergrund. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geschieht, während die Musik fortdauert.)

Altoum (zu Turandot). Nun hörst du auf, mein Alter zu betrüben,
Grausames Kind! Genug ist dem Gesetz
Geschehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüß' ich euch als Eidam!

Turandot (ist wieder zu sich gekommen und stürzt in sinnloser Wuth von ihrem Throne, sich zwischen beide werfend). Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muß aufs neu'
Im Divan mir drei andre Räthsel lösen.
Man überraschte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten, wie ich sollte.

Altoum. Grausame Tochter, deine Frist ist um!
Nicht hoffe mehr, uns listig zu beschwatzen.
Erfüllt ist die Bedingung des Gesetzes,
Mein ganzer Divan soll den Ausspruch thun.

Pantalon. Mit eurer Gunst, Prinzessin Kieselherz!
Es braucht nicht neue Räthsel zuzuspitzen
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier steht der Mann! Der hat's errathen! Kurz:
Das Gesetz hat seine Endschaft, und das Essen
Steht auf dem Tisch — Was sagt der Herr Collega?

Tartaglia. Das Gesetz ist aus, ganz aus, und damit Punctum.
Was sagen Ihre Würden, die Doctoren?

Doctoren. Das Gesetz ist aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe sich die Hände.

Altoum. So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne sich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

Turandot (wirft sich ihm in den Weg). Aufschub, Vater!
Um aller Götter willen!

Altoum. Keinen Aufschub!
Ich bin entschlossen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grausamen Begehren.
Dein Urtheil ist gesprochen; mit dem Blut
Von zehen Todesopfern ist's geschrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab' ich gelöst, nun löse du
Das deine, oder, bei dem furchtbarn Haupt
Des Fohi sei's geschworen —

Turandot (wirft sich zu seinen Füßen). O mein Vater!

Nur einen neuen Tag vergönnt mir —
Altoum. Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel!
Turandot (außer sich). So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht seine Gattin sein,
Ich kann es nicht. Eh' tausend Tode sterben,
Als diesem stolzen Mann mich unterwerfen.
Der bloße Name schon, schon der Gedanke,
Ihm unterthan zu sein, vernichtet mich.
Kalaf. Grausame, Unerbittliche, steht auf!
Wer könnte euren Thränen widerstehn? (Zu Altoum.)
Laßt euch erbitten, Sire! Ich flehe selbst
Darum. Gönnt ihr den Aufschub, den sie fordert.
Wie könnt' ich glücklich sein, wenn sie mich haßt!
Zu zärtlich lieb' ich sie — Ich kann's nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu sehn — Fühllose!
Wenn dich des treusten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, so triumphiere!
Ich werde nie dein Gatte sein mit Zwang.
O, sähest du in dies zerrissne Herz,
Gewiß, du fühltest Mitleid — Dich gelüstet
Nach meinem Blut? Es sei darum. Verstattet,
Die Probe zu erneuern, Sire — Willkommen
Ist mir der Tod. Ich wünsche nicht zu leben.
Altoum. Nichts, nichts! Es ist beschlossen. Fort zum Tempel!
Kein anderer Versuch — Unkluger Jüngling!
Turandot (fährt rasend auf).
Zum Tempel denn! Doch am Altar wird eure Tochter
Zu sterben wissen. (Sie zieht einen Dolch und will gehen.)
Kalaf. Sterben! Große Götter!
Nein, eh' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiser!
Gönn' eure Gnade mir die einz'ge Gunst.
— Zum zweitenmale will ich ihr im Divan,
Ich — ihr ein Räthsel aufzulösen geben.
Und dieses ist: Weß Stamms und Namens ist
Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen
Und Lasten um geringen Lohn zu tragen,
Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor?
— Grausame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.
Vermögt ihr's nicht, so laßt mein Leiden enden
Und schenkt mir diese theure Hand! Nennt ihr
Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.
Turandot. Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf die Bedingung

Bin ich die Eurige.

Zelima (für sich). Ich soll von neuem zittern!

Adelma (seitwärts). Ich darf von neuem hoffen!

Altoum. Ich bin's nicht
Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesetz
Will ich vollzogen wissen.

Kalaf (fällt ihm zu Füßen). Mächt'ger Kaiser!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebst, so duld' es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Daß sich ihr Geist nicht sättige. Er weide
Mit Wollust sich an meinem Blut — Sie löse
Im Divan, wenn sie Scharfsinn hat, mein Räthsel!

Turandot (für sich). Er spottet meiner noch, wagt's, mir zu trotzen!

Altoum (zu Kalaf). Unsinniger! Ihr wißt nicht, was ihr fordert,
Wißt nicht, welch einen Geist sie in sich hat,
Das Tiefste auch versteht sie zu ergründen.
— Sei's denn! Die neue Probe sei verstattet!
Sie sei des Bandes mit euch los, kann sie
Im Divan morgen uns die Namen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerspiel
Gestatt' ich nicht — Erräth sie, was sie soll,
So zieht in Frieden euren Weg — Genug
Des Blutes ist geflossen. Folgt mir, Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt ihr gethan?

(Der Marsch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätisch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sklavinnen und Truffaldin mit den Verschnittenen entfernen sich durch die andere Pforte, ihren ersten Marsch wiederholend.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer im Serail.

Erster Auftritt.

Adelma allein.

Jetzt oder nie entspring' ich diesen Banden.
Fünf Jahre trag' ich schon den glühnden Haß
In meiner Brust verschlossen, heuchle Freundschaft
Und Treue für die Grausame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geschlecht
Vertilgte, mich zu diesem Sklavenloos
Herunterstieß — In diesen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie sie, zum Thron geboren.
Und dienen soll ich ihr, mein Knie ihr beugen,

Die meines ganzen Hauses Mörderin,
Die meines Falles blut'ge Ursach' ist.
Nicht länger duld' ich den verhaßten Zwang,
Erschöpft ist mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verstellung.
Der Augenblick ist da, mich zu befrein,
Die Liebe soll den Rettungsweg mir bahnen.
All' meine Künste biet' ich auf — Entweder
Entdeck' ich sein Geheimniß oder schreck' ihn
Durch List aus diesen Mauern weg — Verhaßte,
Du sollst ihn nicht besitzen! Diesen Dienst
Will ich aus falschem Herzen dir noch leisten.
Mir selber dien' ich, süße Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiß' ich, da ich deinem Stolz
Verräthrisch diene — ich durchschaute dich!
Du liebst ihn, aber darfst es nicht gestehn.
Du mußt ihn von dir stoßen und verwerfen,
Wider dich selber mußt du thöricht wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Brust,
Ich kenn' ihn; nie vernarben seine Wunden.
— Dein Frieden ist vorbei! Du hast empfunden!

(Turandot erscheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beschäftigt ist, sie zu beruhigen.)

Sie kommt, sie ist's! Verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert sich — Laß hören, was sie spricht!

Zweiter Auftritt.

Turandot im Gespräch mit Zelima. Adelma, anfangs ungesehen.

Turandot. Hilf, rath mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima. Ist's möglich, Königin? Ein so edler Prinz,
So liebeathmend und so liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abscheu —

Turandot. Abscheu? Haß? (Sie besinnt sich.)
— Ich hass' ihn, ja. Abscheulich ist er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage spotten.
O, rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, soll der Divan sich versammeln,
Und lös' ich nicht die aufgegebne Frage,
So soll in gleichem Augenblick das Band

Geflochten sein — — „Weß Stamms und Namens ist
„Der Prinz, der, um sein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen
„Und Lasten um geringen Preis zu tragen,
„Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
„Noch unglückſel'ger ist, als je zuvor?"
— Daß dieser Prinz er selbst ist, seh' ich leicht;
Wie aber seinen Namen und Geschlecht
Entdecken, da ihn niemand kennt, der Kaiser
Ihm selbst verstattet, unerkannt zu bleiben?
Geängstigt, wie ich war, geschreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtsam ein.
Ich wollte Frist gewinnen — aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima. Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Thee- und Kaffeesatz wahrsagen —

Turandot. Du spottest meiner! Dahin kam's mit mir!

Zelima. Wozu auch überall der fremden Künste?
— O, seht ihn vor euch stehn, den schönen Prinzen!
Wie rührend seine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerrissnem Herzen zu euch flehte!
Wie edelmüthig er, sein selbst vergessen,
Zu eures Vaters Füßen für euch bat,
Für euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum zweitenmal sein kaum gerettet Leben
Darbot, um eure Wünsche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet). Still, still davon!

Zelima. Ihr kehrt euch von mir ab!
Ihr seid gerührt! Ja, ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in eurem Auge —
O, schämt euch nicht der zarten Menschlichkeit!
Nie sah ich euer Angesicht so schön.
O, macht ein Ende! Kommt — (Adelma ist im Begriff hervorzutreten.)

Turandot. Nichts mehr von ihm!
Er ist ein Mann. Ich hass' ihn, muß ihn hassen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos sind,
Nichts lieben können als sich selbst; hinweg-
Geworfen ist an dies verräthrische Geschlecht
Die schöne Neigung und die schöne Treue.
Geschmeid'ge Sklaven, wenn sie um uns werben,
Sind sie Tyrannen gleich, wo sie besitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigensinnig heftige Begehren,
Das nennen sie ihr Lieben und Verehren,
Das reißt sie blind zu unerhörter That,

Das treibt sie selber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, sag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Ist mir der Tod nicht schrecklicher, als er.
Mich säh' die Welt, die mir gehässig ist,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt
An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! So tief soll Turandot nicht sinken!
— Ich seine Braut? Eh' in das offne Grab
Mich stürzen, als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat sich wieder zurückgezogen.)

Zelima. Wohl mag's euch kosten, Königin, ich glaub' es,
Von eurer stolzen Höh' herabzusteigen,
Auf der die Welt euch staunend hat gesehn.
Was ist der eitle Ruhm, wenn Liebe spricht?
Gesteht es, eure Stunde ist gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der stärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht hassen.
Warum dem eignen Herzen widerstreben?
Ergebt euch dem geliebten Mann, und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen!

Adelma (ist horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor).
Wer von geringem Stand geboren ist,
Dem steht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir ist es nicht gegeben,
An einer Fürstin Platz dich zu versetzen,
Die sich so hoch wie unsre Königin
Gestellt und jetzt, vor aller Menschen Augen,
Im Divan so herunter steigen soll,
Von einem schlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen sah ich den Triumph,
Den stolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthsel unsrer Königin,
Als wären's Kinderfragen, spielend löste,
Der überlegnen Einsicht stolz bewußt.
O, in die Erde hätt' ich sinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine schöne
Gebieterin; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Gesprochen, dieses Mannes Frau!

Turandot. Erbittre mich
Nicht mehr!

Zelima. Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma. Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.

Ich kann nicht schmeicheln. Grausam wär' es, hier
Zu schonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, daß wir den Mann,
Den übermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, daß wir uns selbst
Mit freier Wahl und Gunst an ihn verschenken,
Und seine Großmuth fesselt seinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unsre Königin,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verschlimmert!
Nicht ihrer freien Gunst und Zärtlichkeit,
Sich selbst nur, seinem siegenden Verstand
Wird sie der Stolze zu verdanken haben;
Als seine Beute führt er sie davon —
Wird er sie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Recht verdankt?

Turandot (in der heftigsten Bewegung). Adelma, wisse!
Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstoß' ich diese Brust mit einem Dolch.

Adelma. Faßt Muth, Gebieterin. Verzweifelt nicht!
Kunst oder List muß uns das Räthsel lösen.

Zelima. Gut. Wenn Adelma mehr versteht, als ich,
Und euch so zugethan ist, wie sie sagt,
So helfe sie und schaffe Rath.

Turandot. Adelma!
Geliebte Freundin! Hilf mir, schaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt;
Wie kann ich sein Geschlecht und Namen wissen?

Adelma (nachsinnend). Laß sehn — Ich hab es — hörte man ihn nicht
Im Divan sagen, hier in dieser Stadt,
In Peckin, lebe jemand, der ihn kenne?
Man muß nachspüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze sparen —

Turandot. Nimm Gold und Edelsteine, spare nichts.
Kein Schatz ist mir zu groß, nur, daß ich's wisse!

Zelima. An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erholen? — Und, gesetzt, wir fänden wirklich
Auf diesem Wege seinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, daß Bestechung,
Nicht ihre Kunst das Räthsel uns verrathen?

Adelma. Wird Zelima wohl der Verräther sein?

Zelima. Das geht zu weit — Spart euer Gold, Prinzessin!
Ich schwieg, ich hoffte euer Herz zu rühren,

Euch zu bewegen, diesen würdigsten
Von allen Prinzen, den ihr selbst nicht hasset,
Freiwillig zu belohnen — Doch ihr wollt es!
So siege meine Pflicht und mein Gehorsam!
— Wißt also! Meine Mutter Skirina
War eben bei mir, war entzückt, zu hören,
Daß dieser Prinz die Räthsel aufgelöst,
Und, von dem neuen Wettstreit noch nichts wissend,
Verrieth sie mir in ihrer ersten Freude,
Daß dieser Prinz in ihrem Haus geherbergt,
Daß Hassan ihn, ihr Gatte, sehr wohl kenne,
Wie seinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach seinem Stand und Namen;
Doch, dies sei noch ein Räthsel für sie selbst,
Spricht sie, das Hassan standhaft ihr verberge;
Doch hofft sie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien' ich es nun noch, so zweifle meine
Gebieterin an meiner Treu' und Liebe! (Geht ab mit Empfindlichkeit.)

Turandot (ihr nacheilend).
Bleib, Zelima! Bist du beleidigt? — Bleib!
Vergib der Freundin!

Adelma (hält sie zurück). Lassen wir sie ziehen!
Prinzessin, auf die Spur hat Zelima
Geholfen; unsre Sache ist es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wär's, zu hoffen, daß uns Hassan
Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
Nun er den ganzen Werth desselben kennt.
Verschlagne List, ja, wenn die List nicht hilft,
Gewalt muß das Geständniß ihm entreißen;
Drum schnell — Kein Augenblick ist zu verlieren.
Herbei mit diesem Hassan ins Serail,
Eh' er gewarnt sich unserm Arm entzieht.
Kommt! Wo sind eure Sklaven?

Turandot (fällt ihr um den Hals). Wie du willst,
Adelma! Freundin! Ich genehm'ge alles,
Nur, daß der Fremde nicht den Sieg erhalte! (Geht ab.)

Adelma. Jetzt, Liebe, steh mir bei! Dich ruf' ich an,
Du Mächtige, die alles kann bezwingen!
Laß mich entzückt der Sklaverei entspringen;
Der Stolz der Feindin öffne mir die Bahn!
Hilf die Verhaßte listig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen! (Geht ab.)

———

Vorhalle des Palastes.

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak kommen im Gespräch.

Kalaf. Wenn aber niemand lebt in dieser Stadt,
Der Kundschaft von mir hat, als du allein,
Du treue Seele — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und schon acht Jahre lang verloren ist.
— Indessen, weißt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unsern Tod —
Ach, Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menschen!

Barak. Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz.
Vergebt mir. Der Unglückliche muß auch
Unmöglichs fürchten. Gegen ihn erheben
Die stummen Steine selber sich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren, Mauern sind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünstigt euch, das schönste Weib
Gewinnt ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich,
Und eure weib'sche Zärtlichkeit raubt euch
Auf einmal alles wieder!

Kalaf. Hättest du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz gesehn!

Barak. Auf eurer Eltern Schmerz, die ihr zu Berlas
Trostlos verlassen, hättet ihr und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten sollen!

Kalaf. Schilt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
Gefällig sein. Vielleicht, daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen —

Barak. Im Herzen dieser Schlange Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf. Entgehn kann sie mir nicht.
Wie fände sie mein Räthsel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du hast mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
Vertraut hast, wer ich sei?

Barak. Ich? Keine Sylbe.
Barak weiß euren Winken zu gehorchen;
Doch weiß ich nicht, welch schwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon. Sieh, sieh! Da ist er ja! Potz Element,

Wo steckt ihr, Prinz? Was habt ihr hier zu schaffen?
(Den Barak mit den Augen musternd.)
Und wer ist dieser Mann, mit dem ihr schwatzt?
Barak (für sich). Weh' uns! Was wird das?
Tartaglia. Sprecht! Wer ist der Mann?
Kalaf. Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur so
Von ohngefähr, und weil ich müßig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.
Tartaglia. Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr seid zu grad
Für diese falsche Welt; das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenstreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu lassen?
Pantalon. Laßt's gut sein. Was geschehn ist, ist geschehn.
Ihr wißt nicht, lieber junger Prinz, wie tief ihr
Im Wasser steht, wie euch von allen Seiten
Betrug umlauert und Verrätherstricke
Umgeben — Lassen wir euch aus den Augen,
So richtet man euch ab, wie einen Staar. (Zu Barak.)
Herr Nachbar Naseweis, steckt eure Nase
Wo anders hin! — Beliebt es Eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da, Soldaten!
Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wißt eure Pflicht — Bewachet seine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Mensch darf zu ihm ein! So will's der Kaiser. (Zu Kalaf.)
Merkt ihr? Er ist verliebt in euch und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwischen kommen.
Seid ihr bis morgen nicht sein Schwiegersohn,
So, fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch das
Von heute Morgen war — mit eurer Gunst —
Ein Narrenstreich! — Ums Himmelswillen, gebt euch
Nicht bloß, laßt euch den Namen nicht entlocken!
(Ihm ins Ohr zutraulich.)
Doch wollt ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz sachtchen, sachtchen in die Ohren wispern,
So wird er sich gar schön dafür bedanken.
Bekommt er diese Recompens?
Kalaf. Wie, Alter?
Gehorcht ihr so dem Kaiser, eurem Herrn?
Pantalon. Bravo! Scharmant! — Nun marsch! Voran Brigella!
Habt ihr's gehört? Was steht ihr hier und gaffet?
Brigella. Beliebet nur das Plaudern einzustellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes ist.
Tartaglia. Paßt ja wohl auf! Der Kopf steht drauf, Brigella.

Brigella. Ich habe meinen Kopf so lieb, als ihr
Den euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.
Tartaglia. Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Uh!
Geruhtet ihr, ihn mir zu sagen, Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — ja, das wollt' ich!
Kalaf. Umsonst versucht ihr mich. Am nächsten Morgen
Erfahrt ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.
Tartaglia. Bravo! Bravissimo! Hol' mich der Teufel!
Pantalon. Nun, Gott befohlen, Prinz! (Zu Barak.)
Und ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet besser, eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Palast hier aufzupassen.
Versteht ihr mich? (Geht ab.)
Tartaglia (sieht ihn scheel an). Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewisses Ansehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath' euch Gutes, geht! (Folgt dem Pantalon.)
Brigella (zu Kalaf). Erlaubt mir, Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Laßt's euch gefallen, in dies Haus zu gehn.
Kalaf. Das will ich gerne. (Zu Barak leise.)
Freund, auf Wiedersehn!
Zu besserer Gelegenheit! Leb wohl!
Barak. Herr, ich bin euer Sklav!
Brigella. Nur fort, nur fort,
Und macht den Ceremonien ein Ende!

(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengesetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erstaunens.)

Barak (ihm nachsehend). Der Himmel steh' dir bei, treuherz'ge Unschuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. Barak.

Timur (entsetzt, für sich). Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Tefflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen ließ und seine Rache sättigt! (Eilt ihm nach und ruft laut.)
Kalaf! Kalaf!
Barak (tritt ihm in den Weg und hält ihm das Schwert auf die Brust).
Halt ein, Unglücklicher! Du bist des Todes!

(Pause. Beide sehen einander erstaunt an. Unterdessen hat sich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)

Wer bist du, Alter? Woher kommst du, sprich,
Daß du den Namen dieses Jünglings weißt?

Timur. Was seh' ich? Gott! Du, Barak? Du in Peckin?
Du sein Verräther? Ein Rebell? Und zückst
Das Schwert auf deinen König?
Barak (läßt erstaunt das Schwert sinken). Große Götter!
Ist's möglich? — Timur?
Timur. Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerst du? Nimm dieses Leben hin!
Verhaßt ist mir's, da ich die treusten Diener
Um schnöden Vortheils willen undankbar
Und meinen Sohn dem Tod geopfert sehe!
Barak. Herr! - Herr! — O Gott! Das ist mein Fürst, mein König!
Er ist's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn. (Fällt ihm zu Füßen.)
In diesem Staub! In dieser Niedrigkeit!
Ihr Götter, muß mein Auge dies erleben!
— Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe ist's zu eurem Sohn, die Angst,
Die treue Sorge, die mich hingerissen.
So lieb euch eures Sohnes Heil, so komme
Der Name Kalaf nie aus eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak —
— Ach, weh mir! Wenn uns jemand hier behorchte!
Sagt, ob Elmaze, meine Königin,
Sich auch mit euch in dieser Stadt befindet?
Timur. Still, Barak, still! O, sprich mir nicht von ihr!
In unserm traur'gen Aufenhalt zu Berlas
Verzehrte sie der Gram um unsern Sohn,
— Sie starb in diesen lebensmüden Armen.
Barak. O die Bejammernswürdige!
Timur. Ich floh!
Ich konnt' es, einsam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend, frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, ist
Mein erster Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.
Barak. Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh' noch der nächste Tag verlaufen,
Das höchste Glück belohnt und euch mit ihm!
Nur, daß sein Name nicht, noch auch der eure
Von euern Lippen komme — Merkt euch das!
Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak.
Timur. Was für Geheimnisse — Erklär' mir doch!

Barak. Kommt! Hier ist nicht der Ort, davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was seh' ich?
(Skirina tritt aus dem Palast.)
Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir sind entdeckt! (Zu Skirina heftig.) Was hast du hier zu suchen?
Unglückliche! Wo kommst du her?

Sechster Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina. Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unser Gast,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — nun ja — Ich wollte sehn,
Wie dieser männerscheuen Unholdin
Der Brautstand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak. Dacht' ich's doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht alles, und geschwätzig
Wie eine Elster läufst du ins Serail;
Ich suchte dich, es dir zu untersagen.
Umsonst! Zu spät! Des Weibes Unverstand
Rennt immer vor des Mannes weisem Rath
Voraus — Was ist nicht alles dort geträtscht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir ist,
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung sagen: Dieser Unbekannte
Ist unser Gast; er wohnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich,
Hast du's gesagt?

Skirina. Und wenn ich nun? Was wär's?

Barak. Nein, nein, gesteh es nur! Hast du's gesagt?

Skirina. Ich hab's gesagt. Warum sollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wissen,
Und — daß ich's nur gestehe, ich versprach's.

Barak. Weh mir! Wir sind verloren! — Rasende!
(Zu Timur sich wendend.)
Wir müssen fort! Wir müssen fliehn!

Timur. So sag' mir doch, was für Geheimnisse —

Barak. Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!
(Truffaldin zeigt sich im Hintergrund mit seinen Schwarzen.)
— Weh uns! Es ist zu spät. Sie kommen schon!
Sie suchen mich, die Schwarzen, die Verschnittnen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnlose!
In welchen Jammer stürzt uns deine Zunge!
(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verschnittenen durch Geberden, daß sie sich seiner bemächtigen sollen.)

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,
Verbirg dich, rette dich und diesen Alten!

Timur. So sag' mir doch!

Barak. Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verschlossen, wie das Grab,
Sei euer Mund! Nie komme euer Name,
Nie, nie der seine über eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willst, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte diesen
Verborgen, bis der nächste Tag zur Hälfte
Verstrichen ist —

Skirina. Willst du mir denn nicht sagen?

Timur. Willst du nicht mit uns fliehn?

Barak. Thut, was ich sage!
Werde mit mir, was will, wenn ihr euch rettet.

Skirina. Sprich, Hassan! Worin hab' ich denn gefehlt?

Timur. Erklär' mir diese Räthsel.

Barak (heftig). Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns; es ist
Zu spät, und alle Flucht ist jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur
Verschweigt, und alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Truffaldin mit den Verschnittenen.

Truffaldin (ist nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge besetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Brust haltend).
Halt an und steht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemuckst! Der ist des Todes, der sich rührt.

Skirina. O wehe mir!

Barak. Ich weiß, ihr sucht den Hassan.
Hier bin ich, führt mich fort.

Truffaldin. Bst! Keinen Lärmen!
's ist gut gemeint. Es soll euch eine ganz
Absonderliche Gnad' und Ehr' geschehn.

Barak. Ja, ins Serail wollt ihr mich führen, kommt!

Truffaldin. Gemach! Gemach! Ei, seht doch, welche Gunst
Euch widerfährt! Ins Harem! ins Serail
Der Königin — Ihr glückliche Person!
's kommt keine Fliege ins Serail, sie wird
Erst wohl besichtigt und beschaut, ob sie
Ein Männchen oder Weib, und ist's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gekreuzigt und gepfählt.

— Wer ist der Alte da?

Barak. Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin (betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit).
Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns großmüthig vorgesetzt,
Auch dieses armen Bettlers Glück zu machen.
(Bemerkt und betrachtet die Skirina.)
— Wer ist die Weibsperson?

Barak. Was zögerst du?
Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.
Laß diesen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie gesehn und weiß nicht, wer sie ist.

Truffaldin (zornig). Du kennst sie nicht? Du hast sie nie gesehn?
Verdammte Lüge! Was? Kenn' ich sie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavin Zelima? Hab' ich sie nicht
Zu hundert Malen im Serail gesehn,
Wenn sie der Tochter weiße Wäsche brachte?
(Mit komischer Gravität zu den Verschnittenen.)
Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich euch gebe!
Die drei Personen hier nehmt in Verwahrung,
Bewacht sie wohl, hört ihr, laßt sie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei Nacht,
Sobald es still ist, führt sie ins Serail!

Timur. O Gott! Was wird aus mir!

Skirina. Ich fass' es nicht.

Barak (zu Timur). Was aus dir werden soll, und was aus mir?
Ich werde alles leiden. Leid' auch du!
Vergiß nicht, was ich dir empfahl — und, was
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt hast du, thöricht Weib, was du gewollt.

Skirina. Gott steh' uns bei!

Truffaldin (zu den Schwarzen). Ergreift sie! Fort mit ihnen! (Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen.

In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldstücken.

Erster Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur stehen, jeder an einer Säule, einander gegenüber, die Verschnittenen um sie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen Zelima und Skirina stehen weinend auf der einen, Turandot drohend und streng auf der andern Seite.)

Turandot. Noch ist es Zeit. Noch lass' ich mich herab
Zu bitten — Dieser aufgehäufte Berg

Von Gold ist euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
He da, ihr Sklaven! Machet euch bereit.

(Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust.)

Barak (zu Skirina). Nun, heillos Weib, nun siehst du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzessin, sättigt eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die ihr ersinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbsten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyrannische Werkzeuge der Tyrannin,
Zerfleischt mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz Recht, ich kenne diesen Prinzen
Und seinen Vater, beider Namen weiß ich;
Doch keine Marter preßt sie von mir aus,
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als schlechte Erde acht' ich diese Schätze!
Du, meine Gattin, jammre nicht um mich!
Für diesen Alten spare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieses Felsenherz,
Daß der Unschuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen ist, mein Freund zu sein.

Skirina (flehend zu Turandot). O Königin, Erbarmen!

Timur. Niemand kümmre sich
Um einen schwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlösung,
Das Leben eine Marter ist. Ich will
Dich retten, Freund, und sterben. Wisse denn,
Du Grausame —

Barak (unterbricht ihn). Um aller Götter willen, schweigt!
Der Name komme nicht aus eurem Munde!

Turandot (neugierig). Du weißt ihn also, Greis?

Timur. Ob ich ihn weiß?
Unmenschliche! — Freund, sag' mir das Geheimniß,
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

Barak. Ihr tödtet ihn und uns, wenn ihr sie nennt.

Turandot. Er will dich schrecken, Alter, fürchte nichts!
Herbei, ihr Sklaven, züchtigt den Verwegnen!

(Die Verschnittenen umgeben den Barak.)

Skirina. Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

Timur (tritt dazwischen). Halt! Haltet!
Was soll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzessin, schwört mir's zu bei eurem Haupt,

Bei euren Göttern schwört mir, daß sein Leben
Und dieses Fremdlings Leben ungefährdet
Sein soll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und ihr sollt alles wissen.

Turandot. Bei meinem Haupt, zum furchtbarn Fohi schwör' ich,
Daß weder seinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend eines hier Gefährde droht —

Bar. (unterbricht sie). Halt, Lügnerin nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherei lauscht hinter diesem Schwur,
Schwört, Turandot, schwört, daß der Unbekannte
Euer Gatte werden soll, im Augenblick,
Da wir die Namen euch entdeckt, wie recht
Und billig ist! ihr wißt es, Undankbare!
Schwört, wenn ihr könnt und dürft, daß er, verschmäht
Von euch, nicht in Verzweiflung sterben wird
Durch seine eigne Hand — und schwört uns zu,
Daß, wenn wir euch die Namen nun entdeckt,
Für unser Leben nichts zu fürchten sei,
Noch, daß ein ew'ger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen soll —
Dies schwört uns, und der Erste bin ich selbst,
Der euch die beiden Namen nennt!

Timur. Was für Geheimnisse sind dies! Ihr Götter,
Nehmt diese Qual und Herzensangst von mir!

Turandot. Ich bin der Worte müd' — Ergreift sie, Sklaven!
Durchbohret sie!

Skirina. O Königin! Erbarmen!

(Die Verschnittenen sind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima werfen sich dazwischen.)

Barak. Nun siehst du, Greis, das Herz der Tigerin!

Tim. (niedergeworfen). Mein Sohn! Dir weih' ich freudig dieses Leben.
Die Mutter ging voran, ihr folg' ich nach.

Turandot (betroffen, wehrt den Sklaven).
Sein Sohn! Was hör' ich! Haltet! — Du ein Prinz?
Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur. Ja, Grausame! Ich bin ein König — bin
Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

Barak. O König! Was habt ihr gethan!

Skirina. Ein König!
In solchem Elend!

Zelima. Allgerechte Götter!

Turandot (in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung).
Ein König und in solcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglücksel'gen Jünglings, den ich mich
Zu hassen zwinge und nicht hassen kann!

— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefsten Busen wendet sich!
Sein Vater! — Und er selbst — Sagt' er nicht so?
Genöthiget, als niedrer Knecht zu dienen
Und Lasten um geringen Sold zu tragen!
O Menschlichkeit! O Schicksal!

Barak. Turandot,
Dies ist ein König! Scheuet euch und schaudert
Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
Wenn solches Jammers Größe euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menschlichkeit
Entwaffnen kann, laßt euch die Scham besiegen.
Ehrt eures eignen greisen Vaters Haupt
In diesem Greis! — O, schändet euch nicht selbst
Durch eine That, die euer Blut entehrte!
Genug daß ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das ohnmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Zelima (wirft sich zu ihren Füßen).
Ihr seid bewegt, ihr könnt nicht widerstehn.
O, gebt dem Mitleid und der Gnade Raum,
Laßt euch die Größe dieses Jammers rühren!

Zweiter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot (ihr entgegen).
Kommst du, Adelma? Hilf mir! O, schaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin außer mir!
Dies ist sein Vater, ein Monarch und König!

Adelma. Ich hörte alles. Fort mit diesen beiden!
Schafft dieses Gold hinweg, der Kaiser naht!

Turandot. Mein Vater? Wie?

Adelma. Ist auf dem Weg hieher. (Zu den Schwarzen.)
Fort, eh' wir überfallen werden! Sklaven,
Führt diese beiden in die untersten
Gewölbe des Serails! Dort haltet sie
Verborgen bis auf weitere Befehle! (Zu Turandot.)
Es ist umsonst. Wir müssen der Gewalt
Entsagen. Nichts kann retten, als die List.
— Ich habe einen Anschlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima soll bleiben

Barak (zu Timur). Weh uns, mein Fürst! Die Götter mögen wissen,
Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!
— Weib! Tochter! Seid getreu, o, haltet fest,
Laßt euch von diesen Schlangen nicht verführen!

Turandot (zu den Schwarzen). Ihr wisset den Befehl. Fort, fort mit ihnen

In des Serails verborgenste Gewölbe!
Timur. Fall' eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!
Barak. Mitleid in dieser Furie? Verrathen
Ist euer Sohn, und uns, ich seh' es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angesicht der Menschen,
Wohin kein Lichtstrahl und kein Auge dringt,
Und unser Schmerz kein fühlend Ohr erreicht! (Zur Prinzessin.)
Die Welt kannst du, der Menschen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magst du im Schlund der Erde sie verstecken,
Laß tausend Todtengrüfte sie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat ans Licht.
(Er folgt mit Timur den Verschnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldstücken hinwegtragen.)

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Zelima und Skirina.

Turandot (zu Adelma). Auf dich verlass' ich mich, du einz'ge Freundin!
O, sage, sprich, wie du mich retten willst.
Adelma. Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, sind gewonnen.
Man kann zu ihm hineingehn, mit ihm sprechen —
Und was ist dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung spielen lassen.
Denn arglos ist sein Herz und gibt sich leicht
Der Schmeichelstimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behilflich sind und ihre Rolle spielen,
So zweifelt nicht, mein Anschlag soll gelingen.
Turandot (zu Skirina). So lieb dir Hassans Leben, Skirina.
Er ist in meiner Macht, ich kann ihn tödten.
Skirina. Was ihr befehlt, ich bin bereit zu allem,
Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.
Turandot (zu Zelima). So werth dir meine Gunst ist, Zelima —
Zelima. Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!
Adelma. So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren. (Sie gehen ab.)
Turandot. Geht, geht! Thut, was sie sagt.

Vierter Auftritt.

Turandot allein.

Was sinnt Adelma?
Wird sie mich retten? Götter, steht ihr bei.
Kann ich mich noch mit diesem Siege krönen,
Weß Name wird dann größer sein, als meiner?

Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen? — Welche Lust,
Im Divan, vor der wartenden Versammlung,
Die Namen ihm ins Angesicht zu werfen
Und ihn beschämt von meinem Thron zu weisen!
— Und doch ist mir's, als würd' es mich betrüben!
Mir ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen seinen Geist verhauchen,
Und dieser Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der großen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,
Im Divan über **dich** zu triumphieren?
Was wird dein Antheil sein, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit ist es gekommen! Umkehr ist
Nicht möglich! — Du mußt siegen oder fallen!
Besiegt von **einem**, ist besiegt von allen!

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und Tartaglia folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum (in einem Briefe lesend und in tiefen Gedanken, für sich).
So mußte dieser blutige Tyrann
Von Tefflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus seiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande schweifend, muß hieher
Nach Peckin kommen und durch seltsame
Verkettung der Geschicke glücklich werden!
So führt das Schicksal an verborgnem Band
Den Menschen auf geheimnißvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret sich der Faden.

Pantalon (leise zu Tartaglia).
Rappelt's der Majestät? Was kömmt sie an,
Daß sie in Versen mit sich selber spricht?

Tartaglia (leise zu Pantalon). Still, still! Es ist ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wissen!

Altoum (steckt den Brief in den Busen und wendet sich zu seiner Tochter).
Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entscheidung rückt heran,
Und schlaflos irrst du im Serail umher,
Zerquälst dich, das Unmögliche zu wissen.
— Vergebens quälst du dich. Es ist umsonst!
Ich aber hab' es ohne Müh' erfahren.
— Sieh diesen Brief. Hier stehen beide Namen
Und alles, was sie kenntlich macht. So eben

Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verschlossen und bewacht,
Bis dieser nächste Tag vorüber ist.
Der unbekannte Prinz ist wirklich König
Und eines Königs Sohn — Es ist unmöglich,
Daß du errathest, wer sie beide seien.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Ist kaum zu Peckin ausgesprochen worden.
— Doch sieh, weil ich's als Vater mit dir meine,
Komm' ich in später Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum zweitenmal
Im Divan dem Gelächter bloßzustellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu sehn?
Denn abgesinnt, du weißt's, ist dir das Volk,
Kaum werd' ich seiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verstummen mußt.
— Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.
(Zu Pantalon und Tartaglia.)
Laßt uns allein! (Jene entfernen sich ungern und zaudernd.)

Sechster Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum (nachdem jene weg sind, nähert sich ihr und faßt sie vertraulich bei der Hand). Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot. Meine Ehre, Sire? Spart euch
Die Müh'! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen selbst
Zu helfen wissen.

Altoum. Ach, du schmeichelst dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was du hoffst.
Ich les' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angst.
Ich bin dein Vater; sieh, ich hab' dich lieb.
— Wir sind allein — Sei offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weißt du die beiden Namen?

Turandot. Ob ich sie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum. Nein, Kind, du weißt sie nicht, kannst sie nicht wissen.
Wenn du sie weißt, so sag' mir's im Vertrauen.
Ich lasse dann den Unglücksel'gen wissen,
Daß er verrathen ist, und lass' ihn still
Aus meinen Staaten ziehn. So meidest du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägst du den Ruhm der Großmuth noch davon,

Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage spartest.
— Um dieses Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirst du's dem Vater, der dich liebt, versagen?

Turandot. Ich weiß die Namen oder weiß sie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geschont, brauch' ich auch seiner nicht zu schonen.
Gerechtigkeit geschehe! Oeffentlich,
Wenn ich sie weiß, soll man die Namen hören.

Altoum (will ungeduldig werden, zwingt sich aber und fährt mit Mäßigung und Milde fort). Durft' er dich schonen? Galt es nicht sein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und sich selbst zu retten,
Mußt' er den Sieg im Divan dir entreißen,
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieses Haupt setz' ich zum Pfand, du weißt
Die Namen nicht — Ich aber weiß sie — hier (Auf den Brief zeigend.)
Stehn sie geschrieben, und ich sag' sie dir.
— Der Divan soll sich in der Früh' versammeln,
Der Unbekannte öffentlich erscheinen;
Mit seinem Namen redest du ihn an;
Er soll beschämt, vom Blitz getroffen, stehen,
Verzweifelnd jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen sei sein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du so tief ihn hast gebeugt,
Erheb' ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige sein Leiden.
— Komm, meine Tochter, schwöre mir, daß du
Das thun willst, und sogleich — wir sind allein —
Sollst du die Namen wissen. Das Geheimniß,
Ich schwöre dir, soll mit uns beiden sterben.
So löst der Knoten sich erfreulich auf;
Du krönest dich mit neuem Siegesruhm,
Versöhnest dir durch schöne Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnst dir selbst
Den Würdigsten der Erde zum Gemahl,
Erfreuest, tröstest nach so langem Gram
In seinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot (ist während dieser Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen). Ach, wie viel arge List gebraucht mein Vater!
— Was soll ich thun? Mich auf Adelmas Wort
Verlassen und dem ungewissen Glück
Vertraun? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken lassen und den Nacken beugen

In das verhaßte Joch? — Furchtbare Wahl!
(Sie steht unentschlossen in heftigem Kampf mit sich selbst.)
Herunter, stolzes Herz, bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben ist nicht Schande!
(Indem sie einige Schritte gegen Altoum macht, steht sie plötzlich wieder still.)
Doch wenn Adelma — sie versprach so kühn,
So zuversichtlich — wenn sie's nun erforschte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan!

Altoum. Was sinnest du und schwankest, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa diese Angst mich überreden,
Daß du des Sieges dich versichert haltest?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

Turandot. Es sei! Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend ist mein Vater?
Ein sichres Zeichen, daß es möglich ist,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich selbst
Erfahren — Er versteht sich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm selbst hat er die Namen;
Es ist ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen, und man spottet meiner!

Altoum. Nun?
Was zauderst du? Hör' auf, dich selbst zu quälen!
Entschließe dich!

Turandot. Ich bin entschlossen — Morgen
In aller Früh' versammle sich der Divan.

Altoum. Du bist entschlossen, es aufs Aeußerste,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot. Entschlossen, Sire, die Probe zu bestehen.

Altoum (in heftigem Zorn). Unsinnige! Verstockte! Blindes Herz!
Noch blinder als die Albernste des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,
Daß du dich öffentlich beschimpfst, daß dir's
Unmöglich ist, das Räthsel aufzulösen.
Wohlan! Der Divan soll versammelt werden,
Und in der Nähe gleich sei der Altar;
Der Priester halte sich bereit, im Augenblick,
Da du verstummst, beim lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du hast
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte;
Leb' oder stirb, er wird dich auch nicht hören! (Er geht ab.)

Turandot. Adelma! Freundin! Retterin! Wo bist du?
Verlassen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben,
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben. (Entfernt sich auf der andern Seite.)

Die Scene verwandelt sich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Ausgängen. Im Hintergrund steht ein orientalisches Ruhebett für Kalaf. Es ist finstre Nacht.

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella mit einer Fackel.

(Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; Brigella betrachtet ihn mit Kopfschütteln.)

Brigella. 's hat eben Drei geschlagen, Prinz, und ihr
Seid nun genau dreihundert sechzigmal
In diesem Zimmer auf und ab spaziert.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn ihr selbst ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht schaden.

Kalaf. Du hast Recht, Brigella.
Mein sorgenvoller Geist treibt mich umher;
Doch du magst gehen und dich schlafen legen.

Brigella (geht, kommt aber gleich wieder zurück).
Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn euch hier
Von ohngefähr so was erscheinen sollte —
Macht eure Sache gut — Ihr seid gewarnt!

Kalaf. Erscheinungen! Wie so? An diesem Ort?
(Mustert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

Brigella. Du lieber Himmel! Uns ist zwar verboten
Bei Lebensstrafe, niemand einzulassen.
Doch — arme Diener! Herr, ihr wißt ja wohl!
Der Kaiser ist der Kaiser, die Prinzeß
Ist, so zu sagen, Kaiserin — und was
Die in den Kopf sich setzt, das muß geschehn!
's wird einem sauer, Hoheit, zwischen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Versteht mich wohl. Man möchte seine Pflicht
Gern ehrlich thun — doch man erübrigte
Auch gern etwas für seine alten Tage.
Herr, unsereins ist halter übel dran!

Kalaf. Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella. Gott soll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat,
Zu wissen, wer ihr seid. Es könnte sich
Zum Beispiel fügen, daß — durchs Schlüsselloch —
Ein Geist — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu versuchen — Gnug! Ihr seid gewarnt!
Versteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd). Sei außer Sorgen. Ich verstehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wissen.

Brigella. Thut das, und somit Gott befohlen, Herr.
Ums Himmels willen, bringt mich nicht ins Unglück! (Gegen die Zuschauer.)

Es kann geschehen, daß man einen Beutel
Mit Golde ausschlägt — möglich ist's! Was mich betrifft,
Ich that mein Bestes, und ich konnt' es nicht. (Er geht ab.)

Kalaf. Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel aus der Hölle selbst
Ankommen, dieses Herz wird standhaft bleiben. (Er tritt ans Fenster.)
Der Tag ist nicht mehr weit, ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieser Folter liegen.
Indeß versuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf diese Augen locken kann.

(Indem er sich auf das Ruhebett niederlassen will, öffnet sich eine von den Thüren.)

Achter Auftritt.

Kalaf. Skirina in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Gesicht.

Skirina (furchtsam sich nähernd).
Mein lieber Herr — Herr — O, wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf (auffahrend). Wer bist du, und was suchst du hier?

Skirina (nimmt die Maske vom Gesicht).
Kennt ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Hassans Weib und eure Wirthin.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein gestohlen — Ach! was hab' ich euch
Nicht alles zu erzählen — Doch die Angst
Erstickt mich, und die Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf. Sprecht, gute Frau. Was habt ihr mir zu sagen?

Skirina (sich immer schüchtern umsehend).
Mein armer Mann hält sich versteckt. Es ward
Der Turandot gesagt, daß er euch kenne.
Nun wird ihm nachgespürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu schleppen und ihm dort
Gewaltsam euren Namen abzupressen.
Wird er entdeckt, so ist's um ihn geschehn;
Denn eher will er unter Martern sterben,
Als euch verrathen.

Kalaf. Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenschliche!

Skirina. Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater ist
In meinem Haus.

Kalaf. Was sagst du? Große Götter!

Skirina. Von eurer Mutter zum trostlosen Wittwer
Gemacht —

Kalaf. O meine Mutter!

Skirina. Hört mich weiter!
Er weiß, daß man euch hier bewacht; er zittert
Für euer Leben; er ist außer sich;
Er will verzweifelnd vor den Kaiser dringen,
Sich ihm entdecken, kost' es, was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich sterben!
Vergebens such' ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr ist taub, er hört nur seinen Schmerz.
Nur das Versprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröstend Schreiben ihm von eurer Hand,
Mit eures Namens Unterschrift zu bringen,
Das ihm Versichrung gibt von eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeußersten zurück! So hab' ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr gesetzt,
Dem kummervollen Greise Trost zu bringen.

Kalaf. Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehst mich, Skirina!

Skirina. Mich strafe Fohi, wenn ich euch das lüge!

Kalaf. Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina (dringend). Kein Augenblick ist zu verlieren! Kommt!
Bedenkt euch nicht; schreibt diese wen'gen Worte.
Fehlt euch das Nöthige, ich bracht' es mit.

(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)

Genug, wenn dieser kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von eurer Hand erhält,
Daß ihr noch lebt, und daß ihr Gutes hofft.
Sonst treibt ihn die Verzweiflung an den Hof,
Er nennt sich dort, und alles ist verloren.

Kalaf. Ja, gib mir diese Tafel! (Er ist im Begriff zu schreiben, hält aber plötzlich inne und sieht sie forschend an.) Skirina!
Hast du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavin dort
Der Turandot; dein Mann hat mir's gesagt.

Skirina. Nun ja! Wie kommt ihr darauf?

Kalaf. Skirina!
Geh nur zurück und sage meinem Vater
Von meinetwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiser fordre
Und ihm entdecke, was sein Herz ihn heißt.
Ich bin's zufrieden.

Skirina (betroffen). Ihr verweigert mir
Den Brief? Ein Wort von eurer Hand genügt.

Kalaf. Nein, Skirina, ich schreibe nicht. Erst morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Daß Hassans Weib mich zu verrathen sucht.

Skirina. Ich euch verrathen! Guter Gott! (Für sich.)

Adelma mag denn selbst ihr Spiel vollenden. (Zu Kalaf.)
Wohl, Prinz, wie's euch beliebt! Ich geh' nach Hause,
Ich richte eure Botschaft aus; doch glaubt' ich nicht,
Nach so viel übernommener Gefahr
Und Mühe euren Argwohn zu verdienen. (Im Abgehen.)
Adelma wacht, und dieser schlummert nicht. (Entfernt sich.)

Kalaf. Erscheinungen! — Du sagtest recht, Brigella!
Doch, daß mein Vater hier in Peckin sei,
Und meine Mutter todt, hat dieses Weib
Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft ist der Mund, der Böses meldet!
(Die entgegengesetzte Thüre öffnet sich.)
Noch ein Gespenst! Laß sehen, was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. Zelima.

Zelima. Prinz, ich bin eine Sklavin der Prinzessin
Und bringe gute Botschaft.

Kalaf. Gäb's der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich schmeichle mir mit nichts;
Zu fühllos ist das Herz der Turandot.

Zelima. Wohl wahr, ich leugn' es nicht — und dennoch, Prinz,
Gelang es euch, dies stolze Herz zu rühren.
Euch ganz allein; ihr seid der Erste — Zwar
Sie selbst besteht darauf, daß sie euch hasse;
Doch ich bin ganz gewiß, daß sie euch liebt.
Die Erde thu' sich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf. Gut, gut, ich glaube dir. Die Botschaft ist
Nicht schlimm. Hast du noch Mehreres zu sagen?

Zelima (näher tretend). Ich muß euch im Vertrauen sagen, Prinz,
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, daß sie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Daß sie im Divan nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden soll.
Der Abgrund öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen euch berichte!

Kalaf. Ruf' nicht so großes Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessin,
Leicht sei es ihr, in diesem Streit zu siegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verstand
Wird sich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt beweist,

Sie könne Mitleid fühlen, könne sich
Entschließen, einen Liebenden zu trösten
Und einen greisen Vater zu erfreun.
Ist dies etwa die gute Botschaft, sprich,
Die ich zu hören habe?
  Zelima. Nein, mein Prinz,
Wir geben uns so leichten Kaufes nicht;
Man muß Geduld mit unsrer Schwachheit haben.
— Hört an!
  Kalaf. Ich höre.
  Zelima. Die Prinzessin schickt mich.
— Sie bittet euch um einen Dienst — Laßt sie
Die Namen wissen, und im Uebrigen
Vertraut euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan lösen,
Voll Güte steigt sie dann von ihrem Thron
Und reicht freiwillig euch die schöne Rechte.
— Entschließt euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieses stolze Herz,
So wird nicht Zwang, so wird die Liebe sie,
Die zärtlichste, in eure Arme führen.
  Kalaf (sieht ihr scharf ins Gesicht, mit einem bittern Lächeln).
Hier, Sklavin hast du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelassen.
  Zelima. Welchen Schluß?
  Kalaf. Die Erde öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres euch berichte.
  Zelima. So glaubt ihr, Prinz, daß ich euch Lügen sage?
  Kalaf. Ich glaub' es fest — und glaub' es so gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr' um zu der Prinzessin!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz sei ihr Herz,
Und meiner glühnden Liebe möge sie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß versagen.
  Zelima. Bedachtet ihr, was dieser Eigensinn
Euch kosten kann?
  Kalaf. Mag er mein Leben kosten!
  Zelima. Es bleibt dabei, er wird's euch kosten, Prinz!
— Beharrt ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?
  Kalaf. Nichts!
  Zelima. Lebet wohl! (Im Abgehen.) Die Mühe konnt' ich sparen!
  Kalaf (allein). Geht, wesenlose Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen sind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirinas
Bericht ist's, was mich ängstiget — Mein Vater

In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth, mein Herz!
In wenig Stunden ist das Loos geworfen.
Könnt' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geist
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle schon
Den Gott die sanften Flügel um mich breiten.
(Er legt sich auf das Ruhebett und schläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Gesicht verschleiert, eine Wachskerze in der Hand. Kalaf schlafend

Adelma. Nicht alles soll mißlingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künste des Betrugs
Verschwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht eben so umsonst
Versuchen, ihn aus Peckin wegzuführen
Und mit dem schönen Raube zu entfliehn.
— O heißerflehter Augenblick! Jetzt, Liebe,
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir schon überstiegen,
Dein Feuer laß auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in diesem schwersten Kampfe siegen!
(Sie betrachtet den Schlafenden.)
Der Liebste schläft. Sei ruhig, pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch' ich den goldnen Schlummer von euch weg;
Doch schon ergraut der Tag, ich darf nicht säumen.
(Sie nähert sich ihm und berührt ihn sanft.)
Prinz, wachet auf!
Kalaf (erwachend). Wer störet meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgespenst, verschwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh' vergönnt?
Adelma. Warum so heftig, Prinz? Was fürchtet ihr?
Nicht eine Feindin ist's, die vor euch steht;
Nicht euren Namen will ich euch entlocken.
Kalaf. Ist dies dein Zweck, so spare deine Müh.
Ich sag' es dir voraus, du wirst mich nicht betrügen.
Adelma. Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an, war hier nicht Skirina bei euch,
Mit einem Brief euch listig zu versuchen?
Kalaf. Wohl war sie hier.
Adelma. Doch hat sie nichts erlangt?
Kalaf. Daß ich ein solcher Thor gewesen wäre!
Adelma. Gott sei's gedankt! — War eine Sklavin hier,
Mit trüglicher Vorspieglung euch zu blenden?
Kalaf. Solch eine Sklavin war in Wahrheit hier,

Doch zog sie leer ab — wie auch du wirst gehn.

Adelma. Der Argwohn schmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.
Lernt mich erst kennen! Setzt euch! Hört mich an
Und dann verdammt mich als Betrügerin! (Sie setzt sich, er folgt.)

Kalaf. So redet denn und sagt, was ich euch soll.

Adelma. Erst seht mich näher an — Beschaut mich wohl!
Wer denkt ihr, daß ich sei?

Kalaf. Dies hohe Wesen,
Der edle Anstand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sklavin,
Die ich, wo ich nicht irre, schon im Divan
Gesehen und ihr Loos beklagt.

Adelma. Auch ich
Hab' euch — die Götter wissen es, wie innig —
Bejammert, Prinz! Es sind fünf Jahre nun,
Da ich, noch selber eine Günstlingin
Des Glücks, in niederm Sklavenstand euch sah.
Schon damals sagte mir's mein Herz, daß euch
Geburt zu einem bessern Loos berufen.
Ich weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schicksal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug' sich euch verständlich machte,
Soweit es einer Königstochter ziemte. (Sie entschleiert sich.)
Seht her, mein Prinz, und sagt mir, dies Gesicht,
Habt ihr es nie gesehn in eurem Leben?

Kalaf. Adelma! ew'ge Götter! Seh' ich recht?

Adelma. Ihr sehet in unwürd'gen Sklavenbanden
Die Tochter Keicobads, des Königes
Der Karazanen, einst zum Thron bestimmt,
Jetzt zu der Knechtschaft Schmach herabgestoßen.

Kalaf. Die Welt hat euch für todt beweint. In welcher
Gestalt, weh mir, muß ich euch wieder finden!
Euch hier als eine Sklavin des Serails,
Die Königin, die edle Fürstentochter!

Adelma. Und als die Sklavin dieser Turandot,
Der grausamen Ursache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter, theurer Jüngling,
Den diese stolze Turandot, wie euch,
Bezauberte — Er wagte sich im Divan —
(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin sieht — entsetzensvoller Anblick!
Erblicktet ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf. Unglückliche! So log die Sage nicht!

So ist sie wahr, die klägliche Geschichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!
Adelma. Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur seinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach, das Glück
War ihm nicht günstig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen seinen Söhnen in der Schlacht.
Ich selbst, mit meiner Mutter, meinen Schwestern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unsern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menschlichkeit des Kaisers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er schalt die Gräuelthat und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fischen.
Schon halb entseelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sklavin übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geschenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O, lebt in eurem Busen menschliches Gefühl,
So laßt mein Schicksal euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir schneidet, sie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sklavin zu bedienen.
Kalaf. Mich jammert euer Unglück. Ja, Prinzessin,
Aufricht'ge Thränen zoll' ich eurem Leiden —
Doch euer grausam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld,
Euer Vater stürzte sich und sein Geschlecht
Durch übereilten Ratbschluß ins Verderben.
Sagt, was kann ich, selbst ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schicksalsmächte, für euch thun?
Ersteig' ich morgen meiner Wünsche Gipfel,
So sollt ihr frei und glücklich sein — Doch jetzt
Kann euer Unglück nichts als meins vermehren.
Adelma. Der Unbekannten konntet ihr mißtrauen;
Ihr kennt mich nun — Der Fürstin werdet ihr,
Der Königstochter, glauben, was sie euch
Aus Mitleid sagen muß und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe sagen möchte.
— O, möchte dies befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!
Kalaf. Adelma, sprecht, was habt ihr mir zu sagen?
Adelma. Wißt also, Prinz — Doch nein, ihr werdet glauben,

Ich sei gekommen, euch zu täuschen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechseln,
Die für das Sklavenjoch geboren sind.

Kalaf. Quält mich nicht länger! Ich beschwör' euch, sprecht,
Was ist's? Was habt ihr mir von ihr zu sagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttin ist?

Adelma (bei Seite). Gib Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!

(Zu Kalaf sich wendend.)

Prinz, diese Turandot, die schändliche,
Herzlose, falsche hat Befehl gegeben,
Euch heut am frühen Morgen zu ermorden.
— Dies ist die Liebe eurer Lebensgöttin!

Kalaf. Mich zu ermorden?

Adelma. Ja, euch zu ermorden!
Beim ersten Schritt aus diesem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenspitzen euch ins Herz,
So hat es die Unmenschliche befohlen.

Kalaf (steht schnell auf und geht gegen die Thüre).
Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (hält ihn zurück). Bleibt!
Wo wollt ihr hin? Ihr hofft noch, euch zu retten?
Unglücklicher, ihr wißt nicht, wo ihr seid,
Daß euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieselben Wachen, die der Kaiser euch
Zu Hütern eures Lebens gab, sie sind —
Gedingt von seiner Tochter, euch zu tödten.

Kalaf (außer sich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigsten Leidens).
O Timur! Timur! Unglücksel'ger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! Du mußt
Nach Pecin kommen, auf sein Grab zu weinen!
Das ist der Trost, den dir dein Sohn versprach!
— Furchtbares Schicksal!

(Er verhüllt sein Gesicht, ganz seinem Schmerz hingegeben.)

Adelma (für sich, mit frohem Erstaunen). Kalaf! Timurs Sohn!
Glücksel'ger Fund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit diesen Namen sein Geschick in Händen.

Kalaf. So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl sagte mir's vorhin
Der feilen Sklaven einer, daß Bestechung
Und Furcht des Mächtigen das schwache Band
Der Treue lösen — Leben, fahre hin!
Vergeblich ist's, dem grausamen Gestirn,
Das uns verfolgt, zu widerstehn — Du sollst
Den Willen haben, Grausame — dein Aug'

An meinem Blute weiden! Süßes Leben,
Fahr' hin! Nicht zu entfliehen ist dem Schicksal.

Adelma (mit Feuer). Prinz, zum Entfliehen zeig' ich euch die Wege,
Nicht müß'ge Thränen bloß hab' ich für euch.
Gewacht hab' ich indeß, gesorgt, gehandelt,
Kein Gold gespart, die Hüter zu bestechen.
Der Weg ist offen Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten sind
Bereit. Laßt uns aus diesen Mauern fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Khan
Von Berlas ist mein Freund, ist mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns schützen, seine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ich's mit euch theile,
Wenn ihr der Liebe Opfer nicht verschmäht.
Verschmäht ihr's aber und verachtet mich,
So ist die Tartarei noch reich genug
An Fürstentöchtern, dieser Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als sie.
Aus ihnen wählt euch eine würdige
Gemahlin aus! Ich — will mein Herz besiegen.
Nur rettet, rettet dieses theure Leben!

(Sie spricht das Folgende mit immer steigender Lebhaftigkeit, indem sie ihn bei der Hand ergreift und mit sich fortzureißen sucht.)

O, kommt! Die Zeit entflieht, indem wir sprechen.
Die Hähne krähn, schon regt sich's im Palast,
Todbringend steigt der Morgen schon herauf.
Fort, eh' der Rettung Pforten sich verschließen!

Kalaf. Großmüthige Adelma! Einz'ge Freundin!
Wie schmerzt es mich, daß ich nach Berlas euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit süß Geschenk,
Nicht euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieser heimlichen Entweichung sagen?
Macht' ich nicht schändlichen Verraths mich schuldig,
Wenn ich, des Gastrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innersten Serail
Die werthgehaltne Sklavin ihm entführte?
— Mein Herz ist nicht mehr mein, Adelma. Selbst
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen sein von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schicksal.
Noch tröstlich ist's, für Turandot zu sterben,

Wenn ich nicht leben kann für sie — Lebt wohl!

Adelma. Sinnloser! Ihr beharrt? Ihr seid entschlossen?

Kalaf. Zu bleiben und den Mordstreich zu erwarten.

Adelma. Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe ist's,
Die euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen!
Verschmähet meine Hand, verachtet mich;
Nur flieht, nur rettet, rettet euer Leben!

Kalaf. Verschwendet eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geschick.

Adelma. So bleibet denn! Auch ich will Sklavin bleiben,
Ohn' euch verschmäh' ich auch der Freiheit Glück.
Laß sehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt! (Von ihm wegtretend.) Wär' ich die erste,
Die durch Beständigkeit ans Ziel gelangte? (Für sich. Mit Accent.)
Kalaf! Sohn Timurs! (Verneigt sich spottend.) Unbekannter Prinz!
Lebt wohl! (Geht ab.)

Kalaf (allein). Wird diese Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf solcher Folter je gezittert?
Und endet sie, welch neues größres Schreckniß
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyrannisch Herz!
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth,
Die Sonne steigt herauf, und allen Wesen
Bringt sie das Leben, mir bringt sie den Tod!
Geduld, mein Herz, dein Schicksal wird sich lösen!

Eilfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella. Der Divan wird versammelt, Herr. Die Stunde
Ist da. Macht euch bereit!

Kalaf (mißt ihn mit wilden, scheuen Blicken). Bist du das Werkzeug?
Wo hast du deinen Dolch versteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die du hast!
Du raubst mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella. Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als euch zum Divan zu begleiten.
Wo alles schon versammelt ist.

Kalaf (nach einigem Nachsinnen resigniert). Laß uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

Brigella (sieht ihn erstaunt an).
Was Teufel schwatzt er da von Tod und Sterben?
Verwünschtes Weibervolk! Sie haben ihn

In dieser ganzen Nacht nicht schlafen lassen;
Nun ist er gar im Kopf verrückt!

Kalaf (wirft das Schwert auf den Boden). Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre setzen.
Die Grausame erfahre wenigstens,
Daß ich die unbeschützte Brust von selbst
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab und wird, sowie er hinaustritt, von kriegerischem Spiel empfangen.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene ist die vom zweiten Aufzug.

Im Hintergrunde des Divans steht ein Altar mit einer chinesischen Gottheit und zwei Priestern, welche nach Aufziehung eines Vorhangs sichtbar werden. — Bei Eröffnung des Akts sitzt Altoum auf seinem Throne. Pantalon und Tartaglia stehen zu seinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewehre.

Erster Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. Wache. Gleich darauf Kalaf.

Kalaf (tritt mit einer stürmischen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter sich schauend. In der Mitte der Scene verbeugt er sich gegen den Kaiser, dann für sich).
Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Brust
Zu fühlen, und, von niemand angefallen,
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falsche Botschaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück ist gewiß!

Altoum. Mein Sohn! ich sehe deinen Blick umwölkt,
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn' erheitert sehn,
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimnisse von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich sie im Busen
Verschließen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, sie vernehmen kann.
— Doch merke dir: Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm stets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du bist
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot ist dein!
Dreimal hat sie in dieser Nacht zu mir
Gesendet, mich beschworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszusprechen.
Daraus erkenne, ob du Ursach hast,
Sie mit getrostem Herzen zu erwarten.

Pantalon (zuversichtlich).
Das könnt ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was das

Betrifft, damit hat's seine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunsch an! Heut ist die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieser Nacht zu ihr
Geholt; sie hatt' es gar zu eilig; kaum
Ließ sie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu stecken; ungefrühstückt ging ich hin;
Es war so grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufschub sollt' ich ihr verschaffen,
Rath schaffen sollt' ich — Bei der Majestät
Fürsprach' einlegen — Ja, was sollt' ich nicht!
's war mir ein rechtes Gaudium und Labsal,
Ich leugn' es nicht, sie desperat zu sehn.

Tartaglia. Ich ward um sechs Uhr zu ihr hin beschieden;
Der Tag brach eben an; sie hatte nicht
Geschlafen und sah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat sie mich,
Gab mir die schönsten Worte, doch umsonst!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Gesagt vor Ungeduld und grimm'ger Kälte.

Altoum. Seht, wie sie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch sie sperret sich umsonst.
Gemessene Befehle sind gegeben,
Daß sie durchaus im Divan muß erscheinen,
Und ist's mit Güte nicht, so ist's mit Zwang.
Sie selbst hat mich durch ihren Eigensinn
Berechtigt, diese Strenge zu gebrauchen.
Erfahre sie die Schande nun, die ich
Umsonst ihr sparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun ist's an dir, zu triumphieren!

Kalaf. Ich dank' euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu schmerzlich leid' ich selbst, daß der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geschehen soll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne sie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abscheu zu besiegen,
Ihn einst vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen soll ihr Sklave sein,
Und all mein höchstes Wünschen ihre Liebe.
Wer eine Gunst bei mir erlangen will,
Wird keines andern Fürsprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem schönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde soll sie kränken,
Solang die Parce meinen Faden spinnt;
Soweit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll sie mein einzig Träumen sein und Denken!

Altoum. Auf denn! Man zögre länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel! Man erhebe den Altar!
Der Priester halte sich bereit! Sie soll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schicksal lesen
Und soll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr schwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chinesischen Götzen, den Altar und die Priester, alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten!
Das ganze Volk soll freien Eingang haben
Zeit ist's, daß dieses undankbare Kind
Den tausendfachen Kummer uns bezahle,
Den sie auf unser greises Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marsch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt sich Truffaldin mit Verschnittenen, hinter ihnen die Sklavinnen, darauf Turandot, alle in schwarzen Flören, die Frauen in schwarzen Schleiern.)

Pantalon. Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmusik!
Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarsch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieselbe Weise und mit denselben Ceremonien wie im zweiten Aufzug.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima. Ihre Sklavinnen und Verschnittenen.

Turandot (nachdem sie ihren Thron bestiegen, und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf). Dies Traurgepränge, unbekannter Prinz,
Und dieser Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, ist eurem Auge süße Weide.
Ich sehe den Altar geschmückt, den Priester
Zu meiner Trauung schon bereit, ich lese
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunst und tiefe Wissenschaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, diesem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
Doch endlich muß ich meinem Schicksal weichen.

Kalaf. O, läse Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.
War's ein Vergehn, nach solchem Gut zu streben?
Ein Frevel wär's, es zaghaft aufzugeben!

Altoum. Prinz, der Herablassung ist sie nicht wert,
An ihr ist's jetzo, sich herabzugeben!
Kann sie's mit edelm Anstand nicht, mag sie
Sich darein finden, wie sie kann — Man schreite
Zum Werk! Der Instrumente froher Schall
Verkünde laut —

Turandot. Gemach! Damit ist's noch zu früh!
(Aufstehend und zu Kalaf sich wendend.)
Vollkommner konnte mein Triumph nicht sein,
Als dein getäuschtes Herz in süße Hoffnung
Erst einzuwiegen und mit einemmal
Nun in den Abgrund wieder dich zu schleudern.
(Langsam und mit erhobner Stimme.)
Hör', Kalaf, Timurs Sohn, verlaß den Divan!
Die beiden Namen hat mein Geist gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh dir und allen,
Die sich im Kampf mit Turandot versuchen!

Kalaf. O, ich Unglücklicher!

Altoum. Ist's möglich? Götter!

Pantalon. Heil'ge Katharina! (Zu Tartaglia.)
Geht heim! Laßt euch den Bart auszwicken, Doctor!

Tartaglia. Allhöchster Tien! Mein Verstand steht still!

Kalaf. Alles verloren! Alle Hoffnung todt!
— Wer steht mir bei? Ach, mir kann niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzusehr geliebt!
— Warum hab' ich die Räthsel gestern nicht
Mit Fleiß verfehlt, so läge dieses Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.
Warum, zu güt'ger Kaiser, mußtet ihr
Das Blutgesetz zu meinem Vortheil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn sie mein Räthsel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!
(Ein unwilliges Gemurmel entsteht im Hintergrund.)

Altoum. Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz;
Der unversehne Blitzstrahl schlägt mich nieder.

Turandot (bei Seite zu Zelima).
Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

Zelima (leise zu Turandot).
O, so ergebt euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr seht, ihr hört, das Volk wird ungeduldig!

Adelma (für sich). An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf. Und braucht's denn des Gesetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich ist? (Er tritt an den Thron der Turandot.) Ja, Unversöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennst — den du
Als einen namenlosen Fremdling haßtest,
Den du jetzt kennst und fortfährst zu verschmähn!
Verlohnte sich's, ein Dasein zu verlängern,

Das so ganz werthlos ist vor deinen Augen?
Du sollst befriedigt werden, Grausame.
Nicht länger soll mein Anblick diese Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —
(Er zieht einen Dolch und will sich durchstechen. In demselben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten, und Turandot stürzt von ihrem Thron.)

Turandot (ihm in den Arm fallend, mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe). Kalaf!

(Beide sehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeit lang unbeweglich in dieser Stellung.)

Altoum. Was seh' ich?

Kalaf (nach einer Pause). Du? Du hinderst meinen Tod?
Ist das dein Mitleid, daß ich leben soll,
Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkst du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannst mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannst du nicht.
Laß mich, und, wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig' es meinem jammervollen Vater.
Er ist zu Peckin, er bedarf des Trostes;
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schicksal. (Er will sich tödten.)

Turandot (wirft sich ihm in die Arme).
Lebt, Kalaf! Leben sollt ihr — und für mich!
Ich bin besiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beiden
Verlassenen, du kennst sie, Trost zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima. Ach, und wie gerne!

Adelma (für sich). Es ist Zeit zu sterben.
Die Hoffnung ist verloren.

Kalaf. Träum' ich, Götter?

Turandot. Ich will mich keines Ruhms anmaßen, Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wisset denn — es wiss'
Es alle Welt! Nicht meiner Wissenschaft,
Dem Zufall, eurer eignen Uebereilung
Verdank' ich das Geheimniß eures Namens.
Ihr selbst, ihr ließet gegen meine Sklavin
Adelma beide Namen euch entschlüpfen.
Durch sie bin ich dazu gelangt — Ihr also habt
Gesiegt, nicht ich, und euer ist der Preis.
— Doch nicht bloß, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Gesetz genug zu thun — nein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich euch — Ach, es war euer, gleich
Im ersten Augenblick, da ich euch sah!

Adelma. O nie gefühlte Marter!

Kalaf (der diese ganze Zeit über wie ein Träumender gestanden, scheint jetzt erst zu sich selbst zu kommen und schließt die Prinzessin mit Entzückung in seine Arme).

Ihr die Meine?

O, tödte mich nicht, Uebermaß der Wonne!

Altoum. Die Götter segnen dich, geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willst erfreun.
Verziehen sei dir jedes vor'ge Leid,
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon. Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia. Platz! Platz! Der Bund sei alsogleich beschworen!

Adelma. Ja, lebe, Grausamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt! (Zu Turandot.) Ja, wisse,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich hasse
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich that.
Die Namen sagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh' du ihn sahst,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch diese Nacht, da ich zu deinem Dienst
Geschäftig schien, versucht' ich alle Listen —
Selbst die Verleumdung spart' ich nicht — zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden; doch umsonst!
In seinem Schmerz entschlüpften ihm die Namen,
Und ich verrieth sie dir; du solltest siegen,
Verbannt von deinem Angesicht sollt' er
In meinen Arm sich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu sterben, als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur eins steht noch in meiner Macht. Ich stamme,
Wie du, von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich so lange Sklavenfesseln trug.
In dir muß ich die blut'ge Feindin hassen.
Du hast mir Vater, Mutter, Brüder, Schwestern,
Mir alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubst du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes,
Mich selbst zum Raube hin — Ich will nicht leben!
(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entrissen, von der Erde auf.)
Verzweiflung zückte diesen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er spalten soll. (Sie will sich erstechen.)

Kalaf (fällt ihr in den Arm). Faßt euch, Adelma!

Adelma. Laß mich, Undankbarer!
In ihrem Arm dich sehen? Nimmermehr!

Kalaf. Ihr sollt nicht sterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank' ich's, daß dies schöne Herz,

Dem Zwange feind, mich edelmüthig frei
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
So habe sie die Freiheit zum Geschenk,
Und unsers Glückes erstes Unterpfand
Sei eine Glückliche!

Turandot. Auch ich, mein Vater,
Vereinige mein Bitten mit dem seinen.
Zu hassenswerth, ich fühl' es, muß ich ihr
Erscheinen; mir verzeihen kann sie nie
Und könnte nie an *mein* Verzeihen glauben.
Sie werde frei, und ist ein größer Glück
Für sie noch übrig, so gewährt es ihr.
Wir haben viele Thränen fließen machen
Und müssen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon. Ums Himmelswillen, Sire, schreibt ihr den Laufpaß,
So schnell ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir ist ganz weh und bang, daß unsre Freude
In Rauch aufgeh', solang ein wüthend Weib
Sich unter *einem* Dach mit euch befindet.

Altoum (zu Turandot). An solchem Freudentag, den du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht bloß die Freiheit schenk' ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück
Und theile sie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug sei und den Mächtigen nicht reize.

Adelma. Sire — Königin — ich bin beschämt, verwirrt,
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu schweigen und von eurem Angesicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltsam diesem Aug' entströmen.

(Sie geht ab mit verhülltem Gesicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, ehe sie scheidet.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende Timur, Barak, Skirina und Zelima.

Kalaf. Mein Vater, o, wo find' ich dich, wo bist du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Busen
Ausgieße?

Turandot (verlegen und beschämt). Kalaf, euer edler Vater ist
Bei mir, ist hier — In diesem Augenblicke
Fühlt er sein Glück — Verlangt nicht mehr zu wissen,
Nicht ein Geständniß, das mich schamroth macht,

Vor allen diesen Zeugen zu vernehmen.

Altoum. Timur bei dir? Wo ist er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiserreich hast du gewonnen;
Auch dein verlornes Reich ist wieder dein.
Ermordet ist der grausame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich seine Botschaft
Gesucht, und selbst zu mir ist sie gedrungen.
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Ueberreicht ihm einen Brief.)

Kalaf (wirft einen Blick hinein und steht eine Zeit lang in sprachloser Rührung).
Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch — die Lippe ist versiegelt.

(In diesem Augenblick öffnet sich der Saal. Timur und Barak treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf seinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Barak sinkt zu Kalafs Füßen, indem sich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche sie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia stehen gerührt. Unter diesen Bewegungen fällt der Vorhang.)

Ende des sechsten Bandes.

Schillers

sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Siebenter Band:

Phädra. — Der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen. — Der Neffe als Onkel. — Nachlaß.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Phädra.

Ein Trauerspiel von Racine.

Personen.

Theseus, König von Athen.
Phädra, seine Gemahlin, Tochter des Minos und der Pasiphaë.
Hippolyt, Sohn des Theseus und der Antiope, Königin der Amazonen.
Aricia, aus dem königlichen Geschlechte der Pallantiden zu Athen.
Theramen, Erzieher des Hippolyt.
Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.
Ismene, Vertraute der Aricia.
Panope, vom Gefolge der Phädra.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt. Beschlossen ist's, ich gehe, Theramen,
Ich scheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen,
In diesen Zweifeln, die mich ängstigen.
Sechs Monde weilt mein Vater schon entfernt;
Nichts will von seinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte selbst, der ihn verbirgt.

Theramen. Wohin, o Herr, willst du ihn suchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich schon
Die beiden Meere, die der Isthmus trennt,
Nach Theseus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche schwindet;
Elis hab' ich durchsucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja ans Meer sogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Namen gab. — Was hoffst du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsstrichen
Gedenkst du seine Spuren aufzufinden?
Ja, wissen wir, ob uns der König nicht
Vorsätzlich seinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für sein Leben zittern,
Sich still vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt. Halt, Freund, und sprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Ursach' hält ihn nicht zurück;

Entsagt hat er dem wilden Recht der Jugend,
Phädra hat seinen flücht'gen Sinn gefesselt
Und fürchtet keine Nebenbuhlerin mehr.
Genug, ich such' ihn, folge meiner Pflicht
Und fliehe diesen Ort, der mich beängstigt.

Theramen. Wie, Herr, seit wann denn fürchtest du Gefahr
In diesem stillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich so gern
Geflüchtet aus dem rauschenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt. Freund, jene sel'gen Tage sind dahin;
Ein ganz verändert Ansehn hat jetzt alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Pasiphaë hieher gesandt.

Theramen. Herr, ich versteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer ist es, Phädra hier zu sehen —
Stiefmütterlich gesinnt, sah sie dich kaum,
Gleich übte sie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erstes Werk.
Doch dieser Haß, den sie dir sonst geschworen,
Ist sehr geschwächt, wenn er nicht ganz verschwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das stirbt und das entschlossen ist zu sterben?
Die Unglückselige wird einem Schmerz
Zum Raub, den sie mit Eigensinn verbirgt;
Sie ist der Sonne müd' und ihres Lebens,
Wie kann sie gegen dich Verderben spinnen?

Hippolyt. Nicht ihr ohnmächt'ger Haß ist's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindin will ich fliehn;
Es ist Aricia, ich will's gestehn,
Die letzte jenes unglücksel'gen Stamms,
Der gegen uns feindselig sich verschworen.

Theramen. Auch du verfolgst sie, Herr? Die holde Schwester
Der wilden Pallantiden, hat sie je
Der Brüder schwarze Meuterei getheilt?
Und könntest du die schöne Unschuld hassen?

Hippolyt. Wenn ich sie haßte, würd' ich sie nicht fliehn.

Theramen. Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärst du vielleicht der strenge Hippolyt
Nicht mehr, der stolze Feind der schönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theseus sich so oft, so gern gebeugt?
So lang von dir verachtet, hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in eine Reihe dich gestellt
Mit andern, dich gezwungen, ihr zu opfern?
— Du liebtest, Herr?

Hippolyt. Freund, welche Rede wagst du?
Du, der mein Innres kennt, seitdem ich athme,
Verlangst, daß ich den edeln Stolz verleugne,
Den dieses freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Brust der Amazone nur,
Die mich geboren, schöpft' ich diesen Stolz.
Ich selbst, sobald ich meiner mir bewußt,
Bestärkte mich in diesem edeln Triebe.
Du warst der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft sprachst du mir von meines Vaters Thaten,
Du weißt, wie ich dir lauschte, wie mein Herz
Bei seinen edeln Waffenthaten schlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beschriebst,
Wie er der Welt den Hercules ersetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber strafte,
Wie er den Sinnis, den Prokrustes schlug,
Dem Periphetes seine Keul' entrang,
Den Kerkyon besiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kretas Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamst, die leichten Liebesschwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die spart'sche Helena mir nanntest,
Den Ihrigen entrissen — Periböa,
In ihrem Schmerz zu Salamin verlassen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die seinen Schwüren allzu leicht geglaubt,
Bis auf den Namen selbst von ihm vergessen —
Ariadne, die dem tauben Felsenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schwester,
Wie sie, geraubt, doch glücklicher als sie —
Du weißt, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich sie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünscht, so schönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu ersparen!
Und sollte selbst mich jetzt gebunden sehn,
So tief herunter ließ ein Gott mich sinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der sich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, schwach zu sein, wie Theseus!
Und sollte dieses stolze Herz empfinden,
Mußt' es Aricia sein, die mich besiegte?
Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwirft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich denkende
Geschlecht der Pallantiden fortzupflanzen?

Auf ewig soll's mit ihr vernichtet sein,
In Aufsicht soll sie bleiben bis zum Grab,
Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und böt' ich meinem Vater solchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreien?
Zu solcher Raserei riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend).
Ach Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Theseus selbst
Schärft deinen Blick, da er ihn schließen will;
Das Herz empört sich gegen Zwang, und selbst
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch schreckt dich eine keusche Liebe,
Und wenn sie glücklich macht, mißgönnst du dir's?
Besiege doch die scheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Hercules verirren?
Wie stolze Herzen hat nicht Venus schon
Bezähmt! du selbst, der ihre Macht bestreitet,
Wo wärst du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttin immer siegend widerstanden,
Der Liebe keusche Flamme nie gefühlt!
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?
Gesteh's, du bist der Vorige nicht mehr!
Schon lang sieht man dich seltener als sonst
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken
Und, in der edeln Kunst Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel seltener erklinget Forst und Wald
Von unserm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebst, du glühst von Liebe, dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichst.
Gesteh's, du liebst Aricien!

Hippolyt. Ich — reise
Und suche meinen Vater, Theramen!

Theramen. Herr, siehst du Phädra nicht, bevor du gehst?

Hippolyt. Das ist mein Vorsatz. Bring' ihr diese Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht so will.
— Doch sieh, was für ein neues Mißgeschick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweiter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone. Ach, welcher Jammer ist dem meinen gleich
Herr, meine Königin ist dem Tode nah!
Vergebens lass' ich sie so Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — sie stirbt mir in den Armen

An einem Uebel, das sie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung ist ihr Geist;
Die Unruh' treibt sie auf von ihrem Lager,
Sie will ins Freie, will die Sonne schauen,
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt. Ich geh', ich lass' ihr freien Raum,
Und spar' ihr einen Anblick, den sie haßt.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra. Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden,
Mich schmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach! (Sie setzt sich.)

Oenone. Große Götter, schaut auf unsre Thränen!

Phädra. Wie diese schweren Hüllen auf mir lasten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat diese Zöpfe künstlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß sich alles
Verschwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone. So ist sie ewig mit sich selbst im Streit!
— Du selbst, o Königin, besinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Hast unsern Fleiß ermuntert, dich zu schmücken.
Du fühltest dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu sehn.
Du siehst es jetzt und hassest seinen Strahl!

Phädra. Glanzvoller Stifter meines traurigen Geschlechts!
Du, dessen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine schmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum letztenmale seh' ich deine Strahlen.

Oenone. Weh mir, noch immer nährst du, Königin,
Den traur'gen Vorsatz und entsagst dem Leben?

Phädra (schwärmerisch). O säß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone. Wie, Königin? Was ist das?

Phädra. Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich gesagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!

Zu sehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen stürzen mir die Thränen.

Oenone. Mußt du erröthen, über dieses Schweigen
Erröthe, diesen strafbarn Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft.
Willst du, von unserm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hilfe von dir stoßen
Und rettungslos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht seine Quellen stocken?
Dreimal umzog den Himmel schon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge sank,
Und dreimal wich die Finsterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung schmachtet.
Welch gräßlichem Entschlusse gibst du Raum?
Darfst du mit Frevelmuth dich selbst zerstören?
Das heißt den Göttern trotzen, ist Verrath
Am Gatten, dem du Treue schwurst, Verrath
An deinen Kindern, den unschuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammst.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königin, er gibt dem Sohn
Der Amazone seine Hoffnung wieder,
Dem stolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, diesem Hippolyt —

Phädra. Ihr Götter!

Oenone. Ergreift die Wahrheit dieses Vorwurfs dich?

Phädra. Unglückliche! Wen hast du jetzt genannt?

Oenone. Mit Recht empört sich dein Gemüth, mich freut's,
Daß dieser Unglücksname dich entrüstet!
Drum lebe! Laß die Liebe, laß die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieser Scythe das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem schönsten Blute Griechenlands gebiete.
Jetzt aber eile — jeder Augenblick,
Den du versäumst, bringt näher dich dem Tode —
Verschieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu stärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt und noch aufs neu sich läßt entzünden.

Phädra. Schon allzu lang nährt' ich ein schuldvoll Dasein.

Oenone. So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Ist's ein Verbrechen, das dich so beängstigt?
Du hast doch nicht unschuldig Blut verspritzt?

Phädra. Die Hand ist rein. Wär' es mein Herz, wie sie!

Oenone. Und welches Ungeheure sann dein Herz

Sich aus, das solchen Schauder dir erregt?
Phädra. Genug sagt' ich. Verschone mich! Ich sterbe,
Um das Unselige nicht zu gestehen!
Oenone. So stirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verschließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe schon entfliehend schwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tausend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzesten sich aus.
Grausame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßest du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnst du meiner Liebe?
Phädra. Was hoffst du durch dein Flehn mir abzustürmen?
Entsetzen wirst du dich, brech' ich mein Schweigen.
Oenone. Was kannst du mir Entsetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen sterben sehn!
Phädra. Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder sterb' ich drum — nur schuld'ger sterb' ich.
Oenone (vor ihr niederfallend). Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfasse,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angst ein Ende!
Phädra. Du willst es so. Steh auf.
Oenone. O sprich, ich höre.
Phädra. Gott! was will ich ihr sagen! und wie will ich's?
Oenone. Mit deinen Zweifeln kränkst du mich. Vollende!
Phädra. O schwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnsinn triebst du meine Mutter!
Oenone. Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!
Phädra. O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!
Oenone. Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?
Phädra. So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am tiefsten fallen!
Oenone. Du liebst?
Phädra. Der ganze Wahnsinn rast in mir.
Oenone. Wen liebst du?
Phädra. Sei auf Gräßliches gefaßt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir schaudert,
Es heraus zu sagen — Ich liebe —
Oenone. Wen?
Phädra. — Du kennst ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich so lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone. Hippolyt?
Gerechte Götter!
Phädra. Du nanntest ihn, nicht ich.
Oenone. Gott! All mein Blut erstarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückseliges Geschlecht!
O dreimal unglücksel'ge Fahrt! Daß wir
An diesem Unglücksufer mußten landen!
Phädra. Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Aegeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede schien so sicher mir gegründet,
Mein Glück mir so gewiß, da zeigte mir
Zuerst Athene meinen stolzen Feind.
Ich sah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bei seinem Anblick, meinen Geist ergriff
Unendliche Verwirrung, finster ward's
Vor meinen Augen, mir versagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchschauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich
Und alle Qualen, die sie zürnend sendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich sie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, schmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttin Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere sucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus' Macht! Umsonst
Verbrannt' ich köstlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrschte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttin flehte.
Ihn sah ich überall und ihn allein,
Am Fuße selbst der rauchenden Altäre
War er der Gott, dem ich die Opfer brachte
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückseliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernst bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzu theuren Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwiesen ward,
In den Vater stürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus seinem Arm gerissen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unschuld flossen meine stillen Tage,
Verschlossen blieb in tiefer Brust mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unsrer Unglücksehe!

Verlorne Müh! O Tücke des Geschicks!
Mein Gatte bringt ihn selbst mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiedersehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erstickte Gluth.
Kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr,
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich schaudre selbst vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben hass' ich und verdamme mich,
Ich wollte schweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich gestand dir alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verschonst, mit eitler Müh
Mich nicht dem Leben wieder geben willst.

Vierter Auftritt

Phädra. Oenone. Panope.

Panope. Gern, Königin, erspart' ich dir den Schmerz,
Doch nöthig ist's, daß du das Aergste wissest.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Ist kein Geheimniß mehr, als dir allein.
Oenone. Panope, was sagst du?
Panope. Die Königin
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde seines Todes.
Phädra. O Himmel!
Panope. Die neue Königswahl theilt schon Athen;
Der eine stimmt für deinen Sohn; ein andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dies wollt' ich dir melden.
Schon rüstet Hippolyt sich, abzureisen,
Und alles fürchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reißen.
Oenone. Genug, Panope! Die Königin hat es
Gehört und wird die große Botschaft nutzen. (Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone. Gebieterin, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — selbst entschlossen, dir zu folgen,
Bestritt ich deinen tödtlichen Entschluß
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks

Gebietet anders und verändert alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du,
Dem Sohn, den er dir läßt, bist du dich schuldig.
Dein Sohn ist König oder Sklav, wie du
Lebst oder stirbst. Verliert er auch noch dich,
Wer soll den ganz Verlassenen beschützen?
Drum lebe! — Aller Schuld bist du jetzt ledig!
Gemeine Schwäche nur ist's, was du fühlst.
Zerrissen sind mit Theseus' Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr so furchtbar ist dir Hippolyt,
Du kannst fortan ihn ohne Vorwurf sehn.
Er glaubt sich jetzt von dir gehaßt und stellt
Vielleicht sich an die Spitze der Empörer.
Reiß' ihn aus seinem Wahn, such' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil ist das glückliche Trözen;
Hier ist er König; deinem Sohn gehören
Die stolzen Mauern der Minervenstadt.
Euch beiden droht derselbe Feind Gefahr;
Verbindet euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra. Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich ist, so will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hilfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia. Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Ist's wahr, Ismene? Täuschest du dich nicht?

Ismene. Das ist die erste Frucht von Theseus' Tod.
Bald siehst du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
In ihrer Hand, und alles wird ihr huld'gen.

Aricia. So wär' es keine unverbürgte Sage,
Ich wäre frei und meines Feinds entledigt?

Ismene. So ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia. Weiß man, durch welch Geschick er umgekommen?

Ismene. Man spricht Unglaubliches von seinem Tod.
Das Meer, sagt man, verschlang den Ungetreuen,
Da er aufs neue Weiberraub verübt;
Ja, ein Gerücht verbreitet sich durchs Land,

Er sei hinabgestiegen zu den Todten
Mit seinem Freund Pirithous, er habe
Die schwarzen Ufer und den Styx gesehen
Und sich den Schatten lebend dargestellt;
Doch keine Wiederkehr sei ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal sieht.

Aricia. Ist's glaublich, daß ein Mensch, ein Sterblicher,
Ins tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieses allgefürchtete Gestade?

Ismene. Theseus ist todt, Gebieterin! Du bist's
Allein, die daran zweifelt. Den Verlust
Beseufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrscher schon erkannt.
Phädra, voll Angst für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palast mit den bestürzten Freunden.

Aricia. Und glaubst du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmüth'ger werde handeln, als sein Vater?
Daß er die Knechtschaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Ismene. Ich glaub' es, Fürstin.

Aricia. Den stolzen Jüngling, kennst du ihn auch wohl?
Und schmeichelst dir, er werde mich beklagen
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du siehst, wie er mich meidet.

Ismene. Man spricht von seinem Stolze viel; doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir gesehn,
Sein Ruf, gesteh' ich, schärfte meine Neugier.
Doch schien er mir, als ich ihn wirklich sah,
Dem Ruf nicht zuzusagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick sich verwirrte,
Wie er umsonst die Augen niederschlug,
Die zärtlich schmachtend an den deinen hingen.
Gesteht sein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge spricht's, wenn es sein Mund nicht sagt.

Aricia. O Freundin, wie begierig lauscht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuscht!
Dies Herz, du kennst es, stets von Gram genährt,
Und Thränen, einem grausamen Geschick
Zum Raub dahingegeben, sollt' es sich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde

Trank ungern ihrer Enkelsöhne Blut.
Du weißt, welch streng Gesetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schwester Rachegeist
Der Brüder Asche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieses freie Herz
Die feige Vorsicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindin stets,
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hilfe kam.
— Da hatt' ich seinen Sohn noch nicht gesehn!
Nein, denke nicht, daß seine Wohlgestalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den jeder an ihm preiset,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verschmäht und nicht zu kennen scheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von seinen Schwächen.
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht sich nie gebeugt.
Sei Phädra stolz auf ihres Theseus' Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu fesseln, welches Tausende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den stolzen Mann als Siegerin zu fesseln,
Der nicht begreift, wie ihm geschieht, umsonst
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Bracht' es, den großen Hercules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Besiegt und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich solchen eiteln Sinn!
Zu sehr nur, fürcht' ich, widersteht man mir,
Und bald vielleicht siehst du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er sollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Ismene. Hör' ihn selbst! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt. Eh' ich von dannen gehe, Königin,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach nur zu wahr erklärte sich
Mein ahnend Herz sein langes Außenbleiben.

Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entschieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königin,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröstet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;
Den schweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannst fortan frei schalten mit dir selbst,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Lass' ich dich frei — und freier noch als mich.

Aricia. Herr, mäß'ge diesen Edelmuth, der mich
Beschämt. Mehr, als du denkst, erschwerst du mir
Die Fesseln, die du von mir nimmst, wenn du
So große Gunst an der Gefangnen übst.

Hippolyt. Athen ist noch im Streit, wer herrschen soll;
Es spricht von dir, nennt mich, und Phädras Sohn.

Aricia. Von mir?

Hippolyt. Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein stolz Gesetz entgegensteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren sollte mir's ein grillenhaft
Gesetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir,
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechtheus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Aegeus durch der Kindschaft Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig diesen Held zum König,
Und in Vergessenheit sank dein Geschlecht.
Athen ruft dich in seine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit,
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entsprang.
Mein Antheil ist Trözene; Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Ersatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia. Erstaunt, beschämt von allem, was ich höre,
Befürcht' ich fast, ich fürchte, daß ich träume.

Wach' ich, und ist dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunst willst du dich selbst berauben?
War es nicht schon genug, mich nicht zu hassen?
Hippolyt. Ich, Königin, dich hassen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verstockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerstehn?
Aricia (unterbricht ihn). Was sagst du, Herr?
Hippolyt. Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, so will ich enden —
So magst du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das diese Brust nicht mehr verschließen kann.
— Ja, Königin, du siehst mich vor dir stehen,
Ein warnend Beispiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerstand,
Der ihren Opfern grausam Hohn gesprochen
Und, wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzusehn,
Durch eine stärkre Macht mir selbst entrissen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz,
Die freie stolze Seele, sie empfindet.
Sechs Monde trag' ich schon, gequält, zerrissen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umsonst bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du bist; dich find' ich, wo du fehlst;
Dein Bild folgt mir ins Innerste der Wälder;
Das Licht des Tages und die stille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes malen.
Ach, alles unterwirft mich dir, wie auch
Das stolze Herz dir widerstand — Ich suche
Mich selbst, und finde mich nicht mehr. Zur Last
Ist mir mein Pfeil, mein Wurfspieß und mein Wagen,
Vergessen ganz hab' ich die Kunst Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müß'gen Rosse
Vergessen ihres Führers Ruf. (Nach einer Pause.) Vielleicht
Schämst du dich deines Werks, da du mich hörst,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig ist

Der rohe Sklave solcher schönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, sprech' ich aus,
Und sprech' ich's übel, denke, Königin,
Daß du die Erste bist, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt. Theramen.

Theramen. Die Königin naht sich, Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie sucht dich.

Hippolyt. Mich?

Theramen. Ich weiß nicht, was sie will.
Doch eben jetzt hat sie nach dir gesendet,
Phädra will mit dir sprechen, eh' du gehst.

Hippolyt. Phädra! Was soll ich ihr? Was kann sie wollen?

Aricia. Herr, nicht versagen kannst du ihr die Gunst;
Wie sehr sie deine Feindin auch, du bist
Ein wenig Mitleid ihren Thränen schuldig.

Hippolyt. Du aber gehst! Du gehst — und ich soll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia. Geh, deinen edeln Vorsatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus deinen Händen jegliches Geschenk;
Doch dieser Thron, wie herrlich auch, er ist
Mir nicht die theuerste von deinen Gaben! (Geht ab mit Ismenen.)

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt. Freund, ist nun alles — doch die Königin naht!
(Phädra zeigt sich im Hintergrunde mit Oenonen.)
Laß alles sich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So schnell als möglich und erlöse mich
Von einem widerwärtigen Gespräch! (Theramen geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra (noch in der Tiefe des Theaters).
Er ist's, Oenone — All mein Blut tritt mir
Ans Herz zurück — Vergessen hab' ich alles,
Was ich ihm sagen will, da ich ihn sehe.

Oenone. Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra (vortretend, zu Hippolyt).
Man sagt, o Herr, du willst uns schnell verlassen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu mischen; ich komme, meines Sohnes wegen

Dir meine bangen Sorgen zu gestehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah
Rückt schon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tausend Feinden seh' ich ihn bedroht,
Herr, du allein kannst seine Kindheit schützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich selbst dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte strafen.

Hippolyt. Ich denke nicht so niedrig, Königin.

Phädra. Wenn du mich haßtest, Herr, ich müßt' es dulden.
Du sahest mich entbrannt auf dein Verderben,
In meinem Herzen konntest du nicht lesen.
Geschäftig war ich, deinen Haß zu reizen,
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war,
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen,
Nicht ruht' ich, bis uns Meere selbst geschieden.
Selbst deinen Namen vor mir auszusprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Gesetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Hasses werth.

Hippolyt. Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann sie schwer vergeben.
Ich weiß das alles, Königin. War doch
Der Argwohn stets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra. Ach, Herr! wie sehr nahm mich der Himmel aus
Von dieser allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres ist's, was in mir tobet!

Hippolyt. Laß, Königin, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unsern Thränen seine Wiederkehr.
Beschützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu solchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra. Herr, zweimal sieht kein Mensch die Todesufer.
Theseus hat sie gesehn; drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder schenken werde,
Der karge Styx gibt seinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? — Nein, er ist nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu sehn! Ich spreche ja mit ihm! Mein Herz —
— Ach, ich vergesse mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnsinn fort —

Hippolyt. Ich seh' erstaunt

Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theseus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenschaft
Zu ihm ist deine Seele ganz entzündet.
Phädra. Ja, Herr, ich schmachte, brenne für den Theseus,
Ich liebe Theseus, aber jenen nicht,
Wie ihn der schwarze Acheron gesehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterstieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich seh' ihn treu, ich seh' ihn stolz, ja selbst
Ein wenig scheu — Ich seh' ihn jung und schön
Und reizend alle Herzen sich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, so wie ich
— Dich sehe! Deinen ganzen Anstand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache selbst! So färbte
Die edle Röthe seine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos'
Mit Lieb' entzündete — Wo warst du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die besten,
Die ersten Helden Griechenlands versammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warst, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hättest du getödtet,
Trotz allen Krümmen seines Labyrinths.
Dir hätte meine Schwester jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerst die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieses liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der besorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt,
Ich selbst, ich wäre vor dir hergezogen;
Ins Labyrinth stieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.
Hippolyt. Was hör' ich, Götter! Wie? Vergissest du,
Daß Theseus dein Gemahl, daß er mein Vater —
Phädra. Wie kannst du sagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn so wenig?
Hippolyt. Verzeihung, Königin. Schamroth gesteh' ich,
Daß ich unschuld'ge Worte falsch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus. (Will gehen.)
Phädra. Grausamer, du verstandst mich nur zu gut.
Genug sagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So sei es denn! So lerne Phädra kennen

Und ihre ganze Naserei! Ich liebe,
Und denke ja nicht, daß ich dies Gefühl
Vor mir entschuld'ge und mir selbst vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnsinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Hass' ich mich selbst noch mehr, als du mich hassest.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Brust entzündet,
Das all den Meinen so verderblich war,
Die sich ein grausam Spiel damit gemacht,
Das schwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehässig, grausam wollt' ich dir erscheinen;
Dir desto mehr zu widerstehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du haßtest
Mich desto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Gluth, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wolltest wagen.
— Was soll ich sagen? Dies Geständniß selbst,
Das schimpfliche, denkst du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umsonst.
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir selbst.
Auf, räche dich und strafe diese Flamme,
Die dir ein Gräul ist! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem schwarzen Ungeheuer die Erde!
Des Theseus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laß sie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier ist mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff! Oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir diesen süßen Tod,
Entehrte deine Hand so schmählich Blut,
Leih' mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst.
Gib! (Entreißt ihm das Schwert.)

Oenone. Königin, was machst du? Große Götter!
Man kommt. O flieh' den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach! (Sie führt Phädra ab.)

Sechster Austritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen. Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltsam fortgezogen? — Herr, was setzt
Dich so in Wallung? — Ich seh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entsetzen —

Hippolyt. Fliehn wir, Theramen!
Du siehst mich in dem äußersten Erstaunen,
Ich kann mich selbst nicht ohne Grauen sehn.
Phädra — Doch, große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen. Willst du von dannen, das Schiff ist segelfertig;
Doch, Herr, Athen hat sich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften stimmen lassen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra siegt!

(Hippolyt macht eine Bewegung des Erstaunens.)

Ein Herold kommt so eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn ist König.

Hippolyt. Phädra! Große Götter!
Ihr kennt sie! Ist's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen. Indeß schleicht ein Gerücht umher, der König
Sei noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Gesehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt. Thut nichts.
Man muß auf alles hören, nichts versäumen
Und forschen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einstellen,
So gehen wir, was es auch kosten mag,
Der Würdigsten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erster Austritt.

Phädra und Oenone.

Phädra. Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit diesen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannst du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein rasend Wünschen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' gesagt, was man nie hören sollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entschlüpfen!

Wie sann er nur auf schnelle Flucht, und wie
Vermehrte sein Erröthen meine Scham!
O warum hieltst du meinen Arm zurück!
Als ich sein Schwert auf meinen Busen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;
Ein Gräuel war's in seinem Aug', es war
Geschändet, und entehrte seine Hände!

Oenone. So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben, nährst du eine Gluth,
Die du ersticken solltest. Wär's nicht besser,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerstreun,
Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
Zu herrschen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra. Ich herrschen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meister meiner selbst, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrschen,
Die einer schimpflichen Gewalt erliegt,
Die stirbt!

Oenone. So flieh!

Phädra. Ich kann ihn nicht verlassen.

Oenone. Ihn nicht verlassen und verbanntest ihn!

Phädra. Es ist zu spät; er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuscher Scham ist überschritten,
Das schimpfliche Geständniß ist gethan,
Hoffnung schlich wider Willen in mein Herz.
Und riefst du selbst nicht meine fliehende Seele
Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
Du zeigtest mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone. Dich zu erhalten, ach! was hätt' ich nicht,
Unschuldig oder sträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandst,
Kannst du vergessen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grausam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieser Stolz ihn mir verhaßt!
O daß du ihn nicht sahst mit meinen Augen!

Phädra. Oenone, diesen Stolz kann er verlieren;
Wild ist er, wie der Wald, der ihn erzog,
Er hört, ans rauhe Jagdwerk nur gewöhnt,
Zum erstenmale jetzt von Liebe reden.
Er schwieg wohl gar aus Ueberraschung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unsern Klagen.

Oenone. Bedenk, daß eine Scythin ihn gebar.

Phädra. Obgleich sie Scythin war, sie liebte doch.

Oenone. Er haßt, du weißt es, unser ganz Geschlecht.

Phädra. So werd ich keiner andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widersteht sein Herz. Laß sehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche fassen!
Die Herrschaft lockt' ihn, wie mir schien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel seiner Schiffe waren schon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, schmeichle seiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde sich
Das Diadem um seine Stirne! Mein
Sei nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er sie hin, er lehre meinen Sohn
Die Herrscherkunst und sei ihm statt des Vaters;
Mutter und Sohn geb' ich in seine Macht.
Geh, laß nichts unversucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, seufze, weine, schildre mich
Als eine Sterbende, o schäme dich
Auch selbst der Flehensworte nicht! Was du
Gut findest, ich bekenne mich zu allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beschließ' ich nichts. (Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Phädra allein.

Du siehst, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unversöhnliche!
Bin ich genug gesunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen ist dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grausame, willst du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerstrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er spricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name schon entweiht sein stolzes Ohr.
Räche dich, Göttin! räche mich! Er liebe!
— Doch was ist das? Du schon zurück, Oenone?
Man verabscheut mich, man will dich gar nicht hören.

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone. Ersticken mußt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterin!

Sei wieder ganz du selbst! Ruf deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird sogleich vor deinen Augen stehn.
Theseus ist angelangt! Theseus ist hier!
Entgegen stürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlst, den Hippolyt zu suchen,
Als tausend Stimmen plötzlich himmelan —
Phädra. Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenschaft gestanden,
Die ihn beschimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.
Oenone. Wie, Königin?
Phädra. Ich sagte dir's vorher,
Du aber hörtest nicht; mit deinen Thränen
Besiegtest du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh starb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos sterb' ich.
Oenone. Du stirbst?
Phädra. Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und sein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn sehn, wie er ins Aug' mich faßt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich seinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern schwer, die er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die er verschmäht!
Und glaubst du wohl, er, so voll Zartgefühl,
So eifersüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde meiner schonen? den Verrath
An seinem Vater, seinem König, dulden?
Wird er auch seinem Abscheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und schwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, sich im Verbrechen
In sanfte Ruh' einwiegend, aller Scham
Mit eherner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es steht ganz vor mir.
Schon seh' ich diese Mauern, diese Bogen
Sprache bekommen und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laß mich sterben! Diesen Schrecknissen
Entziehe mich der Tod — er schreckt mich nicht!
Mich schreckt der Name nur, den ich verlasse,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird schwer auf ihnen lasten.
Oenone, mit Entsetzen denk' ich es,

Erröthen werden sie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuschlagen.
Oenone. Das wird gewiß geschehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willst du sie der Schmach bloß stellen?
Warum dich selbst anklagen? — Ach, es ist
Um uns geschehen! Phädra, hör' ich sagen,
Bekennt sich schuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich ist dein Feind, daß du ihm selbst
Gewonnen gibst auf Kosten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verstummen!
Er aber wird sich seines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun und jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dies geschieht, zerschmettre mich der Blitz!
— Sag mir die Wahrheit! Ist er dir noch theuer?
Mit welchem Auge siehst du jetzt den Stolzen?
Phädra. Ein Ungeheuer ist er in meinen Augen.
Oenone. Warum den leichten Sieg ihm also lassen?
Du fürchtest ihn — So wag' es, ihn zuerst
Der Schuld, die er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen strafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelassen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefaßte Meinung seines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, daß du schon einmal ihn verbannt —
Phädra. Ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?
Oenone. Mir ist an deinem Schweigen schon genug.
Ich zittre, so wie du; auch m e i n Gewissen
Regt sich, und tausend Tode stürb' ich lieber!
Doch ohne dieses Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theseus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird sich
Mit der Verbannung seines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch selbst das Blut der Unschuld fließen,
Dein Ruf steht auf dem Spiel, es gilt die Ehre;
Der muß man alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich sehe Theseus.
Phädra. Wehe mir!
Ich sehe Hippolyt. Ich lese schon
In seinen stolzen Blicken mein Verderben.

— Thu, was du willst! Dir überlass' ich mich;
In meiner Angst kann ich mir selbst nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theseus. Hippolyt. Theramen.

Theseus. Das Glück ist mit mir ausgesöhnt, Gemahlin!
Es führt in deine Arme —
Phädra. Theseus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich diese Liebeszeichen.
Du bist beschimpft. Das neid'sche Glück verschonte,
Seitdem du fern warst, deine Gattin nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen. (Geht ab mit Oenonen.)

Fünfter Auftritt.

Theseus. Hippolyt. Theramen.

Theseus. Wie? Welch ein seltsamer Empfang? — Mein Sohn?
Hippolyt. Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich sie nie mehr sehe.
Laß den erschrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattin lebt, auf ewig meiden.
Theseus. Verlassen willst du mich, mein Sohn?
Hippolyt. Ich suchte
Sie nicht! du brachtest sie an diese Küste!
Du warst es selbst, o Herr, der mir beim Scheiden
Aricien und die Königin anvertraut,
Ja mich zum Hüter über sie bestellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange schon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem scheuen Wilde nur versucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geschoß zu färben?
Noch hattest du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte schon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hattest du
Das Ufer zweier Meere schon gesichert;
Der Wanderer zog seine Straße frei,
Und Hercules, als er von dir vernahm,
Fing an, von seiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, daß mein Muth sich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Daß ich's besiegt zu deinen Füßen lege;

Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.
Theseus. Was muß ich sehen? Welch ein Schrecknis ist's,
Das ringsum sich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe schreckt? Kehr' ich
So ungewünscht und so gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattin
Wollt' er dem Herrscher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen sehn,
Die der Tyrann mit Menschenblute nährte.
Mich selbst schloß er in eine finstre Gruft,
Die, schwarz und tief, ans Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hilflos hier geschmachtet,
Da sahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug' der Hüter wußt' ich zu betrügen,
Ich reinigte die Welt von einem Feind,
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speise.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt
Und, was die Götter Theures mir gelassen,
Mit Herzensfreude zu umfassen denke —
Jetzt, da die Seele sich nach langem Durst
An dem erwünschten Anblick laben will —
Ist mein Empfang Entsetzen, alles flieht mich,
Entzieht sich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich selbst, von diesem Schrecken an=
Gesteckt, der von mir ausgeht, wünsche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt sei.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieser Arm so oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibst mir nichts zur Antwort. Solltest du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang bewahr' ich schon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von diesem Schrecken, den sie blicken läßt,
Soll Phädra endlich Rechenschaft mir geben. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt und Theramen.

Hippolyt. Was wollte sie mit diesen Worten sagen,
Die mich durchschauerten? Will sie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußersten Gefühls,
Sich selbst anklagen und sich selbst verderben?
Was wird der König sagen, große Götter!
Wie schwer verfolgt die Liebe dieses Haus!
Ich selbst, ganz einer Leidenschaft zum Raube,
Die er verdammt; wie hat mich Theseus einst
Gesehen, und wie findet er mich wieder?
Mir trüben schwarze Ahnungen den Geist;
Doch Unschuld hat ja Böses nicht zu fürchten.
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszusinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Theseus. Oenone.

Theseus. Was hör' ich! Götter! Solchen Angriff wagte
Ein Rasender auf seines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgst du mich, ergrimmtes Schicksal!
Ich weiß nicht, was ich soll, nicht, was ich bin!
O wird mir solcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und seiner wilden Lust genug zu thun,
Erlaubte sich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug seiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienst ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn selbst die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra säumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra schwieg und schonte des Verräthers.

Oenone. Des unglücksel'gen Vaters schonte Phädra.
Vom Angriff dieses Wüthenden beschämt
Und dieser frevelhaften Gluth, die sie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra sterben.
Schon zuckte sie die mörderische Hand,
Das schöne Licht der Augen auszulöschen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt sie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,

Ich that's nicht gern, die Ursach' ihrer Thränen.

Theseus. Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
Ich war erstaunt, wie wenig er sich freute!
Sein frostiger Empfang erstickte schnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieser Liebe frevelhafte Gluth,
O sprich, verrieth sie sich schon in Athen?

Oenone. Denk an die Klagen meiner Königin,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entsprang ihr ganzer Haß.

Theseus. Und diese Liebe
Entflammte sich von neuem in Trözene?

Oenone. Herr, alles, was geschehen, sagt' ich dir! —
Zu lang ließ ich die Königin allein
In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
Verlasse, Herr, und meiner Pflicht gehorche. (Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theseus. Hippolyt.

Theseus. Da ist er! Götter! Dieser edle Anstand!
Welch Auge würde nicht davon getäuscht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majestät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen sich verkündete?

Hippolyt. Herr, darf ich fragen, welche düstre Wolke
Dein königliches Angesicht umschattet?
Darfst du es deinem Sohne nicht vertraun?

Theseus. Darfst du, Verräther, mir vors Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang verschont!
Unreiner Ueberrest des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreite!
Nachdem sich deine frevelhafte Gluth
Bis zu des Vaters Bette selbst verwogen,
Zeigst du mir frech noch dein verhaßtes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande sah,
Darfst du dich zeigen, und du wendest dich
Nicht fremden fernen Himmelsstrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod soll mein Gedächtniß schänden
Und schwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willst du nicht, daß eine schnelle Rache

Dich den Frevlern, die ich strafte, beigeselle,
Gib Acht, daß dich das himmlische Gestirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in diese Gegend setzen sehe!
Entfliehe, sag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiß dich von dannen! Fort und reinige
Vom Gräuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgesindel säuberte, gedenk,
Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unsterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabst,
Der dringenderen Noth spart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erschütterer der Erde,
Räch' einen Vater, der verrathen ist;
Hin geb' ich diesen Frevler deinem Zorn.
Erstick' in seinem Blut sein frech Gelüsten!
An deinem Grimm laß deine Huld mich kennen!

Hippolyt. Phädra verklagt mich einer strafbarn Liebe!
Dies Uebermaß des Gräuls schlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgesehn, auf einmal,
Zerschmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theseus. Verräther, dachtest du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So mußtest du beim Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen lassen.
Du mußtest, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt. Mit Recht entrüstet von so schwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen lassen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du, billige das Gefühl, das mir den Mund
Verschließt, und, statt dein Leiden selbst zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Freveln gehen andre stets
Vorher; wer einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laster seine Grade;
Nie sah man noch unschuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldin keuscher Brust genährt,
Hab' ich den reinen Ursprung nicht verleugnet;

Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menschen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht selbst zu rühmlich schildern;
Doch, ist mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abscheu eben war's
Vor diesen Gräueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lautesten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbst bis zur Rohheit trieb ich diese Tugend;
Man kennt die Härte meines strengen Sinns;
Nicht reiner ist das Licht als meine Seele,
Und ein strafbares Feuer sollt' ich nähren?

Theseus. Ja, eben dieser Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhasses
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt. Nein, nein, mein Vater, dieses Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keusche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — sie ist's,
Pallantes' Tochter, die mein Herz besiegte.
Sie bet' ich an, nur sie, wie sehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theseus. Du liebst sie! — Nein, der Kunstgriff täuscht mich nicht,
Du gibst dich strafbar, um dich rein zu waschen.

Hippolyt. Herr, seit sechs Monden meid' ich — lieb' ich sie!
Ich kam mit Zittern, dies Geständniß dir
Zu thun — (Da Theseus sich mit Unwillen abwendet.) Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, so mögen mich die Götter —

Theseus. Mit Meineid hilft sich jeder Bösewicht.
Hör' auf! Hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen!

Hippolyt. Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theseus. Schamloser, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt. Wie lang soll ich verbannt sein und wohin?

Theseus. Und gingst du weiter als bis Herculs Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt. Beladen mit so gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid schenken,
Wenn mich ein Vater von sich stößt?

Theseus. Geh hin!
Geh, suche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutschande loben, schändliche, pflichtlose
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu schützen!
Hippolyt. Du sprichst mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich schweige. Aber Phädra stammt
Von einer Mutter — Phädra ist erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit solchen Gräueln ist, als meines!
Theseus. Ha!
So weit darf deine Frechheit sich vergessen
Mir in das Angesicht? Zum letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen lasse! (Hippolyt geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theseus allein.

Geh, Elender! Du gehst in dein Verderben!
Denn bei dem Fluß, den selbst die Götter scheuen,
Gab mir Neptun sein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnst.
— Ich liebte dich und fühle zum voraus
Mein Herz bewegt, wie schwer du mich auch kränktest.
Doch zu gerechte Ursach' gabst du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr seht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind so schlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theseus.

Phädra. Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte rasch die That.
O wenn's noch Zeit ist, schone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erspare mir den Gräuel,
Daß es um Rache schreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!
Theseus. Nein, Phädra, meine Hand befleckte sich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch ist mir
Der Frevler nicht entwischt. Mit seiner Rache
Wird eine Götterhand beschäftigt sein.
Neptun ist mir sie schuldig. Sei gewiß,
Du wirst gerächt!

Phädra. Neptun ist sie dir schuldig!
Was? Hättest du den Gott in deinem Zorn —
Theseus. Wie? Fürchtest du, daß mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn,
In aller Schwärze zeig' mir seine Schuld,
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kennest seine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu schmähn;
Dein Mund sei voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und seine Treu'. Er liebe sie.
Phädra. Was?
Theseus. Er behauptet's mir ins Angesicht!
Doch solchen Kunstgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur schnell Gerechtigkeit!
Ich gehe selbst, in seinem Tempel ihn
An sein unsterblich Götterwort zu mahnen. (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra allein.

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erstickets Feuer zündet sich
Aufs neu in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unsel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, seinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erschrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewissens wollte siegen,
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich so weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ins Wort mir nicht gefallen,
Entwischte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat sein Herz und seine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare sich
Mir gegenüber mit dem stolzen Blick,
Mit dieser strengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verschlossen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geschlecht,
Und eine andre doch wußt' ihn zu rühren!
Vor seinem Stolz fand eine andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin seinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra. O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone. Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht leugnen. Mich erschreckte der Entschluß,
Der dich herausgeführt. Ich fürchtete,
Du möchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

Phädra. Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine andre!

Oenone. Wie? Was sagst du?

Phädra. Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser scheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verscheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändigt,
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

Oenone. Aricia!

Phädra. O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,
Die Furcht, die Angst, die Rasereien alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung selbst, die unerträgliche,
Verschmäht zu sein, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben sich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten sie's, mein Auge so zu täuschen?
Wie sahn sie sich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wußtest drum; wie ließest du's geschehen
Und gabst mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man sie oft sich sprechen und sich suchen?
Der dunkle Wald verbarg sie? — Wehe mir!
Sie konnten sich in voller Freiheit sehn,
Der Himmel billigte ihr schuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem sanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für sie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Dem ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn sah ich schon mit schnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und selbst in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunsche mich ersättigen!
Vom Blick der Neugier allzu scharf bewacht,
Genoß ich zitternd diese traur'ge Lust;
Ja, oft mußt' ich sie gänzlich mir versagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone. Was hoffen sie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie sich wiedersehn!
Phädra. Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen sie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnsinn meiner Liebeswuth!
Umsonst verbannt man ihn; sie schwören sich's
Mit tausend Schwüren, nie sich zu verlassen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieses Glück zu sehn,
Oenone, das mir Hohn spricht — Habe Mitleid
Mit meiner eifersücht'gen Wuth! Aricia
Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dies verhaßte Blut!
Nicht leicht soll ihre Strafe sein; die Schwester
Hat schwerer sich vergangen als die Brüder.
In meiner Eifersucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König! (Wie sie gehen will, hält sie plötzlich an und besinnt sich.) Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eifersüchtig!
Und Theseus ist's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchrast noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es sträubt mir grausend jedes Haar empor,
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutschande athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unschuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieser heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Ursprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus ist,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geschickes Urne,
Das Loos gab sie in seine strenge Hand,
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird sein ernster Schatte sich entsetzen,
Wenn seine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln sich, zu Gräueln zu bekennen,
Davon man selbst im Abgrund nie vernahm!
Was wirst du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung sagen? Ach, ich sehe schon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich sehe dich, auf neue Qualen sinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.

Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieses traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch,
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone. Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterin! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du warst durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist dies denn ein so nie erhörtes Wunder?
Bist du die erste, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menschen sind wir alle;
Sterblich geboren, darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Gluth.

Phädra. Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?
So willst du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so hast du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergessen:
Ich flohe Hippolyt; du triebst mich, ihn zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
Mit schändlicher Beschuldigung zu schwärzen?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Geht seines Vaters mörderischer Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerin! Mich selbst
Laß sorgen für mein jammervolles Loos!
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsetzen sein
Für alle, die mit schändlicher Geschäftigkeit,
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen,
Uns noch hinstoßen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen!
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben! (Sie geht ab.)

Oenone (allein). Geopfert hab' ich alles, alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das ist mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia. Du schweigst in dieser äußersten Gefahr?
Du lässest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grausamer! wenn du so leicht
Dich drein ergibst, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch sichre wenigstens zuvor dein Leben!
Vertheid'ge deine Ehre! Reinige dich
Von einem schändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen! Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frei lassen deiner blut'gen Feindin?
Verständige den Theseus!

Hippolyt. Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande seines Bettes
Enthüllen ohne Schonung und die Stirn
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangst das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich ist,
Was ich gesagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geschichte!
Laß uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil ist's, mir Recht zu schaffen,
Und früher oder später, sei gewiß,
Wird Phädra schmachvoll ihr Verbrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir Schonung auf,
Frei folg' ich meinem Zorn in allem andern.
Verlaß die Knechtschaft, unter der du seufzest!
Wag's, mir zu folgen! theile meine Flucht!
Entreiß dich diesem unglücksel'gen Ort,
Wo die Unschuld eine schwere Giftluft athmet!
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannst du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du hast
Bis jetzt noch keine Wächter als die meinen
Uns stehen mächtige Beschützer bei,
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unsre gute Sache

Die Hilfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra sich
Bereichre mit den Trümmern unsers Glücks,
Aus unserm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unserm Raube schmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick ist günstig.
— Was fürchtest du? Du scheinst dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich so kühn,
Und lauter Eis bist du, da ich voll Gluth?
Du fürchtest, dich dem Flüchtling zu gesellen?

Aricia. O schönes Loos, mich so verbannt zu sehn!
Geknüpft an dein Geschick, wie selig froh
Wollt' ich von aller Welt vergessen leben!
Doch da so schönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befrein, der strengsten Ehre unbeschadet:
Das heißt sich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht ist erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebst mich — Furcht für meine Ehre —

Hippolyt. Nein, nein, zu heilig ist mir deine Ehre!
Mit edlerem Entschlusse kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei macht uns unser Unglück, wir sind niemands,
Frei können wir jetzt Herz und Hand verschenken,
Die Fackeln sind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözens, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Male sind,
Stellt sich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falschen Schwur zu thun,
Denn schnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geschicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; beide flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge sein!
Die heiligsten Gottheiten ruf' ich an.
Die keusche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia. Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Und meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laß mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite. (Hippolyt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theseus. Aricia. Ismene.

Theseus (im Eintreten für sich).
Ihr Götter, schafft mir Licht in meinem Zweifel,
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier suche!
Aricia (zu Ismenen). Halt' alles zu der Flucht bereit, Ismene!
(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theseus. Aricia.

Theseus. Du entfärbst dich, Königin? Du scheinst erschrocken!
Was wollte Hippolyt an diesem Ort?
Aricia. Er sagte mir ein ewig Lebewohl.
Theseus. Du wußtest dieses stolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.
Aricia. Wahr ist's, o Herr, den ungerechten Haß
Hat er von seinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherin behandelt.
Theseus. Ja, ja, ich weiß. Er schwur dir ew'ge Liebe;
Doch baue nicht auf dieses falsche Herz,
Auch andern schwur er eben das.
Aricia. Er that es?
Theseus. Du hättest ihn beständ'ger machen sollen!
Wie ertrugst du diese gräßliche Gemeinschaft?
Aricia. Und wie erträgst du, daß die gräßliche
Beschuldigung das schönste Leben schmäht?
Kennst du sein Herz so wenig? Kannst du Schuld
Von Unschuld denn so gar nicht unterscheiden?
Muß ein verhaßter Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in aller Augen strahlt? Du hast
Zu lang ihn falschen Zungen preisgegeben.
Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünsche! Fürchte, daß der Himmel
So sehr dich hasse, um sie zu gewähren!
Oft nimmt er unser Opfer an im Zorn,
Und straft durch seine Gaben unsre Frevel.
Theseus. Nein, nein, umsonst bedeckst du sein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläss'ge Zeugen,
Ich habe wahre Thränen fließen sehn.
Aricia. Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch alles
Ist nicht vertilgt, und leben ließest du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren.
Des Vaters Ehre, weiß ich, ist ihm heilig;

Ich würd' ihm weh thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich seiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu sagen. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theseus allein.

Was kann sie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verstehn sich beide
Zusammen, mich zu ängstigen? — Doch ich selbst?
Trotz meines schweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefsten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum zweitenmal laßt uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchschauen. (Zu der Wache.)
Oenone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theseus. Panope.

Panope. Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürstin sinnt,
Doch ihre Schwermuth läßt mich alles fürchten.
In ihren Zügen malt sich die Verzweiflung,
Und Todesblässe deckt ihr Angesicht.
Schon hat Oenone sich, die sie mit Schmach
Verstieß, ins tiefe Meer hinabgestürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unserm Aug' verschlangen sie die Wellen.

Theseus. Was hör' ich!

Panope. Ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, steigend immer mehrt sich ihre Angst.
Bald stürzt sie sich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet sie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich stößt sie sie mit Grauen weit
Von sich, das Herz der Mutter ganz verleugnend.
Sie schweift umher mit ungewissem Schritt,
Ihr irrer Blick scheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat sie geschrieben, dreimal wieder
Den Brief zerrissen, ihre Meinung ändernd.
O eile, sie zu sehen! sie zu retten!

Theseus. Oenone todt und Phädra stirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, spreche,
Vertheid'ge sich! Ich will ihn hören! Eilt! (Panope geht ab.)
O nicht zu rasch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienst! Magst du mich lieber nie erhören!
Zu viel vielleicht vertraut' ich falschen Zeugen,

Zu rasch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechster Auftritt.

Theseus. Theramen.

Theseus. Bist du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten diese Thränen, sprich,
Die ich dich weinen seh'? — Was macht mein Sohn?
Theramen. O allzu späte, überflüss'ge Sorgfalt!
Fruchtlose Vaterliebe! Hippolyt
— Ist nicht mehr!
Theseus. Götter!
Theramen. Sterben sah ich ihn,
Den holdesten der Sterblichen und auch
Den mindest schuldigen, ich darf es sagen.
Theseus. Mein Sohn ist todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beschleunigen
Die Götter ungeduldig sein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?
Theramen. Kaum sahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf seinem Wagen, um ihn her
Still, wie er selbst, die trauernden Begleiter.
Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die schlaffen Zügel
Nachlässig seinen Pferden überlassend.
Die stolzen Thiere, die man seinem Rufe
Mit edler Hitze sonst gehorchen sah,
Sie schienen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermuth einzustimmen.
Plötzlich zerriß ein schreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufstieg, der Lüfte Stille,
Und schwer aufseufzend aus der Erde Schooß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei. Es trat uns allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Rosse, und es sträubt' sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich aus der flüss'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Wasserberg,
Die Woge naht sich, öffnet sich, und speit
Vor unsern Augen, unter Fluthen Schaums
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen seine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen ist sein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache ist's,
In Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,

Das Scheusal sieht der Himmel mit Entsetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpestet ist
Von seinem Hauch die Luft, die Woge selbst,
Die es heran trug, springt zurück mit Grausen.
Alles entflieht und sucht, weil Gegenwehr
Umsonst, im nächsten Tempel sich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldensohn,
Hält seine Pferde an, faßt sein Geschoß,
Zielt auf das Unthier, und, aus sichrer Hand
Den mächt'gen Wurfspieß schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf springt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich,
Und gähnt sie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie rennen scheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiß; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre staubbedeckten Lenden schlug.
Quer durch die Felsen reißt die Furcht sie hin,
Die Achse kracht, sie bricht; dein kühner Sohn
Sieht seinen Wagen morsch in Stücken fliegen,
Er selbst stürzt und verwirrt sich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz! Was ich
Jetzt sah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geschleift, o Herr, von diesen Rossen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen; seine Stimme
Erschreckt sie nur; sie rennen um so mehr.
Bald ist sein ganzer Leib nur eine Wunde.
Die Ebne hallt von unserm Klaggeschrei;
Ihr wüthend Ungestüm läßt endlich nach,
Sie halten still, unfern den alten Gräbern,
Wo seine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile seufzend hin, die andern folgen,
Der Spur nachgehend seines edlen Bluts;
Die Felsen sind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen seiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er streckt mir seine Hand entgegen, öffnet
Ein sterbend Aug' und schließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," spricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein schuldlos Leben. O, wenn ich dahin,

„Nimm, theurer Freund, der ganz verlassenen
„Aricia dich an! — Und kommt dereinst
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um seinen fälschlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —" Hier hauchte er
Die Heldenseele aus; in meinen Armen
Blieb ein entstellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich selbst für eines Vaters Auge!
Theseus. O süße Hoffnung, die ich selbst mir raubte!
Mein Sohn! mein Sohn! Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgespart!
Theramen. Aricia kam jetzt, entschlossen kam sie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angesicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert sich, sie sieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, sie sieht — sieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahin gestreckt, gestaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge,
Sie sieht ihn vor sich und sie sucht ihn noch.
Doch als es endlich schrecklich sich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer, halb entseelt,
Entsinkt sie bleich zu des Geliebten Füßen.
Ismene ist bei ihr und ruft sie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne hassend, kam,
Den letzten Willen dieser Heldenseele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir sterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich seine blut'ge Feindin.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theseus. Phädra. Theramen. Panope.

Theseus. Nun wohl, du hast gesiegt, mein Sohn ist todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grausamer Verdacht erhebt sich furchtbar
In mir und spricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er ist todt! Unschuldig oder schuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu dich seines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagst ihn an, so sei er ein Verbrecher!

Schon gnug der Thränen kostet mir sein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhaßtes Licht zu suchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Maß nur meines Unglücks füllt.
Laß mich, weit, weit von dir und diesem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerrissnen Sohns!
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieser Qual-Erinnrung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name,
Minder bekannt, verbärg' ich mich so mehr;
Die Huld sogar der Götter muß ich hassen,
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunst,
Mein eitles Flehn soll sie nicht mehr bestürmen.
Was sie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Ersetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra. Es sei genug des ungerechten Schweigens,
Theseus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht schuldig.

Theseus. O ich unglücksel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grausame, damit glaubst du dich entschuldigt?

Phädra. Die Zeit ist kostbar. Theseus, höre mich!
Ich selbst war's, die ein lasterhaftes Auge
Auf deinen keuschen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Busen an — Was nun geschah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, sie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherin! weil ich
Nur schwach ihr widerstand, ihn anzuklagen.
Sie hat sich selbst gerichtet und, verbannt
Aus meinem Angesicht, im Schooß des Meers
Allzu gelinden Untergang gefunden.
Mein Schicksal würde längst ein schneller Stahl
Geendigt haben; doch dann schmachtete
Noch unter schimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu gestehn,
Wählt' ich den langsameren Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Adern,
Das einst Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen steigen,
Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Frost.
Schon seh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angesicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod

Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, seinen Glanz zurück.

Panope. Ach Herr, sie stirbt!

Theseus. O stürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung so schwarzer That!
Kommt, laßt uns nunmehr, da wir unser Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unsre Thränen mischen!
Kommt, seine theuren Reste zu umfassen
Und unsers Wunsches Wahnsinn abzubüßen!
Wie er's verdiente, soll ihm Ehre werden,
Und kann es seine aufgebrachten Manen
Besänftigen, sie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verschuldet.

Der Parasit
oder
die Kunst sein Glück zu machen.
Ein Lustspiel
nach dem Französischen.

Personen.

Narbonne, Minister.
Madame Belmont, seine Mutter.
Charlotte, seine Tochter.
Selicour, }
La Roche, } Subalternen des Ministers.
Firmin, }
Karl Firmin, des Letztern Sohn, Lieutenant.
Michel, Kammerdiener des Ministers.
Robineau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater!

Firmin. Was ist's?

Karl. Ich habe sie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, suchte ich sie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das erstemal, daß ich zu Ihnen aufs Bureau komme, führt mein Glücksstern sie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieses herrliche Mädchen, das ich zu Colmar im Haus ihrer Tante besuchte — diese Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — sie ist die Tochter! —

Firmin. Wessen?

Karl. Ihres Principals, des neuen Ministers. — Ich kannte sie immer nur unter dem Namen Charlotte.

Firmin. Sie ist die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebst sie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich störten! Denn was hätte ich ihr sagen können! Meine Verwirrung mußte ihr sichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrsche mich nicht mehr. Seit den sechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, ist sie mein einziger Gedanke — sie ist der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe ist der Gott, der mich begeistert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet sich Vieles, wenn er zwanzig Jahre alt ist. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verse und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem schönen Wahn des Lebens beste Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigstens einige Hoffnung bei dieser Liebe wäre! — Aber nach etwas zu streben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne ist eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unser ganzer Reichthum ist meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber ist das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht streben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Commis zu sein, und Ihr Sohn dürfte ungescheut seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater ist das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut sein, mein Sohn, ich weiß besser, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth sein, als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Geschäft nicht gethan, wie es sein soll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht leugnen, daß Sie drei Viertheile seiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechselseitig zu Gefallen sein. Verseh' ich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht! Darum sollten Sie an seinem Platze stehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen andern aus seinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können. — Daß Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur desto

mehr. — Sie fühlten sich zu edel, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Narbonne, sagt man, ist ein vortrefflicher Mann, der das Verdienst aufsucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

Firmin. Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienst zu übertreiben. — Sei es auch, daß Selicour für sein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich und meint es gut. Mag er seine Arbeit thun oder durch einen andern thun lassen — wenn sie nur gethan wird! — Und gesetzt, er taugte weniger, tauge ich um dessentwillen mehr? Wächst mir ein Verdienst zu aus seinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sei zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müßte also Charlotten entsagen?

Zweiter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeschlagen). Er selbst.

Firmin. So schwermüthig? Was ist Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Bureau! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promenieren.

Firmin. La Roche! Was ist das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche (zuckt die Achseln). Nicht mehr. — Mein Platz ist vergeben. Seit gestern Abend hab' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank; sie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns soll sie nichts erfahren.

Firmin. Aber sagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringste vorzuwerfen? Ich will mich nicht selbst loben; aber ich kann ein Register halten, meine Correspondenz führen, denk' ich, so gut als ein anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten ist nichts zu sagen. — Auf dem Bureau bin ich der Erste, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch — verabschiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben.

Karl. Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

La Roche. Wer? Es ist ein Freundschaftsdienst von dem Selicour.

Karl. Ist's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Selicour ist aus meinem Ort, wie Sie wissen. Wir haben beide gleiches Alter. Sein bischen Schreiben hat er von mir

gelernt, denn mein Vater war Cantor in unserm Dorf. Ich hab' ihn in die Geschäfte eingeführt. Zum Dank dafür schickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht welchen Vetter von dem Kammerdiener unsers neuen Ministers in meinen Platz einzuschieben.

Karl. Ein saubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. Sie denken rechtschaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mir's nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieser unverschämte Bube, der gegen seine Obern so geschmeidig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner soll dir sehr ernsthafte Händel anrichten! — Und sollt' es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer kosten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken.

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergessen ist die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Bursche zu entlarven, ist ein gutes, ein verdienstliches Werk. — Seine Stelle, das wissen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechts wegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerschwitzt euch, laßt's euch sauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umsonst vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienste? Wer bekümmert sich darum? — Kriecht, schmeichelt, macht den Krummbuckel, streicht den Katzenschwanz, das empfiehlt seinen Mann! Das ist der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieser Selicour gemacht, und ihr seht, wie wohl er sich dabei befindet!

Firm. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menschenkenner geben; aber diesen Selicour, den seh' ich durch! den hab' ich — ich kenne mich selbst nicht so gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule sah man, welch Früchtchen das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und horchte und schmeichelte, und wußte sich fremdes Verdienst zuzueignen, und seine Eier in fremde Nester zu legen. Das erschrak vor keiner Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging das alles ins Große. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wußte er zu segeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verleumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Minister zuging. — Nun, er ist todt — ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wußte dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verläßt, der ihn verleugnet!

Karl. Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß sich nach seinen Leuten zu richten und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Haudlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Bubenstück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geist und wird seinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beispiel, spielt er den Ueberhäuften, den Geschäftvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er sich mit keinen kleinen Projecten; ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie so? Was sind das für Projecte?

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem großen Gesandtschafts-posten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem hellsehenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hilfe eines geschickten und discreten Secretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muß also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwatzhafte Alte, die eine Kennerin sein will und sich viel mit der Musik weiß. — Bei dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Charaden und Sonette vorgesagt, ja, und der Stümper hat die Dreistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen; bei ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter gehätschelt, von der Tochter geschätzt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiß, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe, die ich anbete!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Firmin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich! Ist's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — Wart — wart, die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die paßt ganz in meine Projecte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag' ich. — Rein verloren! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, sag' ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Firmin. Ich Ambassadeur!

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt' ich meinen, als dieser Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh' Sie uns andern so große Stellen verschaffen, dächte ich, Sie sorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend! immer Plane schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag sein, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — aber diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist löblich, das ist köstlich, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung? —

La Roche. In Ordnung — wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird sich finden, wird sich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, das soll er nicht, dafür steh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Minister, es ist nicht schwer, bei ihm vorzukommen; er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte niemand. — Kurz und gut — ich spreche den Minister — ich öffne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — das ist das Werk einer halben Stunde — der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche — Mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! — Ich hoffe nichts — ich

darf meine Wünsche nicht so hoch erheben — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel thun.

Firmin. Laß du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luftiges Project ist's, das Sie sich ausgesonnen haben! Ein leeres Hirngespinnst! — Und wäre der Erfolg ebenso sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidenere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt also beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er ist ein Narr; aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte. — (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour schon bei dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht gesehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch gestehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in diesem Manne besitzest.

Narbonne. Er scheint sehr brav in seinem Fach. Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese große Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan ist, so muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

Mad. Belmont. Der alles versteht — dem nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniß — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Malerei, Verse; man frage, wonach man will, er ist in allem zu Hause.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O, es ist mir nicht entgangen! Diese Delicatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht selbst meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will seine Fähigkeiten prüfen — zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Narbonne. Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geschäftsmann sein, und doch seine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abonnieren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Officier —

Mad. Belmont. Welchen Officier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Colmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belm. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Narb. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf sich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (alles becomplimentierend). Ganz zum Entzücken find' ich Sie alle hier beisammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend). Hier überbringe ich den bewußten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billet übergebend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

Mad. Belmont. Allerliebst!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hilflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unseres Lebens die Sorgen auf, die sie unserer hilflosen Kindheit beweisen?

Mad. Belmont. In alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delicates zu legen!

Selicour (zu Narbonne). In unsern Bureaux ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

Narbonne. Auf Sie verlass' ich mich, Sie werden die Ansprüche eines jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte!

Narbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tische noch so mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Mad. Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unsere Verwandten, unsere Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte —

Mad. Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unserer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen.

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! Jetzt zieh' dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bei dem Putz präsidiere.

Selicour. So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hilfe — wer könnte da widerstehen?

Mad. Belmont. Er ist scharmant! Scharmant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches und Galantes zu sagen.

(Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten). Endlich ist sie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

Selicour (grob und verdrießlich). Das ist mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selic. Muß ich auch hier belästigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selic. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier ist der Ort nicht — In meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen so übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme, dem Herrn Selicour meine gehorsame Danksagung abzustatten.

Selicour. Danksagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verschafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erst seit gestern hier im Hause, weil mich mein Herr auf dem Lande zurückließ. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

Selicour. Was Sie sagen, mein Werthester! Sie wären im Dienst des Ministers?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monsieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Ministers! — Bitte tausendmal um Verzeihung, Monsieur Michel! — Wahrhaftig, ich schäme mich — ich bin untröstlich, daß ich Sie so barsch angelassen. Auf Ehre, Monsieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von so vielen Zudringlichen belagert! — Man kann es nicht allen Leuten am Rock ansehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich sein, dächt' ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerstreuung —

Michel. Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, sehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Lassen wir's gut sein!

Selicour. Nun! Nun! — ich habe Ihnen meinen Eifer bewiesen — der liebe, liebe Neffe, der wäre denn nun versorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her; er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Bursch!

Selic. Der junge Mann wird seinen Weg machen. Zählen Sie auf mich.

Michel. Schreibt er nicht seine saubere Hand?

Selicour. Er schreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das ist das Wesen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie lassen Sie sich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, streng anbefohlen, um nichts zu sollicitieren. — Er ist so etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Ist er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl sehr gut, den Herrn Minister?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit seiner Dienerschaft umgeht, so weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehen Sie, Monsieur Michel! Mein Grundsatz ist: Handle recht, scheue niemand.

Michel. Schön gesagt!

Selicour. Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein). He! He! So einige kleine Liebschaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl sein; aber er ist über diesen Punkt —

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt; denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten sucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier, und für wen?

Michel. Das will ich schon noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sei's was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat sein? Warum

das nicht, Herr Michel? — Ich hasse die schlechten Auslegungen — In den Tod hasse ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beste von seinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun, wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! ich bin noch ganz schamroth darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert sich). O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz und weiß mich zu bescheiden.

Selicour. Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel! —

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel! —

(Indem sich beide becomplimentieren, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Narbonne und Selicour sitzen.

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich). — Ja!

Narbonne. Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, sie wird sich um ein Großes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit bei Seite. Sie sollen in der Diplomatik und im Staatsrecht sehr bewandert sein, sagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Fürs erste also lassen Sie hören — Welches halten Sie für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

Selicour (stockend). Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf alles, was —

Selicour (unterbricht ihn). Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So mein' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen, und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour (rasch). Sein Gesicht sei ein versiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede). Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hilfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beispiel: angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen). Ich — muß gestehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studieren.

Narbonne. Von Italien also!

Selicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es läßt sich so Vieles dabei denken!

Narbonne. Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. — (Steht auf.)

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es ist jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (sehr eilig). Ich will nicht stören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendste ist mir jetzt unsere Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es sei in ein paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar große Eile. (Selicour eilt ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen sein.

Narbonne (zu Michel). Laßt ihn eintreten!

Dritter Auftritt

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen). Ich bin wohl — ich vermuthe — es ist des Herrn Ministers Excellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte sehr um Vergebung — ich — ich komme — es ist — ich sollte — ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Respect —

Narbonne. Ei, so lassen Sie den Respect und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Narbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narb. Eine kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit Nichten, Ihr Excellenz! — Er ist uns bei diesem Gespräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Auklage wider Leute an, die sich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch mißlich, jemand ins Angesicht —

Narb. Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Er ist ein feiner Schelm, ein besonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Zelicour (sehr verlegen). Es ist Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehustet). Ich muß Ihnen also sagen, daß wir Schulkameraden zusammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, das mag sein! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weise aus seinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, das ist hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, daß dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei seinen schlechten Stückchen redlich beigestanden. Wie ein spitzbübischer Lakai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herr Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Bureaux?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narb. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Colmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja, ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

Narbonne (zu Selicour). Verantworten Sie sich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen!

— An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! — Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden lassen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten.

Selicour. Man hat einem andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gesteh' es, hatte ich gewartet und mich schon im voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem andern heimlich aufzuladen und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

Selicour. Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad! Glaub' mir, der dich besser kennt, als du selbst. (Zu Narbonne.) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstands; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt. — Ich sei meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, daß diese Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen sein! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten. — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu sein. Welche süße Belohnung für

mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder, und alles sei vergessen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte sein Brod zu verlieren! — Ich habe auch gefehlt — Ich gesteh' es — Komm! Komm! Laß dich umarmen, alles sei vergessen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anstellt, weiß ich nicht, um mich selbst — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blöße dargestellt habe!

Narbonne. Ich bin von seiner Unschuld überzeugt — wenn nicht Thatsachen, vollwichtige Beweise mich eines Andern überführen.

La Roche. Thatsachen! Beweise! Tausend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweise genug — die Menge — aber das ist's eben — ich kann nichts damit beweisen! — Solchen abgefeimten Schelmen läßt sich nichts beweisen. — Vormals war er so arm, wie ich; jetzt sitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

Selicour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen! Unverschämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb' ich! Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — nein, das kann ich nicht! das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe.

Narbonne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu sein? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und keine Versöhnung! Hier, sehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich sein; aber wiewohl der Spitzbube mich aufs Aeußerste treibt, lieber tausendmal Hungers sterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie diese hartnäckige Verstocktheit —

Selicour. Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

Narbonne. Er ist rasch und unbesonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann sein.

Selicour. Ein seelenguter Mann, dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verschoben ist. — Es kann auch sein, daß ihn sonst jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag so etwas dahinter stecken. — Wer weiß, irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

Narbonne. Wer sollte aber —

Selicour. Es gibt so Viele, die meinen Untergang wünschen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! Denn daß ich so etwas von Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! Das wäre schändlich! Das ist nicht möglich!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

Selicour. Bescheiden, ja, das ist er!

Narbonne. Sie kennen ihn also?

Selicour. Wir sind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Bureau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter. Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man sieht's ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihm schon längst darum angelegen, sich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indessen —

Narbonne. Bemühen Sie sich nicht! — Gegen einen Mann von Verdiensten kann unser einer unbeschadet seines Rangs die ersten Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Firmin aufsuchen. — Aber jetzt wieder auf unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen). Es ist schon etwas spät. —

Narbonne. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz sein.

Narbonne (sieht nach der Uhr). Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! auch das!

Selicour. Ich will also —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen lassen, die trotz aller unserer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das ist würdig gedacht!

Narbonne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit! (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte erwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabei hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Mad. Belmont. Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Mad. Belmont. Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heute Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Mad. Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Acten durchzugehen und Rechnungen zu corrigieren!

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Beschäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene). Nu! Nu! Wenn er drinn ist, wird mir's wohl auch erlaubt sein, denk' ich —

Mad. Belmont. Was gibt's da?

Robineau (im Eintreten). Dieses Bedientenpack bildet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald sehen. — Ja, mein Seel, das ist er! — Leibhaftig — Ich seh' ihn noch, wie er sich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun seh' Er jetzt auch 'mal mich an — betracht' Er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt Er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Christoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, Seines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach so!

Robineau. Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seid mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

Mad. Belmont. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zu gute halten; er ist ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

Mad. Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme so eben an, Herr Vetter!

Selicour. So — und woher denn?

Robineau. Ei, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß ich aus dem Postwagen gestiegen, treib' ich mich herum, um Ihn und den La Roche aufzusuchen, Er weiß ja, Seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun, da find' ich Ihn ja endlich, und nun mag's gut sein!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robin. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab' ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. J nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont). Excusieren Sie.

Mad. Belmont. Er belustigt mich.

Selicour. Er ist sehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da sei er ein loser Schelm gewesen; da hätt's geheißen: Der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von Ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh hin, Christoph! suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reise wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Rob. Hör' Er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' Er mir's doch mit.

Selicour. Sei immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter, weiter hab' ich keins. — Es ist doch alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet; sie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist alles in guten Umständen, bis auf Seine arme Mutter. — Die meint, es wär' doch hart, daß sie Noth leiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leise). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad. Belmont. Was sagt er von der Mutter?

Selicour (laut). Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! Was das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort – in acht Tagen ist alles abgethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — ach Gott! das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird. Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab.)

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über Ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von Ihm erwartet. Der ist gar stolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist). Sage mir, du Esel! Was fällt dir ein, daß du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

Robineau. Nun, nun! Wie ich Ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie Er mit mir umgeht; ich lasse mir nicht so begegnen.

Selicour. Du thust wohl gar empfindlich — schade um deinen Zorn — Von seinem Dorf weg nach Paris zu laufen! - Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen ist, Herr Vetter! — Erst der freundliche Empfang und jetzt diesen barschen Ton mit mir! — Das ist nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' Er mir's nicht übel, das ist falsch — und wenn ich das weiter erzählte, wie Er mit mir umgeht — 's würde Ihm schlechte Ehre bringen! ja, das würd' es!

Selicour (erschrocken). Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Untersteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter sorgen. Sei ruhig, ich schaffe dir einen Platz! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn Er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' Er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bequemes Brod. Wenn Er mich so bei der Accise unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf; ich schaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf! — (Ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin begegnen einander.

La Roche. Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich hab' Wort gehalten — ich hab' ihn dem Minister abgeschildert, diesen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es ist also vorbei mit ihm? Ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, daß ich da stand, wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen und will mich bei dem Bureau als Chef anstellen.

Karl. Wie? Was? Das ist ja ganz vortrefflich! Da wünsche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süßen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurückbringe.

La Roche. Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben.

Karl. Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

La Roche. Weg mit diesem Stolz! Es ist Schwachheit, es ist Vor-

urtheil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

La Roche. Und es wird nicht das letztemal sein. — Aber thut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken; ich werde ihm so lange und so oft zusetzen, daß ich ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen; jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Lassen wir's den Buben so forttreiben, wie er's angefangen, so werde ich bald der Schelm und Ihr Vater der Dummkopf sein müssen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurückgehen und mein Gedicht vollenden. (Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach, sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen.

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzen — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seid unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet euch mit eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in eurer Schule will ich's bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmin! — Sieh, sieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin!

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

La Roche. Was bezahlst du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

Selicour. Freilich sollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour allein.

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz gewiß — und dieser La Roche ist's, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! — Eben diese beiden Firmins wären mir jetzt gerade höchst nöthig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen — Laß uns fürs erste Nutzen von ihnen ziehen, und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armseligkeit — Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

Firmin. Uns veruneinigen?

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denk' ich, da dieser tollköpfige La Roche mich bei dem Minister anschwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abscheulichste preisgegeben.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz.

Selicour. Er ist ein Undankbarer! Nach allem, was ich für ihn

gethan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß besser, als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Bureaux ist Ihnen verhaßt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgend ein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das sind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es m i r nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurück zu schicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen? —

Firmin Das ist meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — und alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so Vieles schuldig — Mein Posten bringt mich um — mir liegt so Vieles auf dem Halse — wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundre ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, daß ein solcher an den Platz kam, wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte. — Es ist noch nicht alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — wollen Sie, daß alles seinen rechten Gang gehe, so müßten Sie ein Memoire einreichen, worin alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre. — Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben. — Er trug sie m i r auf — aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen — in der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke. —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — nicht wahr?

Selicour. Nun ja, ich will's gestehen!

Firmin. Sie konnten sich diesmal an keinen Bessern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich so lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — so habe ich, um nicht bloß

als müßiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine Beschwerden und Verbesserungsplane dem Papiere anvertraut — und so findet sich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich schon gethan ist! — Ich hatte mir keinen bestimmten Gebrauch dabei gedacht — ich schrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Ist's möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere sind nicht in der besten Ordnung!

Selicour. O diese kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser; Sie sollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wissen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes stifte, gleichviel, unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, scharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem bescheidnen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir also die Papiere —

Firmin. Ich kann sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — hören Sie! Ich bitte mir's aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie so wollen! Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen. — (Wenn Firmin fort ist.) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt, in einem Papier lesend, das er beim Anblick Selicours schnell verbirgt). Schon wieder dieser Selicour — (Will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für sich.) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? Wie fließen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen, ich weiß aber, er hat Unrecht. — Sie haben ein so entschiednes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selic. Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — dessentwegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten sie mir an — ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz, als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl (für sich). Er will mich beschwatzen! Es ist lauter Falschheit; ich weiß es recht gut, daß er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen — (Zu Selicour.) Man verlangt also für diesen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selic. Der ganze Stolz eines ächten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — Aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (sieht sein Papier an). Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, daß ich so bald Gelegenheit haben würde?

Selicour. Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse —

Karl. O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

Selicour. Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind! — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu sein — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie stehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich sein — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt sein — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtigte.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie sich zieren —

Karl Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand). Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater

selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

Sechster Auftritt.

Beide Firmins. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu schweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktasche.)

Karl (für sich). Thät ich Unrecht, sie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Versen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — aber man vergißt sich in Ihrem Umgang. — Der Minister wird auf mich warten — ich reiße mich u gern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei so würdigen Personen.

(Geht ab, mit beiden Händen an seine Rocktaschen greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beide Firmins.

Firmin. Das ist nun der Mann, den du einen Ränkeschmied und Kabalenmacher nennst — und kein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — aber je mehr er Ihnen schön thut, desto weniger trau' ich ihm — Dieser süße Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — der Minister will Sie besuchen.

Karl. Meinen Vater? —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hatten. — Dieem Selicour ist auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

Karl. O so sehen Sie sich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervorgezogen! — Welche glückliche Begebenheit

Firmin. Ja, ja! Du siehst mich in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird's alles sein!

La Roche. Nein, nein, sag' ich Ihnen - er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und das ist's nicht allein! Nein, nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiß es,

ist seinem Falle nahe! Noch heute — es ist schändlich und abscheulich — Doch ich sage nichts. — Der Minister ließ in Ihrem Hause nach Ihnen fragen; man sagte ihm, Sie seien auf dem Bureau — Ganz gewiß sucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da ist er schon! (Er tritt nach dem Hintergrunde zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. Männer Ihrer Art brauche ich höchst nöthig — Ich komme deßwegen mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist. — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zu viel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert?

Narb. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden. — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu brüsten — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, so wie für das Böse, welches man zuläßt, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater?

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir besser mit

einander bekannt werden, so speisen Sie beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft — ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt sein, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird Sie aufs freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für sich). Ich werde Charlotten sehn!

La Roche (bei Seite). Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! (Kommt vorwärts.) So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven — Glücklicherweise finde ich Sie hier und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen. — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, daß ich so mit der Thür ins Haus fiel; aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehen gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war ja bei dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen —

Narbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir wahrlich der gute Mann nicht zu sein, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche (für sich). Ich möchte bersten — aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen). Wie so?

Narbonne. Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gut-

heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Großmutter — Gott! ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Sei'n Sie außer Sorgen! Ich hoffe, alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (Zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Ministers vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lection.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir sein Beispiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren. (Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, daß Ihr Vater selbst mich Lügen straft und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Bester Freund, ich habe heute früh Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hilfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht werth, sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig sein soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder doch etwas höchst Elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Trotz seiner süßlichten Manieren hassen ihn alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh' ich, so verhaßt ist er! —

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwatzte. Sollte er wohl die Stirne haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — dein Lehrling formiert sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen! (Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Mad. Belmont. Bleib da, Charlotte! wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh' die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu sein.

Mad. Belmont. Das hör' ich gerne! Ich freue mich, liebes, gutes Kind, daß du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl sein.

Charlotte (betroffen). Mein Gemahl! —

Mad. Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Bel. Wir glaubten, nicht besser für dein Glück sorgen zu können.

Charlotte. Von Ihnen und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's sogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue; aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Mad. Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens steht diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der alles weiß — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger, bewährter Freund. — Auch reißt man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hätte er mir diesen Abend eine Romanze für dich versprochen — denn er kann alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen sein. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf sich warten! Wahrlich, es gibt seines Gleichen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichstes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich schon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, daß sie endlich —

Mad. Belmont. Daß sie die tausend Thaler erhalten — nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich sonst die Fassung haben können? — Aber, dem Himmel sei Dank! — jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont (zu Charlotten). Er hätte dich gejammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich sie gelesen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter! Sie ziehen mir ihn von nöthigeren Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen

Mad. Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

Narbonne. Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

Narbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

Narbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie bloß müßig zu beklagen — dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungsplane an, und so trifft es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist. — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren

öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geschehen.

Mad. Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannst zufrieden sein, denk' ich. — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wußte; hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden seh' ich, daß wir einverstanden sind, — Geben Sie, Herr Selicour, noch heute Abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

Selicour (für sich). Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin weggeschafft, der mir im Weg ist. (Laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu sagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindesten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Ist auch dem Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn besser, und ich stehe für ihn.

Selicour. Ich wünschte, daß ich eben so von ihm denken könnte.

Narbonne. Der schändliche Undank dieses La Roche muß Sie natürlicherweise mißtrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick selbst hier sein.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich hab' ihn gesehen!

Selicour. Gesehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

Selicour. Speisen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont und **Charlotte.** Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Officier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachtessen eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour). Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte sehr — ganz im Gegentheil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater schon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsere Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können sich also ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarf's nicht — im geringsten nicht — Wenn ich's gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick Unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund ist.

Narbonne. Er hat es bewiesen! Er spricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend). Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen, noch vor kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunst.

Narbonne. Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ruhmsucht freier sein, als er. Was gilt's, er wär' im Stande, einem andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat.

Selicour. Meinen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

Charlotte. Ja wohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz versteht.

Selicour. Würde der wohl einem andern den Ruhm seines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich sehr.

Narbonne. Ich liebe dieses Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verspricht!

Narbonne. Jeder an seinen rechten Platz gestellt, werden sie beide vortrefflich zu brauchen sein.

Selicour. Es ist doch gar schön, wie Sie die fähigen Leute so aufsuchen!

Narbonne. Das ist meine Pflicht. (Er spricht mit seiner Tochter.)

Selicour. Das war's! (Zu Madame Belmont, bei Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Berufsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, jemanden aus der Gesellschaft darum anspräche, sich als Verfasser zu bekennen. —

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das ist eine Kleinigkeit! (Beide Firmin treten ein)

Charlotte (erblickt sie, lebhaft). Da kommen sie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmins.

Narbonne (ihnen entgegen). Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Sei'n Sie herzlich willkommen! Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont (zu Karl Firmin). Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin, dem Vater). Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin, da ist Selicour!

Selicour (zu Firmin). In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen

Narbonne. Sie sind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (Zu Firmin.) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, daß Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

Narbonne. Und sei'n Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiß hat dieser La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche so gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab' ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute g e g e n ihn gesprochen, aber diesmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz, und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie sehen, wir sind fertig — unser Streit ist beigelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

Mad. Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin). Es ist schon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (Madame Belmont bei Seite führend.) Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Mad. Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Versemachen ab.

Mad. Belmont. Ja! — Nun!

Selicour. Ich hab' ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er läßt sich's gefallen!

Mad. Belmont. Läßt sich's gefallen? Das glaub' ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen strafen!

Narbonne. Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — wir können uns besser beschäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

Narbonne. Es ist ja wahr, du singst nicht übel — Laß hören! — Hast du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir so eben einige Strophen zugestellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden Sie stören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt, im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede! (Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht allem vor!

Mad. Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor. (Alle setzen sich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karln, neben Letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Mad. Belmont. Der Verfasser ist nicht weit, — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour (zu Madame Belmont leise). Verrathen Sie mich nicht. — (Zu Karl Firmin.) Das gilt Ihnen, mein Lieber!

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Ist das wahr, Karl? Wärest du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte (zu ihrer Großmutter). Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

Mad. Belmont (laut). Ja! — (Heimlich.) Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Mad. Belmont. Aus Ursachen. (Zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagnieren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu seinem Sohn). Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet sein —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, eh' Sie richten!

Charlotte (singt).

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen band er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz, —
„Und so fliehen meine Tage,
„Wie die Quelle, rastlos hin,
„Und so schwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze schnell verblühn!"

Mad. Belmont (Selicour ansehend). Dieser Anfang verspricht schon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend). Diesem Herrn da gehört das Compliment.

Mad. Belmont. Gut! Gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatze beschäftigt). Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich die Aufmerksamkeit.

Charlotte (singt wieder).

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet sich und hoffet,
„Wenn der Frühling sich erneut!
„Aber diese tausend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Busen
„Mir den schweren Kummer nur!

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin). Sie sehen, wie alles Sie bewundert.

Narbonne (lesend). Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter.)

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (Zu Narbonne tretend). Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabei zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (singt wieder).

„Was kann mir die Freude frommen,
„Die der schöne Lenz mir beut?
„Eine nur ist's, die ich suche,
„Sie ist nah und ewig weit.
„Sehnend breit' ich meine Arme
„Nach dem theuren Schattenbild;
„Ach, ich kann es nicht erreichen,
„Und das Herz bleibt ungestillt!

„Komm herab, du schöne Holde,
„Und verlaß dein stolzes Schloß!
„Blumen, die der Lenz geboren,
„Streu' ich dir in deinen Schooß.
„Horch, der Hain erschallt von Liedern,
„Und die Quelle rieselt klar!
„Raum ist in der kleinsten Hütte
„Für ein glücklich liebend Paar."

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt sich gegen Charlotten). Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt sich —

Selicour (schnell zu Karl Firmin sich umdrehend). Nicht wahr, lieber Freund?

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingerissen —

Selicour (bückt sich gegen Madame Belmont). Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie versteh' ich das?

Selicour (eben so schnell wieder zu Karl Firmin). Nun! sagt' ich's Ihnen nicht? Sie haben den vollkommensten Sieg davongetragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk ist vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater). Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelnd). Ich muß gestehen, ich merke so etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet). Ein süßer Triumph für den Verfasser.

Narbonne (den Aufsatz zusammenlegend). Ein wahres Meisterwerk. In der That!

Selicour (bückt sich gegen Narbonne). Gar zu viel Ehre!

Mad. Belmont (wiederholt die letzte Strophe).

Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmlisch! Dem widerstehe, wer kann! — Selicour, es bleibt dabei, Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (steht auf). Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären — Selicour, Sie sind Gesandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie sind's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das schreiben konnte, muß ein rechtschaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie sein!

Selicour. Aber erlauben Sie — ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Loose —

Narbonne. Sie müssen sich von allem losreißen, wenn der Staat Sie anderswo nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Secretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? Zu Ihrem Secretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — (Leise zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! das Werk ist vortrefflich, und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab.)

Selicour (zu Karl). Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (Zu Charlotten.) Unser junger Freund weiß die Complimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

Firmin (zu seinem Sohn). Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet! (Selicour gibt Charlotten seinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont (zu Selicour). Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch alles. Er ist ein scharmanter Mann! (Sie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend). Diesem Herrn, nicht mir, gebührt das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst. (Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl allein zurückbleibend.

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erst fassen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies alles zu ertragen? — Ein schöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten sie mir das Compliment. Es ist offenbar, daß sie ihn, nicht mich für den Verfasser halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Siehe da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht alles nach Wunsch vermuthlich.

Karl O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour steht in größerm Ansehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie sagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Ist's möglich? Aber dieser wichtige Aufsatz, den der Minister ihm aufgetragen, und dem er so ganz und gar nicht gewachsen ist.

Karl. Der Aufsatz ist fertig.

La Roche. Gehn Sie doch!

Karl. Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

La Roche. Sie spotten meiner! Es ist nicht möglich.

Karl. Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen!

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert, und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie, er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! — Wie? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen; wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse – Nein, Herr! Dieses Memoire ist's, das so vortrefflich sein soll, und das er irgendwo muß herbeigehext haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hexerei sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. — Auf dem geraden Wege ging's nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort, — fort, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche allein.

Laß sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern auszuspüren, um sich ihnen nothwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Ministers verlauten — Er habe Zimmer besprochen in der Vorstadt. — Ich glaube kein Wort davon; aber man könnte versuchen — Doch still! Da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken). Alles geht nach Wunsch, und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle, noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauern und mir jeden Augenblick beides wegfischen können — Wenn ich sie entfernen könnte — Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (für sich). Recht so! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, sieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugestehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat.

Selicour. Das ist das Beste! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selic. Aha! Steht es so? Fangen wir an, geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So! Hat sich jemand! Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel? So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer sein — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

Selicour. Gut, gut! Ich will ja das alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut, gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmere mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es scheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (schnell). Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

Selicour. Gut, gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerin gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

La Roche. Ach, Sie sind gar großmüthig!

Selicour. Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie sollen sehen —

Selicour. Genug. Lassen wir's gut sein.

La Roche. Er hat angebissen. Er ist so gut, als schon gefangen! Wie viel schneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit! (Ab.)

Selicour. Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel! — Es ist hier ein Liebeshandel Ganz gewiß. — Vortrefflich! Ich halte dich fest, Narbonne! — Du bist also auch ein Mensch — du hast Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche kommt.

Sie sitzen noch an der Tafel — Er wird gleich herauskommen, der Minister — Hab' ich mich doch ganz außer Athem gelaufen —

Aber, dem Himmel sei Dank, ich bin auf der Spur, ich weiß alles. — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Minister war nichts für dich zu machen, so lang' er tugendhaft war — aber Gott segne mir seine Laster! Da gibt's Geheimnisse zu verschweigen, da gibt's Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Minister eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch' herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir sind besser unterrichtet, Freund Selicour! Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böse, böse Schlinge legen — Der Minister kommt — Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu thun.

Zweiter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat herausrufen lassen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung sein, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! Meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

Narbonne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im größten Elend befindet? Hab' ich nicht Recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — ich hab' es bloß Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wußte — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ich's nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (Er lacht.) Sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — — O entrüsten Sie sich nicht — Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm sein — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Narbonne. Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht möglich!

Dritter Auftritt

Narbonne. Selicour.

Selicour (bei Seite). Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. — Hab' ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium zu Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgehen lassen; er wird diesen Augenblick gelesen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (Für sich.) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zugehen —

Narbonne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verleumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stand ist!

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt?

Narbonne. Weil Sie es denn wissen — ja.

Selicour. Und ganz in geheim, hör' ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Selicour. Die Ihnen sehr — (stockt) sehr werth ist?

Narbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (für sich). Er hat es gar keinen Hehl — die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich schaff's Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen

auf's zärtlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für sich). Sollte La Roche Recht behalten — (Laut) Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu suchen?

Selicour (lächelnd). In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten Erkennen Sie übrigens einen dienstfertigen Freund in mir — Es ist nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu sein. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anstoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man diese Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour). Die sind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expediert sein wollen — Frisch zur Arbeit und frisch an's Vergnügen. So bin ich einmal! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne allein.

Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser, als andere; jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzubieten! — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er alles für mich thun, sagt er. Sind das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren.

La Roche (mit freudiger Rührung). Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger en

larvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich so eben erhalte, von dem Lobe desselben voll sind. (Er erbricht einen der Briefe und liest.) Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden. — Das Werk ist also wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfasser ist.

Narbonne. Wer sollte es denn sein?

La Roche. Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pfand setzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugestehen. — Wenn man versuchte — Ja! — richtig — ich hab' es! — Das muß gelingen Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beistehen wollen, so soll er sich selbst verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Lassen Sie mich machen — Er kömmt! Unterstützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenschaft). Mein Gott! Welches entsetzliche Unglück!

Selicour. Was gibt's, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieser Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Minister — (Zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie alles!

La Roche. Er ist gestürzt!

Selicour. Um Gotteswillen!

La Roche. Seines Amtes entlassen!

Selicour. Es ist nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte schon vorhin etwas davon verlauten; ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten und nun bestätigt es der Minister selbst!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

(Narbonne bestätigt es mit einem stummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Mad. Belmont. Was gibt's?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

Mad. Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erstaunt, wie Sie!

Mad. Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl Firmin (leidenschaftlich). So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (sehr ernst). Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber sagen Sie mir, kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist Schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft). Ein Memoire! (Zum Minister.) Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah?

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nämliche.

Selicour. Nun, da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, daß es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

Narb. Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg sei, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! Aber es kostet Ihnen auch einen schönen Platz!

La Roche. Und damit ist's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch andere um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Bureaux heraus kommen.

Selicour. Wie so? Wie das?

La Roche (für sich). Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie sich deutlicher!

La Roche. Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! Das ist sehr zu besorgen.

Selicour. Nun, ich bin's nicht!

Firmin. Ich bin der Verfasser!

Narbonne. Was hör' ich?

Mad. Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bin's, und ich rühme mich dessen.

La Roche (zu Narbonne). Nun, was sagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieser Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlassen, aber nicht so die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geschwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht so, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre gesprochen — Seien Sie auf Ihr Unglück stolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geschrieben haben — O mein Herz sagt mir, dieser Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältnisse mehr sein — die Größe verschwindet, und Muth gewinnt die furchtsame Liebe.

Mad. Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme seines Antheils; sein volles Herz vergreift sich im Ausdruck seiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen sein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Gesandten — (Da alle ihr Erstaunen bezeugen.) Ja, ich bin noch Minister, und ich freue mich, es zu sein, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

Mad. Belmont. Was ist das?

Selicour (in der höchsten Bestürzung) Was hab' ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour). Sie sehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend! — Niedriger Mensch, konnten Sie mich für Ihresgleichen halten?

La Roche. Wie schändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß alles aus dem Munde der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Neigung andichtete — es ist eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienstvollen Officiers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! (Zu Selicour.) Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind.

(Selicour entfernt sich still.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus sein würde.

Firmin (drückt ihm leise die Hand). Lassen Sie's gut sein. Wir wollen ihn zu trösten suchen.

La Roche. Basta, ich bin dabei!*

Narbonne (zu Karln). Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberraschung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergessen, daß Ihre Neigung bei unserm Glück bescheiden schwieg und nur laut wurde bei unserm Unglück. — Charlotte! (Sie

wirft sich schweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verstehen uns! Erwarte alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

Mad. Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln). Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Mad. Belmont. O der bescheidene junge Mann! Gewiß, er wird unser Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (Halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern.) Diesmal hat das Verdienst den Sieg behalten. — Nicht immer ist es so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten; der Redliche kann nicht durchdringen; die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent; der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Der Neffe als Onkel.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Aus dem Französischen des Picard.

Personen.

Oberst von Dorsigny.
Frau von Dorsigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorsigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorsigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorsigny.
Ein Notar.
Zwei Unterofficiere.
Ein Postillon.
Jasmin, Diener in Dorsigny's Hause.
Drei Lakaien.

Die Scene ist ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten sind Kabinetsthüren.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Valcour tritt eilfertig herein, und nachdem er sich überall umgesehen, ob niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtisch brennen, und liest ein Billet.

„Herr von Valcour wird ersucht, diesen Abend um sechs Uhr sich „im Gartensaal des Herrn von Dorsigny einzufinden. Er kann zu „dem kleinen Pförtchen herein kommen, das den ganzen Tag offen „ist. Keine Unterschrift! — Hm! Hm! Ein seltsames Abenteuer — Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebst. — Aber still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich hereingekommen bin?

Zweiter Auftritt.

Franz Dorsigny und **Champagne,** beide in Mäntel eingewickelt. **Valcour.**

Dorsigny (seinen Mantel an Champagne gebend). Ei, guten Abend, lieber Valcour!

Valcour. Was? Bist du's, Dorsigny? Wie kommst du hieher? Und wozu diese sonderbare Ausstaffierung — diese Perrücke und diese Uniform, die nicht von deinem Regiment ist?

Dorsigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Oberstlieutenant geschlagen; er ist schwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, so habe ich's für's sicherste gehalten,

das Costume meines Onkels anzunehmen. Wir sind so ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Gestalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechseln ähnlich und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterschied ist, daß der Oberst eine Perrücke trägt, und ich meine eignen Haare — Jetzt aber, seitdem ich mir seine Perrücke und die Uniform seines Regiments zulegte, erstaune ich selbst über die große Aehnlichkeit mit ihm. In diesem Augenblick komme ich an und bin erfreut, dich so pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bei dem Rendezvous? Wie? Hat sie dir auch was davon vertraut?

Dorsigny. Sie? Welche sie?

Valcour. Nun, die hübsche Dame, die mich in einem Billet hieher beschieden! Du bist mein Freund, Dorsigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorsigny. Die allerliebste Dame!

Valcour. Worüber lachst du?

Dorsigny. Ich bin die schöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorsigny. Das Billet ist von mir.

Valcour. Ein schönes Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billets auf etwas ganz anders Rechnung machen — Aber da es so steht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorsigny — Also ich bin dein gehorsamer Diener.

Dorsigny. Warte doch! Warum eilst du so hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor jemand anderem sehen ließ. Ich brauche deines Beistands; wir müssen Abrede miteinander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannst auf mich zählen; aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geschäfte —

Dorsigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorsigny. Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorsigny. Wo?

Valcour. Beim l'Hombre.

Dorsigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bei Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schwester deines Oberstlieutenants zu sehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bei ihr das Wort reden.

Dorsigny. Nun, meinetwegen. Aber thu' mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, daß man sie hier im Gartensaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörst du?

Valcour. Da sei außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf sagen lassen, ohne sie nur einmal zu sehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere

Bekanntschaft zu machen. Ich schätze den Bruder zu sehr, um die Schwester nicht zu lieben, wenn sie hübsch ist, versteht sich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Dorsigny. Champagne.

Dorsigny. Zum Glück brauche ich seinen Beistand so gar nöthig nicht — Es ist mir weniger um das Verbergen zu thun (denn vielleicht fällt es niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Cousine Sophie wieder zu sehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann sind, gnädiger Herr! — Sie sehen Ihre Geliebte wieder, und ich (seufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elsaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

Dorsigny. Still! Da kommt meine Schwester!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! sind Sie es? Sei'n Sie von Herzen willkommen!

Dorsigny. Nun, das ist doch ein herzlicher Empfang!

Fr. von Mirville. Das ist ja recht schön, daß Sie uns so überraschen! Sie schreiben, daß Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück sein könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

Dorsigny. Geschrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (Sieht den Champagne, der seinen Mantel ablegt.) Wo ist denn aber Herr von Lormeuil?

Dorsigny. Wer ist der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegersohn.

Dorsigny. Sage mir, für wen hältst du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorsigny. Ist's möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht?

Fr. v. Mirville. Schwester? Sie — mein Bruder?

Dorsigny. Ich — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht sein. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Straßburg, mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so groß auch sonst die Aehnlichkeit —

Dorsigny. Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perrücke.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich? — O so laß dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

Dorsigny. Mein Onkel ist also abwesend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirath wegen.

Dorsigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Cousine,

Dorsigny. Was hör' ich? Sophie soll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorsigny. Mein Gott! Nein!

Champagne (nähert sich). Nicht ein Wort wissen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für seinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil soll ein sehr liebenswürdiger Mann sein, sagt man; wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um ich weiß nicht welche Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu sein, und wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorsigny. Ach, liebe Schwester! — Redlicher Champagne! Rathet, helft mir! Wenn ihr mir nicht beisteht, so ist es aus mit mir, so bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was hast du denn, Bruder? Was ist dir?

Champagne. Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

Fr. v. Mirville. Ah, ist es das!

Dorsigny. Diese unglückselige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird schwer halten, sie rückgängig zu machen. Beide Väter sind einig, das Wort ist gegeben, die Artikel sind aufgesetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, sie zu unterzeichnen und abzuschließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie — (Tritt zwischen beide.) Ich habe einen sublimen Einfall!

Dorsigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzustellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein schönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr hier im Hause, und Ihr erstes Geschäft ist, die bewußte Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — Unterdessen erhält Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Cousine anhalten — Das ist mein Amt! Ich bin der Courier, der den Brief von Straßburg bringt — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Neffen; sie nimmt diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt auf; sie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun stellen Sie sich, als wenn Sie auf's eiligste verreisen müßten; Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben spornstreichs von Ihrer Garnison herkämen. Die Heirath geht vor

sich; der Onkel kommt stattlich angezogen mit seinem Bräutigam, der den Platz glücklich besetzt findet und nichts Bessers zu thun hat, als umzukehren und sich entweder zu Toulon oder in Ostindien eine Frau zu holen.

Dorsigny. Glaubst du, mein Onkel werde das so geduldig —

Champagne. O er wird aufbrausen, das versteht sich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die besten Worte, versprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle so ähnlich sehen sollen, wie Sie selbst. Er lacht, besänftigt sich, und alles ist vergessen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, ist es das Tolle dieses Einfalls, aber er fängt an mich zu reizen.

Champagne. O er ist himmlisch, der Einfall!

Dorsigny. Lustig genug ist er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel ansehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorsigny. Ja, im ersten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müssen ihr keine Zeit lassen, aus der Täuschung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es ist jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu statten; diese Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag brauchst du gar nicht zu erwarten — du erklärst sogleich, daß du noch in der Nacht wieder fortreisen müssest, und morgen erscheinst du in deiner wahren Person. Geschwind ans Werk! wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unsere Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen soll, und worin du um Sophien anhältst.

Dorsigny (an den Schreibtisch gehend). Schwester! Schwester! du machst mit mir, was du willst.

Champagne (sich die Hände reibend). Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich schon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ei nun, das ist ganz natürlich. Mein Herr gilt für seinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorstellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. a. Mirville. Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache, sich darübr zu betrüben!

Dorsigny (siegelt den Brief und gibt ihn an Champagne). Hier ist der Brief. Richt' es nun ein, wie du willst! Dir überlass' ich mich.

Champagne. Sie sollen mit mir zufrieden sein — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Straßburg ankommen, gespornt und gestiefelt, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten sich wacker. — Muth, Dreistigkeit, Unverschämtheit, wenn's nöthig ist. — Den Onkel gespielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und, wenn alles vorbei ist, den Beutel gezogen und den

redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen diesen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel ansehen. Thu', als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hättest, und schick' mich weg.

Dorsigny. Aber was werd' ich ihr denn sagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann seiner Frau nur Artiges sagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Frau von Dorsigny. Franz von Dorsigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geschwind! der Onkel ist angekommen.

Fr. v. Dorsigny. Wie? Was? Mein Mann? — Ja wahrhaftig, da ist er! — Herzlich willkommen, lieber Dorsigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reise gehabt? — Aber wie so allein? Wo sind Ihre Leute? — Ich hörte doch Ihre Kutsche nicht — Nun wahrhaftig — ich besinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraschung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder). Nun, so rede doch! Antworte frisch weg!

Dorsigny. Weil ich nur auf einen kurzen Besuch hier bin, so komm' ich allein und in einer Miethkutsche — Was aber die Reise betrifft, liebe Frau — die Reise — ach! die ist nicht die glücklichste gewesen.

Fr. v. Dorsigny. Sie erschrecken mich! — Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestoßen?

Dorsigny. Nicht eben mir! mir nicht! — Aber diese Heirath — (Zu Frau von Mirville.) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht stören, mein Onkel. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Frau von Dorsigny. Franz von Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Nun, lieber Mann! diese Heirath —

Dorsigny. Aus dieser Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorsigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorsigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unsere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorsigny. So? Und warum denn nicht?

Dorsigny (mit starkem Ton). Weil — weil er — todt ist.

Fr. v. Dorsigny. Mein Gott, welcher Zufall!

Dorsigny. Es ist ein rechter Jammer. Dieser junge Mann war, was die meisten jungen Leute sind, so ein kleiner Wüstling. Einen Abend bei einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübschen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler mischte sich drein und erlaubte sich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrausend, wie man es mit zwanzig Jahren ist, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profession gerathen, der sich nie schlägt

ohne seinen Mann — zu tödten. Und diese böse Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geschicklichkeit seines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drei tödtlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorsigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorsigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorsigny. Wie? Die Mutter! Die ist ja im letzten Winter gestorben, so viel ich weiß.

Dorsigny. Diesen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter stirbt ihm seine Frau, und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es ist mir auch schwer angekommen, ihn in seinem Schmerz zu verlassen! Aber der Dienst ist jetzt so scharf! Auf den zwanzigsten müssen alle Officiere — beim Regiment sein! Heut ist der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan und muß schon heute Abend wieder — nach meiner Garnison zurückreisen.

Fr. v. Dorsigny. Wie? So bald?

Dorsigny. Das ist einmal der Dienst! Was ist zu machen? Jetzt auf unsere Tochter zu kommen —

Fr. v. Dorsigny. Das liebe Kind ist sehr niedergeschlagen und schwermüthig, seitdem Sie weg waren.

Dorsigny. Wissen Sie, was ich denke? Diese Partie, die wir ihr ausgesucht, war — nicht nach ihrem Geschmack.

Fr. v. Dorsigny. So! Wissen Sie?

Dorsigny. Ich weiß nichts — Aber sie ist fünfzehn Jahre alt — Kann sie nicht für sich selbst schon gewählt haben, eh' wir es für sie thaten?

Fr. v. Dorsigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorsigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorsigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beim Anblick Dorsigny's stutzend). Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorsigny. Nun, was ist dir? Fürchtest du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorsigny (nachdem er sie umarmt, für sich). Sie haben's doch gar gut, diese Väter! Alles umarmt sie!

Fr. v. Dorsigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorsigny. Herr von Lormeuil ist todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorsigny (hat sie mit den Augen fixiert). Ja, nun — was sagst du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage diesen unglücklichen Mann

von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück ansehen, daß — daß sich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorsigny. Aber liebes Kind! wenn du gegen diese Heirath — etwas einzuwenden hattest, warum sagtest du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorsigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorsigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beste rathen.

Dorsigny. Du haßtest also diesen Lormeuil zum voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorsigny. Und du möchtest keinen heirathen, als den du wirklich liebst?

Sophie. Das ist wohl natürlich.

Dorsigny. Du liebst also — einen andern?

Sophie. Das habe ich nicht gesagt.

Dorsigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich alles wissen.

Fr. v. Dorsigny. Fasse Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater ist, mit dem du redest.

Dorsigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem besten, deinem zärtlichsten Freunde sprächest — und der, den du liebst, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorsigny. Ist's noch ein junger Mensch?

Sophie. Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth ist, weil jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unsern Namen führt — Ach! Sie müssen ihn errathen.

Dorsigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorsigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es ist Ihr Vetter, Franz Dorsigny.

Dorsigny. Nun, Sophie, du antwortest nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorsigny (seine Freude unterdrückend, für sich). Wir müssen den Vater spielen. — Aber mein Kind — das müssen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter ist der beste, verständigste —

Dorsigny. Der? Ein Schwindelkopf ist er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, daß er weg ist, nicht zweimal an seinen Onkel geschrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er desto fleißiger geschrieben, mein Vater!

Dorsigny. So? hat er das? Und du hast ihm wohl — frischweg geantwortet? Hast du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Lust dazu hatte. — Nun, Sie versprachen mir ja diesen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen sein wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich.

Fr. v. Dorsigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorsigny — Es ist da weiter nichts zu machen — und gesteh' nur, sie hätte nicht besser wählen können.

Dorsigny. Es ist wahr, es läßt sich Manches dafür sagen — Das Vermögen ist von beiden Seiten gleich, und gesetzt, der Vetter hätte auch ein bischen leichtsinnig gewirthschaftet, so weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menschen — schon in Ordnung — Wenn sie ihn nun überdies lieb hat —

Sophie. O recht sehr, lieber Vater! — Erst in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorschlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut sei — so was man gut sein nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorsigny (feurig). Und warum sollte er das nicht, meine Theuerste — (sich besinnend) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf also jetzt an den Vetter schreiben?

Dorsigny. Was du willst — (Für sich.) Wie hübsch spielt sich's den Vater, wenn man so allerliebste Geständnisse zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville. Champagne als Postillon, mit der Peitsche klatschend.

Champagne. He, hollah!

Fr. v. Mirville. Platz, da kommt ein **Kourier.**

Fr. v. Dorsigny. Es ist Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! reißen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein ist doch nicht schon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Dorsigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht? Dem Himmel sei Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! Dem Vetter ist doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorsigny. Mein Neffe ist doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machst mir Angst, was ist meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! Mein Herr befindet sich ganz wohl; aber wir sind in einer grausamen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden alles erfahren. Mein Herr hat sich zusammen genommen, der gnädigen Frau, die er seine gute Tante nennt, sein Herz auszuschütten; Ihnen verdankt er alles, was er ist; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier schreibt er Ihnen, lesen Sie und beklagen ihn!

Dorsigny. Mein Gott, was ist das?

Fr. v. Dorsigny (liest). „Beste Tante! Ich erfahre so eben, daß Sie „im Begriff sind, meine Cousine zu verheirathen. Es ist nicht mehr „Zeit, zurückzuhalten: ich liebe Sophien. — Ich flehe Sie an, beste „Tante, wenn sie nicht eine heftige Neigung zu ihrem bestimmten „Bräutigam hat, so schenken Sie sie mir! Ich liebe sie so innig, daß

„ich gewiß noch ihre Liebe gewinne. Ich folge dem Champagne auf „dem Fuße nach; er wird Ihnen diesen Brief überbringen, Ihnen „erzählen, was ich seit jener schrecklichen Nachricht ausgestanden habe."

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorsigny!

Champagne. Nein, es läßt sich gar nicht beschreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber lieber Herr, sagte ich zu ihm, vielleicht ist noch nicht alles verloren — Geh, Schurke, sagte er zu mir, ich schneide dir die Kehle ab, wenn du zu spät kommst — Er kann zuweilen derb sein, Ihr lieber Neffe.

Dorsigny. Unverschämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böse, als wenn ich von Ihnen spräche; was ich sage, geschieht aus lauter Freundschaft für ihn, damit Sie ihn bessern, weil Sie sein Onkel sind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beste seines Herrn!

Fr. v. Dorsigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirst es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorsigny. Nun, Sophie! was sagst du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Dorsigny. Ja, was ist da zu thun?

Fr. v. Dorsigny. Es ist da weiter nichts zu thun; wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter ist ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorsigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorsigny. Nun — wenn es denn nicht anders ist — und wenn Sie so meinen, meine Liebe — so sei's! Ich bin's zufrieden und will mich so einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei ist, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. Vorige.

Fr. v. Dorsigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweitausend Thaler in Wechseln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

Dorsigny. Mir ist alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (Während sie die Wechsel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville.) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, sonst machst du dich verdächtig.

Dorsigny (heimlich zu ihr). In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (Laut, indem er die Wechsel der Frau von Dorsigny in Empfang nimmt.) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünschter Schelm

von Wucherer mich schon seit lange um hundert Pistolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie ist's? Soll ich den Posten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei, das versteht sich! Sie werden doch meine Base keinem Bruder Liederlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden steckt?

Fr. v. Dorsigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeschenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeschenken!

Ein dritter Bedienter (kommt). Die Modehändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr bestellen. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorsigny (zu den Bedienten). Kommt her! — (Zur Frau von Dorsigny.) Man wird nach dem Herrn Gaspar, unserm Notar, schicken müssen —

Fr. v. Dorsigny. Lassen Sie ihn lieber gleich zum Nachtessen einladen; dann können wir alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorsigny. Das ist wahr! (Zu einem von den Bedienten.) Du, geh zum Juwelier und laß ihn das Neuste herbringen, was er hat — (Zu einem andern.) Du gehst zum Herrn Gaspar, unserm Notar, ich laß ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu essen. — Dann bestellest du vier Postpferde; Punkt eilf Uhr müssen sie vor dem Hause sein, denn ich muß in der Nacht noch fort — (Zu einem dritten.) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du hast Kopf; dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen so zu sagen.

Dorsigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäkler, der sonst meine Geschäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ei ja wohl! Warum sollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Postillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorsigny. Geh zu ihm, bring' ihm diese hundert Pistolen, die mein Neffe ihm schuldig ist, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangschein geben zu lassen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein solcher Esel sein!
(Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorsigny. Wie er sich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeschenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorsigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon sein kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder). Mach, daß du

fortkommst, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz so aussieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorsigny (in ein Kabinet fliehend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorsigny. Nun, warum eilen Sie denn so schnell fort, Dorsigny?

Dorsigny. Ich muß — ich habe — Gleich werd' ich wieder da sein.

Fr. v. Mirville (pressiert). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die schönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorsigny. Du thust recht, mich zu Rathe zu ziehen — Ich verstehe mich darauf. Ich will dir aussuchen helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Lormeuil. Frau von Dorsigny. Sophie. Frau von Mirville.

Oberst. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber desto besser! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier diesen Herrn —

Fr. v. Dorsigny. Bitte tausendmal um Vergebung, meine Herren — die Putzhändlerin wartet auf uns, wir sind gleich wieder da — Komm, meine Tochter! (Ab.)

Oberst. Nun, nun! Diese Putzhändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum, weil sie nicht warten kann — Entschuldigen Sie, meine Herren. (Ab.)

Oberst. Das mag sein — aber ich sollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wissen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns sind das sehr wichtige Personen.

(Geht ab, sich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberst. Zum Teufel, das seh' ich, da man uns ihrentwegen stehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Lormeuil.

Oberst. Ein schöner Empfang, das muß ich sagen!

Lormeuil. Ist das so der Brauch bei den Pariser Damen, daß sie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberst. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, daß ich erst in sechs Wochen zurück sein könnte; ich bin unversehens da, und man ist nicht im geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer sind die beiden jungen Damen, die mich so höflich grüßten?

Oberst. Die eine ist meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

Lormeuil. Sie sind beide sehr hübsch.

Oberst. Der Henker auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht genug an dem Hübschsein — man muß sich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drei Bedienten, die nach und nach hereinkommen.

Zweiter Bedienter (zur Linken des Obersten). Der Notar läßt sehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht speisen kann — er wird sich aber nach Tisch einfinden.

Oberst. Was schwatzt der da für närrisches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Postpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hause sein. (Ab.)

Oberst. Die Postpferde, jetzt, da ich eben ankomme?

Erster Bedienter (zu seiner rechten Seite). Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankerott gemacht und ist diese Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberst. Was geht das mich an? Er war mir nichts schuldig.

Jasmin (an seiner linken Seite). Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier schickt er Ihnen die Quittung.

Oberst. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie sie zu lesen.

Oberst (liest). „Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberst von Dorsigny zweitausend Livres, welche ich seinem Herrn Neffen vorgeschossen, richtig erhalten zu haben."

Jasmin. Euer Gnaden sehen, daß die Quittung richtig ist. (Ab.)

Oberst. O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann; mein Verstand steht still — Der ärgste Gauner in ganz Paris ist krank und schickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm schuldig ist.

Lormeuil. Vielleicht schlägt ihm das Gewissen.

Oberst. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns diesen angenehmen Empfang verschafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Postpferde, Geldmäkler und Putzhändlerinnen! (Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorsigny kommt aus einem Zimmer linker Hand und sieht sich sorgfältig um.

Fr. v. Mirville (von der entgegengesetzten Seite). Wie unbesonnen! Der Onkel wird den Augenblick da sein.

Dorsigny. Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerin eingeschlossen; der Onkel flucht auf seine Frau — Herr von Lormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu stimmen, oder, wenn's

nicht anders ist, den Lormeuil in mich verliebt zu machen – denn eh' ich zugebe, daß er die Cousine heirathet, nehm' ich ihn lieber selbst.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt schnell). Ah schön, schön, daß ich dich hier finde, Dorsigny. Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und in der größten Eile.

Dorsigny. Hol' ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorsigny. Vor meiner Schwester hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville sich wendend). Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Dorsigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (Flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen.)

Valcour (ohne Dorsigny's Flucht zu bemerken, fährt fort). Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich sein zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebensten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberst Dorsigny hereingekommen, und sich an den Platz des andern gestellt hat.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberst Dorsigny. Lormeuil.

Oberst. Ja — diese Weiber sind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

Valcour (kehrt sich um und glaubt mit dem jungen Dorsigny zu reden). Ich wollte dir also sagen, lieber Dorsigny, daß dein Oberstlieutenant nicht todt ist.

Oberst. Mein Oberstlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt hast. Er hat an meinen Freund Liancour schreiben lassen; er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren und bekennt, daß er der Angreifer gewesen sei. Die Familie hat zwar schon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen alles anwenden, die Sache bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir diese gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

Oberst. Sehr obligiert — aber —

Valcour. Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wache für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Mirville. Oberst Dorsigny. Lormeuil.

Oberst. Sage mir doch, was der Mensch will?

Fr. v. Mirville. Der Mensch ist verrückt, das sehen Sie ja.

Oberst. Dies scheint also eine Epidemie zu sein, die alle Welt ergriffen hat, seitdem ich weg bin; denn das ist der erste Narr nicht, dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müssen den trocknen Empfang meiner Tante

nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Putzsachen die Rede ist, da darf man ihr mit nichts anderm kommen.

Oberst. Nun, Gott sei Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magst du denn die Erste sein, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin sehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberst. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raserei auch dich angesteckt, armer Freund? Dein Compliment ist ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte hättest du das anbringen sollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie sagen der Beschreibung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorsigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich ist.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Cousine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie sie recht und überzeugen Sie sich mit Ihren eignen Augen, daß sie alle die schönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tausendmal um Verzeihung, bester Vater, daß ich Sie vorhin so habe stehen lassen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberst. Nun, wenn man nur seinen Fehler einsieht und sich entschuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in diese Heirath willigen.

Oberst. So, so! Gefällt sie dir, diese Heirath?

Sophie. O gar sehr!

Oberst (leise zu Lormeuil). Du siehst, wie sie dich schon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der schönen Beschreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

Lormeuil. Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Oberst. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit sein, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umsehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiste du indeß diesem Herrn Gesellschaft. Er ist mein Freund, und mich soll's freuen, wenn er bald auch der deinige wird — verstehst du? (Zu Lormeuil.) Jetzt frisch daran — das ist der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, so ist sie morgen deine Frau — (Zu Frau von Mirville.) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden also auch bei der Hochzeit sein?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie scheint Ihnen nicht zu mißfallen, diese Heirath?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranstalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O was diese Heirath betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? und kennen ihn nicht einmal?

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — nein!

Lormeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringste weiß ich.

Sophie. Er ist todt.

Lormeuil. Wer ist todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt sei?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht sein, das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel, er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

Lormeuil. Das ist gefährlich.

Sophie. Ja wohl, er ist auch daran gestorben.

Lorm. Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein. Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil besser Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch lustig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf einmal herauszusagen — ich selbst bin dieser Lormeuil, und bin nicht todt, so viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lorm. Sie halten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freilich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Cousin Dorsigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu sprechen haben.

Sophie. Das hat er, das versteht sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er sie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

Lormeuil (an den Kopf greifend). Mir schwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß stecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil? — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

Lormeuil. Lassen Sie sich's nicht leid sein, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt.

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorsigny aufsuchen — vielleicht löst er mir das Räthsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Fräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden sein, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er scheint ein sehr artiger Mensch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, so soll es mich recht sehr freuen, daß er nicht erstochen ist.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberst. Frau von Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab.) Wie, Dorsigny, Sie können mir ins Angesicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun, wahrhaftig, welcher andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten!

Oberst. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorsigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, daß Sie erst vor kurzem mit unserer Tochter gesprochen, daß Sie ihre Neigung zu unserm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden sind, sie ihm zur Frau zu geben, sobald er wird angekommen sein?

Oberst. Ich weiß nicht — Madame, ob das alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein anderer in meiner

Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das Letztere, so war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn todt, verheirathet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorsigny. Welche Verstockung! — In Wahrheit, Herr von Dorsigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberst. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer ein Herz und eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist gefällig wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberst. Wahr gesprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorsigny. Die Nichte hat Recht, man muß so gefällig sein wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

Oberst. Nun, Madame! unsre Nichte hat mich seit meinem Hiersein fast nie verlassen. Wollen wir sie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorsigny. Ich bin's vollkommen zufrieden und unterwerfe mich ihrem Ausspruch.

Fr. v. Mirville. Wovon ist die Rede?

Fr. v. Dorsigny. Stelle dir vor, mein Mann untersteht sich, mir ins Gesicht zu behaupten, daß er's nicht gewesen sei, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich?

Oberst. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in diesem Zimmer, mit ihr gesprochen haben soll, in demselben Augenblicke, wo ich mich auf der Touloner Poststraße schütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das ist ja ganz unbegreiflich, Onkel — Hier muß ein Mißverständniß sein — Lassen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberst. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht setzest, wenn's möglich ist; aber es wird schwer halten.

Fr. v. Mirville (leise zur Frau von Dorsigny). Liebe Tante, das alles ist wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorsigny (eben so). Freilich wohl, er müßte ja rasend sein, solches Zeug im Ernst zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wissen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — geben Sie's ihm heim! Lassen Sie ihn fühlen, daß sie sich nicht zum Besten haben lassen.

Fr. v. Dorsigny. Du hast Recht. Laß mich nur machen!

Oberst. Wird's bald? Jetzt denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorsigny (spottweise). Ja wohl ist's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau ist, nur durch ihres Mannes Augen zu sehen, so erkenn' ich meinen Irrthum und will mir alles einbilden, was Sie wollen.

Oberst. Mit dem spöttischen Tone kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorsigny. Ohne Groll, Herr von Dorsigny! Sie haben auf meine Unkosten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und so heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Besuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der spaßhafte Humor vergangen ist, so können wir ernsthaft miteinander reden. (Ab.)

Oberst (zur Frau von Mirville). Verstehst du ein Wort von allem, was sie da sagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen. (Ab.)

Oberst. Thu' das, wenn du willst. Ich geb' es rein auf — so ganz toll und närrisch hab' ich sie noch nie gesehen. Der Teufel muß in meiner Abwesenheit meine Gestalt angenommen haben, um mein Haus unterst zu oberst zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

Neunter Auftritt

Oberst Dorsigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr sein! — Hier lebt sich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel stecken sie denn alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr gesehen, seitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, sieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unsere Sachen stehen. (Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.)

Oberst. Was Teufel! ist das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Esel mit seinen einfältigen Grimassen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberst. Ich glaube, der Kerl ist besoffen.

Champagne. Nun, was sagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut gespielt?

Oberst (für sich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich sie gespielt. Mit meiner Peitsche und den Kourierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillon gleich? Wie?

Oberst. Ja! ja! (Für sich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten soll.

Champagne. Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

Oberst. Wie weit ich bin — wie's steht — nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

Champagne. Die Heirath ist richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberst. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

Oberst (für sich). Es ist ein Streich von meinem Neffen.

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormenil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberst. Worüber lachst du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Wochen zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

Oberst (für sich). Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt und einen andern in seinem Neste findet — das ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wie so?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst (für sich). Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sei es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst (für sich). Mein Schelm von Neffen macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was thut's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberst. Er ist zurückgekommen, sag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — helfen Sie sich, wie Sie können — ich suche das Weite. (Will fort.)

Oberst. Bleib, Schurke! zweifacher Halunke, bleib! Das also sind deine schönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, ist das mein Dank?

Oberst. Bleib, Halunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) ist die Närrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen? — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so spät. Ich eile zu

meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überrasche meinen Neffen — er muß mir den Heirathscontract seiner Base noch selbst mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberst. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Gesell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieser verwünschte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Esel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigstens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber so!

Zehnter Auftritt

Champagne. Franz Dorsigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt sachte hervor und spricht in die Scene zurück). Das Feld ist rein — du kannst herauskommen — es ist niemand hier als Champagne.

Dorsigny (tritt ein).

Champagne (kehrt sich um und fährt zurück, da er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (Sich Dorsigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorsigny. Was soll denn das vorstellen? Steh' auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorsigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

Champagne (erkennt ihn). Wie, Herr, sind Sie's?

Dorsigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wissen Sie, daß Ihr Onkel hier ist?

Dorsigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champ. Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm alles gesagt; er weiß alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! was hast du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — ist's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorsigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen.

Dorsigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort, geschwind, da der Weg noch frei ist! (Sie führt ihn bis an die hintere Thür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorsigny). Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied.

Lormeuil (zur Frau von Mirville). Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin sogleich wieder hier. (Geht ab, Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorsigny.

Lormeuil. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelassen haben?

Dorsigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie ist sehr liebenswürdig; ihr Besitz würde mich zum glücklichsten Manne machen.

Dorsigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorsigny. Wie ist das?

Lormeuil. Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, das ist gewiß! Aber Sie haben mir so oft von Ihrem Neffen Franz Dorsigny gesprochen — er liebt Ihre Tochter!

Dorsigny. Ist das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen sage, und er wird wieder geliebt!

Dorsigny. Wer hat Ihnen das gesagt?

Lormeuil. Ihre Tochter selbst.

Dorsigny. Was ist aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu sein.

Dorsigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal gesagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn, so geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorsigny. Aber was soll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen ist.

Dorsigny. Wie? Sie wären fähig zu entsagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorsigny (lebhaft). Ach, Herr von Lormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Lormeuil. Ich verstehe Sie nicht.

Dorsigny. Nein, nein, Sie wissen nicht, welch großen, großen Dienst Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was ist das? Wie? — Das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

Dorsigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie sind Dorsigny, der Neffe? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse sein wegen der drei Degenstiche, die Sie mir so großmüthig in den Leib geschickt haben —

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück sind sie nicht tödtlich; also mag's gut sein! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an und bitte um die Ihrige.

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrerseits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorsigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für niemand Augen haben, als für Ihre Base, so bemerkten Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe sie gesehen und ich —

Dorsigny. Sie lieben sie! Sie ist die Ihre! Zählen Sie auf mich! — Sie soll Ihnen bald gut sein, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür steh' ich. Wie sich doch alles so glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behilflich sein will, meine Geliebte zu besitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das steht zu hoffen; aber so ganz ausgemacht ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! Frisch, Herr von Dorsigny — sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorsigny. Das ist ein herrlicher Mensch, dieser Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schwester!

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorsigny.

Fr. v. Mirville. Nun, wie steht's, Bruder?

Dorsigny. Du hast eine Eroberung gemacht, Schwester! Der Lormeuil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständniß gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — du hättest das Heirathen auf immer verschworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bei Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurückkommt —

Dorsigny. Nun, ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Lormeuil die Cousine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau v. Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne allein.

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorhin nicht gut machst — dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß sehen! Was ist da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die nächsten zwei Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Teufel ist's da anzufangen? — Wart — laß sehen — (Nachsinnend.) Mein Herr und dieser Herr von Lormeuil sind zwar als ganz gute Freunde auseinander gegangen, aber es hätte doch Händel zwischen ihnen setzen können! Können, das ist mir genug! davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Besorgniß für meinen Herrn — Also gleich zur Polizei! Man nimmt seine Maßregeln, und ist's dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Neffen nehmen? — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wagestück ist groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußersten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will — ich verstecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu seiner Braut, er muß erkenntlich sein — Frisch, Champagne, ans Werk — Hier ist Ehre einzulegen. (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oberst Dorsigny kommt. Gleich darauf Lormeuil.

Oberst. Muß der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachtessen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelassen, und mein Herr Neffe hatte schon vorher die Mühe auf sich genommen.

Lormeuil (kommt). Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberst. Wohl bin ich's selbst! Sie dürfen nicht zweifeln.

Lormeuil. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr von Dorsigny.

Oberst. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirst rasend sein vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe ist — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

Lormeuil. Aber so erlauben Sie mir —

Oberst. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So seid ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälse brecht.

Lormeuil. Das ist aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberst. Mein Gott! ich weiß ja! Bin ich doch auch jung gewesen! — Aber laß dich das alles nicht anfechten, guter Junge! du wirst doch mein Schwiegersohn! Du wirst's — dabei bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundschaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, so wie die Sachen stehen —

Oberst (lauter). Nichts! Kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unterofficieren. Vorige.

Champagne (zu diesen). Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten sie an einander gerathen.

Lormeuil. Was suchen diese Leute bei uns?

Erster Unterofficier. Ihre ganz gehorsamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre mit Herrn von Dorsigny zu sprechen?

Oberst. Dorsigny heiß' ich.

Champagne. Und dieser hier ist Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unterofficier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erster Unterofficier (zum Oberst). Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

Oberst. Aber wohin will mich der Herr escortieren?

Erster Unterofficier. Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung stünden, sich mit diesem Herrn zu schlagen, und damit nun —

Oberst. Mich zu schlagen? Und weßwegen denn?

Erster Unterofficier. Weil Sie Nebenbuhler sind — weil Sie beide das Fräulein von Dorsigny lieben. Dieser Herr hier ist der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O wir wissen alles!

Lormeuil. Sie sind im Irrthum, meine Herren.

Oberst. Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn von Dorsigny.) Lieber, gnädiger Herr! werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Gestehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen!

Oberst. Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich leugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! — Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberst. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie suchen, bin ich nicht; ich bin sein Onkel.

Erster Unterofficier. Sein Onkel? Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eigenes Haar.

Erster Unterofficier. Ja, ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, daß es nicht besser geglückt ist.

Oberst. Aber, mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unterofficier. Ja, wenn wir jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? was? die Postchaise?

Erster Unterofficier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberst. Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberst (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unterofficiere. Mäßigen Sie sich, Herr von Dorsigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank

hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberst. Was ist hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

Oberst. An wen, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Complot — die ganze Welt ist behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

Oberst. Das wäre aber ganz verwünscht —

Erster Unterofficier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe ist?

Champagne. Freilich! Freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Postillon. Vorige.

Postillon (betrunken). He! Holla! Wird's bald, ihr Herren? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberst. Was will der Bursch?

Erster Unterofficier. Es ist der Postillon, der Sie fahren soll.

Postillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist? — Sie haben kurze Geschäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberst. Woher weißt denn du?

Postillon. Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieses Hauses absetzte? Sie sehen, mein Capitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir einer was zu vertrinken gibt, so erfüll' ich gewissenhaft und redlich die Absicht.

Oberst. Was sagst du, Kerl? Mich hättest du gefahren? Mich?

Postillon. Sie, Herr! — Ja doch, beim Teufel, und da steht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen gesteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann seien und von Straßburg heimlich nach Paris gingen. —

Oberst. Wie, Schurke? Ich wäre das gewesen?

Postillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit sich selbst sprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein englisches Cousinchen! — Wie? haben Sie das schon vergessen?

Champagne (zum Oberst). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poststraße so laut von seiner Gebieterin reden?

Oberst. Es ist beschlossen, ich seh's, ich soll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erster Unterofficier. Also, mein Herr Hauptmann —

Oberst. Also, mein Herr Geleitsmann, also muß ich freilich mit Ihnen fort, aber ich kann Sie versichern, sehr wider meinen Willen.

Erster Unterofficier. Das sind wir gewohnt, mein Capitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberst. Du bist also mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberst. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das versteht sich.

Oberst. Ein Bedienter muß seinem Herrn folgen — du gehst mit mir nach Straßburg.

Champagne (für sich). Verflucht!

Postillon. Das versteht sich — Marsch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wissen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie ist — ich gebe Ihnen eine starke Probe davon in diesem Augenblick — aber Sie wissen auch, wie sehr ich mein Weib liebe. Ich habe sie heute nach einer langen Trennung wieder gesehen! Die arme Frau bezeigte eine so herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beschlossen habe, sie nie wieder zu verlassen und meinen Abschied von Ihnen zu begehren. Sie werden sich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage schuldig sind.

Oberst. Dreihundert Stockprügel bin ich dir schuldig, Bube!

Erster Unterofficier. Herr Capitän, Sie haben kein Recht, diesen ehrlichen Diener wider seinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückstände schuldig sind —

Oberst. Nichts, keinen Heller bin ihm schuldig.

Erster Unterofficier. So ist das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß sehen, wie ich ihm heraus helfe — Wenn es nicht anders ist — in Gottes Namen, reisen Sie ab, Herr von Dorsigny. Zum Glück bin ich frei; ich habe Freunde; ich eile sie in Bewegung zu setzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberst. Und ich will den Postillon dafür bezahlen, daß er so langsam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (Zum Postillon.) Hier, Schwager! Vertrink' das auf meine Gesundheit — aber du mußt mich fahren —

Postillon (treuherzig). Daß die Pferde dampfen.

Oberst. Nicht doch! nein! so mein' ich's nicht —

Postillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberst. Hol' der Teufel dich selbst, du verdammter Trunkenbold! Ich sage dir ja —

Postillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Sei'n Sie ganz ruhig! Fort soll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (Ab.)

Oberst (ihm nach). Der Kerl macht mich rasend! Warte doch, höre!

Lormeuil. Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht lange dauern.

Oberst. Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losgelassen.

(Geht ab, der erste Unterofficier folgt.)

Lormeuil (zum zweiten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist — aber ich sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht schonen! Und wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht zu schlafen, so sind Sie garstig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen sein.

Zweiter Unterofficier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Lormeuil und der zweite Unterofficier ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne (allein). Sie sind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg ist unser! Jetzt frisch ans Werk, daß wir die Heirath noch in dieser Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schwester meines Herrn; ihr kann ich alles sagen.

Fr. v. Mirville. Ah, bist du da, Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel ist?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieser Lormeuil einen heftigen Zank zusammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie sind als die besten Freunde geschieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, so habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hilfe zu suchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du schickst meinen Onkel anstatt meines Bruders auf die Reise? Nein, das kann nicht dein Ernst sein.

Champagne. Um Vergebung, es ist mein voller Ernst — Das Elsaß ist ein scharmantes Land; der Herr Oberst haben sich noch nicht darin umgesehen, und ich verschaffe Ihnen diese kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannst noch scherzen? Was macht aber der Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt seinen Sergeanten in der Stadt spazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! Ans Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr seine Cousine nur erst geheirathet hat, so wollen wir den Onkel zurückholen. Ich suche meinen Herrn auf; ich bringe

ihn her, und wenn nur Sie uns beistehen, so muß diese Nacht alles richtig werden. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorsigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das ist ein verzweifelter Bube; aber er hat seine Sache so gut gemacht, daß ich mich mit ihm verstehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorsigny. Ach, liebe Nichte! Hast du deinen Onkel nicht gesehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abschied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorsigny. Abschied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er ist fort.

Fr. v. Dorsigny. Er ist fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Diesen Augenblick.

Fr. v. Dorsigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erst gegen eilf Uhr wegfahren. Und wo ist er denn hin, so eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich sah ihn nicht abreisen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorsigny in seiner eigenen Uniform und ohne Perrücke. Champagne.

Champagne. Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

Fr. v. Dorsigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! Mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, daß er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorsigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

Dorsigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorsigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorsigny. Welcher frostige Empfang?

Fr. v. Dorsigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann —

Dorsigny. Ist dem Onkel etwas zugestoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel ist heute Abend von einer großen Reise zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne daß wir wissen, wo er hin ist.

Dorsigny. Das ist ja sonderbar!

Champagne. Es ist ganz zum Erstaunen!

Fr. v. Dorsigny. Da ist ja Champagne! Der kann uns allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja gesprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das ist wahr! Mit mir allein hat er gesprochen.

Dorsigny. Nun, so sage nur, warum verreiste er so plötzlich?

Champagne. Warum? Ei, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorsigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich sage nichts mehr! Aber Sie können sich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen ist.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine solche Auszeichnung ehrt die ganze Familie.

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er sich da nicht lange mit Abschiednehmen aufhalten konnte. Champagne, sagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sanct Petersburg. Der Staat befiehlt — ich muß gehorchen — beim ersten Postwechsel schreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwischen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — so weiß sie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorsigny. Was hör' ich! mein lieber Onkel sollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumschränkte Vollmacht, sagte er, alles zu beendigen, und ich hoffe bei meiner Zurückkunft unsere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorsigny. Und so reiste er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei sich, der nach etwas recht Vornehmem aussah —

Fr. v. Dorsigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wissen seinen Wunsch. Man muß dahin sehen, daß er sie als Mann und Frau findet bei seiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung scheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorsigny. Aber ich trage Bedenken — und will seinen ersten Brief noch abwarten.

Champagne (beiseite). Da sind wir nun schön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg schicken.

Dorsigny. Aber, beste Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt zwischen Dorsigny und seine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorsigny. Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau! Es beliebte Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu verfügen.

Fr. v. Dorsigny. Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

Notar. Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen? Sieh, sieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billet ließen mir Hochdieselben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchlesen. (Reicht der Frau von Dorsigny das Billet.)

Champagne (leise zu Dorsigny). Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

Dorsigny. Ja, wegen Lormeuils Heirath.

Champagne (leise). Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten?

Dorsigny. Still! Hören wir, was er schreibt!

Fr. v. Dorsigny (liest). „Haben Sie die Güte, mein Herr, sich noch „diesen Abend in mein Haus zu bemühen, und den Ehecontract mit „zu bringen, den Sie für meine Tochter aufgesetzt haben. Ich habe „meine Ursachen, diese Heirath noch in dieser Nacht abzuschließen — „Dorsigny."

Champagne. Da haben wir's schwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es ist also gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

Fr. v. Dorsigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

Notar. Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorsigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seid glücklich! Gebt euch die Hände, weil doch mein Mann selbst den Notar herschickt.

Dorsigny. Frisch, Champagne! Einen Tisch, Feder und Tinte; wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorsigny. Ja wohl, der Teufel! Dieser Valcour ist mein böser Genius.

Fr. v. Dorsigny. Was seh' ich! Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorsigny präsentirend). Wie schätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schooß seiner Familie zurückführen zu können! (Wie er den jüngern Dorsigny gewahr wird.) Wie Teufel, da bist du ja — (Sich zum ältern Dorsigny wendend.) Und wer sind Sie denn, mein Herr?

Oberst. Sein Onkel, mein Herr.

Dorsigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt sei, dich nach deiner Garnison zurück zu schicken — Nach unsäglicher Mühe erlange ich, daß sie widerrufen wird — Ich

werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberst. Ihren gehorsamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun — Ich hoffe, Dorsigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorsigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

Oberst. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorsigny. Sie waren also nicht unterwegs nach Rußland?

Oberst. Was Teufel sollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorsigny. Nun, wegen der wichtigen Commission, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

Oberst. Also wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, daß er so hoch mit mir hinaus will. — Herr Gaspar, Sie werden zu Hause mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb sein, wenn der Ehecontract noch diese Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts ist leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieses Geschäft auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

Oberst. Sehr wohl! Man verheirathet sich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das ist mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorsigny. Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Neffe.

Dorsigny. Ja, bester Onkel! Ich bin's.

Oberst. Mein Neffe ist ein ganz hübscher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorsigny. Nun, wer soll sie denn sonst bekommen?

Oberst. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil soll sie bekommen.

Fr. v. Dorsigny. Er ist also nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberst. Nicht doch, Madame! Er lebt, er ist hier. Sehen Sie sich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Darsigny. Und wer ist denn der Herr, der mit ihm ist.

Oberst. Das ist ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil mit seinem Unterofficier, der sich im Hintergrunde des Zimmers niedersetzt.

Lormeuil (zum Obersten). Sie schicken also Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht so hingehen, mein Herr.

Oberst. Sieh, sieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt schlagen willst, Lormeuil, so schlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn). Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie so schnell zurückkommen?

Oberst. Hier, bei diesem Herrn von Valcour bedanken Sie sich, der mich aus Freundschaft für meinen Neffen spornstreichs zurückholte.

Dorsigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die besten Freunde von einander geschieden — Haben Sie mir nicht selbst, noch ganz kürzlich, alle Ihre Ansprüche auf die Hand meiner Cousine abgetreten?

Oberst. Nichts, nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, alle zusammen sollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzusetzen.

Lormeuil. Herr von Dorsigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reise zurück sind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden nnd Heirathspläne schmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberst. Ich verstehe nichts von diesem allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris gesprengt haben, daß er als ein Junggesell zurückkehren soll.

Dorsigny. Was das betrifft, mein Onkel — so ließe sich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormenil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. Fragen Sie meine Schwester.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu sagen.

Lormeuil. Nun, so will ich denn reden — Herr von Dorsigny, Ihre Nichte ist frei; bei der Freundschaft, davon Sie mir noch heute einen so großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß sie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberst. Was? Wie? — Ihr sollt ein Paar werden — Und dieser Schelm, der Champagne, soll mir für alle zusammen bezahlen.

Champagne. Gott soll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht selbst zuerst von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ? Es geschah meinem Herrn zum Besten.

Oberst (zu beiden Paaren). Nun, so unterzeichnet!

Nachlaß.

I. Warbeck.

Personen.

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
Adelaide, Prinzessin von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botschafter Heinrichs VII. von England.
Graf Kildare.
Belmont, Bischof von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgesandter des falschen Eduards.
Bürger von Brüssel.
Hofdiener der Margaretha.

Erster Act.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, daß sich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV., den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde und sein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzogin Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen und seine Besitzungen an seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Palast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks aufgestellt findet; er freut sich nun, auf einem Boden zu sein, wo er seine Neigung zu dem Hause York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botschafter Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen und sucht umsonst ihm die Augen über den gespielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Rosen erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischof von Ypern, vertrauter Rath der Herzogin, kommt dazu und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzogin gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schutzlosen Verwandten und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten sein möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um

die Herzogin mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstößt, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen drohen. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguiert das Volk und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessin von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtin. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn und äußert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen und fragt jetzt nach seiner Geschichte. —

Richard will ausweichen.

Die Herzogin übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geschichte, welche großen Eindruck macht, und öfters von dem Affect der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löscht den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen und verspricht dem Herzog Richard einen zuströmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntheit mit sich selbst und vergleicht jenen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, daß er seine Rechte behaupten muß. Er scheint sich noch einmal zu bedenken und es der Herzogin zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweier Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Vermählung Adelaidens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gothland soll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzessin von Bretagne zurück und spottet über die vorhergegangne Farce. Adelaide ist noch in einer großen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühllose Kälte. Er verspottet sie und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt, und stellt

zwischen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstriert ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürst sein könne, und führt solche Beweise an, welche seine eigenen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht und setzt ihn aufs tiefste neben dem York'schen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist größer als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene beiden sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessin besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck und ihren Schmerz über ihre eigene Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schicksale; beide leben von der Gnade einer stolzen, gebieterischen Verwandtin und sind hilflose Opfer der Gewalt.

Zweiter Akt.

Der erste Akt zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deßwegen; Andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist und von der Gnade seiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluß seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eignem Glauben. So lange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt sein, das er bekleidet und mit dem er sich identificierte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptiert, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz, hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den

Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbissnem Unmuth, und Gutes thut er mit stolzer Größe und einer gewissen Trockenheit, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, daß in dem Herzen der Prinzessin sich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte, und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth durch die menschlichste Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessin ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Größe hat für sie keinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, daß sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignierten Natur zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal besitzen soll. Er muß eine reiche oder mächtige Königstochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtin lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebende Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft; sein Verhältniß zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Delicatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eignes Ehrgefühl. Umsonst will er empor streben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniß erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja das er vergessen haben muß, um seine Rolle gut zu spielen. Oeffentlich ehrt, liebkost sie ihn, insgeheim macht sie seine Tyrannin. Sie befiehlt ihm, und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig

etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äußerst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt, und Erich beschämt.

Die Herzogin ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden und kommt selbst, die beiden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind seine Hand biete, und da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, daß sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz sei, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um sich eine Sauvegarde nach Brüssel zu erbitten, damit er sich der Herzogin, seiner Tante, vorstellen und die Beweise seiner Geburt beibringen dürfe. Er sei aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei; aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigne gebieterische Art, in seine Schranken zurück und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß schweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Belmont allein und bemerkt mit stolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen seine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug; der Betrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Neffe, beschämt ihren Fürstenstolz.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreit werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzogin noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den letztern nicht mehr zu denken, und jenen als ihren Gemahl anzusehen. Die Hoch-

zeit wird aufs schnellste beschlossen, und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniß.

Dritter Akt.

Ein offener Platz, Thron für die Herzogin, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Simnels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguiert das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und mißtrauisch und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf, und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falsch und frevelhaft erklärt und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine große Gemüthsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzogin und der Prinzessin erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzogin. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreiend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessin öffentlich seine Liebe zu erklären und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzogin knirscht vor Zorn, ruft die Prinzessin hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beistand und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich, als sein Recht. Er entschließt sich dennoch, sich der Herzogin zu nähern. Stanley tritt zu ihm und versucht, ihn hinweg zu ängstigen.

Vierter Akt.

Die Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Haß gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; die Nachricht von der Entspringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen, und fängt gleich damit an, daß sie der Prinzessin, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbietet, an ihn zu denken, und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck läßt sich melden; sie schickt die Prinzessin, welche zu bleiben bittet, in Thränen von sich.

Warbeck und die Herzogin. Warbeck, kühn gemacht durch sein Glück und auf seinen Anhang bauend, zugleich durch seine Liebe erhoben, und entschlossen, seine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzogin einen muthigen Ton an und wagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er beruft sich darauf, daß sie es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf

diesen Platz gestellt, daß sie verpflichtet sei, ihn zu halten, daß sie kein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Fürstenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr bloß das Werkzeug ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, sobald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessin wird durch die Furcht vor einer verhaßten Verbindung, und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses, zu dem wollten sie miteinander fliehen. Sie übergibt ihm alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen und noch weniger das Geständniß der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich; er verläßt sie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück und macht sich Vorwürfe, daß sie vielleicht zu weit gegangen sei, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend, und den theuern Familienboden mit schmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die York'schen Familienbilder, kniet davor nieder und weint über sein Geschlecht und sein eignes Schicksal.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessin alles zu sagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erstaunt, fixiert ihn, läßt sich mit ihm ins Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt seinen Schrecken und sein Erstaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edeln und bedeutenden Aeußerung und läßt ihn schreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Botschafter eintritt und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helfe. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt

die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Haß gegen Lancaster und seine bessere Natur siegen; und er schickt den Versucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da; er kann zurückfordern, was sein ist; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; alles ist auf dem Spiel; die Prinzessin ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzogin kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sei, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dorthin. Die Herzogin ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sei geraden Wegs nach Brüssel, so könnte er schon da sein. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor neun Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Akt.

Herzogin. Ihr Rath. Prinzessin. Lords. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehen sein müßte; sie hätten um Hilfe schreien hören; wie sie herbeigeeilt, sei Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzogin und Prinzessin in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzogin empfängt ihn mit den Worten: Wo ist mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeschafft? Wie er stutzt, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß. Herzog, sagt sie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessin wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessin stürzt der Herzogin in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzogin sagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich habe seine Ankunft

„nie gewünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt meine Neffen,
„er hat ihre Kindheit erzogen" — Sie wendet sich zu Warbeck: „Verbirg dich, wenn du kannst! Sieh zu, ob du dich auch gegen diesen
„Zeugen behaupten wirst."

Kildare tritt herein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, einen York zu umarmen; unglücklicher Mann!
„Ihr findet keinen," u. s. w. Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: Was seh' ich! Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht dem Grafen ins Gesicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? — wiederholen alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzogin eilt ab, sie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten York seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten alles; Kildare apostrophiert die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht sein Sohn sei — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sei ein natürlicher Sohn Eduards IV., ein geborner York. Das Räthsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm; das Knäuel seines Schicksals entwirrt sich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

Kildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den gespielten Betrug und beklagen ihre verlorne Existenz, ihre zerstörte Hoffnung.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieser weiß nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen, und ihn, als seinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem York'schen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwei Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzogin kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessin abzuholen.

Zwischenhandlung, so lang sie weg ist. Erichs und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehen, und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzogin kommt mit der Prinzessin zurück. Schluß.

Fragmente aus den ersten Scenen des ersten Akts.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüssel.
Eine große Halle.

Erster Auftritt.

Graf Hereford mit seinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley steht seitwärts an dem Proscenium und beobachtet ihn.

Hereford. Dies ist der heil'ge Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palast,
Wo Margaretha, die Beherrscherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten alten Königsstamms
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —
Der edeln Yorks erhabene Gestalten.
Erkennt ihr sie — — — —
Die weiße Rose glänzt in ihrer Hand,
— — — — — —
Mit diesem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unsre Hüte stecken — — —
— — — — — —

(Streit zwischen Stanley und Hereford.)

Zweiter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont. Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig ist dies Haus.
Hereford. Hinweg mit diesem Sklaven Lancasters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancastrier die freche Stirn mir zeigen.
Stanley. Verräther nenn' ich so, wo ich sie finde.
Belmont. Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — — —

Geöffnet hat sie ihren Fürstenhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln ist ihr schönster Ruhm.

Stanley. Wohl! Ein willkommner Gast ist jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinnt.

Belmont. Sie ist die Schwester zweier Könige
Von York — — —
Und hilfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt sie ihres (fürstlichen) Geschlechts,
Das unterm Mißgeschick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindsel'gen Erde,
Wo sonst, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist sie sich gerecht,
Und in dem Haupte dieses edeln Lords
Ehrt sie den Abgesandten — —
— — — — — —

Vierter Auftritt.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Hereford. Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir spricht es laut im innern Eingeweide:
Er ist es! Das sind König Eduards Züge,
Das ist das edle Antlitz meines Herrn,
Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder.
(Sich zu seinen Füßen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — — —

Warbeck. Steht auf, Mylord! Nicht hier ist euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Hereford. — — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungshand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erscheinen?

Warbeck. — — Jetzt nicht — Laß mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne.
Es ist vorüber — ich bin unter euch —
Ich sehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Margaretha. — — — — — — — —
— — — — — — — —
Richard von Gloster stieg auf Englands Thron;

Des Bruders Söhne schloß der Tower ein.
Das ist die Wahrheit, und die Welt will wissen,
Daß Tirrel sich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, selbst den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren soll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die späte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Wahr ist's, der Mörder Tirrel ward geschickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht=
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch seinen Dolch.
Den Bruder sollte gleiches Schicksal treffen;
Doch sei's, daß das Gewissen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eisern Herz im Busen wankend machte —
Er führte einen ungewissen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —

II. Die Malthеser.

Maltha ist von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang schwur. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Corsaren Uluzzialy und Dragut, und die Algierer Hascem und Candelissa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und schon große Vortheile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwei Seehäfen und setzt sie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Succeß anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist.

La Valette ist Großmeister zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel berufen worden und in großer Anzahl darauf erschienen. Außer ihnen sind noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath, und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwohl ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hat alle Ursache, von Sicilien Hilfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr setzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vicekönig in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüstet in den Häfen dieser Insel; viele Ritter und andere Krieger sind herbeigeströmt, sich nach Maltha einschiffen zu lassen; die Geschäftsträger des Großmeisters sind bei dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dies hoffen sie von dem Widerstand des Ordens bei der Tapferkeit seiner Ritter und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hilfe, aber er leistet nichts.

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst, wegen des engen Raums, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz und faßt wenige Mannschaft. Die Türken haben schon einige Außenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird

durch die Werke nicht beschützt und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Großmeister an, sich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sei, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfere, daß es nicht gut sei, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, daß es besser sein würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentrieren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt alles daran, daß sich St. Elmo so lange als möglich halte, um der sicilischen Hilfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweitens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erschwert ihnen die ferneren Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewißheit des Sieges zu zweifeln anfangen und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen *aufzuopfern*. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der *reine Geist des Ordens*, weil eine solche That *von innen heraus* geschehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigene Weise sein und sich nicht mit *blinder* Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen *geistlichen* Sinn, und ihr Sinn ist *weltlich*. Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeist ausgeartet; sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen und trotzen darauf, daß Krieg und Gefahr

die Freiheit begünstigen. La Valette war zeither nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewissen Menschlichkeiten nicht frei wußte; aber jetzt sieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen und gleichsam neu zu erschaffen.

Fragment der ersten Scene.

Eine offene Halle, die den Prospect nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und Biron streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefaßt, jener will sich ihrer bemächtigen.

Romegas. Verwegner, halt! Die Sklavin raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?
Biron. Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.
Romegas. Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Corsarenschiff gewann ich sie.
Biron. Den rohcorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiß.
Romegas. Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.
Biron. Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.
Romegas. Sanct Elm' vertheidige! Dort ist dein Platz.
Biron. Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.
Romegas. Wohl sichrer ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widerstehn.
Biron. Vom heißen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Läßt sich's gemächlich hier im Kloster reden.
Romegas. Gehorche dem Gebietenden! Zurück!
Biron. Auf deiner Flotte herrsche du, nicht hier!
Romegas. Das große Kreuz auf dieser Brust verehre!
Biron. Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.
Romegas. Ruhmredig ist die Zunge von Provence.
Biron. Noch schärfer ist das Schwert.
Romegas. — — —

— — — — — — —

Ritter (kommen herzu). Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provenzalen muß gezüchtigt werden.
Andere Ritter (kommen von der andern Seite).
Drei Klingen gegen Eine! — —
Zu Hilf! Zu Hilf! Drei Klingen gegen Eine!
Auf den Castilier! Frisch, wackrer Bruder!
Wir stehn zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.
Ritter. Zu Boden mit den Provenzalen!
Andere Ritter. Nieder
Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechzehn

geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die übrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, daß sie sich selbst in diesem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und seinen inneren Zustand sich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hilfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Großmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Beistande zu erwarten, sondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen sei, daß St. Elmo behauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und daß sie zurücksegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschließt sich freiwillig, auf der Insel zu bleiben und das Schicksal des Ordens zu theilen.

Ein alter Christensklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeister gebracht. Er ist vom türkischen Befehlshaber unter dem Vorwand abgesendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Großmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören und droht, jeden künftigen Herold tödten zu lassen. Dem Christensklaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freigestellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, daß Maltha sich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherei fallen.

Es erscheinen zwei Abgeordnete von der Besatzung in St. Elmo. Diese Besatzung ist nicht von dem Großmeister ausgewählt, sondern ohne sein Zuthun durch eine gesetzliche Ordnung bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von allen geliebt und vom Großmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er ist eine Geißel der Türken, und so sehr man ihn zu schonen sucht, bei jedem Kampfe der Erste. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles Gefühl an ihn gefesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Crequi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Großmeister schlägt es ab. Er gibt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und

Festigkeit erklärt er, St. Elmo müsse behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Crequi fragt ängstlich nach St. Priest und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensklaven zurück und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Mißvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich und erinnert ihn an den Streit über die Griechin. La Valette gesteht seinen Fehler und will alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechin hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechin. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Großmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Crequi kommt herzu und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfall entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wohl eine Wirkung seiner Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen

zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber niemand weiß davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überläßt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bei. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalto und läßt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto leugnet beharrlich und dreist und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Großmeister und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Großmeisters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am meisten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden sei schon untergegangen, sei in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Großmeisters erschüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ungeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit großen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sei zu dem Feinde entflohen. Die Ritter besinnen sich, daß er es war, der am meisten die Erbitterung gegen den Großmeister nährte.

Miranda, der spanische Gesandte, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet

auf. Ihnen folgt der Großmeister mit Castriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, daß es noch möglich sei, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeister die jüngsten und ältesten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Großmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrührerischen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette spricht mit ihm als ein Sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt habe, sei im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger erwählt und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürsten gestellt, wo er fähig ist zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Aeußerst beschämt durch die Großmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, daß er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sei.

St. Priest erscheint, um vom Großmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist aufs äußerste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn und sagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor ist hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrührerischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen, und jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Priest der Sohn des Großmeisters ist, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert sich anfänglich, von seinem ersten Entschluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt ist. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo diesen Posten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt sich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, sich selbst als Großmeister in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, sich nicht von seinem Sohne zu trennen. Jeder ist bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Priest widersetzt sich und bleibt unbeweglich. Die höchste Begeisterung spricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner persönlichen Rücksicht etwas hören. St. Priest nimmt Abschied vom Großmeister und von Crequi.

Der Chor allein, in der höchsten Würde, begeistert durch alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird gestürmt. Crequi ist nach St. Elmo entflohen, um mit dem Freunde zu sterben. —

La Valette tritt auf, äußerst bekümmert, aber mit männlichem Ernst. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo ist erobert. Ein Grieche, Laskaris, aus einem Geschlecht, das auf dem griechischen Kaiserthron regiert hat, entflieht mit äußerster Lebensgefahr aus dem türkischen Heer, wo er einen hohen Posten bekleidete, zu den Malthesern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die ersten Eindrücke der Jugend fesseln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verlust der Türken, von ihrem Entsetzen, als sie den Zustand der Festung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer besonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Person eines ihrer ersten und erfahrendsten Befehlshaber, des Beherrschers von Tripoli, Dragut, der bei dieser Belagerung fiel. — Von Montaltos Verrätherrei ist nichts weiter zu fürchten. Er ist bei dem Sturme auf St. Priest getroffen und hat seinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Priest ist aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in stummer Trauer. La Valette erhebt sich über sich selbst. Er preist die hohe Bestimmung seines verklärten Sohns, sieht in allen Rittern seine Söhne und vertraut fest auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich dasteht. Durch ein großes Opfer ist der Sieg so gut als entschieden, so wie in dem persischen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat diesen Glauben bewährt.

III. Die Kinder des Hauses.

Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatischen Gemäldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV. hat Schillern einige Zeit beschäftigt Ueber dem bunten Gewühl der mannigfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporschweben, dessen Blick ein unermeßliches Feld überschaut und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist.

„Paris erscheint in seiner Allheit. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld, wie die naturwidrigste Verderbniß, die idyllische Ruhe, wie die düstere Verzweiflung."

„Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird und immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Aeste weit herum mit andern verschlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Existenz werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen."

„Der Fall ist scheinbar unauflöslich, aber Argenson — an der Spitze der Polizei — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg und gibt sogleich seine Aufträge."

„Nach langem Forschen verliert er die Spur des Wildes und sieht sich in Gefahr, sein dreist gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniß selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts."

„Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als daß er einen edeln Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist unglaubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend."

„Er erscheint im Laufe des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialischen und gefälligen Charakter zeigt und als feiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlin."

„Der Polizeiminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen

und Blößen vieler Familien und hat eben so, wie dieser, die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet."

„Scene Argensons mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt sich die Ueberlegenheit des Realisten über den Theoretiker."

„Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowohl als die Schuld. Er läßt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorsicht zeigt."

„Auch die Nachtheile der Polizeiverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewisse Straflosigkeit." —

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sei früher — etwa bei Lesung der Causes célèbres des Pitaval — entstanden, und vielleicht eben deßwegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so großen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

Narbonne ist ein reicher angesehener Particulier in einer französischen Provincialstadt — Bourdeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen vierzig und fünfzig. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinen Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Uebriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen, und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Eltern sich durch seine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonne's Haus als eine hilflose Waise aufgenom-

men worden und hatte viele Wohlthaten, besonders eine gute Erziehung, von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Uebermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu grenzen. Er war verschwenderisch, frei und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein sonderbares Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfter an sie geschickt wurde, Saint-Foix betete Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein anderes Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienst geleistet hatte. Für diese hatte er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt; aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaßt und beneidet, nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie, sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und sicher; alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Laßt die Gerichte ruhen! sagt sie. Nehmt das kleine Unglück willig hin. — „Es ist kein kleines Unglück.“ —

Nehmt's an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer eures Wohlstandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen." — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, daß eine Zigeunerin im Hause gewesen sei, welche man des Schmucks wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams los zu werden."

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit exponiert sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix in dem Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe; es ist ihm zu enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort; dabei hat er etwas Geheimnißvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reißt er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten hier war, und wie es jetzt ist.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung, Dankbarkeit der Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerin entsprungen, die sie tyrannisierte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer hilflosen Lage gefunden und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit, verkaufen wollen; der Goldschmied, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dies veranlaßt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeidiener erscheinen und fordern von Adelaiden, daß sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlenen Schmuck auf der Spur sei.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beistand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affectvolle Scene zwischen beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Bestürzung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Großmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen und beide verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerin aufgebracht habe, und daß Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sei.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerin erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie aussprengte, daß sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sei, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerin beide vor sechzehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht und war ihr schon in seinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Eltern der Kinder entdeckt haben und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber beide weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt und dringt in Narbonne, sie an Kindesstatt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg als durch den Tod der Madelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeiveranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphierend den gefundenen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontiert. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

IV. Demetrius.

Erster Aufzug.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man die polnische Reichsversammlung in dem großen Senatsaale sitzen. Auf einer drei Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen. — Der **König** sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Estrade stehen die zehn **Kronbeamten**. Unter der Estrade zu beiden Seiten des Theaters sitzen die **Bischöfe, Palatinen und Kastellane**. Diesen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupt die **Landboten** in zwei Reihen, alle bewaffnet. Der **Erzbischof von Gnesen**, als der Primas des Reichs, sitzt dem Proscenium am nächsten; hinter ihm hält sein **Kaplan** ein goldnes Kreuz.

Erzbischof von Gnesen. So ist denn dieser stürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgesinnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widerspänst'ge Rokosz,[1] sich zu lösen,
Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhilf' zu leisten den gerechten Klagen.

— — — — — — — —

Und nun im Innern Fried' ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.

— — — — — — — — —

Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwans achter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht
Vor diesem Seym Walny[2] zu erweisen?

Kastellan von Krakau. Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dies Gesuch zu weigern.

Bischof von Wermeland. Die Documente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten. Hören muß man ihn.

Leo Sapieha. Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

Odowalsky. Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbischof v. Gnesen. Ist's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum zweiten — und zum drittenmal.

Krongroßkanzler. Er stelle sich vor unserm Thron.

Senatoren. Er rede!

1 Aufstand des Adels.
2 Reichstag.

Landboten. Wir wollen ihn hören.

(Krongroßmarschall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe, dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha. Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren
Und gegen alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Hauptes geantwortet. Alsdann stellt er sich so, daß er einen großen Theil der Versammlung und des Publikums, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstage mit sitze, im Auge behält und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.

Erzbisch. v. Gnesen. Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Zung' dir bindet,
So magst du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius. Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht stünde mir's, vor einem edeln Volk
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß,
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

Erzbisch. v. Gnesen. — — — — — — — Die erlauchte Republik,
Ist wohl geneigt, — — — — — — —

Demetrius. Großmächt'ger König! Würd'ge, mächt'ge
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren,
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Friede wurde nicht, so lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Daß ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in sich sog, als Flehender
Vor euch erscheinen und in Polens Mitte
Mein Recht mir suchen muß. Drum, eh' ich rede,
Vergesset edelmüthig, was geschehn,
Und daß der Czaar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Grenzen hat gewälzt.
Ich stehe vor euch, ein beraubter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat

Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht sein auf der Erde,
Wenn es ein großes, tapfres Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt — — — — —
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann.

Erzbisch. v. Gnesen. Ihr gebt euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich euer Anstand widerspricht,
Noch eure Rede diesem stolzen Anspruch.
Doch überzeuget uns, daß ihr der seid,
Dann hoffet alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld gefürchtet; beides liebt sie gleich,
Ein edler Feind und ein gefäll'ger Freund zu sein.

Demetrius. Iwan Wasilowitsch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanow gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dmitri, die späte Blüthe seiner Kraft,
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Czaar Feodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geists, ließ seinen obersten
Stallmeister walten, Boris Godunow,
Der mit verschlagner Hofkunst ihn beherrschte.
Fedor war kinderlos, und keinen Erben
Versprach der Czaarin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der listige Bojar die Gunst
Des Volks mit Schmeichelkünsten sich erschlichen,
Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Wittwensitz, heranwuchs.
Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czaarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's; als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbisch. v. Gnesen. Was ihr berichtet, ist uns allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in euch,
Behauptet ihr. Davon gebt uns Beweise.
Wodurch beglaubigt ihr, daß ihr der seid?
An welchen Zeichen soll man euch erkennen?
Wie bliebt ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet an das Licht der Welt?

Demetrius. Kein Jahr ist's noch, daß ich mich selbst gefunden;
Denn bis dahin lebt' ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbstbewußtsein zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Klosterzwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der muth'ge Geist, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entschlossen ab
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus
Und zu der Waffen edlem Dienst erzog.

Erzbisch. v. Gnesen. — — — — Wie? Ihr kanntet euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals schon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf seinem Thron
Und stellte seine Sassafs an die Grenzen,
Um scharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von euch?
Ihr hättet euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius. Ich erzähle, was ich weiß.
Ging ein Gerücht umher von meinem Dasein,
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschaar verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit stiller Huldigung
Verehrt' ich seine reizgeschmückte Tochter.
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,

Den Wunsch zu solchem Glück empor zu wagen.
Den Kastellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenschaft. Er setzt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er sich so weit, nach mir zu schlagen.
So schwer gereizet, greif' ich zum Gewehr;
Er sinnlos, wüthend, stürzt in meinen Degen
Und fällt durch meine willenlose Hand.

Mnischek. Ja, so verhält sich — — — — —

Demetrius. Mein Unglück war das höchste! Ohne Namen,
Ein Russ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschützers,
Ihm seinen Eidam, seinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unschuld, nicht das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes, nicht die Gunst
Des edeln Palatinus kann mich retten;
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig,
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich sollte sterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit kostbarn Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethysten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Mestislowskoy dem jüngsten Sohn
Des Czaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie sehn mich näher an, und sehn erstaunt

Ein seltsam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte,
Vom Igumen [1] mit eigner Hand hinein
Geschrieben. Selbst hatt' ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: daß Bruder Wasili Philaret
(Dies war mein Klosternam'), des Buchs Besitzer,
Prinz Dmitri sei, des Iwans jüngster Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden dessen lägen aufbewahrt
In zweien Klöstern, die bezeichnet waren.
Hier stürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höhn.

Erzbischof von Gnesen. — — — — — — — —

Demetrius. Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnrungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseins.
Ich sah mich fliehn in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts sah.
Ein uralt frühes Denken mußt' es sein!
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dieß Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich sei des Czaaren todtgeglaubter Sohn.

[1] Abt des Klosters.

Es lösten sich mit diesem einz'gen Wort
Die Räthsel alle meines dunkeln Wesens.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut;
Und eher will ich's tropfenweis verspritzen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

Erzbisch. v. Gnesen. Und sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bei euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet ihr selbst der Betrogne sein;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem großen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt ihr uns für Bürgen eures Worts?

Demetrius. Ich stelle funfzig Eideshelfer auf,
Piasten alle, freigeborne Polen
Untadeligen Rufs, die jegliches
Erhärten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Kastellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — — —

Erzbisch. v. Gnesen. Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muß sich der Zweifel überwunden geben.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, daß Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufallsspiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edlen Geist des großen Anspruchs werth.
Aus Klostermauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt seine fürstliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der hüllt sich täuschend ein in große Worte
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Namen,

Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

Erzbischof von Lemberg. Ich stimme wie der Primas.

Mehrere Bischöfe. Wie der Primas.

Mehrere Palatinen. Auch ich!

Odowalsky. Und ich!

Landboten (rasch auf einander). Wir alle!

Sapieha. Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreißen zu — — — —

Odowalsky. Hier ist
Nichts zu bedenken; alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Czaar von Moskau feile Sklaven habe.

Demetrius. O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! so duldet nicht,
Daß sich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße und den Scepter länger schände,
Der mir, dem ächten Czaarowitsch, gebührt.

— — — — — — —

Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

— — — — — —

Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo alles Eines, Eines alles hält,
Wo mit dem Einen alles stürzt und fällt.

— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beistimmen.)

Demetrius. O! sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif' in deine Brust
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen!

Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast du erfahren;
O! übe Großmuth auch an mir! — —
— — — — — — — — —
Und ihr erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürd'ge Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kastellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen,
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbarn Freund.
Und ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermeßlich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sei das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.
(Es entsteht eine große Bewegung unter den Landboten.)
Korela, Kosaken-Hetman, (erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen).
Odowalsky. Soll der Kosak uns Ruhm und Beute rauben?
— — — — — — — — — —
Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt sich unser tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unser Schwerter rosten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundesfreund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.
Viele Landboten. Krieg! Krieg mit Moskau!
Andere. Man beschließe es!
Gleich sammle man die Stimmen!
Sapieha (steht auf). Krongroßmarschall!

Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen. Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha. Ich verlang' das Wort.
Marschall! thut euer Amt!

(Großes Getöse in dem Saale und außerhalb desselben.)

Krongroßmarschall. Ihr seht, es ist
Vergebens.

Sapieha. Was? Der Marschall auch bestochen?
Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft euren Stab hin und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongroßmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich.)

Was denkt ihr? Was beschließt ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich selbst, als euer königlicher Bote,
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu'? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

Demetrius. Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt ihr nicht; denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Majestät, ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geschehen! Eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky. Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha. Ist es dahin gekommen? Will sich niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb der Arglist;
Aufdecken will ich alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? Bist du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen?
Seid ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen,
Daß ihr ein Spielwerk seid des list'gen Woiwoda
Von Sendomir, der diesen Czaar aufstellte,
Deß ungemessner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muß ich's euch sagen, daß bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen beiden?
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republik sich blind

In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woiwoden groß, um seine Tochter
Zur Czaarin und zur Königin zu machen?
Bestochen hat er alles und erkauft.
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrschen;
Ich sehe seine Faction gewaltig
In diesem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitausend Pferden
Den Reichstag und ganz Krakau überschwemmt
Mit seinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber.
So lang' ich Leben habe, soll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky. Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf und gehen jeder an seiner Seite hinab, um die Stimmen zu sammeln.)

Viele. Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof von Gnesen (zu Sapieha). Gebt euch, edler Herr!
Ihr seht, daß euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglücksel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler (kommt von dem Thron herab, zu Sapieha).
Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu spalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky).
Ihr sollt euch tapfer halten, melden euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu euch.

Krongroßmarschall (zu Sapieha).
Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O, gebt euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt euch in die Mehrheit!

Bischof von Krakau (hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt).
Auf dieser rechten Bank ist alles einig.

Sapieha. Laßt alles einig sein. — Ich sage Nein.
Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man schreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Ist alles, was beschlossen ward!

(Allgemeiner Aufstand; der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingestürzt; es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landboten greifen zu den Säbeln und zucken sie links und rechts auf Sapieha. Bischöfe treten auf beiden Seiten dazwischen und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Odowalsky. Hört den Verräther! —

Landboten. Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzb. v. Gnesen (reißt seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand und tritt dazwischen).
Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürst Sapieha! Mäßigt euch! (Zu den Bischöfen.) Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Brust zu seinem Schilde!
Durch jene Seitenthür entfernt ihn still,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. - Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal aus, daß nur Demetrius, Mnischek, Odowalsky und der Kosaken-Hetman zurückbleiben.)

Odowalsky. Das schlug uns fehl — — — — —
Doch darum soll euch Hilfe nicht entstehen!
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führen's aus mit unsern eignen Kräften.

Korela. Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Mnischek. Der König kommt.

König Sigismund, begleitet von dem **Krongroßkanzler, Krongroßmarschall** und einigen **Bischöfen.**

König. Mein Prinz, laßt euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich euer Schicksal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius. Vergessen hab' ich alles, was ich litt;
An eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.

König. Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er selbst, biet' ich euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angesehn.
Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Mnischek. Im Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

König. Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,

Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr sich für euch waffnen,
Will der Kosak des Krieges Glücksspiel wagen,
Er ist ein freier Mann; ich kann's nicht wehren.

Mnischek. Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergießen.

König. Die besten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einst friedlich den ererbten Thron bestiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

Marina (tritt auf). — — — — — — —

Mnischek. Erhabne Majestät, zu deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz —
Du bist der hohe Schirmvoigt unsers Hauses,
Von deiner Königlichen Hand allein
Geziemt es ihr, den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König.)

König. Wohl, Vetter! Ist es euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.

(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)

So führ' ich euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieses holde Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina. Herr! Demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sklavin bleib' ich, wo ich bin.

König. Steht auf, Czaaritza! Dieser Platz ist nicht
Für euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Woiwods.
Ihr seid die jüngste unter euren Schwestern;
Doch euer Geist fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt ihr hochgesinnt.

Demetrius. Sei Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,

Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut
Die Fürstenthümer Pleskow und Groß-Neugard,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Czaar
Bestätigen in meiner Hauptstadt Moskau.
Dem edeln Woiwod zahl' ich zum Ersatz
Für seine Rüstung eine Million
Ducaten polnischen Geprägs. — —
— — — — — — — —
So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dies treulich schwur und halten werde.

König. Ihr werdet es; ihr werdet nie vergessen,
Was ihr dem edeln Woiwod schuldig seid,
Der sein gewisses Glück an eure Wünsche,
Ein theures Kind an eure Hoffnung wagt.
So seltner Freund ist köstlich zu bewahren!
Drum, wenn ihr glücklich seid, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen ihr zum Thron gestiegen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt, daß ihr euch in Polen selbst gefunden,
Daß euch dies Land zum zweitenmal geboren.

Demetrius. Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit;
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

König. Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit,
Der König selbst, wiewohl an Glanz der Höchste,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener sein;
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sklave dient mit leidendem Gehorsam.
— — — — — — — —

Demetrius. Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sklaven frohe Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sklavenseelen.

König. Thut's nicht so rasch und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Befolgt sie treu, wenn ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und eure Jugend kann sie nutzen.

Demetrius. O, lehrt mich eure Weisheit, großer König!
Ihr seid geehrt von einem freien Volke, —

Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

König. — — — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erste Unrecht habt ihr gut zu machen.
Drum zeiget euch als Moskaus wahrer Sohn,
Indem ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht ihr auf dem neuen Thron.
Der Arm, der euch einführte, kann euch stürzen.
Hoch haltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande
— — — — — — —
Doch was ihr auch beginnt, — ehrt eure Mutter —
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius. O mein König!

König. Wohl habt ihr Ursach', kindlich sie zu ehren.
Verehrt sie — Zwischen euch und eurem Volk
Steht sie, ein heilig theures Band. — Frei ist
Die Czaargewalt von menschlichen Gesetzen;
Dort ist nichts Furchtbares, als die Natur;
Kein bessres Pfand für eure Menschlichkeit
Hat euer Volk, als eure Kindesliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft,
Mit keinem Weichling geht ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlaß euch eurem guten Glück.
Es hat zu zweienmalen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet;
Es wird sein Werk vollenden und euch krönen.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky. Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirst du meinen Eifer loben?

Marina. Recht gut, daß wir allein sind, Odowalsky.
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten ist. —
Wir aber müssen hell sehn, müssen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeisterung;

Wir müssen die Besinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky. Gebiete, Fräulein! Deinem Dienste leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowiters Sache?
Du bist es, deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunst.
Dich groß zu machen, sei mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein andrer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

Marina. Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, daß sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegeszug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Loos.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.

— — — — — — — —

Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort und schwören mir,
M i r, hörst du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht.

— — — — — — — —

Odowalsky. — — — — — — — —

Marina. Nicht deinen Arm bloß will ich, auch dein Auge.

Odowalsky. Gebiete, sprich, — — — — — —

Marina. Du führst den Czaarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

Odowalsky. Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

Marina. Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czaar,
Schnell wird er unsre Fessel von sich werfen.

— — — — — — —

Der Russe haßt den Polen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.

— — — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky und mehrere polnische Edelleute.

Opalinsky. Schaff' Geld, Patronin, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Rußlands Königin.

Marina. Der Bischof von Kaminiec und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Versilbert alles, steckt's in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wiederfinden.

Bielsky. Es sitzen noch Zweihundert in der Trinkstub';
Wenn du dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein, — ich kenne sie.

Marina. Erwarte mich! Du sollst mich hingeleiten.

Opalinsky. — — — — — —
Gewiß, du bist zur Königin geboren.

Marina. So ist's. Drum mußt' ich's werden. —

Bielsky. Ja, besteige
Du selbst den weißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweite Vanda, führe du
Zum sichern Siege deine muth'gen Schaaren.

Marina. Mein Geist führt euch. Der Krieg ist nicht für Weiber.
In Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitausend Pferden.
Mein Schwager gibt zweitausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hilfsheer von Kosaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle. Ja, wir schwören! (Ziehn die Säbel.)

Einige. Vivat Marina!

Andere. Russiae Regina!

(Marina zerreißt ihren Schleier und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Mnischek. Marina.

Marina. Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt,
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Mnischek. Das eben, meine Tochter! Alles, alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
— — — — — —

Marina. — — — — — —

Mnischek. Gefährlich Mädchen, wozu hast du mich

Gebracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ich bin der reichste Woiwoda des Reichs,
Der erste nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht bescheiden, unsres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
— Du strebtest höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schwestern ward.
Erreichen wolltest du das höchste Ziel
Der Sterblichen und eine Krone tragen.
Ich allzu schwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebstes, alles Höchste häufen;
Ich lasse mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewisse!

Marina. Wie? — Theurer Vater, reut dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden,
Wenn ihm das Höchste überm Haupte schwebt?

Mnischek. Doch tragen deine Schwestern keine Kronen,
Und sind beglückt — — — —
— — — — — —

Marina. Was für ein Glück ist das, wenn ich vom Hause,
Des Woiwods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus diesem Tausch?
Und kann ich mich des nächsten Tages freun,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O, unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des Daseins!
Lohnt sich's der Müh', zu hoffen und zu streben?
Die Liebe oder Größe muß es sein,
Sonst alles andre ist mir gleich gemein.

Mnischek. — — — — —

Marina. Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Laß uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringest,
Denk' an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen sitzen sehen wirst
Im Schmuck der Czaarin auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel diese Welt beherrschen!

Mnischek. Ich denke nichts, ich sehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königskrone.
Du forderst es; ich kann dir nichts versagen.

Marina. Noch eine Bitte, lieber, bester Vater,
Gewähre mir.

Mnischek. Was wünschest du, mein Kind?

Marina. Soll ich zu Sambor eingeschlossen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnsucht in der Brust?

Jenseits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endlose Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geist
Wird auf der Folter der Erwartung liegen
Und dieses Raumes ungeheure Länge
Mit Angst ausmessen und mit Herzensschlägen.

Mnischek. Was willst du? Was verlangst du? — —

Marina. Laß mich in Kiow des Erfolges harren;
Dort schöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, — —
— — — — — —

Mnischek. Dein Geist strebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind.

Marina. Ja, du vergönnst mir's, ja, du führst mich hin.

Mnischek. Du führst mich hin. Muß ich nicht, was du willst?

Marina. Herzvater, wenn ich Czaarin bin zu Moskau,
Sieh, dann muß Kiow unsre Grenze sein.
Kiow muß mein sein, und du sollst's regieren.

Mnischek. Mädchen, du träumst! Schon ist das große Moskau
Zu eng für deinen Geist; du willst schon Land
Auf Kosten deines Vaterlandes — —

Marina. Kiow
Gehörte nicht zu unserm Vaterlande.
Dort herrschten der Waräger alte Fürsten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne —
Vom Reich der Russen ist es abgerissen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Mnischek. Still! Still! Das darf der Woiwoda nicht hören!
(Man hört Trompeten.)
Sie brechen auf — — —

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Ansicht eines griechischen Klosters
in einer öden Wintergegend am See Belosero. Ein Zug von Nonnen in schwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weißen Schleier steht von den übrigen abgesondert an einen Grabstein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.

Olga. Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen, und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet ist die Welt, uns alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosterszelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Und du nur willst, versenkt in ew'gen Schmerz,

Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa. Laß mich allein und folge deinen Schwestern!
Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist alles ein Vergangnes,
Liegt alles als gewesen hinter mir.

Olga. Beweinst du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert sie ihre Macht an dir allein?
Du warst die Czaarin dieses großen Reichs,
Warst Mutter eines blühnden Sohns, er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
Ins öde Kloster sahst du dich verstoßen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch sechzehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt;
Nur deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

Marfa. Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer,
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga. O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her, von bewohnten Grenzen,
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frei;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

Nonnen kommen zurück mit einem Fischerknaben.

Xenia. Helena. Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

Alexia. Was draußen lebt im Seculum, erzähle.
Fischer. Laßt mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!
Xenia. Ist's Krieg? — Ist's Friede?
Alexia. Wer regiert die Welt?
Fischer. Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.
Olga. Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?
Fischer. Es ist ein engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.
Alexia. Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!
Xenia. So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!
Fischer. Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.
Alexia. O sprich, erzähle!
Olga. Sage, was geschehn.
Fischer. Erstaunliches erlebt man in der Welt;
Die Todten stehen auf, Verstorbne leben.
Olga. Erklär' dich, sprich!
Fischer. Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen, sechzehn Jahr',
Er lebt und ist in Polen aufgestanden
Olga. Prinz Dmitri lebt?
Marfa (auffahrend). Mein Sohn!
Olga. O fasse dich! O halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!
Alexia. Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?
Fischer. Er ist entkommen aus der Feuersnoth,
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.
Olga (zur Marfa). Du zitterst, Fürstin, du verbleichst?
Marfa. Ich weiß,
Daß es ein Wahn ist — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Busen wankt.
Olga. Warum wär' es ein Wahn? O, hör' ihn! hör' ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?
Fischer. Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen,
Der große Fürst erbebt in seiner Hauptstadt!
(Marfa, an allen Gliedern zitternd, muß sich an Olga und Alexia lehnen.)
Xenia. O rede! Sage alles! Sage, was du weißt.
Alexia. Sag' an, wo du das Neue aufgerafft!
Fischer. Ich, aufgerafft? Ein Brief ist ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande seiner Herrschaft;

Den hat uns der Posadnik [1] unsrer Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, daß man uns täuschen will,
Und daß wir den Betrug nicht sollen glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürst verachtete die Lüge.

Marfa. Ist dies die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innersten erschüttert?
Schon sechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga. Du hast ihn sechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch seine Asche hast du nie gesehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifst,
Geschieht — wer kann der Allmacht Grenzen setzen?

Marfa. Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeschieden war?
— — — — — —
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O sagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz sich nicht
An dieses Trugbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O meine Ruh' ist hin, hin ist mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen!
Weh mir! erst jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll.
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!

(Man hört eine Glocke, Schwester **Pförtnerin** kommt.)

Olga. Was ruft die Glocke, Schwester Pförtnerin?

Pförtnerin. Der Erzbischof steht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Czaar und will Gehör.

Olga. Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia. Kommt alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte; indem tritt der Erzbischof ein; sie lassen sich alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechische Kreuz über sie.)

Hiob. Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geists,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga. Herr! wir küssen
In Demuth deine väterliche Hand!

[1] Richter, Schultheiß.

— — — — — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob. An Schwester Marfa lautet meine Sendung.

Olga. Hier steht sie und erwartet dein Gebot.

(Alle Nonnen entfernen sich.)

Hiob und Marfa.

Hiob. Der große Fürst ist's, der mich an dich sendet,
Auf seinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So ist das Aug' des Herrschers überall,
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, späht sein Blick umher.

Marfa. Wie weit sein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob. Er kennt den hohen Geist, der dich beseelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verwegner dir zu bieten wagt.

Marfa. — — — — — — —

Hiob. Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der sein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abschwörend, seinen Gott verleugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich deines Bluts
Und gibt sich für des Czaaren Iwans Sohn.
Ein Woiwod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in unsre Grenzen ein;
Das treue Herz der Reußen führt er irre
Und reizt sie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — — Mich schickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrst die Manen deines Sohns; du wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wirst du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastardblut ernähren
An deinem Herzen, das so edel schlägt;
Du wirst, der Czaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.

Marfa (hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft.)
Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich? — O sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kecke Abenteurer
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob. Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.
Marfa. Was für ein Kleinod? O, das sagt mir an!
Hiob. Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäs Iwan Mestislowskoy,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.
Marfa. Was sagt ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?
(Mit gezwungener Fassung.)
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?
Hiob. Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.
Marfa. Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Daß er bis diese Stunde sich verborgen?
Hiob. Im Kloster Tschudow sei er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt.
Marfa. Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?
Hiob. O Czaarin! Fasches Herzens ist der Pole,
Und neidisch sieht er unsres Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Grenzen anzuzünden!
Marfa. Doch gäb' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?
Hiob. Der Völker Herz ist wankelmüthig, Fürstin!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
Drum wünscht der Czaar, daß du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freut's, dich so bewegt zu sehen. Dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.
Marfa. Und wo, — das sagt mir — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?
Hiob. Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiow, hört man, sei er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug donischer Kosaken.

Marfa. O höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache sendest!
Hiob. Was ist dir, Marfa? — Wie versteh' ich das?
Marfa. O Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen!
Hiob. Ist's möglich? — Wie? Dich könnte der Betrüger —
Marfa. Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm;
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.
Hiob. Wahnsinnige, bedenkst du, was du sagst?
Marfa. Erschienen endlich ist der Tag der Rache
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unschuld an das Licht.
Der stolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünsche sind erfüllt!
Hiob. Kann dich der Haß zu solchem Grad verblenden?
Marfa. Kann deinen Czaar der Schrecken so verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeßlich schwer Beleidigten?

— — — — —

Ich soll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu Gefallen,
Der über mich unsäglich Weh gehäuft?
Die Rettung von mir stoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet?
Hiob. — — — — — —
Marfa. Nein, du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.
O, endlich kann ich meine Brust entladen!
Ausschäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstieß,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite
Und sandte Mörder aus ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgestirnten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!

Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh' den Mächtigen in meiner Macht.
Hiob. Du glaubst, es fürchte dich der Czaar —
Marfa. Er ist
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dein Herrscher mich beschickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czaarowitsch
Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt alles ihm; das Reich ist sein.
Verleugn' ich ihn, so ist er ganz verloren;
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verleugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?
Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. — Ist's nicht so?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienst,
Gesteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!
Hiob. Dem ganzen Vaterland erzeigst du ihn;
Aus schwerer Kriegsnoth rettest du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibst. Du selbst,
Du zweifelst nicht an deines Sohnes Tod,
Und könntest zeugen wider dein Gewissen?
Marfa. Ich hab' um ihn getrauert sechzehn Jahr',
Doch seine Asche sah ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchsten Allmacht Grenzen setzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache sein.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.
Hiob. Unglückliche! Dem Starken trotzest du?
Vor seinem Arme bist du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.
Marfa. Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Daß sie nicht mächtig durch die Welt erschalle —
Das kann er; doch mich reden lassen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine List — den Zweck hat er verloren!
Hiob. Ist dies dein letztes Wort? Besinn dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

Marfa. Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob. Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa (allein). Es ist mein Sohn, ich will nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift und in Erschüttrung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! seine Kriegstrompeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen strömet zahllos her
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche!
Du, allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O trag' ihm meine glühnde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's in des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.

Zweite Scene.

Eine Anhöhe mit Bäumen umgeben.

Eine weite und lachende Ferne eröffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. **Odowalsky** und andere **Officiere** treten auf, gleich darauf **Demetrius.**

Odowalsky. Laßt die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umschaun auf der Höhe.
(Einige gehen. Demetrius tritt auf.)

Demetrius (zurückfahrend). Ha! Welch ein Anblick!
Odowalsky. Herr! Du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das ist russisch Land.
Razin. Hier diese Säule trägt schon Moskaus Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.
Demetrius. Ist das der Dnieper, der den stillen Strom
Durch diese Auen gießt?
Odowalsky. Das ist die Desna.
Dort heben sich die Thürme Tschernigows.
Razin. Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.
Demetrius. Welch heitrer Anblick! Welche schönen Auen!
Odowalsky. Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.
Demetrius. Der Blick schweift hin im Unermeßlichen.
Razin. Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Russenreichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgensonne sich entgegen,
Und keine Grenzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.
— — — — —
Razin. Sieh, unser Czaar ist ganz nachdenkend worden.
Demetrius. Auf diesen schönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erschein' ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!
Odowalsky. Dergleichen, Herr! bedenkt man hinterdrein.
Demetrius. Du fühlst als Pole, ich bin Moskaus Sohn,
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'sche Erde,
Du heiliger Grenzpfeiler, den ich fasse,
Auf den mein Vater seinen Adler grub,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurückzufordern, komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih' seit dreißig Menschenaltern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entrissen durch ein göttliches Verhängniß.
— — — — —

Dritte Scene

Ein russisches Dorf.

Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. **Gleb, Ilia und Timoska** eilen, mit Aexten bewaffnet, auf die Scene.

Gleb (aus dem Hause kommend). Was rennt das Volk?
Ilia (aus einem andern Hause kommend). Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska. Nachbarn, heraus! Kommt alle, kommt zu Rath!

Oleg und **Igor** mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.

Gleb. Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor. Flieht, flieht! Der Pole ist ins Land gefallen
Bei Moromesk, und mordet, was er findet.

Oleg. Flieht, flieht ins innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska. Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

Iwanska und **Petruschka** mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf.

Iwanska. Es leb' der Czaar: der große Fürst Dimitri!

Gleb. Wie? Was ist das?

Ilia. Wo wollt ihr hin?

Timoska. Wer seid ihr?

Petruschka. Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

Timoska. Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts, vor den Polen sich zu retten,
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka. Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris siegt gewissermaßen wider ihren Willen und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten und wird mit Mühe von Korela und Odowalsky daran verhindert. Uebermuth der Kosaken selbst gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dies schadet seiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiedenen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich, aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufstand in Moskau hält ihn ab, zur Armee zu gehen. Auch schämt er sich, als Czaar in Person gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provincialstädte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius' Vordringen. Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Axinia. Der Czaar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schließt sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über alles, was ihn umgibt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen, und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, daß es ihm unmöglich ist, seine Größe zu überleben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht; aber noch ist er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksboten und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läßt sich das Schlimmste erzählen und beschenkt sogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf und entfernt seine Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bei der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des Czaaren seinem Sohn Feodor den Eid der Treue und nöthigt die Bojaren, seinem Beispiel zu folgen. Rache und Ehrsucht sind fern von seiner Seele; er folgt bloß dem Rechte. Axinien liebt er ohne Hoffnung und wird, ohne es zu wissen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der Axinia, setzt sie gefangen und schickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die knechtischen Ehrenbezeugungen der Russen und will sie abschaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zusammenkunft mit seiner Mutter und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er freut sich höchlich, ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle Andern, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen, als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache, traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris' Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeußerste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius ent

setzt ihn seiner Würde und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit sein sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten beide Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düstre Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Versuch, sich zu nähern; Marfa ist die erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?

Marfa (schweigt).

Demetrius. Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bei meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Fürstin, fasse dich als Königin! Das Schicksal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geschenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warst, gezogen und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Daß dein Schicksal an meines befestigt ist, begreifst du. Du stehst mit mir und mit mir gehst du unter. Die Völker alle sehn auf uns. —

Ich hasse die Gaukelei, und was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dies Gefühl, das meine Kniee vor dir beugt, es ist mein Ernst.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

Demetrius. Entschließe dich! Laß deines Willens freie Handlung sein, was die Natur dir versagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle, *Scheine du nicht meine Mutter, sei es* — Wirf das Vergangne von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, wel-

cher im Grabe liegt, ist Staub; er hat kein Herz, dich zu lieben, kein Auge, dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

Demetrius. O diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Laß sie fließen! Zeige dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegerische Anstalten. Polen und Kosaken sind es, die den Zug anführen. Das Düstre und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Axinia flüchtet zur Czaarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Axinia verabscheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewußtsein erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Kosaken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit und Verschmähung des steifen Ceremoniells erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe und behauptet seinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, seinem Wunsche entgegen kommt und ihm von der czaarischen Gewalt eine hohe Vorstellung gibt.

Marina erscheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Falscher und kalter Empfang zu beiden Seiten; jedoch weiß sie sich besser zu verstellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anstalten zu einem rauschenden Feste gemacht.

Auf Geheiß der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod ist ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altar folgen zu müssen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß sie ihn nicht für den ächten Demetrius hält und nie dafür gehalten hat. Kalt überläßt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.

Unterdessen benutzt Schinskoj, einer der ehemaligen Feldherren des Czaaren Boris, das wachsende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Axiniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige, schönere Zeiten und befiehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen, und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er selbst zum Thron berufen sei. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht sich bittre Vorwürfe, daß er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum zweitenmal ein Verräther sein, und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider sein Gefühl, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern und die Macht der Polen zu schwächen. Er bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an und bekennt dies sterbend dem Demetrius selbst.

Casimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hause des Woiwoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrigen Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Casimir allein ihm getreu und opfert sich für ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bei der Czaarin Marfa, und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe, sie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen preisgeben will. Aber jetzt stürzt Schinskoj mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarin wird eine bestimmte Erklärung gefordert, sie soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sei. Auf eine so feierliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen, ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius und will sich entfernen. „Sie schweigt?" ruft die tobende Menge, „sie verleugnet ihn? So stirb denn, Betrüger! —" Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

Ende des siebenten Bandes.



Schillers
sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Achter Band:

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Geschichte
des
Abfalls der vereinigten Niederlande
von
der spanischen Regierung.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Watsons vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch andere Anteil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolierte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erster Teil, der sich mit dem Abzug der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, ist nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruch kam. Ich glaubte, dieser vorbereitenden Epoche um so mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müssen, je mehr ich diese Eigenschaften bei den meisten Skribenten vermißte, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Teil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder gering scheinenden, zu verschwenderisch in Wiederholungen und überhaupt zu langsam im Fort-

schritt der Handlung, so erinnere man sich, daß eben aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählich hervorging, daß alle nachherigen großen Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden alsdann desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisiert, und in dem Schauplatz, auf welchem sie wirken, eingewohnt hat, mit desto raschern und sicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Über Armut an Quellen läßt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Überfluß — weil man sie alle gelesen haben müßte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen vieler in manchen Stücken leidet. Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen teilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsrats Hopperus, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Prozeßakten der Grafen von Hoorn und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und wenige andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Kompilation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie außer vielen Aktenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc, und andere, die ich teils nicht zur Hand hatte, teils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dies die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmäßiger Skribent, Richard Dinoth, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Kardinals Granvella, der unstreitig vieles Licht auch über diese Epoche würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Professors Spittler in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesicht, als daß ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalt noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu studieren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Teile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er einen Teil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständnis abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen notwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismesse 1788. **Schiller.**

Einleitung.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie vielmehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwert, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns

ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schoß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und notwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Weltteiles und weniger, als alle seine Nachbarn, jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nötigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigentümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Überlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Not das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Übermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichtümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten, ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs, alle diese furchtbaren Hilfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresflut abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichtum und seine Plage, eine freie Armut sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort

ein gutartiges gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstands verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Mutwille, der gern den Überfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtrute des Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzureißen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler; Philipp der Zweite sandte ihm einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigentum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wut des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen danieder, die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste, und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick haschte und die Geburt des Zufalls zum Plan der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Über eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmütig seines fürstlichen Daseins, steigt zu einer freiwilligen Armut herunter und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Mietlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führt er seine mutlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Mut. Philipp der

Zweite sendet ihm so viele Verstärkungen zu, als seines Mittlers grausame Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, suchen sich ein neues auf dem Meere und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann; Faktionen zerreißen ihren Bund; selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souveränität wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüte verschmähte — einem Fremdling endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Mut, aber einen Verräter gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmt, tastet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewußtseins kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten, eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute — der ein Paradies in Europa vertilgte und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüte der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Weltteil bereicherte und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen

Goldes jährlich verschwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundertundvierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Haß der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwertes, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigener Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hilfe, indem er ihn nötigte, seine Macht zu teilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinett Europens Verräter zu besolden, die Unterstützungen der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Granada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Escurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst und wüteten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wütende Raubsucht der Soldateska und die Verheerungen eines langwierigen Krieges ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorratskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armee zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entraten. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder; diese Wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemei=

ner gewordene Gold machte den Soldaten immer teurer, der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit, und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurückempfangen, was muß es damals gewesen sein, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichtum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nötig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blut erst erstritten wurde. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Dasein kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit totem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie sich die Hilfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergang der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Jene

ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichtum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse größtenteils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten und den Preis aller Waren bestimmten. Sogar während dieses Krieges konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eigenen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Verteidigung; denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floß größtenteils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte mittelbar für sie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Krieges that dem Könige von Spanien ebensoviel Schaden, als er den Rebellen Vorteile brachte. Seine Armee war größtenteils aus den Überresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lorbeeren gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch das Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Mut, noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu statten kommen, dessen eigentümliche Beschaffenheit oft auch dem feigsten der Eingebornen über sie Vorteile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkrieges hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüssig

wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Krieges von seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma teilte sich dem Kabinett zu Madrid mit und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Albas unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requesens, Don Johanns von Österreich Hinterlist und Tücke, und der lebhafte cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Krieg ebensoviel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Übel war, daß die Maxime mehrenteils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden sein mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Übergewicht augenscheinlich noch auf seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher, als Wilhelm der Verschwiegene war, entging keiner der Vorteile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiß rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien Philipp der Zweite nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße versinken, jedes andere Ansehen erlöschen. Anstatt daß die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrtum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die

Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souveräns gegen die willkürlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Übel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Krieges widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemütern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten sein sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigene zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser Maximilian der Zweite, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beschuldigung, die Partei der Rebellen ingeheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittlung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hof aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte Wilhelm von Oranien schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen von Geblüt an die Spitze der niederländischen Rebellen, die Operationen der letztern wurden größtenteils mit

französischem Gelde und Truppen vollführt. Elisabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr sparsamer Beistand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkt schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Mut Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im Bündnis des Friedens, und beide wurden zu Verrätern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten. Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinetts gemacht. Ohne seiner Überlegenheit jemals ganz froh zu werden, mußte er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Übernatürliche dieser Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßstab gefunden, das eigene Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sei, oder daß sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reif, so kühn und so herrlich als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig als vor Luthers Geiste die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen als seinesgleichen unterhandelt und in weniger als einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schoße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der

Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewußt dienten, — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstand unsere Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so wie jene, einem hochmütigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort, wie hier, sehen wir List gegen Übermacht streiten und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Teilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimnis ihrer Kräfte auf und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gestehet, Batavier!" redet Claudius Civilis seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von diesen Römern noch wie sonst als Bundesgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter anderm Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen teuren Gefolge und noch unerträglicherem Stolz. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom danieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei, Germanien ist unser, und Gallien lüstern sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der

Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten." Feierliche Sakramente weihen diese Verschwörung wie den Geusenbund; wie dieser hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Kohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien, wie der Kompromiß Philipp dem Zweiten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Verteidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente: in ähnlichem Bedrängnis rettet Civilis seine Insel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leyden — durch eine künstliche Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Mut ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion.[1]

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieser großen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zurückthun und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volkes in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs: von seinen Überwindern empfing es ein politisches Leben. Die weitläuftige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruch der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerschaften verteilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes.[2] Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Flusses wohnten die Belgen,[3] zu seiner Rechten die Friesen,[4]

1 Tac. Histor. L. IV. V.

2 J. Caesar de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

3 In den Landschaften, die jetzt größtenteils die katholischen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

4 Im jetzigen Gröningen, Ost- und Westfriesland, einem Teil von Holland, Gelbern, Utrecht und Oberyssel.

und die Batavier[1] auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieser einzelnen Nationen wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Überwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt Cäsar,[2] waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns Tacitus,[3] wurden an Heldenmut von den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten und wurde von seinen Überwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten gespart. Die batavische Reiterei erklärten die Römer selbst für den besten Teil ihrer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Mut erschreckte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Donau schwamm. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf seinem Zug nach Britannien begleitet und ihm diese Insel erobern helfen.[4] Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später und kosteten ihnen mehr. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die Nordsee drang und aus dieser durch die Mündungen der Ems und Weser einen leichtern Weg in das innere Deutschland fand.[5]

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen und erscheinen wieder als ein freies und sogar eroberndes Volk, das sich durch eigene Gebräuche und den Überrest der römischen Gesetze regiert und seine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

1 In dem obern Teile von Holland, Utrecht, Geldern und Oberyssel, dem heutigen Cleve u. s. f., zwischen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kanninefater, Mattiaker, Maresaten u. s. f., die einen Teil von Westfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. c. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

2 De Bello Gall.

3 Hist. L. IV. c. 12.

4 Dio Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.

5 Tacit. Annal. L. II. cap. 8. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 3.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser meisten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wut ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege der fränkischen Krone und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Teil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Teilungen wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen.[1]

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie wie in allen übrigen aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigentum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hilfe ihrer Untersassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig und errang sich bald ein eigenes, unabhängiges Dasein in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souveränitäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaisertum, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heiraten, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter einem Hauptstamm wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitz des größten Teils von den Niederlanden.[2]

1 Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. 1. Teil, 4. u. 5. Buch.
2 Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon elf Provinzen unter seine Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Weltteils zu sein. Diese weitläuftigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hilfsquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Schimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Toten verloren.[1]

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter jener Zeit und die unselige Helena, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Elfte von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Östreich, Kaiser Friedrich des Dritten Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum erstenmal fing dieser Weltteil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstin vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber und entschied für Maximilian, dessen entlegenere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose, unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Isabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Östreich, sein Sohn,

1 Ein Page, der ihn fallen gesehen und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worein er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Mensch. Aber daß es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten und seiner Wiedererscheinung entgegen sahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin Ludwig der Elfte die burgundischen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte sich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, so seid ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines, T. III. Preuves des Mémoires, 495. 497.

war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus einer traurigen Leibeigenschaft empor und gewann bald ein eigenes bürgerliches Dasein. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und großen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlstand und Überfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegerische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Hantierung herunterfah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vorteile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Maut, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktschoß, Heimfallsrecht u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für sie, als daß sie gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge untereinander selbst und mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichtum Gewicht verschafften und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbarere Ausrüstung notwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward und der einreißende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im elften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfnis der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Teile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen miteinander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher als nach feierlich beschworener Konstitution in die Rechte des Vaters.[1]

[1] Grotius. L. I. 3.

Der erste Gesetzgeber ist die Not; alle Bedürfnisse, denen in dieser Konstitution begegnet wird, sind ursprünglich Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später, als ihr Gewerbe. Der letzte Artikel in dieser Konstitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausschließt, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältnis des Souveräns zu dem Volke, das sich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntnis derselben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch noch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes teilhaftig zu machen, eben so, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreich veredelt.[1]

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerlichen und peinlichen Händel als die letzte Instanz entschied. Die Souveränität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war.[2] Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souveränitätsrechte versicherte.[3] Der Übermut der Genter verging sich so weit, daß sie die Günstlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen und vor den Augen dieser Fürstin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaat sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht,

1 De Bello Belg. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini, Descr. Belg.
2 Mémoires de Philippe de Comines. T. I. 314. — 3 A. G. d. v. N. II. Tl.

als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht an und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer König geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügge seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiß in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüsse, die gegen das niedrigere Land wüteten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich her zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen und, wie der Ägypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Teil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schiffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleißige Hände in Brügge, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im elften Jahrhundert finden wir friesische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses mutige Volk unterstand sich sogar, ohne Kompaß unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu steuern.[1] Von den wendischen Städten empfingen die Niederlande einen Teil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch

[1] Fischers Geschichte des d. Handels. I. Tl., 447.

das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfing, als die Kreuzzüge den indischen Waren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröffneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen, und in Deutschland die große Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs den Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrenteils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich.[1] Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Teilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirtbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatz der Völker und zum Mittelpunkt des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Briten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer setzte den Preis der Waren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem notwendigen Geldumtausch kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichtums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vorteile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf und wußten ihren Handel durch vorteilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vorteile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeihte im Schoß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren,[2] das Ansehen ihres Souveräns gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Versuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebund selbst zu entsagen und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen und die spanischen Waren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügge in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhun-

1 Anderson, III. 89. — 2 Mémoires de Comines, L. III., chap. V.

dert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels und die große Messe aller Nationen. Im Jahre 1468 wurden hundertundfünfzig Kauffahrteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen.[1] Außer der reichen Niederlage des Hansebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hansischen Schiffen durch den Sund und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Üppigkeit diesem Wohlstand folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des Gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente und mit den burgundischen Gebräuchen an den östreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Samt und Seide.[2] „Dem Überfluß," sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste), „war der Hochmut gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuren Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzen, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Üppigkeit der Großen die Rede; auch der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maß."[3]

1 Anderson, III. 237. 259. 260.

2 Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrat aufgehäuft, als drei reiche Fürstenhäuser damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimalhunderttausend Thalern an barem Gelde. Der Reichtum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karl dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber gegen Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücken. Der Wert der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen Goldgulden geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Überwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Comines I. 253. 259. 265.

3 Mémoires d. M. Philippe de Comines. T. I. L. I. c. 2; L. V. c. 9. 291. Fischers G. d. d. Handels. II. Bd. 193 u. f. f.

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Übermaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarischer Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa daniederdrücken! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthätig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich die flandrischen Städte zu ihrem Verfall. Gent und Brügge, von Freiheit und Überfluß schwindelnd, kündigen dem Beherrscher von elf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der eben so unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Gavre viele tausend Mann und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhunderttausend Goldgulden versöhnen. Alle obrigkeitlichen Personen und die vornehmsten Bürger dieser Stadt, zweitausend an der Zahl, mußten im bloßen Hemd, barfuß und mit unbedecktem Haupt, dem Herzoge eine französische Meile weit entgegen gehen und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entrissen; ein unersetzlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahre 1482 kriegten sie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Östreich, ihm die Vormundschaft über seinen Sohn zu entreißen, deren er sich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügge setzte 1487 den Erzherzog selbst gefangen und ließ einige seiner vornehmsten Minister hinrichten. Kaiser Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheer in ihr Gebiet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den wichtigsten Beistand, deren Eifersucht durch den Flor der flandrischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waren dahin, wodurch die Stadt Brügge um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund beleidigt, der sie jetzt auch verließ und sein Warenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war.[1]

Antwerpen empfing im sechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Üppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karls des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordsee gemein hat und geschickt ist, die schwersten

1 Anderson. III. Teil. 200. 314. 315. 316. 488.

Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negocianten herbei.[1] Die Industrie der Nation war im Anfang dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüte gestiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im Schwarzen Meer mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten.[2] Den niederländischen Seemann unterschied das Eigentümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahres unter Segel ging und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereien von Calicut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen.[3] Hierher flossen die westindischen Waren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welser hierher. Hierher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waren, und die englische Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichtum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und des Menschen.[4]

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubnis an, sich hier niederzulassen und die Produkte des Orients über Griechenland hierher zu liefern. Mit dem Warenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten.[5]

Im Jahre 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahre 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, dritthalbhundert Maste erschienen

1 Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Ware, die da verkauft wurde, war zollfrei. — 2 Anderson. III. Teil. 155.

3 Der Wert der Gewürz- und Apothekerwaren, die von Lissabon dahin geschafft wurden, soll sich, nach Guicciardinis Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

4 Meteren. I. Teil 1. Bd. 12. 13. — 5 Fischers G. d. d. Handels II. 593 u. f. f.

öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Thore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden.[1]

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederländer ebensosehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vorteile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schoße des Überflusses und der Freiheit reiften alle edleren Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngst sein goldenes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüte gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis und gab gemeinschaftlich mit dieser, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben und zum Teil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Ölmalerei, die Kunst auf Glas zu malen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie Guicciardini behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahr 1432 wurde die Buchdruckerkunst in Haarlem erfunden, und das Schicksal wollte, daß diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verban-

1 A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Teil. 562. Fischers G. d. d. Handels. II. 595 u. s. f.

den sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige mechanische Künste und Manufakturen werden sein, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen sind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hierher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegenem Geist, der einem auswärtigen Freistaat die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichtümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hilfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte.[1] Karl der Fünfte schaltete will=

1 Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern," sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen voneinander ab und stoßen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegeneinander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt in einer üppigen Ruhe der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Übung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines verteidigt sein Eigentum besser. Daher die zahlreichen, in einem engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigene Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größern Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Goten fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in Gefahren, gleich lüstern nach Reichtum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung giebt er dem Spanier nichts nach; von dem Christentum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen, keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit

kürlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je größer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hindernis zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Übergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräns, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geistes und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverän wird die bürgliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wiedergewinnen muß. Einem Bürger ist die souveräne Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anderes ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glück einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu sein; der Mittelpunkt ihres Daseins war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen oder eine politische Handlung war, so mußte er vor allen Dingen seiner Gliedmaßen

dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regiert sein; aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gern. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu verteilen, daß weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des letztern den kastilianischen Hochmut beleidige" Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5. seq.

mächtig sein, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres inneren bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigentümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rat, den er in Brüssel niedersetzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter einer Gerechtsame sein, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nötigte ihn, seine Hilfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichnis eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konstitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaates als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war insoweit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers notwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzustrengen sich genötigt sah. Glücklicherweise führen die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Markus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem August und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste — Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnis des Orts und der Gegenwart und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr er=

folgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligtum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Übergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwert einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Mut durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben und sich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand mußte das Wachstum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewütet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnisvolle Rätsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegenteil, das, durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die katholische Religion wird im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutschland und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Nie-

derlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwert der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Teil des niederländischen Adels studierte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten diese ersten Keime erdrückt werden. Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachstum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verächtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsstand, lange anstößig gewesen sein. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen und der neuen Lehre in den Gemütern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten.[1]

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind, die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieser großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wiederauflebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte

1 A. G. d. v. Niederlande. II. Teil 399; siehe die Note.

jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und notwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus ebensogut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen sein werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe, die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Übung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwert hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urteilssprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrtümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart.[1]

1 Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. 1.

Die Lehngüter eines Verurteilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der vaterländischen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurteilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten.[1]

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühner gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen, und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute standen im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Wert der Gebäude fiel, die Handwerke standen stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl der Fünfte, durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunal wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen und der Name der Inquisitoren gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüten, der ihm eigentümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind.[2]

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wütend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gefürchtete Übermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr einen Beherrscher mit ihnen teilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten und lagen

1 A. G. d. v. N. II. B. 547.

2 Meteren. I. Tl. 1. Buch. 56. 57. Grot. Annal. Belg. L. I. 12. Der letztere nennt hunderttausend. A. G. d. v. N. Tl. II. 519.

allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt und diesem Staat einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte.[1] Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volkes. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Karl war also ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf sie zurückfloß, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erschreckte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heiße Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnis zu zehn verschiedenen Malen besuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schoß er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gern mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigentum wühlten, während daß seine Statthalter preßten, seine Nach-

[1] Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreich zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen untereinander, die sich von Verfassung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatz zurück. Wesentlicher hätte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältnis zu dem deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäß sollten die siebzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Reiches zweimal so viel als ein Kurfürst, zu einem Türkenkriege dreimal so viel beitragen, dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reiches genießen, und an keinem ihrer besonderen Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleistet, keiner weitern Erwähnung verdient.

richter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volk. An dem feierlichen Tag seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwert, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt und durch jede Äußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren und unter der eisernen Zuchtrute des Mönchtums erwachsen, forderte er auch von andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Mutwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemütsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere, als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen.[1] — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken.[2]

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuß nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an; sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmütigen Ernst seines Sohnes desto widriger zu erheben. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterstieg. Vor einer feierlichen Versammlung in Brüssel löste er die Generalstaaten ihres Eides und übertrug ihn auf König Philipp, seinen Sohn. „Wenn Euch mein Tod," beschloß er endlich gegen diesen, „in den Besitz dieser Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares Vermächt-

1 Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 260 000 Goldgulden. Meteren, I. Tl., I. B. 21. 22. — 2 A. G. d. v. N. II. B. 512.

nis schon einen großen Anspruch auf Euere Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich sie Euch aus freier Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, um Euch den Genuß derselben zu beschleunigen; jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr diesen Völkern bezahlet, was Ihr mir mehr dafür schuldig zu sein glaubt. Andere Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch selbst mit genießen, ich will Euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beispiele folgen, Wenige sind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig sein, wenn Euer künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt, wenn Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr bisher bekannt habt, wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharret, der die festeste Säule Eures Thrones ist. Noch Eines setze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne beschenkt haben, dem Ihr die Herrschaft abtreten könntet — aber nicht müsset."

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letztenmal. Es weinte alles, was herum stand. Es war eine unvergeßliche Stunde.[1]

Diesem rührenden Gaukelspiel folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an, und legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelesen wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden, Prinz von Spanien, beiden Sicilien u. s. f., gelobe und schwöre, daß ich in den Ländern, Grafschaften, Herzogtümern u. s. f. ein guter und gerechter Herr sein, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechtswegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen!"[2]

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte selbst und alle burgundischen Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten,[3] wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Bei-

1 Strada Dec. I. L. 1. 4. 5. Meteren, I. B. 1. Buch 28. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 769.
2 A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Tl. 515. — 3 Ebendaselbst 516.

stand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der geborne Fürst, nicht Souverän oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte — Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmut des neuen Landesherrn bildete!

Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüte ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebzehn Landschaften: den vier Herzogtümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Diese siebzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Teil Italiens betragen und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundertundfünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest und ohne Mauern geschlossen, sechstausenddreihundert größere Flecken, geringere Dörfer, Meiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft.[1] Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Überfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüte des Geistes erschien mit der Blüte des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmut, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlicheren Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die notwendigen Tugenden seines Gewerbes; und seiner Freiheit liebliche Früchte, Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanfteren Mischungen mit menschlicheren Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunst kann sich

1 Strad. Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan II. 482.

in einer rühmlicheren Probe versuchen, und sieche, gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfnis seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverän jetzt willig in seinen Kriegen, oder buhlte in Ämtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Verteilerin war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränker Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken oder zu plündern war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Teil der Souveränität auf dem Reichstag mit ihm zu teilen. Ein großer Teil des Adels war überdies in Armut und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwand von Ehrenbezeigungen hatte schon Karl der Fünfte die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde notwendig machte. Wenn fremde Gesandte oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Großen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in

diesen teuern Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmling um den Preis des Reichtums zu buhlen war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat.[1]

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und mußte es sein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und wie jene sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion notwendiger und teurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüter zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvorteil des Souveräns das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiß waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Übergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Versehen sein, wodurch es zu Grunde ging.

So groß Philipps Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhoben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abscheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Elisabeth von England ihren eigenen, noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Versuche der Vertriebenen schützen. Erst auf ihren schöpferischen Ruf sollte dieser Staat aus einer demütigen Dunkelheit steigen und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich daniederringt, von der fehlerhaften Politik dieses letztern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvorteils an das spanische geknüpft, und das wachsende Kriegsglück Solimans zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa. Dank-

1 Roldanus L. I. 2.

barkeit und Furcht versicherten Philipp die italienischen Fürsten, und das Konklave beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchieen des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht, oder fingen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldne Tribut, der nun erst anfing, regelmäßig und sicher aus Westindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüte. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erretterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte, demütigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen verteilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüten, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht und begiebt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen sein, als sie wirklich waren, und im ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die notwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen

Natur. Eine Monarchie von diesem Umfang war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Teile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hilfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blick die Übersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt giebt es ein allgemeines Übel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirkt. Jetzt giebt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priestertums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein notwendiges Hilfsmittel der menschlichen Armut und Beschränkung. Philipp mußte um so viel mehr Despot sein, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. Was folgt aus diesem allem? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urteil, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte und mit größern Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Anteil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleineren Leidenschaften abzuziehen und den strengen Ernst seines Charakters zu unter=

halten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Übergang anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten und durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sah sich nicht so bald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitz seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, solange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu sein, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Krea=

turen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchterlichen Urteil über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden.[1]

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprung und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Granada gefallen, und der saracenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glück der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreich, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Teil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimat gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiel verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Notwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mekka richtete, war Granada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Thron nicht gewisser, als dem römischen Stuhl. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einfluß des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Übung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen, und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke töten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind

1 Hopper Mémoires d. Troubles des Pays-bas, in Vita Vigl. 65 sq.

immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtnis seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urteilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den teilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rote Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurteilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu

lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen, und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt? [1]

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Notwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gericht seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Granada von den schwachen Überresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfnis der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an; sie folgte den Europäern nach Indien und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Prozeduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewütet. Die Toten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf den Weg zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Karl der Fünfte im Jahre 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehilfen an die Seite gegeben, aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten bestellte sein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquisitoren für alle niederländischen Provinzen, und Paul der Dritte setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der

1 Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Hopper. 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9 sq. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahre 1550 sah sich Karl der Fünfte durch das schnelle Wachstum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war nach dem Genius des Landes menschlicher, als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien, und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimnis hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volkes zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoß der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugnis berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger, und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu raten und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Überdruß einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurteilten wurden eingezogen und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Anteil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich sein. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigentums, die

Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werte gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist.[1]

Andere Eingriffe in die Konstitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsameren Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde und, der Reichskonstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karln dem Fünften hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Notwendigkeit einsah und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meer überlassen wollten, als länger von dem viehischen Mutwillen dieser rasenden Bande leiden.[2]

Sehr gern hätte Philipp diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe und eine

1 Grotius. Lib. I. 9. 10.
2 Allg. Gesch. der vereln. Niederl. III. Band. 21. Buch. S. 93 u. f f.

Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hilfsmittel der Schikane und Überredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Überfall Frankreichs, das, von wütenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann, bald sollen sie seinen Sohn Don Carlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kastilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eigenen Schatulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus, mit der edelmütigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestanden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstag zu Gent mußte er mitten im Kreis seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unserm Schutze?“ sagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu verteidigen? Warum haben wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärfte die Notwendigkeit unsere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Leiden. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht so viel vermocht hat? Hier stehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum hast du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unsere Städte zu Einöden werden, wie sie notwendig werden müssen, wenn du sie nicht von diesen Zerstörern erlösest? Vielleicht willst du dich gegen einen Überfall unserer Nachbarn verwahren? Diese Vorsicht ist weise, aber das Gerücht ihrer Rüstung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit schweren Kosten Fremdlinge mieten, die ein Land nicht schonen werden, das sie morgen wieder verlassen müssen? Noch stehen tapfere Niederländer zu deinen Diensten, denen dein Vater in weit stürmischeren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willst du jetzt ihre Treue bezweifeln, die sie so viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten sie nicht vermögend sein, den Krieg so lange hinzuhalten, bis deine Bundesgenossen unter ihre Fahnen eilen,

oder du selbst aus der Nachbarschaft Hilfe sendest?" Diese Sprache war dem König zu neu, und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er sie sogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer!" rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen?" Zugleich stieg er vom Throne und verließ die Versammlung, aber dem Sprecher war seine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß diese Truppen ihnen zur Last fielen, so würde er schon Anstalt gemacht haben, sie gleich selbst mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieses freilich zu spät, weil sie unbezahlt nicht abreisen würden; doch verspreche er ihnen auf das heiligste, daß diese Last sie nicht über vier Monate mehr drücken sollte. Nichtsdestoweniger blieben diese Truppen statt dieser vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch später verlassen haben, wenn das Bedürfnis des Reichs sie in einer andern Weltgegend nicht nötiger gemacht hätte.[1]

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigsten Ämter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern so anstößig, als dieses, welches Fremdlinge von Bedienungen ausschließt, und keines hatten sie eifriger zu untergraben gesucht.[2] Italien, beide Indien und alle Provinzen dieser ungeheuren Monarchie waren ihrer Habsucht und ihrem Ehrgeiz geöffnet; nur von der reichsten unter allen schloß sie ein unerbittliches Grundgesetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in diesen Ländern nie würde befestigt werden können, so lange sie sich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Bischof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt sollte auch der Graf von Feria, ein Kastilianer, Sitz und Stimme im Staatsrat erhalten. Aber diese Unternehmung fand einen herzhaftern Widerstand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten lassen, und seine despotische Allmacht scheiterte diesmal an den Künsten Wilhelms von Oranien und der Festigkeit der Staaten.[3]

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriff stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimans zogen ihn

1 Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Roidan. L. I. p. 1. Meteren. I. Tl. 1. Buch. 47.
2 Roidan. L. I. p. 1. — 3 Grot. Annal. L. I. p. 13.

nach dem Süden, und auch Spanien fing an seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, so lange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amt in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wonach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau=Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delikater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mußten notwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen siebzehn Provinzen zugleich gebürtig sein kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eifersucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von seiner Grenze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen anderen Himmel hat. Hier aber schien der Vorteil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräter war, den tödlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andern verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien geteilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volkes zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es notwendig auf einen von diesen beiden fallen.

Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem östreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staates und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstentum Oranien. Wilhelm ward im Jahre 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errötete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war 23 Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandierte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsrats, dem es allzu gewagt schien, dem erfahrenen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich

zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren — stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirtschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Mut und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr

schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem größten Kenner der Gemüter, nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht weil er den Fürsten des Macchiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit ebenso wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei verteidigte

er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.[1]

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzuteilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem König von Spanien in die Hände.[2] Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschluß über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akte seines Lebens auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräter eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Mut die Waffen des Hauses Östreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtnis der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im

1 Strad. Dec. I. L. I. p. 24 und L. III. p. 55 sq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III. 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2 sq. Burg. 65. 66.

2 Strad. Dec. 1. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010. Reidan. L. I. p. 2.

Anschauen derer, die ihm das Teuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war; Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigentum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Wert auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.[1]

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin,

1 Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23 und L. III. 84.

und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienst hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volkes zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.[1]

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den übrigen, welche zu diesem Amt in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volk und dem Prinzen von Oranien willkommen war.[2]

Margaretha von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem König aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

1 Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.
2 Burgund. L. I. 23 sq., Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländischen Fräulein Vangeest 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, das Geheimnis ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verriet die Kaiserstochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum drittenmal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farnese, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Person die Herzogtümer Parma und Piacenza zum Brautschatz, und Margaretha wird durch ein seltsames Schicksal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispiel ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche Jägerin und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, daß sie alle Strapazen dieser Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig weibliche Grazie, daß man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Grenzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Diese so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewissensrat und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Karwoche jedes Jahres einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tische wie eine Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als diesen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern

gab; aber seine Vorliebe für sie wurde zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigentümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italienischen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, sowie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfangen und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahnte, die in dem schwankenden Gemüt dieser Fürstin für sie bereitet lag.[1]

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, sobald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnisvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er elf neue Ritter des goldenen Vließes, ließ seine Schwester

1 Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24 bis 30. Meteren II. B. 61. Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero). T. II. Vita Vigl. 18. 19.

auf einem Stuhl neben sich niedersitzen und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelegten Steuern und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Ämter des Landes kamen auf diesem Reichstag in Bewegung und wurden von beiden Teilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade fürs Künftige und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rate gezogen und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sei. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst zu gehorchen. Sollten, schloß er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den Prinzen Karl, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residieren sollte.[1]

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit Jedem Volk, meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibeskonstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, würden sich die Fläminger zu einem Joche verstehen, worunter sich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Äußerste wagen. Diese Vorstellung unterstützten auch einige Räte des Königs und drangen ernstlich auf Milderung jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrschen war seine Antwort, als über Ketzer.[2]

Nach einer Einrichtung, die schon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren

1 Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strad. L. I. 32.
2 Bentivogl. L. I. p. 10.

der Oberstatthalterin drei Ratsversammlungen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der Reichsgeschäfte teilten. So lange Philipp selbst in den Niederlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von ihrer Gewalt verloren und das erste von ihnen, der Staatsrat, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrat, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, saßen der Bischof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präsident des geheimen Rats, Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präsident des Finanzrats. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Geheimräte und Finanzräte, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der schon durch Karl den Fünften dem geheimen Rat in Brüssel untergeben worden war, hatten im Staatsrat Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrat, und der geheime Rat beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, mit der Grafschaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Ostfriesland, Oberyssel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. Philipp von Montmorency, Graf ven Hoorn, dem der Graf von Megen in der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Vließes und Mitglied des Staatsrats. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitz erwählte. Die Einsetzung des Prinzen von Oranien in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Konstitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerstreut besaß, oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine Ge-

sinnungen, ersetzten an wirklichem Anspruch, was ihm an einem zufälligen abging.[1]

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen verteilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arschot, die Grafen von Hoogstraten, Bossu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Mut war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet.[2] Außer ihr sollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienst, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche so viel Beschwerde geführt wurde, standen unter zwei spanischen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Großen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief schon damals der Haß gegen diese beiden, und gegen den letztern besonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war, und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Beider Güter wurden steuerfrei erklärt,[3] die einträglichsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn insgeheim desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühnern Anschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirat, die zwischen ihm und einer Prinzessin dieses Hauses zustande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war; eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat.[4] Der Haß gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborne Verstellungskunst und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp

1 Meteren. I. Bd. 1. Buch 46. Burgund. L. I. p. 7. 25. 30. 34. Strad. L. I. 20. sq. A. G. d. v. N. III. 21.

2 Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21. sq. Hopper. 18. 19. sq. Thuan. T. II. 489.

3 Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. Niederlande. III. B. 8.

4 Watson. T. I. 137.

den Zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antrieb und den rechtmäßigsten Beweggründen gethan. Nein, sagte Philipp, indem er seine Hand ergriff und sie heftig schüttelte, nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz stand verstummt; und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise und ging nach der Stadt zurück.[1] So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entrissen hat.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch so gnädig entließ. Die gesetzmäßige Form eines Reichstags, diese Willfährigkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefälligkeit, die wichtigsten Ämter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrat wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, deren sich seine Großmut in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistand, wo möglich, die große Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er sie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglücklichen Volke zugedacht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsrats dem niederländischen Adel mehr geschmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geschichtschreiber Strada, der von allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eigenen Papieren am besten unterrichtet sein konnte,[2] hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heißt es darin unter anderm, daß die Räte durch Faktionen geteilt, oder, was noch weit schlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung ge-

1 Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange.
2 Strad. L. II. 49., L. I. 31.

rüstet und miteinander verschworen seien, so sollte sie die ganze Ratsversammlung aufheben und in einem engern Ausschuß eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engern Ausschuß, den man die Konsulta nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine raschere Entschließung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum giebt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Ratschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreicheren Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Rats, welche gegen eine Verordnung gestimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, ebenso bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Ungewißheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen.[1]

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen können, so lange er die Obergewalt im Staatsrat und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen und sich zugleich der Statthalterin zu versichern, unterwarf er sie selbst und in ihr alle Reichsangelegenheiten der höhern Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majestät, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wußte, konnte er in Segovien schlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet ans Land stieg, und seine finstere Freude dankte dem erhaltenden Gott durch

1 Strad. Dec. I. L. I. 31.

ein abscheuliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volkes.[1]

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahre 1516 zu Besançon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nikolaus Perenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinett des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenrats und Siegelbewahrers, teilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen und erwarb sich ein großes Vermögen.[2] Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Obergewalt über zwei Könige gab.[3] Karl bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifall seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterstück seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es

1 Allg. Gesch. d. v. Niederlande, III. 27. 28. — 2 Meteren 60. Strad. 47.
3 Allg. Gesch. d. v. Niederlande. II. Bd. 526.

ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verraten wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengang in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmut in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüt versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüt seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hilfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmütig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp der Zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtnis der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben gesammelt und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so notwendig war es seiner furchtsamen schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit und keine Angelegenheit des königlichen Hauses kam, so lange Philipp in den Niederlanden

war, ohne Zuziehung Granvellas zu stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein ebenso wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Kreaturen verschenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigentumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süße Bewußtsein eigener Überlegenheit und Kraft, mußte er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigentümlich besaß, um sie von der Großmut des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle als dieser fließen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Thrones niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten.[1] Weniger Staatsmann, als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrenteils, selbst wenn sie in einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht

1 Strada 65.

ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieses Mittel seine Ratschläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und sich im Notfall mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchieen, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andern Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eignen Überlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemütsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigne niedrige Abkunft und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheit und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist.[1]

(1559). Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arm eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühete das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glück des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich teilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schoße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn

1 Strad. Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Mutwille angefangen und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten, und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Mut, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschätzung des Lebens und Eigentums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewisse Licenz eingeführt und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigentum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimat herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen sein, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. Karl der Fünfte hatte die niederländischen Großen verwöhnt, da er sie zu Teilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Teilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloß. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vorteile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtenteils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermißten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaisertums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert und außer ihrem Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlandes einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen,

welche Ämter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Wert einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu teil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Teil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Ämtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Calvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung und standen jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.[1]

Diese gefährliche Stellung der Gemüter wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksal dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und der Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Ähnliche Zufälle hatten unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachstum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wütende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfließt im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hierher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Übergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Unterthanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wur-

1 Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 22. Strad. 47.

zeln breitet und die leiseste Erschütterung in allen Teilen gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die, durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet sein, weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.[1]

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papsttums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hilfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte hinreichend zu sein, der ketzerischen Ansteckung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche außerdem durch die besonderen Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe verteilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten und den Erzstiften von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Rausch eines üppigen Lebens wieder verloren. Karln den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Länder, und Maximilian hatte schon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung untersagte Karln dem Fünften die Ausführung dieses weitläuftigen Plans, welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermächtnis aller dieser Fürsten übernahm.[2] Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Not der Kirche diese Neuerung entschuldigen und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europens in den niederländischen Städten zusammendrängte, war eine

1 Strad. L III. 71. 72. 73 — 2 Burgund. 45. Strad. 22.

Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mußten sich ihre Distrikte notwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen sein.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoß für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigentum ansehen konnte, so lange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurf stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam, und ihm selbst das Übergewicht auf dem Reichstag genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Äbten und Mönchen entrissen werden, und diese machten einen ansehnlichen Teil der Reichsstände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichste betrieben. Franz Sonnoi, ein Priester aus der Stadt Löwen, Granvellas unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seien, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Ketzer kommen auf. Diesem Übel zu steuern, muß der römische Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte setzt ein Gericht von sieben Kardinalen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit beratschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger Pius der Vierte.[1] Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bistümern sind dreizehn neue errichtet, nach den siebzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze, in Antwerpen näm-

1 Burgund. 46. Meteren 57. Vigl. Vit. T. I. 34.

lich, Herzogenbusch, Gent, Brügge, Ypern und Rüremonde, stehen unter dem Erzstift zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Leeuwarden, Deventer und Gröningen, unter dem Erzstift von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln in der Mitte Brabants und aller siebzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen und, nebst mehreren reichen Abteien, Granvellas Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bistümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hat. Einige aus den Äbten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitz ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bistum sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amt zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrung und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischof von Mecheln, als Metropolitan aller siebzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl giebt nur die Genehmigung.[1]

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Notwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Konstitution, schreit man, ist unter die Füße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier wie in Spanien eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Distrikte; die Äbte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen,

1 Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl. 34. Strad. 23. Reid. 6. Hopper, Recueil des Troubles des Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen.[1]

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbrief des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverän nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das ihr in ruhigen Perioden verliehen worden sei. Durch Einführung der neuen Bistümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdies als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte.[2] Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Auflaurer der Krone, jedem fürchterlich machten. „Wer," hieß es, „wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlament zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beisein gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hilfsquellen der Provinzen ausspüren und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigentums an die Krone verraten. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen feile Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten." — „Welche Gewaltthätigkeit," fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Üppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armut ihren stolzen Pomp zu verherrlichen!" Nicht die Äbte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu genießen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter.[3]

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtsschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durch-

1 Grotius 15 sq. Vita Vigl. T. II. 28 sq. — 2 Abt von Afflighem.
3 Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 36.

einanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält," ließ er sich im Staatsrat verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien teilt."[1] Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hof in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, sich zu einem Zweck zu vereinigen. Ganz insgeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König nach Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sei; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seien die grundlosesten Gerüchte ebenso gefährlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Überkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischof verschont bleiben sollte.[2]

Antwerpens Beispiel und Glück gaben allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruch. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vorteile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe notwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung befördern und dem Vorteile des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rüremonde und Leeuwarden setzten sich standhaft entgegen und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Haarlem, St. Omer und Middleburg sind von den ersten, welche

1 Strad. III. 80. 81. — 2 Burgund. 60. 61. Meteren 59. Vita Vigl. T. II. 29 30. Strad. III. 79. Thuan. II. 488.

ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumph mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde.[1]

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchem die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn alles haßte, und bei einem Auftrag, wo ihm alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sah sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmütig erklärt, daß man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei weitem dringender als eines Überfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstünde, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben sein, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genötigt hätte, diese Truppen im Mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft (1561), und das Jubelgeschrei aller Provinzen begleitete ihre Segel.[2]

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrat. Alle Ämter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterin selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt.[3] Selten geschah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Beratschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die

1 Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper 24
2 Strad. 61. 62. 63. — 3 Meteren 61. Burgund. 37.

unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen wurden und mit Nachdruck auf einen Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden.[1] Den Grafen Barlaimont, den Präsidenten Viglius und wenige andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräte entbehrliche Figuranten im Senat, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Wert, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souveräner Fürsten so äußerst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heirat mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben und eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen entzogen und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Überlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal wert, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstandes hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte bei damaliger Stellung der Dinge eine schlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nötigte ihn selbst, Patriot zu sein und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thä-

1 Meteren 61.

tigsten Beistand der Statthalter nötig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen und seine Maßregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und seine Verwaltung dem Spott preiszugeben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert, hätte er die Wut des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten.[1]

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden sein mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papstes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete scharenweis die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Calvinist, Namens Launoi, stand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel scharenweis mit sich dahin und warf den Zunder der Empörung in die Gemüter. Das Nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemäch-

1 Grot. 8–14. Strad. 51.

tigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimnis hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl erraten lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrte? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten und nur einem günstigeren Zeitpunkt entgegensahen, es laut zu thun![1]

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs äußerste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edikte, das Bedürfnis des erschöpften Schatzes, welches sie nötigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Grenze vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedrängnis des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigentum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrat den königlichen Willen, wo sie von seiten des Adels den heftigsten Widerspruch findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riete, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Überfall, und die innere Gärung der Provinzen fordere jetzt mehr als jemals die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugesehen; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht

1 Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgio. L. I. 25.

ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrat trat dieser Meinung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin selbst, wie der Minister, müssen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigner Vorteil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des größten Teils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen und sich selbst, ohne Beistand, in einem aufrührerischen Lande der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin, zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räte und ihrer eigenen Furcht geteilt, nichts Entscheidendes zu beschließen wagt, steht Wilhelm von Oranien auf und bringt in Vorschlag, die Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödlicherer Streich widerfahren, als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnerte die Herzogin, die Beratschlagung abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung," schreibt er nach Madrid, „kann nicht nachteiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugiebt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Äbte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben." Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüt nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Absendung der verlangten Hilfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrat nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königin Mutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vließes zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu beratschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung er-

öffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Überlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Oranien in seinem Palaste, wo er ihnen die Notwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen und gemeinschaftlich die Maßregeln zu bestimmen, wornach bei gegenwärtiger Gefahr des Staats gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlag bei, nur Barlaimont mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella, hatte den Mut, in dieser Gesellschaft zum Vorteile der Krone und des Ministers zu reden. „Ihnen," erklärte er, „gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sei eine gesetzwidrige, strafbare Anmaßung, deren er sich nicht schuldig machen wolle;" eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte.[1] Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von diesem Vorfall unterrichtet, wußte die Ritter während ihres Aufenthalts in der Stadt so geschickt zu beschäftigen, daß sie zu fernern Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien thun sollte, um den König von dem jetzigen Zustand der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämischen Botschafter schmeichelte man in Madrid mit leeren Beteuerungen königlicher Huld und väterlicher Gesinnungen für die Niederlande; der Regentin wird anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und womöglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften.[2]

Eifersucht, Privatvorteil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. So lange sich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß sie auf den verschiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegeneinander stießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen sich wieder in der Republik, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald voneinander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Not näherte sie einander ebenso bald wieder. Jeder war dem andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfnis knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen sein würde.[3]

1 Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 25. 26. Strada 82.
2 Strada L. III. 83. — 3 Burgund. 45. Strada 83. 84.

Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüter gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien geteilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mißtrauen der übrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Biscaya geleitet hatte und jetzt in den Staatsrat wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdessen war auch Montigny von seiner Gesandtschaft zurückgekommen und hinterbrachte dem Staatsrat die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche Granvella ihm und seinen Freunden bei dem König leistete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hilfe vorhanden, so lange der Minister nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieses Unternehmen, so verwegen und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister förmlich darin zu verklagen und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arschot, dem dieser Vorschlag vom Grafen von Egmont mitgeteilt wird, verwirft ihn mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Gesetze anzunehmen gesonnen sei; daß er sich über Granvella nicht zu beschweren habe und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter dem

Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrag zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Mut nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drei unterzeichnen ihn.[1] (1563.)

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sei, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem König mit Nachdruck zu dienen; alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Mann vom Ruder des Staates zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sei, als dem Kardinal Granvella, in diesen Ländern zu erhalten.[2]

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuten, auf des Königs Gemüt etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile voranschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelinde, aber unbestimmt. „Der König," enthielt sie, „wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabstiegen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu thun, so möge einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden."[3] Außer diesem Brief, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eignes Handschreiben von dem König, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sei. Auch der Regentin ward auf das pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sei, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem näm-

1 Strada 85. 86.
2 Burgund. L. I. 67. Hopper 30. Strada 87. Thuan. Pars II. 489.
3 Vita Vigl. T. II. 32. 33. Grot. 16. Burg. 68.

lichen Zweck vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war.[1]

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Mut, noch einen zweiten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig befremdet," schrieben sie, „daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räte Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seien sie auf das vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen es zu verlassen und um Granvellas willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu sein, dem Senat beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, wo sie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Wert darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden."[2] Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorstellungen in Überlegung nehmen; indessen ersuche man sie, den Staatsrat, wie bisher, zu besuchen."

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Gesuch stattfinden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrat weg und verließen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmut dieses Priesters zu martern und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

1 Strada 88. — 2 Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, sobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die große Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzu freigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Übung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangsale seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltthätig aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm teilen konnte — so stand er, bloßgestellt dem Mutwillen, dem Undank, der Parteisucht, dem Neide und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, daß der Haß, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, daß es seinen Anklägern schwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechtfertigen, den sie im allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menschenrechte verspottet und Elende gemacht. Unter Karln dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzog von Alba wurde sie zu einem weit unnatürlicheren Grade getrieben, daß Granvellas Verwaltung gegen die seines Nachfolgers noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß sein Zeitalter den Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Mutwillen seiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte, machte ihn desto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel und eine anstößige verhaßte Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er ins Künftige handeln würde.

Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Bösewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswertes war in seinem Beispiel unnatürlich vermengt.[1] Verhaßte Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt, oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung.[2]

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung giebt. Hier erblickte er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, daß seine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges Mal

1 Der Adel ließ auf die Angabe des Grafen von Egmont, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Liverei tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Ansehen des Kardinals sank endlich so weit herab, daß man ihm öffentlich einen satirischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er über einem Haufen Eier sitzend vorgestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Über ihm schwebte ein Teufel mit der Randschrift: Dieser ist mein Sohn den sollt ihr hören! Allg. Gesch. der ver. Niederl. III. 40. — 2 Hopper L. I. 35.

in dem Kardinal Mazarin wiederholt; aber es war nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sah sich aus einem langen Zustand der Knechtschaft unter Richelieus Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angeborenen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung und die niederländischen Unruhen in republikanischer Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armut, ausgelassen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichtums. Mutwille und Hunger begeisterten jene, diese Rache, Eigentum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habsucht, Granvellas Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft; dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wut des Volks; der niederländische Minister forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den sie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anstatt daß die erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die letztern die Stelle selbst vernichten und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hof der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein längeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger notwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachteiligen

Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundere sich sehr," sagte ihr unter andern Graf Egmont, „daß der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sei, und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen könne leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein," setzte der Graf hinzu, „habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sei; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen, und sie hiermit gewarnet haben." Weil sich der größte Teil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrat zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senat ließ seine hochmütige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfand jetzt, daß sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblick an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Sekretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Äußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf diese Art den Entschluß zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmanns; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von seinem Minister, in seinem Gemüte nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der Staatsklugheit und seinem Vorurteil zu Rate, bis endlich Granvella selbst seinem zaudernden Vorsatz zu Hilfe kam und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abscheu der ganzen niederländischen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringschätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neid als der Schande bloßstellte. Vielleicht zitterte er, wie einige geglaubt haben, für sein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter dem Namen eines Geschenks als eines Befehls von dem König empfangen,

und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beispiel jener Römer, mit Anstand thun. Philipp selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine Bitte großmütig gewähren, als ihr später in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Notwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sei. Wenige Tage nach Armenteros' Zurückkunft sah er Demut und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Lästerung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, eh' er sein Amt niederlegte, untersteht man sich zu behaupten, soll er eine Aussöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünscht und sich sogar erboten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun.[1] Es ist klein und verächtlich, das Gedächtnis eines außerordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu besudeln, aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf sich dem königlichen Befehl mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geschrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es ratsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Großen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte Granvellas Gesuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterland, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Kardinal gab seinem Abzug aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräte, die sich unter seiner Verwaltung frei-

1 Reidan. 4.

willig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, sich im Senat zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterin selbst scheint ungewiß gewesen zu sein, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte, denn sie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. Granvella selbst suchte in seinem Briefwechsel mit Barlaimont und Viglius dieses Gerücht zu unterhalten und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterland verjagte.

Nachdem Pius der Vierte gestorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zweiundsechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finsteres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens und einem lästigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fing an, einen Ratgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdestoweniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im dreiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und im Vollgenuß seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen hatte.[1]

Der Staatsrat.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzug des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen

[1] Strad. Dec. I. L. III. IV. p. 88—98.

hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrat wieder ein und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Kurien, das beste Verständnis zwischen dem Hof und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen gewesen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimnis ab, das sich auf dem deutschen Reichstage so oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müsse, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie selbst sah sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Last der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demut ließ sie die ganze Süßigkeit ihrer Herrschaft empfinden.[1]

(1564.) Granvella war zu Boden gestürzt, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rat und im Finanzrat zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Oranisch- und Königlich-Gesinnten, der Patrioten und Kardinalisten fuhren noch immer fort, den Senat zu teilen und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen Rats, Staatsrat und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senat und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war einer von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theologe und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Ämter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatte den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert und hat seinen Na-

1 Hopper. 38. Burg. 78. 79. Strad. 95—98. Grot. 17.

men zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vorteil der Niederlande lenken.[1] Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der vorzüglichsten einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der wenigen, in denen er sein Gedächtnis ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er teilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht geteilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen und die eifrigste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.[2]

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahnes, wie sein Freund Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie, wie sein Vorgänger Granvella, seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühneren Leitung seines eignen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemeren Pfad des Gewissens an; eine Sache war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rat zu Brüssel diente er der Tyrannei; im Parlament zu London oder im Senat zu Amsterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzrats, dem Grafen Barlaimont. Es ist wenig, was uns die Geschichtsschreiber von dem Verdienst und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe seines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatz verschwunden war, drückte ihn die Überlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz von Oranien, ihn von dem Interesse des Kardinals abzuziehen und seiner eignen Partei einzuverleiben — Beweis genug, daß er einen Wert auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche schlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem schwankenden Charakter

[1] A. G. d. v. N. II. Teil. 503 u. folg. — [2] Vita Vigl.

zu thun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Rats, gegen die überlegene Faktion heraustreten und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluß zu fassen, war Barlaimont der erste, der die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der erste, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zusammenkunft wisse, und Barlaimont stand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, verraten einen Mann, den weder Beispiel, noch Menschenfurcht versuchen, der mit festem Mut und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andere als diese zu wählen.[1]

Noch werden uns unter dem königlichen Anhang zu Brüssel der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer, und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterland entgegen zu arbeiten. Um so mehr muß uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlands nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmut genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegnen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetz der Notwendigkeit und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirtschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Großmut ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt bei dem allgemeinen Abfall des Adels im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten, kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündnis mit der Majestät machte sie zu seinen desto

1 Strad. 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathaß zu ziehen und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Megen waren bis hierher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten und redlich mit ihm zusammengehalten bis hierher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vorteilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich,“ antwortete der Graf von Mansfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum König gemacht hatte, „wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, die Milderung der Edikte und die Entfernung des Kardinals Granvella notwendig mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die Ursache unserer Klagen ist gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit einzulenken, daß wir dem König, wenn er kommt, mit offener Stirne, ohne Bangigkeit entgegengehen können. Ich für meine Person bin vor seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Mute würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urteil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt und den Verdacht von seinen

Handlungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen."[1]

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größern Übel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Üppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Ämter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rat verdammt hatte, sprach der Staatsrat wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrat diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Ubelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräte und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Beteuerung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt unbestechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hilfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und

1 Strada 159.

einer demütigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Kurien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Viglius insgeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrat, den die Faktion beherrschte, sowie sie ihn ehemals unter Granvellas Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß wendeten sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizen wurden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung danieder. Bald folgten die kleineren Gerichtshöfe dem Beispiel der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrat zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen, Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten diese Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsameren Religionsgesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Protestanten erteilte, wurden dem heiligen Amt seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Anteil an der Landesregierung dem Volk gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwöhnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügge ließ der Stadtrat selbst einige ihrer Diener, die sich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brot ins Gefängnis setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markt angeschlagen, welche enthielt, daß sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen.[1]

Von der Verderbnis, welche den ganzen Staatsrat ergriffen, hatten sich der geheime Rat, und der Finanzrat, in denen Viglius und Barlaimont den Vorsitz führten, noch größtenteils rein erhalten.

1 Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatsrat zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistandes der übrigen Staatsräte zu versichern. „Man nenne sie zwar Senatoren," ließ er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, „aber andere besitzen die Gewalt. Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sei, der eindringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachten, sondern nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Kollegien auf den Staat wirkten. Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen sein, die man unnötigerweise unter drei verschiedene Kammern verteilt hätte, wenn sie sich nur untereinander verbinden wollten, dem Staatsrat diese entrissenen Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit eine Seele den ganzen Körper belebe." Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrat gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente ꝛc. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt sein sollte. Nun sah man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunötigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen und im Verweigerungsfall mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachstum der Ketzerei zu besorgen sei. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustand der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.[1] Sie beruft alle drei Kurien zusammen, um über die Mittel zu beratschlagen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sei. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustande der Sachen bekannter machen und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der

1 Burgund. 92—94. Hoppor. 41. Vita Vigl. §. 87. 88.

Faktion nicht das mindeste ahnte, widersprach dieser Meinung. „Das Übel," sagte er, „worüber man klage, sei allerdings groß und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sei es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen sie herabwürdige, und die Statthalter sie nicht genug unterstützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach dem Beispiel der Edeln die Verehrung gegen seine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrat seine Indulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr achtete und die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen wieder einsetzte, kurz, wenn nur die Kollegien und die Statthalter erst ihre Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts Neues geschehen sei, um dieses außerordentliche Mittel zu rechtfertigen? Bestünde man aber dennoch darauf, so wolle er sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er sich aus, daß der wichtigste Auftrag des Botschafters alsdann sein möge, den König zu einer baldigen Überkunft zu vermögen."[1]

Über die Wahl des Botschafters war nur eine Stimme. Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der einzige zu sein, der beiden Teilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen sein mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urteil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen und seinem Gesuch eine Hilfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt sein kann. Egmont selbst wünschte diese Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen.[2]

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen,

1 Burg. 95. 96. Hoppor. 41. 43 sq.
2 Strada 103.

hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu sein, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Teile des Gottesdienstes erklärt und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhl, war jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchtum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet im sechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vorteil gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanftern Weg in den Schoß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papsttum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch übersehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüsse des Konziliums befriedigten auch nicht einmal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Kalvinisten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Konzilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte, als er; so sehr ihn der große Einfluß des Papstes auf das Konzilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte; so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Konziliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu statten kamen. Alle übrigen politischen Rücksich-

ten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten abzukündigen.[1]

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüter waren in Gärung, das Ansehen der römischen Kirche bei vielen schon aufs tiefste gesunken; unter solchen Umständen konnten die gebieterischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Konziliums nicht anders als anstößig sein; aber so sehr konnte Philipp der Zweite seinen Charakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Gesetze haben, einen anderen Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die Trientischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward.[2]

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrat zu Brüssel. Die Nation — erklärte Wilhelm von Oranien — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtenteils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholischen Fürsten verworfen worden seien. Beinahe der ganze Staatsrat war auf Oraniens Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche," sagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre und die Genauigkeit der Disciplin durch solche allgemeine Konzilien erhalten. Den Glaubensirrungen, welche unser Vaterland schon so lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entgegengesetzt werden, als eben diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn sie auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bürgers und der Konstitution im Widerspruch stehen, so ist dieses ein Übel, dem man durch eine kluge und schonende Handhabung derselben leicht begegnen kann. Übrigens gereicht es unserm Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß er allein vor allen Fürsten seiner Zeit nicht gezwungen ist, sein besseres Wissen der Notwendigkeit unterzuordnen und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von ihm heischt, und das Glück seiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht." Da die Schlüsse verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstieß, so nahmen einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachteiligen Punkte mit guter Art

1 Hist. de Philippe II. Watson T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 350. Essay sur les Moeurs T. III. Concile de Trente. Meteren 59. 60. — 2 Strada 102.

überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen und den Namen der Republik zu diesem Eingriff in das Konzilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war.[1]

Graf Egmont in Spanien.

Dem König, dieser Schlüsse wegen, Vorstellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen und auf die Einziehung der beiden andern Ratsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erschöpfung des Schatzes. Auf die persönliche Überkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das übrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung,“ sagte er, „welche der Präsident von unsern Beschwerden gemacht, ist weit unter der Wahrheit geblieben. Wie kann der König die schicklichsten Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen des Übels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß sie die Strafbefehle verachten und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu also noch diese Zurückhaltung? Aufrichtig dem König gestanden, daß die Republik in diesem Zustand nicht verharren kann. Der geheime Rat freilich wird anders urteilen, der eben diese allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher sonst die schlechte Verwaltung der Gerech-

1 Watson T. I. L. VII. 262. Strad. 102. Burg. 115.

tigkeit, diese allgemeine Verderbnis der Richterstühle, als von seiner Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? Woher diese Pracht, diese schändliche Üppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Bestechung dazu gekommen sind? Hören wir nicht täglich von dem Volk, daß kein anderer Schlüssel sie eröffnen könne, als Gold, und beweisen nicht ihre Trennungen untereinander selbst, wie schlecht sie von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? Wie können Menschen zum allgemeinen Besten raten, die das Opfer ihrer eigenen Leidenschaft sind? Meinen sie etwa, daß wir, die Statthalter der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Liktors mit unseren Soldaten zu Gebote stehen sollen? Laßt sie ihren Indulgenzen und Erlassungen Grenzen setzen, womit sie gegen diejenigen, denen wir sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu sündigen und das allgemeine Übel durch einen Beitrag zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es niemals gefallen, daß die Geheimnisse des Staats und die Regierungsgeschäfte sich unter so viele Kollegien verteilen. Der Staatsrat reicht hin für alle; mehrere Patrioten haben dieses längst schon im stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für alle Übel, worüber Klage geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrat aufhören zu lassen. Dieses ist es, was man von dem König zu erhalten suchen muß, oder diese neue Gesandtschaft ist wiederum ganz zwecklos und unnütz gewesen." Und nun teilte der Prinz dem versammelten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemütsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens.[1]

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rate zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidenten vertrautester und würdigster Freund.[2] Er machte zu Gunsten der Oranischen Partei noch einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufall wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus

1 Vita Vigl. §§. 88. 89. Burg. 97—102.

2 Vita Vigl. §. 89. Der nämliche, aus dessen Mémoires ich viele Aufschlüsse über diese Epoche geschöpft habe. Seine nachherige Abreise nach Spanien hat den Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten veranlaßt, der eines der schätzbarsten Dokumente für diese Geschichte ist.

Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seien vorüber; er wolle sich nach dem Beispiel seines Vorgängers und Freundes Granvella in die Stille des Privatlebens zurückziehen und dem Wankelmut des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle.[1]

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm widerfahren war. Alle kastilianischen Großen, vom Beispiel ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volk und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sei, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nötig sei, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die meisten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen," hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?" Als man das letzte verneinte, so erhob er sich von seinem Sitz und kniete vor einem Kruzifix nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen," rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu sein, die dich von sich stoßen!" und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Über den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Notwendigkeit konnte ihn vielleicht nötigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu sein, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muts und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Erde, aber sie wirkte

[1] Burg. 103.

etwas ganz anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg und beschloß, daß die Hinrichtungen ins künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottliverei gedachte. Egmont beteuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen und nichts damit gemeint worden sei, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern.[1]

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von fünfzigtausend Gulden und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen.[2] Die verstellte Sanftmut des Königs und die Beteuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrat zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Obgleich sein Entschluß in betreff der Glaubensedikte," lautete sie, „fest und unwandelbar sei, und er lieber tausend Leben verlieren, als nur einen Buchstaben daran abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines von den gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der ketzerischen Verderbnis bewahrt und jenen unabänderlichen Strafen entrissen werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbnis der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterricht des Volks und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen sei, so trage er ihr hiermit auf, eine besondere Kommission von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theologen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nötige Reform zu beratschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Ärgernis wanke, oder aus Unwissenheit in den Irrtum stürze. Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit

1 Grot. VI. Hopper. 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106. — 2 Strad. 107.

gäben, mit einem tollkühnen Mute zu prahlen, und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrertum zu bethören, so solle die Kommission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen Hinrichtungen mehr Geheimnis zu geben und den verurteilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen sei." Um aber ja gewiß zu sein, daß diese Privatsynode ihren Auftrag nicht überschritte, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Ypern, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den kommittierten Räten sein sollte. Die Beratschlagung sollte womöglich in der Stille und unter dem Schein, als ob sie die Einführung der trientischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen und dem Geist der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnten Staatsräten anwesend sein, und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Überkunft; erst aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt sein, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsrats und die Verbindung des geheimen Rats und Finanzrats mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arschot, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rate zwar entlassen, mußte sie aber demungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, Karl Tyssenacque, aus dem Conseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde. [1]

Geschärfte Religionsedikte. Allgemeine Widersetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurteil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. „Der Graf," hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist durch spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharf-

1 Hopper. 44—46. 60. Strada 107. 151. Vita Vigl. 45. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burgund. 105 sq., 119.

sinn geblendet; über seinem eigenen Vorteil hat er das allgemeine Beste vergessen." Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte und unwissenderweise an seinem Vaterland zum Verräter geworden war. „Diese scheinbare Güte also," beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts, als ein Kunstgriff, mich dem Spott meiner Mitbürger preiszugeben und meinen guten Namen zu Grund zu richten. Wenn der König die Versprechungen, die er mir in Spanien gethan, auf eine solche Art zu halten gesonnen ist, so mag Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch meine Zurückziehung von Geschäften öffentlich darthun, daß ich an dieser Wortbrüchigkeit keinen Anteil habe." In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als einen, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte.[1]

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem König sogleich übersendet ward: „Für den Religionsunterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und die Erziehung der Jugend sei bereits in den trientischen Schlüssen, so viel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur darauf ankomme, diese Schlüsse in die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlichen Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen insgeheim zu verstehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen Unterschied zu machen und dabei auf Alter, Rang, Geschlecht und Gemütscharakter der angeklagten Personen zu achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen setzten, so würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen fallende, und doch nicht minder harte Strafe der Galeere am angemessensten sein, diese hohen Meinungen von Märtyrertum herunterzustimmen. Vergehungen des bloßen Mutwillens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch Geldbußen, Landesverweisung oder auch durch Leibesstrafen ahnden."[2]

Während daß unter diesen Beratschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt und von da wieder zurückerwartet werden mußten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Prozeduren gegen die Sektierer, oder wurden zum wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die Anarchie, welche in den oberen Kurien herrschte und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Mut der Sekten erhoben

1 Strada 113. — 2 Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

und der Bekehrungswut ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Teil der Nation hatte sich von den Schlüssen der trientischen Kirchenversammlung, sowie von Egmonts Gesandtschaft nach Spanien große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit seines Herzens zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu sein schienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensprozeduren entwöhnt hatte, desto schmerzhafter mußte eine plötzliche und geschärftere Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Bischöfe und die letzte Anfrage der Oberstatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont," lautete es, den mündlichen Äußerungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünfunddreißig Jahren in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arm die thätigste Unterstützung erhalten, und die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche sie darin in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter der Individuen vorgeschlagen, indem er dafür halte, daß es seinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein seien die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von diesen es also künftig an Eifer würde ermangeln lassen, müsse seines Amtes entsetzt und ein besserer an seinen Platz gestellt werden. Die Inquisition solle, ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fest, furchtlos und von Leidenschaft frei ihren Weg wandeln und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Ärgernis vermiede."[1]

Dieser königliche Brief, dem die oranische Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeschrieben hat, verursachte die heftigsten Bewegungen unter den Staatsräten, und die Äußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und

[1] Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi, Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

mit ihr sah man schon die ganze Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden und Scheiterhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften sind mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuser der Edeln geschlagen, worin man sie, wie ehemals Rom seinen Brutus, aufforderte, die sterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquille erschienen gegen die neuen Bischöfe, Folterknechte, wie man sie nannte; die Klerisei wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschonte den Thron so wenig, als den römischen Stuhl.[1]

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräte und Ritter zusammenrufen, um sich ihr Verhalten in dieser mißlichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden, und heftig der Streit. Ungewiß zwischen Furcht und Pflicht zögerte man einen Schluß zu fassen, bis der Greis Viglius zuletzt aufstand und durch sein Urteil die ganze Versammlung überraschte. — „Jetzt," sagte er, „dürfe man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den sie jetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr müsse man die Inquisitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja ohne Härte zu verfahren." Aber noch mehr erstaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat und diese Meinung bekämpfte. „Der Wille des Königs," sagte er, „sei zu klar und zu bestimmt vorgetragen, sei durch zu viele Deliberationen befestigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner Vollstreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden." — „Den nehm ich auf mich," fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich stelle mich seiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe seiner Niederlande damit erkaufen, so wird uns diese Widersetzlichkeit endlich noch bei ihm Dank erwerben." Schon fing die Regentin an, zu dieser Meinung hinüber zu wanken, als sich der Prinz mit Heftigkeit dazwischen warf. „Was," fiel er ein, „was haben die vielen Vorstellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat die Gesandtschaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich an ihn gesendet haben? Nichts — und was erwarten wir also noch? Wollen wir, seine Staatsräte, allein seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf unsere Gefahr einen Dienst zu leisten, den er uns niemals danken wird?" Unentschlossen und ungewiß schweigt die ganze Versammlung; niemand hat Mut genug, dieser Meinung beizupflichten, und ebensowenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtsamkeit der Regentin zu seinem Beistand gerufen, die ihr jede Wahl untersagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten — womit

[1] Grot. 19. Burg. 122. Hoppor. 61.

aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, daß sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Ratschlägen den traurigsten; es geschehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Mut hatte, war aus dem Felde geschlagen.[1] Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewütet haben. Als die Räte auseinander gingen, sagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächst bei ihm stand: „Nun," sagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben."[2]

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter

1 Burgund. 123. 124. Meteren 76. Vita Vigl. 45.

2 Die Geschichtschreiber der spanischen Partei haben nicht verabsäumt, Oraniens Betragen in dieser Sitzung gegen ihn zeugen zu lassen, und mit diesem Beweise von Unredlichkeit über seinen Charakter zu triumphieren. Er, sagen sie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofs mit Worten und Thaten bestritten hat, so lange sich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erstenmal auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicherweise zum Nachteil gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen, um sich rühmen zu können: das hab' ich vorhergesagt, setzt er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchsetzung der Edikte für ein Übel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Überzeugungen untreu und folgt einem entgegengesetzten Plan, obgleich auf seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben, und bloß deswegen thut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, daß das beste seines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmer Wille gegen den König. Um seinen Haß gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber ist es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollstreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung bringt? Läßt sich nicht im Gegenteil mit weit mehr Wahrscheinlichkeit darthun, daß er jene allein durch diese hintertreiben kann? Die Nation ist in Gärung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermutung nach (denn fürchtet es nicht Viglius selbst?), einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, sagt Oranien, hat meine Nation die nötige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negociationen und Ränke zu erschleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird dasselbe Ziel, nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung, verfolgen; aber die Extremität allein ist es, was meine Nation zu einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Also ist es klar, daß der Prinz nur seine Sprache in Absicht auf den König verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterland, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Übereilung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksal entfliehen kann?

der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hilfreiche Hand zu leisten und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein jeder aus dem ihm untergeordneten Rat einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleißig durchreise und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der trientischen Schlüsse nach dem spanischen Original zugesendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sei denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen sein sollte.[1]

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenste rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung," schrieben sie zurück, „sei auf eine ganz falsche Angabe der Sektierer gegründet.[2] Die Gerechtigkeit entsetze sich vor der ungeheuren Menge der Opfer, die sich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und 60 000 Menschen aus ihren Distrikten in den Flammen umkommen zu lassen, sei kein Auftrag für sie." Gegen die trientischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbnis in diesen Schlüssen aufs grausamste angegriffen war, und die noch außerdem mit einer so verhaßten Reform bedroht wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse und das ganze Konzilium mit bittern Schmähungen an und streute den Samen des Aufruhrs in die

1 Strada 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren 77. Grot. 18.

2 Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren oder zu verringern, und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so mußte der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehlich sein. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hoppor. 62.

Gemüter. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischof von Cambray gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte.[1]

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herzogenbusch protestierten feierlich in einer eignen Schrift, die sie an die Oberstatthalterin einschickten.[2] Diese, immer ungewiß, immer zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu mutlos, dem König zu gehorchen, und noch viel mutloser, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermißlichste ist. Man will sich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam, die Gefahr ist dringend, man muß dem Ungestüm nachgeben und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des ersten Inquisitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich tapferm Widerstand. Ohne der Herzogin Zeit zu lassen, sich darüber zu bestimmen, entziehen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hilfleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Amtsführung aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unterstützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterin, um alle Teile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben.[3]

1 Hopper. 55. 62. Strad. 115. Burg. 115. Metern 76. 77.
2 Hopper. 63. 64. Strad. 115.
3 Vita Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150—154.

Während daß dieses zwischen dem Hofe, den Kurien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzusuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödsinnig wären die Niederländer nicht," hört man viele und nicht sehr heimlich sagen, „daß sie nicht recht gut wissen sollten, was der Unterthan dem Herrn, und der Herr dem Unterthan schuldig sei; und daß man noch wohl Mittel würde auffinden können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen Anschein dazu habe." In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Stadtrat aufgefordert war: den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergericht zu Speyer zu verklagen, da Brabant, als ein Teil des burgundischen Kreises, in dem Religionsfrieden von Passau und Augsburg mitbegriffen sei. Die Calvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntnis an das Licht und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß sie, ob sie gleich gegen Hunderttausend stark wären, dennoch sich ruhig verhielten und alle Landesauflagen gleich den übrigen trügen; woraus erhelle, setzten sie hinzu, daß sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie, gefährliche Schriften ins Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegentlich auch an ihre Kräfte erinnern.[1]

Die Kriegsrüstungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit (niemand wußte zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um und ließen sich Winke von gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hilfe entfallen.[2]

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberaten und ohne Stütze zu sein, mußte die Statthalterin auch von dem einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden," schrieb

1 Die Regentin nannte dem König eine Zahl von 5000 solcher Schriften. Strad. 117. Es ist merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunst und Publizität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche größtenteils mit aller der Niedrigkeit, Roheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich verteidigten.

2 Hoppor. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren 77. A. G. d. v. N. III. 60.

ihr Wilhelm von Oranien, „sei es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so müsse er sie bitten, seine Stelle mit einem andern zu besetzen, der den Absichten Seiner Majestät mehr entspräche, und mehr als er über die Gemüter der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder andern Gelegenheit im Dienst der Krone bewiesen, werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt vor jeder schlimmen Auslegung sicher stellen; denn so, wie nunmehr die Sachen stünden, bleibe ihm keine andere Wahl, als entweder dem König ungehorsam zu sein, oder seinem Vaterland und sich selbst zum Nachteil zu handeln.“ Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrat, um sich in seine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müßig, der Entwicklung entgegensah. Seinem Beispiel folgte der Graf von Hoorn;[1] nur Egmont, immer ungewiß zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eitlen Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunst des Monarchen weniger entbehrlich und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüte standen. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Not sowohl, als sein überlegener Verstand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwischen der feigen und gutherzigen Schwäche sehr leicht gestiftet wird, einen unumschränkten Besitz nahm. Da sie eben so sehr fürchtete, durch ein ausschließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als sie bange war, dem König durch ein zu enges Verständnis mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels.

(1565.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde gewesen. Der wahre Vorteil des Königs, ihres Herrn, hatte sie eben so sehr, als das gemeine Beste geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens und ihre Handlungen hatten ebensowenig mit jenem, als mit

1 Hopper. 67.

diesem gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte, oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was sie gethan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Ratgeber des Königs, als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmaßungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidene Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißen lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verleugnen, welche von der Parteisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Grenzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrat die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Teil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtnis zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nötig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Teil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hilfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres als ihren Stolz beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich ebensoviele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, ebensoviele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmut sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt notgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbstgefühle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverän und dem Bürger und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hilfe zu eilen. Diese Idee war nur insoweit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Anteil hatte; aber die Vorteile, die sie von

dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Teil des niederländischen Reichtums sich befand, und welche die unangefochtene Übung ihrer Religion für keinen Preis zu teuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichtums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das eifrigste angelegen sein, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohen Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten und, was das wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armut zu dingen.[1] Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es glückte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinigung dieser Menschen versprechen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen einzelnen unter ihnen zu gründen, und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur miteinander zusammenzubringen, mußten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen, und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländischen Großen, wie auch die des Prinzen Alexanders von Parma, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen großen Teil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen und alte erneuert; die allgemeine Not des Landes ist das Gespräch; Wein und Fröhlichkeit schließen Mund und Herzen auf, es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus

[1] Strada 52.

öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei deutsche Barone, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistand zu erwecken.[1] Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben.[2] Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuche einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staates; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräte ganz außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwierig und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue locken zu lassen; diese Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten und errötet haben würden, nur das Schwert für sie zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben, und ebensowenig, um auswärtige zu mieten. Der Hof zu Brüssel, wie die drei Ratsversammlungen, durch innere Zwietracht geteilt und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und mutlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Dritteile des Volks gegen das Papsttum aufgeregt und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß diese Blöße von ihren Feinden so gut gekannt war.[3]

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß

1 Burgund. 150. Hopper. 67. 68.

2 Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten mußte eine Negociation sehr begünstigen. Strada 84. — 3 Grot. 19. Burgund. 154.

gegen alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen beseelte und ihn auch nur mit seinem letzten Atem verließ. Papsttum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüte nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andere verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassener Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das alles vor ihm her niederwarf, zwang der andere zuweilen das Glück und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer, ein zuverlässiger nervigter Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drang der Not geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveräne Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke teuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte und um so werter gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug, und um so lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien (eine Schwadron leichter Reiter war alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung und erlaubte sich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im stillen das evangelische Bekenntnis; weniger aber, weil seine bessere Überzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredsamkeit, und mehr Dreistigkeit, als Mut; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Brederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln, dieser mußte an ihrer

Spitze stehen. Niemand taugte besser zum Vortänzer einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmeren Führer haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Randschrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non unica pagina claudit.[1]

(1565.) Außer diesen beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouse, Philipp von Marnix, Herr von St. Altegonde, nebst mehreren anderen zu dem Bund, der um die Mitte des Novembers im Jahre 1565, im Hause eines gewissen von Hammes, Wappenkönigs vom goldenen Vließe,[2] zu stande kam. Sechs Menschen[3] waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zu gute kommen sollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerst seinen Namen setzte.

„Nachdem gewisse übelgesinnte Personen, unter der Larve eines frommen Eifers, in der That aber nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrschbegierde, den König, unsern gnädigsten Herrn, verleitet haben, das verabscheuungswürdige Gericht der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen (ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwiderläuft und alle barbarischen Anstalten des blinden Heidentums an Unmenschlichkeit hinter sich läßt, das den Inquisitoren jede andere Gewalt unterwürfig macht, die Menschen zu einer immerwährenden Knechtschaft erniedrigt und durch seine Nachstellungen den rechtschaffensten Bürger einer ewigen Todesangst aussetzt, so daß es einem Priester, einem treulosen Freund, einem Spanier, einem schlechten Kerl überhaupt frei steht, sobald er nur will, und wen er will, bei diesem Gericht anzuklagen, gefangensetzen, verdammen und hinrichten zu lassen, ohne daß es diesem vergönnt

1 Burgund. 351. 352. Grot. 20.

2 Eines eifrigen Calvinisten und des fertigsten Werbers für den Bund, der sich berühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

3 Burgund. 156. Strada 118 nennt ihrer neun. A. G. d. v. N. III. Bd. 57 nennt elf.

sei, seinen Ankläger zu erfahren, oder Beweise von seiner Unschuld zu führen); so haben wir Endesunterschriebene uns verbunden, über die Sicherheit unserer Familien, unserer Güter und unserer eigenen Person zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung dieses Gerichts in diesen Ländern nach unseren besten Kräften zu widersetzen, man versuche es heimlich oder öffentlich, und unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt sind, gegen den König, unsern Herrn, etwas Gesetzwidriges damit zu meinen; vielmehr ist es unser aller unveränderlicher Vorsatz, sein königliches Regiment zu unterstützen und zu verteidigen, den Frieden zu erhalten und jeder Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vorsatz gemäß haben wir geschworen und schwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten und ihrer mit Worten und Thaten zu schonen, des Zeuge sei der allmächtige Gott!

„Weiter geloben und schwören wir, uns wechselsweis, einer den andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen Angriff es auch sei, zu schützen und zu verteidigen, angehend die Artikel, welche in diesem Kompromisse verzeichnet sind. Wir verpflichten uns hiermit, daß keine Anklage unsrer Verfolger, mit welchem Namen sie auch ausgeschmückt sein möge, sie heiße Rebellion, Aufstand oder auch anders, die Kraft haben soll, unsern Eid gegen den, der beschuldigt ist, aufzuheben, oder uns unsers Versprechens gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche gegen die Inquisition gerichtet ist, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer also um einer solchen Ursache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir uns hier, nach unserm Vermögen zu helfen und durch jedes nur immer erlaubte Mittel seine Freiheit wieder zu verschaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unseres Verhaltens, sonderlich aber gegen das Gericht der Inquisition, ergeben wir uns in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das Urteil derer, welche wir einstimmig zu unsern Ratgebern und Führern ernennen werden.

„Zum Zeugnis dessen und zu Bestätigung dieses Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde und allem, was darinnen ist, der die Herzen prüft, die Gewissen und die Gedanken, und kennt die Reinigkeit der unsrigen. Wir bitten ihn um den Beistand seines heiligen Geistes, daß Glück und Ehre unser Vorhaben kröne, zur Verherrlichung seines Namens und unserm Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden.“ [1]

Dieser Kompromiß wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschworenen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienstleuten hatte,

1 Burgund. 156. 159. Strada 118.

zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Große Gastmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche, lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da einfand, und jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte überschrieen; manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich, erst lange danach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; viele trieb bloßer Leichtsinn zu der Partei, eine glänzende Kameradschaft lockte die Geringen, den Furchtsamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die Liste gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorn, von Megen und anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Offiziere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte zu thun, die Protestanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung.[1]

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit dem Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hoogstraaten, gegeben wurde, zog viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon mehrere befanden, die den Kompromiß bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen fanden sich bei diesem Gastmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Anteil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Sekretären und einige Dienstleute der andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Kompromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob

1 Strada 119. Burgund. 159—161.

man sich bewaffnet oder unbewaffnet mit einer Rede oder Bittschrift an die Oberstatthalterin wenden sollte. Hoorn und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, daß sie das Unterfangen der Verschworenen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß also, unbewaffnet mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte.[1]

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unternehmung geschmiedet," ließ er sich verlauten, „dreihundert vom Adel seien darein verwickelt, es gelte die Religion, die Teilnehmer halten sich durch einen Eidschwur verpflichtet, sie rechnen sehr auf auswärtigen Beistand, bald werde sie das weitere erfahren." Mehr sagte er ihr nicht, so nachdrücklich sie auch in ihn drang. „Ein Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und er habe ihm sein Ehrenwort verpfändet." Eigentlich war es wohl weniger diese Delikatesse der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abschrift des Kompromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschworenen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Oranien: „es werde, wie er höre, eine Armee geworben, vierhundert Offiziere seien bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden mit nächstem unter den Waffen erscheinen." So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr.[2]

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrat so eben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebst dem Grafen von Hoorn in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senat wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, beratschlagt sie sich mit Egmont, Megen und Barlaimont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sei. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen oder der Notwendigkeit weichen und den Verschworenen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem

1 Burgund. 150. 166. — 2 Hopper. 69. 70. Burgund. 166. 167.

ersten fehlte das nötige Geld und das ebenso nötige Vertrauen in die Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das zweite würde von dem König nimmermehr gebilligt werden und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuschlagen; da im Gegenteil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle, unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Barlaimont aber bestritten. „Das Gerücht habe übertrieben,“ sagte dieser, „unmöglich könne eine so furchtbare Waffenrüstung so geheim und mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen sein. Ein Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn man einige Köpfe abgeschlagen hätte.“ Die Oberstatthalterin beschließt, das Gutachten des versammelten Staatsrats zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt und wo sie gelitten haben, wieder hergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmut zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen.[1]

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Kompromisses, versammelte sich der ganze Staatsrat in Brüssel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hoogstraaten, von Barlaimont und andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldenen Vließe, nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrat Bruxelles und den übrigen Assessoren des geheimen Konziliums.[2] Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plan der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterin sich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen jetzt Gebrauch zu machen und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst und gegen die Regierung. „Erst neulich,“ ließ sich der Prinz von Oranien heraus, „schickte der König vierzigtausend Goldgulden an die Königin von Schottland, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen — und seine Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der Unzeit dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolgs[3] nicht ein=

1 Strad. 120. Burgund. 168. 169. — 2 Hopper. 71. 72. Burg. 173.
3 Das Geld war in die Hände der Königin Elisabeth gefallen.

mal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin gegen uns, die uns als Freundin so wichtig, als Feindin aber so fürchterlich ist?" Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuspielen, den der König gegen die nassauische Familie und gegen ihn insbesondere hegen sollte. „Es ist am Tage," sagte er, „daß er sich mit den Erbfeinden meines Hauses beratschlagt hat, mich, auf welche Art es sei, aus dem Wege zu schaffen, und daß er mit Ungeduld nur auf eine Veranlassung dazu wartet." Sein Beispiel öffnete auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen anderen den Mund, die sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit über ihre eigenen Verdienste und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu stillen und die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß sie sich mit einer Bittschrift an den Hof wenden würden, zulassen sollte oder nicht? Der Herzog von Arschot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont verneinten es. „Wozu fünfhundert Menschen," sagte der letztere, „um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieser Gegensatz der Demut und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Laßt sie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne Anmaßung zu uns schicken und auf diesem Weg ihr Anliegen vor uns bringen. Sonst verschließe man ihnen die Thore, oder beobachte sie, wenn man sie doch einlassen will, auf das strengste und strafe die erste Kühnheit, deren sich einer von ihnen schuldig macht, mit dem Tode." Der Graf von Mansfeld, dessen eigener Sohn unter den Verschworenen war, erklärte sich gegen ihre Partei, seinem Sohn hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bund nicht entsagte. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittschrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraaten und mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen," erklärten sie, „wären ihnen als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Teil unter denselben stehe mit ihnen in Verhältnissen der Freundschaft und der Verwandtschaft, und sie getrauen sich, für ihr Betragen zu bürgen. Eine Bittschrift einzureichen, sei jedem Unterthan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer so ansehnlichen Gesellschaft ein Recht nicht verweigern, dessen sich der niedrigste Mensch im Staat zu erfreuen habe." Man beschloß also, weil die meisten Stimmen für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, daß sie unbewaffnet erschienen und sich mit Bescheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Ratsglieder hatten den größten Teil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Beratschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward.[1]

1 Strada 121. 122.

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal sogleich zum Ziele. „Brederode," sagte sie, „wird, wie unsere Nachrichten lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte bei uns einkommen. Das Urteil meines Senats soll mich bestimmen, was ich ihm antworten soll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voranzuschicken. Man sagt mir, daß es viele, auch selbst unter Ihnen, gebe, welche die Glaubensedikte des Kaisers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel angreifen und sie dem Volk als unmenschlich und barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, Ritter des Vließes, Räte Sr. Majestät und des Staats, ob Sie nicht selbst Ihre Stimmen zu diesen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs sie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man jetzt, was man ehemals für Recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr, als jemals, notwendig geworden? Seit wann ist die Inquisition in den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat der Kaiser sie nicht schon vor sechzehn Jahren errichtet, und worin soll sie grausamer sein, als die Edikte? Wenn man zugiebt, daß diese letzteren das Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine Beistimmung der Staaten sie geheiligt hat — warum diesen Widerwillen gegen jene, die doch weit menschlicher ist, als die Edikte, wenn diese nach dem Buchstaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr Urteil damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, daß nicht Leidenschaft es lenke." [1]

Der Staatsrat war in zwei Meinungen geteilt, wie immer; aber die wenigen, welche für die Inquisition und die buchstäbliche Vollstreckung der Edikte sprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überstimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel," fing er an, „man hätte meine Vorstellungen des Nachdenkens wert geachtet, so lange sie noch entfernte Befürchtungen waren, so würde man nie dahin gebracht worden sein, zu den äußersten Mitteln zu schreiten, so würden Menschen, die im Irrtum lebten, nicht durch eben die Maßregeln, die man anwendete, sie aus demselben herauszuführen, tiefer darein versunken sein. Wir alle, wie Sie sehen, stimmen in dem Hauptzwecke überein. Wir alle wollen die katholische Religion außer Gefahr wissen; kann dieses nicht ohne Hilfe der Inquisition bewerkstelligt werden, wohl, so bieten wir Gut und Blut zu ihren Diensten an; aber eben das ist es, wie Sie hören, worüber die meisten unter uns ganz anders denken.

„Es giebt zweierlei Inquisitionen. Der einen maßt sich der römische Stuhl an, die andere ist schon seit undenklichen Zeiten von den Bischöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurteils und der Gewohnheit hat uns die

1 Strada 123. 124.

letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerspruch finden, und die vermehrte Anzahl der Bischöfe wird sie hinreichend machen. Wozu denn also die erste, deren bloßer Name alle Gemüter in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ihrer, warum soll sie gerade uns aufgedrungen sein? Vor Luthern hat sie niemand gekannt; der Kaiser war der erste, der sie einführte; aber dies geschah zu einer Zeit, als an geistlichen Aufsehern Mangel war, die wenigen Bischöfe sich noch außerdem lässig zeigten, und die Sittenlosigkeit der Klerisei sie von dem Richteramt ausschloß. Jetzt hat sich alles verändert; jetzt zählen wir ebensoviele Bischöfe, als Provinzen sind. Warum soll die Regierungskunst nicht den Geist der Zeiten begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen den Widerwillen des Volks, den wir suchen müssen zu besänftigen, wenn er nicht in Empörung ausarten soll. Mit dem Tode Pius des Vierten ist die Vollmacht der Inquisitoren zu Ende gegangen; der neue Papst hat noch keine Bestätigung geschickt, ohne die es doch sonst noch keiner gewagt hat, sein Amt auszuüben. Jetzt also ist die Zeit, wo man sie suspendieren kann, ohne jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquisition urteile, gilt auch von den Edikten. Das Bedürfnis der Zeiten hat sie erzwungen, aber jene Zeiten sind ja vorbei. Eine so lange Erfahrung sollte uns endlich überwiesen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche Fortschritte hat nicht die neue Religion nur seit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieser Vermehrung nachspüren, so werden wir sie in der glorreichen Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen sind. Hingerissen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der Stille an zu mutmaßen, daß es doch wohl Wahrheit sein möchte, was mit so unüberwindlichem Mute behauptet wird. In Frankreich und England ließ man die Protestanten dieselbe Strenge erfahren, aber hat sie dort mehr als bei uns gefruchtet? Schon die ersten Christen berühmten sich, daß der Same ihrer Kirche Märtyrerblut gewesen. Kaiser Julian, der fürchterlichste Feind, den je das Christentum erlebte, war von dieser Wahrheit durchdrungen. Überzeugt, daß Verfolgung den Enthusiasmus nur mehr anfeure, nahm er seine Zuflucht zum Lächerlichen und zum Spott und fand diese Waffen ungleich mächtiger als Gewalt. In dem griechischen Kaisertum hatten sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Sekten erhoben. Arius unter Konstantin, Aëtius unter dem Konstantius, Nestorius unter dem Theodos; nirgends aber sieht man weder gegen diese Irrlehrer selbst noch gegen ihre Schüler Strafen geübt, die denen gleich kämen, welche unsere Länder verheeren — und wo sind jetzt alle diese Sekten hin, die, ich möchte beinahe sagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu fassen schien? Aber dies ist der Gang der Ketzerei.

Übersieht man sie mit Verachtung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein Eisen, das, wenn es ruhig liegt, rostet, und nur scharf wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von ihr, und sie wird ihren mächtigsten Reiz verlieren, den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln begnügen, die von so großen Regenten bewährt gefunden worden? Beispiele können uns am sichersten leiten.

„Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Altertum, da das glorreiche Muster Karls des Fünften, des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ und viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehemals zur Schonung zu neigen; die Ratschläge eines Granvella und seinesgleichen belehrten ihn eines andern; mit welchem Rechte, mögen sie mit sich selbst ausmachen. Mir aber hat von jeher geschienen, die Gesetze müssen sich den Sitten und die Maximen den Zeiten anschmiegen, wenn der Erfolg sie begünstigen soll. Zum Schlusse bringe ich Ihnen noch das genaue Verständnis in Erinnerung, das zwischen den Hugenotten und den flämischen Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, sie noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon sein mögen, wir wollen gegen sie nicht französische Katholiken sein, damit es ihnen ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu spielen und, wie diese ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen.“[1]

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidendsten Mehrheit im Senat unterstützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zustand der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegenteil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nötige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Teil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferstände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sei, unterbleiben, wo sie es sei, auf einen gelindern Fuß gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, daß sie gefürchtet würden, oder daß man ihrem An-

1 Burg. 174—180. Hopper. 72. Strad. 123. 124. Es darf niemand wundern, sagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partei, daß aus der Rede dieses Prinzen so viel Kenntnis der Philosophie hervorleuchtet; er hatte sie aus dem Umgang mit Balduin geschöpft. 180.

suchen Gerechtigkeit zugestünde) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Consilium wurde der Auftrag gegeben, diesen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verschwörung.[1]

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden; aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schließen oder sich durch die Flucht retten sollte. Beides wird als entehrend verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Überfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich untereinander, mit Hintansetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen selbst, wenn es nötig wäre, beizustehen gehalten sein sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sei. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eigenen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der 5. April 1566, wird zu Überreichung der Bittschrift angesetzt.[2]

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst und der Herzogin.[3] Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war bitten zu sehen; auf der andern Seite so viel Ordnung, so viel Demut und bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räten und den Rittern des Vließes umgeben. „Diese edlen Niederländer," redet Brederode sie mit Ehrerbietung an, „welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit, sowie von ihrer Demut dieser feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, als Wortführer der Gesellschaft, ersuche Sie, diese

1 Strada 124. 125. — 2 Strada 126. — 3 Hopper. 73.

Bittschrift anzunehmen, die nichts enthält, was sich nicht mit dem Besten des Vaterlands und mit der Würde des Königs vertrüge." —

„Wenn diese Bittschrift," erwiderte Margaretha, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlands und mit der Würde des Königs streitet, so ist kein Zweifel, daß sie gebilligt werden wird." — „Sie hätten," fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Bekümmernis vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unterlege und ihnen bei Ihrer Hoheit nachteilig zuvorgekommen sei; darum lägen sie Ihr an, ihnen die Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu thun, damit derjenige, welchen man schuldig finden würde, die verdiente Strafe leide." — „Allerdings," antwortete die Regentin, „könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die nachteiligen Gerüchte von den Absichten und Alliancen des Bundes für nötig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen aufmerksam darauf zu machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu verraten," setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem Rechte von ihr gefordert werden." Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rate ging.[1]

„Nie," lautete diese Bittschrift (die nach einigen den berühmten Balduin zum Verfasser haben soll), „nie hätten sie es an der Treue gegen ihren König ermangeln lassen, und auch jetzt wären sie weit davon entfernt; doch wollten sie lieber in die Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der Unwissenheit der übeln Folgen verharren lassen, womit die gewaltsame Einsetzung der Inquisition und die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenversammlung würde diesen Beschwerden abhelfen; jetzt aber, da auch diese Hoffnung erloschen sei, hielten sie es für ihre Pflicht, die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Hoheit, eine wohlgesinnte und wohlunterrichtete Person nach Madrid zu senden, die den König vermögen könnte, dem einstimmigen Verlangen der Nation gemäß die Inquisition aufzuheben, die Edikte abzuschaffen und statt ihrer auf einer allgemeinen Staatenversammlung neue und menschlichere verfassen zu lassen. Unterdessen aber, bis der König seine Entschließung kund gethan, möchte man die Edikte ruhen lassen und die Inquisition außer Wirksamkeit setzen. Gäbe man," schlossen sie, „ihrem demütigen Gesuch kein Gehör, so nehmen sie Gott, den König, die Regentin und alle ihre Räte zu Zeugen, daß sie das Ihrige gethan, wenn es unglücklich ginge."[2]

1 Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183. — 2 Hopper. 74. Burg. 162. 166.

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben demselben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhang unterdessen zu ihnen gestoßen), vor der Regentin, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben und enthielt: „Die Inquisition und die Edikte ganz ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle sie, dem Wunsche der Verbundenen gemäß, einen aus dem Adel nach Spanien senden und ihr Gesuch bei dem Könige nach allen Kräften unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte sie von dem Bunde, daß er sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten und nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen werde." So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch alles, was sie mit irgend einem Schein von Wahrscheinlichkeit fürs erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, woran sich der Geist des Aufruhrs ins Künftige festhalten, wodurch man die Regierung, so oft es nötig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das übrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen sein, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugnis der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Diensteifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein und ihr künftiges Betragen," antwortete sie diesem, „würden ihrer Absichten Richter sein."[1]

Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tag, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktierte Brederode die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie mutwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich einige, daß sie den Grafen von Barlaimont der Regentin,

1 Hopper. §. 94. Strada 127.

die sich bei Überreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: „Sie solle sich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Teil unter ihnen durch eine schlechte Wirtschaft so weit herabgekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demut versteckte, und der sich zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: es leben die Geusen! wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde und versicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der Zufall soeben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirt vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken.[1] Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art miteinander, und die allgemeine Not des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Dasein seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht und der Eifer der Partei durch ein sichtbares Zeichen in Atem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberblech

1 „Aber,“ versicherte nachher Egmont in seiner Verantwortungsschrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei schrieen sie: es lebe der König und es leben die Geusen! Es war dies zum erstenmal, daß ich diese Benennung hörte, und gewiß, sie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren so schlimm, daß man manches gegen seine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unschuldige Handlung zu thun.“ Procès criminels des Comtes d'Egmont etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrat der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Proviantasche hielten, mit den Worten: bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papsttum abfielen und die Waffen gegen den König ergriffen.[1]

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht aufs äußerste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen sein, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiderte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es niemand anders als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte,[2] welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofs ein wachsames Auge zu haben. Brederode, Kuilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer und schieden dann voneinander, Brederode nach Antwerpen, die beiden andern nach Geldern. Dem ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand am Fenster; „Bürger von Antwerpen," redete er sie an, „ich bin hier, mit Gefahr meiner

1 Hopper. §. 94. Strada 127—130. Burgund. 185. 187.

2 Burgundius giebt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben soll. 188.

Güter und meines Lebens, euch die Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir teilen und zu eurem Führer mich erkennen, so nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen eures Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen.[1]

Gleich nach Übergebung der Bittschrift der Edeln hatte die Regentin durch den geheimen Rat eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es ratsamer sei, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem König erst zur Genehmhaltung vorzulegen.[2] Der geheime Rat, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das erste stimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden sein werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sei. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern einzeln, und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Mut machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freieren Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen.[3] Zufolge eines äußerst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen sein sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andere willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelieren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren und mit der meisten Eifersucht

1 Strada 131. — 2 Hoppor. §. 95. — 3 Grot. 22. Burgund. 196. 197 sq.

darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam.[1] Aus dem Hauptinhalt dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller der Sekten," hieß es darin, „ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von diesen beherbergten, ketzerische Zusammenkünfte beförderten und verhehlten oder irgend sonst ein öffentliches Ärgernis gäben, sollten mit dem Galgen bestraft und ihre Güter (wo die Landesgesetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwüren sie aber ihre Irrtümer ab, so sollten sie mit der Strafe des Schwerts davon kommen und ihre Verlassenschaft ihrer Familie bleiben." Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sei denn, daß sie sich durch Verführung anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten.[2] Die mehrere Achtung für Leben und Eigentum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein notgedrungener Schritt, den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keinen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung, nannte.[3]

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrat vorgelegt und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen.[4]

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschworenen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen[5] aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäft allein nicht befassen wollte, einen Gehilfen ausbat. Er bekam ihn

1 A. G. d. v. N. III. 72. — 2 Burg. 190—193. — 3 A. G. d. v. N. 72.

4 Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

5 Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Kompromiß unterschrieben. Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgnis war, so machte er seiner mehreren Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermutetes Hindernis, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außer stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdestoweniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben.[1]

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere, schonende Verhältnis, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Überwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Streit nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte; so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschrift des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eigenen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzten und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen sie, als Stützen der vaterländischen Freiheit und größtenteils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können.[2] Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich be-

1 Strad. 133. 134. — 2 Meteren 81.

handeln zu helfen, deren Interesse auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser mißlichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften ausweichen; ein Weg, den sie zum Teil schon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine bloße Nothilfe war. Auf sie sah die ganze Nation. Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die sie verließen. Ihr Anteil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; so lange sie dem Senat noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion mutlos und unsicher, die sich im Gegenteil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, sobald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieselben Maßregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, mußte den besten Teil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentin zu einer Zeit von Rat entblößte, wo Rat ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Übergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Charakters, nicht unterlassen haben würde, das Übel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüter aufs äußerste zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszusuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stich zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte gestimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Rats und sandte sie zuvor an den König. „Ich sehe nun deutlich," brach er mit verstellter Heftigkeit aus, „daß allen Ratschlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne sei es von mir, meinem Herrn Dienste aufzudringen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Wesen." [1] Das nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in seiner Anklage) aussah wie die Gesundheit.

1 Burgund. 189.

Die Regentin, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete scharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorstellungen, noch das gemeine Beste so viel über Sie vermögen, Sie von diesem Vorsatz zurückzubringen, so sollten Sie wenigstens Ihres eigenen Rufes mehr schonen. Ludwig von Nassau ist Ihr Bruder. Er und Graf Brederode, die Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre Gäste gewesen. Die Bittschrift enthält dasselbe, wovon alle Ihre Vorstellungen im Staatsrat bisher gehandelt haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verschwörung begünstigen?" Es wird nicht gesagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrat getreten ist; ist er es aber, so muß er sich bald eines andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblicken. Egmont, scheint es, ließ sich von den Vorstellungen der Regentin besiegen; Hoorn allein zog sich wirklich auf eines seiner Güter zurück, des Vorsatzes, weder Kaisern noch Königen mehr zu dienen.[1]

Unterdessen hatten sich die Geusen durch alle Provinzen zerstreut und, wo sie sich zeigten, die günstigsten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach war für die Religionsfreiheit alles gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin diese feierlich erklärten, daß künftighin niemand weder Gefängnis, noch Landesverweisung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Fall gleichwohl die Verbundenen allein seine Richter sein würden; und dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter, auf die erste Nachricht von dem gespielten Betrug, angelegen sein ließen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reißen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faktion in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten giebt, deren Wirkung sich auf einen bloßen Augenblick einschränkt, so können Erdichtungen, die sich nur diesen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgestreute Gerücht zwischen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Mut der Protestanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, spielte es denen, welche über Neuerung brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch selbst nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beschönigung diente. Wenn dieser fälschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, so viele Ausschweifungen veranlaßt, so viel Zügellosigkeit und Licenz eingeführt haben, daß

1 Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorns Anklage 118.

der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln sich genötigt sehen mußte.[1] Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs fanden sich die geflüchteten Protestanten in ihrer Heimat wieder ein, von der sie sich nur ungern geschieden hatten; die sich versteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch diese Duldungsakte, schenkten sich ihr jetzt öffentlich und laut.[2] Der Name der Geusen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Insignien zu tragen. Diese letzteren brachten auf dem Geusenpfennig noch die Veränderung an, daß sie zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe darauf setzten, gleichsam um anzudeuten, daß sie jeden Augenblick fertig und bereit stünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlassen. Die Errichtung des Geusenbunds hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geschrei der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in einen Körper furchtbar zusammengezogen und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sah sich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an und glaubte seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmeichelte dem Eitlen; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Absichten auch die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so gut mit dem Throne gemeint, als sie äußerlich scheinen wollte, so würde sich der große Haufen dennoch nur an das Gesetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen sein.

Öffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger sein, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Ware in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürf-

1 Strada 132. 133. — 2 Grot. 22.

tigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calvinisten, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Kantons und einem Teile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtenteils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichtum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Teil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntnis herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Papsttum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Übung und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte.[1]

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation statt haben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Prozeduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Teil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die meisten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu sehen.[2] Sie verstanden also die Regentin absichtlich falsch und ließen die Inquisition, wie die Edikte, fast ganz in Verfall geraten. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angehäuft hatten um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor.

1 Grot. 22. Strad. 136. Burgund. 212. — 2 Grot. 20. Burgund. 203. 204.

Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefürchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Licenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Oudenaarde und Gent und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser Hermann Stricker, aus Oberyssel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegner Enthusiast von fähigem Geist, imposanter Figur und fertiger Zunge, ist der erste, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von siebentausend Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermangelung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten.[1] Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Mut. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden versehen, stellen Posten aus und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienst teilnehmen, wozu besondere Aufpasser bestellt sind. An dem Eingang haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feilbieten. Der Apostel, Hermann Stricker, läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgetürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papsttum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Fluß, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den ersten Zeiten des Christentums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sakramente auf calvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein anderer abgefallener Mönch, Peter Dathen, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntausend Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre An-

1 Burgund. 213. 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schar von siebentausend tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu dringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr als alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welch insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die sie als eine schlechtere Menschenart betrachteten.

zahl macht sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen Ambrosius Bille, einem französischen Calvinisten, zu gleichem Übermute verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen und lassen sich öftere Drohungen entfallen, daß sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblößt, die der Kommandant, aus Furcht vor Verräterei, in das Kastell gezogen hatte, und welche sich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agieren. Die Sektierer gingen in ihrem Übermute so weit, daß sie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese versagte, traten sie in ein Bündnis mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen untereinander in dem genauesten Zusammenhang, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, daß sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederodes Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Mut. Sechzehntausend Menschen brachen an dem nämlichen Tag, wo dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Überfall zu decken. Die Prediger waren teils Deutsche, teils Hugenotten, und redeten in wallonischer Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker sogar fühlten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesetz, keines Häschers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel Redens von sich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden. Ein großer Teil wurde von diesen Predigten wie von lustigen Komödien angezogen, in welchen der Papst, die Väter der trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieses zuging, desto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatschen, wie im Schauspielhause, belohnte den Redner, der es den andern an abenteuerlicher Übertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging demungeachtet in dem Gemüt der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen

Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterliefen; und mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit gesucht hatte, brachte sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, mit zurück. [1]

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermessenheit der Sektierer, bis sie sich endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienst mit einer Eskorte von gewaffneten Reitern im Triumph heimzuführen und so das Gesetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrat sendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um sie zu einer persönlichen Überkunft, und wo möglich zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bange, standen schon im Begriffe, sie zu räumen. Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar diesem Begehren zu willfahren, aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin gesendet, um mit dem Magistrate wegen Einführung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischem Geschrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen geschwornen Feind der Geusen," wurde ihm zugeschrieen; „er bringe Knechtschaft und Inquisition, und er solle unverzüglich die Stadt verlassen." Auch legte sich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Calvinisten dieser Stadt bei dem Magistrat eine Schrift ein, worin sie bewiesen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrat erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hilfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von Oranien schicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel eines Burggrafen von Antwerpen verpflichtet sei. Um das größere Übel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Anteil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentin und den ungestümen Wünschen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen,

1 Strada 132. Burgund. 220—232.

die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergießungen. „Die Geusen sollen leben!" schrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin," schrieen andere, „das ist der, der uns Freiheit bringt!" — „Der ist's," schrieen die Lutheraner, „der uns das Augsburgische Bekenntnis bringt!" — „Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr!" riefen andere; „wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns alles!" Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Luft, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her und rief endlich, da ihm niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: „Bei Gott," rief er, „sie sollten zusehen, was sie thäten, es würde sie einmal reuen, was sie jetzt gethan."[1] Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Übels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien untereinander und in dem Argwohn der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sei, und daß sein erstes Geschäft also sein müsse, die Gemüter zu versichern. Den Reformierten, als den Mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Überredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossaard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Calvinisten, bei ihrem Gottesdienst feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Überfall sicher sein könnten.[2] Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession herausnahm.[3]

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Übermute der Protestanten erhält und für Antwerpen zittert, das sie in Oraniens gefährlichen Händen zu lassen ge-

1 Strada 138. 139. Burg. 233. 234. — 2 Meurs. Guil. Aur., Libr. I. 10. 11.
3 Meteren 83. Burgund. 234.

zwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hilfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Dasein und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sektierer erheben, als sie den Mut der Regentin daniederschlug. Der Konvent kam in einer Lüttichischen Stadt, St. Truyen, zustande, wohin sich Brederode und Ludwig von Nassau an der Spitze von zweitausend Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so achteten sie auf alle Fälle für ratsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereignis für den Bund; das scheinbare Glück derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorher ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man sollte die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühneren Ton annehmen und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Anteil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerem Trieb dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen sie sich übereilterweise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen.[1]

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den letztern, unter denen Ludwig von Nassau, Brederode und Kuilemburg waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorf unweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser beiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien von mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. Man hat die Edikte und Inquisition

1 Burgund. 235. Strada 140.

allzu streng gefunden; ich habe beide gemildert. Man hat auf eine allgemeine Versammlung der Reichsstände angetragen; ich habe diese Bitte vor den König gebracht, weil ich sie aus eigener Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab ich denn nun unwissenderweise noch unterlassen oder gethan, was diese Zusammenkunft in St. Truyen notwendig machte? Ist es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und seinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung ist groß, aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo jene prächtigtönenden Worte, daß man bereit sein würde, lieber zu meinen Füßen zu sterben, als dem König etwas von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die sehr nahe an Aufruhr grenzen und die Republik zum Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie sich dabei berufen. Wenn er dieses mit Stillschweigen duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres Frevels an; wenn er es redlich mit seinem König meint, so kann er bei dieser Ausgelassenheit des Pöbels nicht unthätig feiern. Aber er selbst geht ja dem rasenden Pöbel durch sein gefährliches Beispiel voran, schließt Bündnisse mit den Feinden des Vaterlandes und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte durch seine jetzige strafbare Versammlung."[1]

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputierte Mitglieder im Staatsrat zu Brüssel einreichen läßt. „Alles," lautete diese, „was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsere Bittschrift gethan, haben wir mit dem lebhaftesten Danke empfunden; auch können wir über keine Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, Ihrem Versprechen zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber wenn wir demungeachtet jetzt noch immer und aller Orten her in Erfahrung bringen und mit eigenen Augen uns überzeugen, daß man unsere Mitbürger um der Religion willen vor Gericht schleppt und zum Tode führt, so müssen wir notwendig daraus schließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum mindesten — sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seinerseits versprochen, hat er redlich erfüllt, auch den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, wenn die so lange Verzögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüter mit Argwohn erfüllt und die getäuschte Hoffnung einer allgemeinen Staatenversammlung sie wenig geneigt macht, fernern Versicherungen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit den Feinden des Landes verbunden; auch nie eine Versuchung dazu gefühlt. Sollten sich französische Waffen in den Provinzen sehen lassen, so werden wir, die Verbundenen, als die ersten zu Pferde sitzen, sie daraus zu vertreiben; aber wir wollen aufrichtig gegen Euere Hoheit sein. Wir glauben Zeichen Ihres Unwillens

1 Meteren 84. Burg. 238. 239.

gegen uns in Ihrem Gesichte zu lesen; wir sehen Menschen im ausschließenden Besitz Ihrer Gnade, die durch ihren Haß gegen uns berüchtigt sind. Täglich müssen wir hören, daß vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpesteten, gewarnt wird, daß man uns die Ankunft des Königs wie den Anbruch eines Gerichtstags verkündigt — was ist natürlicher, als daß der Argwohn gegen uns auch den unsrigen endlich erweckte? daß der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man unsere Verbindung zu schwärzen bemüht ist, daß die Kriegsrüstungen des Herzogs von Savoyen und anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns gelten sollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem französischen Hof, um einer spanischen Armee, die nach den Niederlanden bestimmt sein soll, den Durchzug durch dieses Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr, uns aufgefordert haben, auf unsere Selbstverteidigung zu denken und uns durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines, unstetes und schwankendes Gerede beschuldigt man uns eines Anteils an dieser Zügellosigkeit des protestantischen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, daß auch unter uns Protestanten sich befinden, denen eine Duldung der Religionen das willkommenste Geschenk sein würde; aber auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten. Der König ist gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung sein, was wir bei ihm suchen, und ebensowenig kann es Vergessenheit sein, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den Verdiensten, so wir uns um Se. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten sind. Wahr ist es wieder, daß sich Abgeordnete der Lutheraner und Calvinisten in St. Truyen bei uns eingefunden; ja noch mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Band ihnen Sicherheit leisten und sich für eine allgemeine Versammlung der Stände verbürgen wolle. Beides haben wir geglaubt, ihnen zusagen zu müssen, aber unsere Versicherung allein hat keine Kraft, wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen Ihrer vornehmsten Räte bestätigt wird. Unter diesen kann niemand von dem Zustand unserer Sachen so gut unterrichtet sein und es so redlich mit uns meinen, als der Prinz von Oranien und die Grafen von Hoorn und von Egmont. Diese drei nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nötige Vollmacht giebt und uns Versicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen geworben und keine Befehlshaber darüber ernannt werden sollen. Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstreichung es bei dem Könige stehen wird, ob

er sie aufheben oder bestätigen will. Geschieht das erste, so ist es der Billigkeit gemäß, daß man uns einen Termin setze, unsere Personen und Güter in Sicherheit zu bringen; drei Wochen werden dazu genug sein. Endlich und letztens machen wir uns auch unsrerseits anheischig, ohne Zuziehung jener drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen.“ [1]

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sah sich ebensowenig imstande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräten, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwand sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rat, als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nötigte, die Großmut der Geistlichkeit anzusprechen und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden und immer nicht kamen, sah sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in St. Truyen den Vertrag einzugehen, daß sie noch vierundzwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weiteren Schritt unternehmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deswegen auf das nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte. [2]

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate; die Vermehrung des Staatsrats und Aufhebung der zwei übrigen Kurien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Überkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehilfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die De-

1 Meteren 81. 85. Strada 141. sq. Burgund. 240—251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12. — 2 Hopper. §. 117. Burgund. 252. 262.

peschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzuteilen Befehl gab. Öfters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen diesen Beschwerden zum Grunde läge, und jeder noch so gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntnis der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Charakter seiner Landsleute wagte er es, dem König für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er ihm im Gegenteil, von eben dieser Kenntnis geleitet, alle Hoffnung dazu absprach, so lange sie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung zu sein und dem Neide der spanischen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehilfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Beratschlagungen unterworfen.[1]

(1566.) Der König war damals im Busch zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrat versammelte. Beisitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa, Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeister der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberstallmeister des Prinzen; Karl Tyssenacque, Präsident des niederländischen Conseils; der Staatsrat und Siegelbewahrer Hopper[2] und der Staatsrat von Corteville.[3] Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle miteinander in Zusammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall aneinander gereiht und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen sein, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitz einer

1 Hopper. §. 98. 99. 103.

2 Aus dessen Mémoires, als einer mithandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind. — 3 Hopper. §. 111.

Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen und den König zu einer Erweiterung des Staatsrats vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidenen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man es durch einen dritten und herzhafteren Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hof zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem König zu thun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Straflosigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsrats und von Unterdrückung der zwei übrigen Kurien anders als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrat und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben?[1]

Welches aber auch die Quellen dieses Übels sein mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend sei. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveräne Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die stürmische Jahreszeit, als die Gefahr von den französischen und englischen Schiffen, die den Ocean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walchern Besitz nehmen und dem König die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühling nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen: erstlich, daß er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zur Milderung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; drittens, daß er der Ober-

1 Hoppor. § 104.

statthalterin Vollmacht erteilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen oder bereits gerichtlich verurteilt seien, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüter versichert und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zusammenkünfte und Predigten mußten fortan, bei strenger Ahndung, untersagt sein; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterin sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamern Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Notfall neue Truppen zu werben und die Befehlshaber über dieselben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohlgethan sein, wenn Seine Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone schrieben, um ihren Diensteifer zu beleben.[1]

Sobald dem König diese Resolution seines Staatsrats vorgelegt worden, war sein erstes, daß er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzustellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei seinem Entschluß zu erflehen. Er erschien in eigner Person im Staatsrat, um diese Resolution zu genehmigen und sogleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz und verweigerte ihn ganz; verpflichtete sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatschreiben, sich unter der Hand und im stillen kriegerisch zu rüsten: dreitausend Mann Reiterei und zehntausend Mann Fußgänger sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nötigen Briefen versah und ihr eine Summe von dreihunderttausend Goldgulden übermachte.[2] Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte und sie auch fürs künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptsächlich gestellt war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und zweideutige Begnadigung so gut als gar keine war und viel zu sehr von der Willkür abhing, als daß sie die Gemüter hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man sich doch beklagte — so hatte er diesmal doch zu Gunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan; er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem spanischen Con-

1 Hopper. §. 109. 110. 112. 113. — 2 Hopper. §. 118. 124. Burg. 288.

feil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin gestellt. Jetzt kam sie zu spät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

Viertes Buch.

Der Bildersturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht soweit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglich allerdings und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unversöhnlichen Feinde ihrer Partei in seinem eignen Lande zu thun zu geben; sehr natürlich also, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzten, zu übertreiben und sie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten; die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eignes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvent zu St. Truyen verabredet worden, daß in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Teil dem Papsttum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammigen Schoß einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre schon allein darum nicht glaublich, weil diese wütende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu sein, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie aus den

Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumgescheucht und bis zur Verzweiflung gehetzt, genötigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsternis, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphierenden Kirche, wo ihre übermütigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereit liegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen dem Wink eines fanatischen Redners zu Hilfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung ist nötig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Entschluß ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich zu welcher, rennt dieser wütende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armut, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligenbild, worauf sie stoßen, ist ein Siegesmal, das über sie errichtet ist, und jedes muß von ihren rächerischen Händen fallen. Fanatismus giebt dem Greuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Lys und dem Meere. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Äxten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wut begeistert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Erhitzter durch diese verdammliche That und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geradeswegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Calvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern er-

stiegen, die Gemälde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Äxten zerhauen, die Altäre ihrer Zieraten entkleidet und die heiligen Gefäße gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenaarde nachgeahmt; dieselbe Wut ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimat, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrat versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, giebt Antwerpen dem Mutwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche mutwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentiert habe? Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachäfften und die Papisten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhl zu Schlägen. Ähnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geusen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eines, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wütend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werk. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgestellt war, ein altes und sehr wert gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden und

tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Öle werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dies geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugeteilt; jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsternis, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen, und manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstück leuchteten, wurde kein einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich aufs neue; die Mönche und Nonnen lassen alles im Stich, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Vorgangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher, als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hilfe zu eilen, verschanzte man sich in seinen Häusern und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben; auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Besorgt endlich, daß dieses rasende Gesindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Warengewölben gefährlich werden möchte, zugleich mutiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reicheren Bürger, sich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Übermacht der Calvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird

er auf vierhunderttausend Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformierten Prediger, die für ihre Religionspartei erröteten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen.[1]

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksal. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volk vorlegte, waren die Stimmen geteilt, und viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen ratsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputieren: „Es sei ihnen," sagten sie, „von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiel der andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widersetzte man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegenteil aber würden sie stürmen;" ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hilfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmutung; nachdem er aber in Überlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zieraten entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und

1 Meteren 86. Strad. 145—147. Burgund. 294. 295. 300. Hoppor. §. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13. 14.

bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrühreriſchen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigeſetzt war. Dieser Adolph hatte ſeinen Vater mit Krieg überzogen und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängnis geſchleppt; ihm ſelbſt aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schickſal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluch preiszugeben. [1]

Mit den Bilderſtürmern aus Tournay verbanden ſich andere aus Valenciennes, um alle Klöſter des umliegenden Gebiets zu verwüſten, wobei eine koſtbare Bibliothek, an welcher ſeit vielen Jahrhunderten geſammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantiſche drang dieſes verderbliche Beiſpiel. Mecheln, Herzogenbuſch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schickſal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebſt einem Teile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, ſich von dieſen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüſtet. [2]

Von der nämlichen Raſerei, die den ſüdlichen Teil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländiſchen Städte, Amſterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen zu ſehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entſchloſſenheit ihres Magiſtrats der Verwüſtung. Dieſelben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den ſeeländiſchen Inſeln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyſſel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schickſal. [3]

Das Gerücht dieſer Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüſſel, wo die Oberſtatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsrats veranſtaltet hatte. Die Schwärme der Bilderſtürmer dringen ſchon weit ins Brabantiſche vor, und drohen ſogar der Hauptſtadt, wo ihnen ein ſtarker Anhang gewiß iſt, hier unter den Augen der Majeſtät denſelben Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Perſon in Furcht, die ſie ſelbſt im Herzen des Landes, im Kreis der Statthalter und Ritter nicht ſicher glaubt, iſt ſchon im Begriff, nach Mons in Hennegau zu flüchten, welche Stadt ihr der

1 Burgund. 315. 316. — 2 Meteren 85. 87. Strad. 149.
3 Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 15.

Herzog von Arschot zu einem Zufluchtsort aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Mut oder Eifer gefehlt, ihre Fürstin zu schützen; umsonst, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen. daß ihr der Staatsrat nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifelten Entschluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzug seien. Sie giebt Befehl, alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun," sagte ihr der Greis, „daß Sie dieses Ausgangs der Dinge gewärtig sein konnten. Weil ich freier gesprochen habe, als Ihre Höflinge, so haben Sie mir Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das nur verderblichen Anschlägen geöffnet war." Die Regentin räumt ein, daß sie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden sei; jetzt aber dränge sie die Not. „Sind Sie gesonnen," versetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu bestehen?" — „Das bin ich," antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem großen Geheimnis der Regentenkunst, zur Verstellung, und schließen Sie sich scheinbar an die Fürsten an, bis Sie mit ihrer Hilfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie einen Eid ablegen, daß sie mit Ihnen gemeine Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu begegnen. Denjenigen, die sich bereitwillig dazu finden lassen, vertrauen Sie sich als ihren Freunden; aber die andern hüten Sie sich ja durch Geringschätzung abzuschrecken." Viglius hielt sie noch lange durch Worte hin, bis die Fürsten kamen, von denen er wußte, daß sie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtrat den Befehl zu erteilen, daß er die Thore schließen und allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorstellungen gethan hatten. — Die Regentin, die sich in ihrer eignen Residenz gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden ihres Adels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszu-

harren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung, und bewaffnete ihren ganzen Hof.[1]

Jetzt wurde Staatsrat gehalten, dessen endlicher Schluß dahin ging, der Notwendigkeit nachzugeben, die Predigten an den Orten, wo sie bereits angefangen zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebst einigen andern dazu ernannt, mit den Deputierten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen, und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Seiner Majestät zu sein, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem König gegen innere und äußere Feinde thätige Hilfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Bevollmächtigten beider Teile unterzeichnet, der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signiert und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie ihn dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien.[2]

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz giebt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strang, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelt er vier Deputierte von jeder Sprache, oder, wie man sie nannte, den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter

1 Burgund. 330. 331. Hopper. §. 128. Vita Vigl. 48.

2 Meteren 88. 89. 90. Hopper. §. 128. 129—134. Burgund. 333—337. Meurs. L. II. 16. 17.

die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauch untersagt sein. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müßten geborne Niederländer sein, oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu sein. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt sein. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Kontroverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diakonen, sowie zu allen ihren übrigen Konsistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magistrat von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abstattete. Übrigens sollten sie sich desselben Schutzes wie die herrschende Religion zu erfreuen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschließen würde; dann aber jedem freistehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zur Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraaten anvertraut, der ein sanfter Mann war und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, daß der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten und im Dienst des Königs nicht anders als wie ein souveräner Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß es dem Magistrat weit leichter sein würde, diese zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sektierer im freien Felde sich selbst überlassen wären.[1]

Strenger betrug sich der Graf von Megen in Geldern, wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In

[1] Meteren 91. Burgund. 349–354. Strada 153. Hoppor. §. 136. Mours. Gull. Auriac. L. I. 17. 18.

Brüssel bediente sich die Regentin des Vorteils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte? so antwortete sie: wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sei es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr stattfänden. Zugleich aber ließ sie unter der Hand der Bürgerschaft bedeuten, daß dem ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sei. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu.[1]

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft an Montignys Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen und sich außer den Mauern mit einem Gotteshaus zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seien zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber sei, nicht wo die Väter, sondern wo der größere Teil sei. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sei es billig, daß man ihnen das Geld schaffe, eigene zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: „Wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sei, so sei sie zuverlässig die bessere. Kirchen zu bauen, sollte ihnen unverwehrt sein; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuten, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen.“ Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Protestanten doch im Besitze einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten.[2] Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. St. Aldegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abwesenheit des Marquis von Bergen die Statthalterschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformierter Prediger, la Grange, ein Franzose von Geburt, verhetzte die Gemüter, die er durch die Gewalt seiner Beredsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen und im Verweigerungsfall mit einer Übergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calvinisten und ihr Einverständnis mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltsames gegen sie zu unternehmen.[3]

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent und ließ einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottes-

1 Burgund. 345. 346. 354. — 2 Burgund. 356. 357. — 3 Burgund. 359 sq.

dienst erneuert, und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calvinisten, aber nur diesen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Bilderstürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Edelleuten und ein Anhänger des Bundes, Johann Cassembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger bündischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden.[1]

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorn bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von ebensoviel Eifer und schlug ebenso glücklich aus, als was Noircarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edikte gesprochen, zu heftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüte ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleich bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Überkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident Viglius mit seinem Freunde Hopperus um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Großen legten viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Megen, Aremberg, Noircarmes und Barlaimont besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte,

1 Meteren 91. 92. Burgund. 340—343.

übergab es der König seinem Conseil, sich über diesen neuen Vorfall zu beraten.

Granvellas Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monat, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlassen, seien auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seien zum Vorteil der Sekten gewesen, alle andern hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorschein, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen, welche jener aber hartnäckig verleugnete. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottierungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau ineinander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten sein, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geusen, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geusen durch Lehensverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sei. Alles war demzufolge von gleicher Verderbnis angesteckt, und alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Teil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte und dem gemeinen Volke ebensoviele Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem letztern eine Partei und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Not ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Be-

schützer sehr bald im Stiche lassen und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen teilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmütiges Geschenk zu bewilligen.[1]

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Notwendigkeit zu verschwinden. „Jetzt," ließen sich Tyssenacque und Hopperus heraus, „sei die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut seiner eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen von Egmont gethan, tausend Leben zu wagen bereit sei. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich Karl der Fünfte einer beschwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller vereinigten Provinzen."[2] Dieser Meinung waren die meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verschiedener Meinung, wie der Privatvorteil eines jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegenteil bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee," erklärte Figueroa, den die Reihe zuerst traf, zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung sie bestimmt wäre, unnötig belästigen, und zu den Beschwerden, welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegenteil eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unschuldigen von dem Schuldigen unterscheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltsame eines solchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Versuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Mutwille und Leichtsinn den größten Anteil gehabt, von einer ernsthafteren Seite zu sehen und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen;

1 Burgund. 363. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. §. 152. 153.
2 Hopper. §. 142. Burgund. 366.

der Gedanke, den König so weit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung stürzen, worin sie das Äußerste unternehmen würden. Stelle sich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, so begebe er sich des wichtigsten Vorteils, den er über sie habe, seiner landesherrlichen Würde, die ihn um so mächtiger schirme, je mehr er zeige, daß er auf sie allein sich verlasse. Er setze sich dadurch gleichsam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht verlegen sein würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertausche auf diese Art die gewisse Überlegenheit, die ihm sein Verhältnis als Landesfürst gewähre, gegen den ungewissen Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, notwendig einen Teil seiner eigenen Unterthanen zu Grunde richten müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um allen, die sich einer schlimmen Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu verschaffen, sich in Verteidigungsstand zu setzen, und sowohl ihre innern als auswärtigen Hilfsquellen wirken zu lassen. Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht große Dienste leisten; die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden sein. Wüßte man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung im Anzug, wäre seine Erscheinung weniger die eines Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, so würde der Mut aller Guten steigen, und die Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit verderben. Sie würden sich überreden, das Geschehene für weniger bedeutend zu halten, weil es dem König nicht wichtig genug geschienen, deswegen einen gewaltsamen Schritt zu thun. Sie würden sich hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verschlimmern, die vielleicht noch zu retten sei. Auf diesem stillen friedlichen Wege würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen allein würde das ganze Gewicht seines Zornes fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem ungeheuren Aufwand entginge, den der Transport einer spanischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen würde." [1]

„Aber," hub der Herzog von Alba an, „kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? Weil einige Treugesinnte übel dabei fahren, sollen darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war allgemein, warum soll die Strafe es nicht sein? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die übrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es, als die ihrige,

1 Burgund. 386. 387.

daß es jenen so weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, daß sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigten — aber wer steht uns dafür, daß sie es bei der Ankunft des Königs nicht sein werden, da nach jeglichem Berichte der Regentin alles mit schnellen Schritten zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie notwendig ihm eine Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu gegründet, daß sich die Rebellen eines auswärtigen Beistandes versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Gebote steht; ist es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten, den besten niederländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren Treue so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich die Regentin selbst nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht sie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu geben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldisciplinierte und gefürchtete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Forderungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ohnehin seine Person nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er mit seinen rebellischen Unterthanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde gemäß sind."[1]

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Übergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ocean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig sein konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Jahreszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nötigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Castilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den December bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden.[2]

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte notwendig geschehen,

1 Burgund. 381—390. — 2 Hopper. §§. 154. 155. Burgund. 390—392.

ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Ratsversammlungen vorlegen durfte; und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin Clara Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Östreich und Fürstin der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nötigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorige Mal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht ratsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen Gewalt entgegenzusetzen. Übrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem König meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte, und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein niemand kund würde.[1]

(1566.) Während dem, daß man sich in Spanien über diese Sache beratschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zustande; Jung und Alt, der Adel wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehreren Städten eigene Konsistorien und einen eigenen Kirchenrat, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fond zusammenzuschießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im ganzen angingen, sogleich die nötigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogstraaten von den Calvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Übung ihrer Religion durch alle niederländischen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die

1 Meteren 92. Hopper. §§. 144. 145. 146. Burgund. 369. 370.

übrigen anzulocken, hatten sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Über dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformierten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwand nämlich, die nötigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Beisteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benötigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sei es für oder gegen die Regentin, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, daß sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unschlüssig zu machen gesucht haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirne zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großsprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Mut der Partei durch die Eröffnung so reicher Hilfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sei, so gewannen seine Urheber dadurch wenig; die Beisteuern flossen sehr sparsam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung.[1]

Aber der Exceß der Bilderstürmerei, weit entfernt die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte beiden einen unersetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Viglius' Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken, und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calvinisten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken aufs grausamste bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeigen und den Verdacht eines Verständnisses mit den Übelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihm bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

1 Strada 163. Burgund. 374. 375. A. G. d. v. N. III. Tl. 93.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählich den ganzen Bund zu trennen oder wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin allerorten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten ward.[1]

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten sich bei dem König über die üblen Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Diensteifer darthun könnte. Seine Verleumder, ließ ihm der König durch den Präsidenten von Tyssenacque zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefaßt seien, daß es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverän komme es zu, zu beratschlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souveräns unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten, als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm schuld, daß er nicht alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektierer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur

1 Thuan. II. 507. Strada 164. 165. Meteren 93.

wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Freund mußte man Kunst und Betrug zu Hilfe rufen. Auch Oranien hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eitlen Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern um von dieser Beschwerde den Übergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn seiner Ämter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentin gethan, stets aber unter den stärksten Beteuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, erteilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit ebenso starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen sein sollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätz gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rat aus, und äußerte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen.[1]

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses Heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin insgeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eigenen Handschrift erhalten und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph cirkulieren lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier in jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem

[1] Hopper. §. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Beilage.

König anlag, ihre Depeschen ins Künftige sogleich zu vernichten. Wilhelms Wachsamkeit schränkte sich nicht bloß auf den spanischen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und einige beschuldigen ihn sogar, daß die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluß gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin sich dieser über die schöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verschuldung des niederländischen Volks dem König jetzt gegeben sei, eine willkürliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum riet er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künste zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, sowie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwischen würden; und er habe geschworen ein Beispiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müßte er auch alle seine Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien schrieben, und worin sie über die zurücksetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe.[1]

(1566.) Den Brief des Ministers Alava, nebst einigen andern, die aus Spanien datiert waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seinen schlimmen Absichten wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogstraaten bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin sich diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich miteinander die nötigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreist, daß man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger fester Plätze versichern müsse. Dem König müsse man, es koste auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten und, wenn er sich dessenungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurchschlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich,

1 Reidan 3. Thuan. 507. Burgund. 401. Meteren 94. Strada 160.

der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündnis zu negociieren, und aus letzterem Reiche viertausend Reiter nebst einer verhältnismäßigen Anzahl Fußvolk zusammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nötige Geld einzutreiben, und die reformierten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stiche lassen. Aber Wilhelm, vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sei in der That aufgehoben, die Plakate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verstattet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grund, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sei, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf alles ein wachsames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sei zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, so ist kein Zweifel, daß eine so mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Ansehen ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätte entgegensetzen können, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Mut der versammelten Ritter wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf von Egmont sie überraschte. „Lieber," sagte er, „mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüt seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny giebt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsere Treue zu setzen; und dazu, deucht mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und durch mein künftiges Verhalten, womöglich den Verdacht auszulöschen, den meine bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und teuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird

man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so billige, so gnädige Gesinnungen gehegt, und so nachdrücklich, so heilig mir beteuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dies ist es, wozu ich Sie alle durch meinen Rat und durch mein Beispiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die meisten unsrer Brüder sich neigen. Ich meinesteils fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade."[1]

Umsonst bemühten sich Nassau, Hoorn und Oranien, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken seiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnis. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham, als aus Parteigeist, hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundsätzen, die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsagen, der ihm so angenehm klang, hatte er doch etwas thun müssen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetrug auf, und scheuchte ihn eilfertig zu seiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan scheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiß auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklärung machte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beschlossen zu haben. Alle, die in Dendermonde zusammengekommen waren, wurden im Staatsrat zu Brüssel erwartet; aber nur Egmont verfügte sich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforschen, aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abschrift mitgenommen hatte, und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte sie sich darüber, aber sie faßte sich bald, und erklärte ihn dreistweg für unterge-

1 Thuan. 507. Burgund. 405. 406. Meteren 95.

schoben. „Wie kann," sagte sie, „dieser Brief wirklich von Alava herrühren, da ich doch keinen vermisse, und derjenige, der ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht geschont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges Paket noch gefehlt hat, und auch kein Bote ausgeblieben ist? Und wie läßt es sich denken, daß der König einen Alava zum Herrn eines Geheimnisses gemacht haben sollte, das er mir selbst nicht einmal würde preisgegeben haben?"[1]

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdessen eilte die Regentin, den Vorteil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog Erich von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Megen, von Aremberg und andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstand, ihrer am nötigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen Walderfinger, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewachte, und seine Maßregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont steuerte die Geistlichkeit in Flandern vierzigtausend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Teil in die bedenklichsten Plätze verteilte. Jeder Statthalter mußte seine Kriegsmacht verstärken, und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einschlagen werde.

Ihrer Überlegenheit versichert, und dieses mächtigen Beistandes gewiß, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Notwendigkeit erteilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Übertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu

[1] Burgund. 408. Meteren 95. Grot. 23.

trauen, zu begraben wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Wortes wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Übertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädikanten wurde unter dem Vorwande, daß sie ihr Amt an einem andern Platz, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Prozeß gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen ausgepreßt, nicht für gebunden halte.[1]

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs teilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Calvinisten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen.[2] Die Nähe Frankreichs, dem es sowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, daß man diese Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur destomehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstande der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen sie das genaueste Verständnis unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noircarmes, Herr von St. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von seiten des Magistrats Deputierte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Teil, sich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnieen Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eigenen Sohn zum Geisel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger

1 Meteren 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs. Guil. Auriac. 21.

2 Es war ein Sprichwort in Hennegau, und ist es vielleicht noch, die Provinz stehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada 174.

Peregrine le Grange an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun sein mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man Noircarmes diese Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten, gegen alle Gesetze des Völkerrechts, in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt sie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellin erklärt, und Noircarmes erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrühreriſchen Stadt mit Rat, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zugesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog Noircarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen (1566), nahm St. Amand in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den überbliebenen Rotten der Bilderstürmer in der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverständnis mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. Noircarmes begnügt sich, das protestantische Konsistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Verteidigung an, fest entschlossen, es aufs äußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Mut verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs äußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hilfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen einer langen Blockade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens; er ließ also die Laufgräben eröffnen und schickte sich an, die Stadt einzuschließen.[1]

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählich bis auf den dritten Teil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahreszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Übung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten und, ehe sie das Äußerste wagte, alle unschuldigen Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentin zu deputieren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt diesen Auftrag, muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatze, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Bürgschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen strafe

1 Burgund. 379. 411—418. Meteren 98. 99. Strada 176. Vigl. ad Hopper. Epist. 2. 21.

und alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß sie den Bund in den Augen des Volkes herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sei, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung sehr verschieden war. „Wer diese Verbundenen sind, die sich in dieser Schrift an mich wenden, ist mir in der That ein Geheimnis. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun hatte, sind, wie ich nicht anders weiß, auseinander gegangen. Alle wenigstens können an dieser Klagschrift nicht teilhaben, denn ich selbst kenne viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten sind. Wer es aber auch sei, der sich hier ohne Fug und Recht und ohne Namen an mich wendet, so hat er meinen Worten wenigstens eine sehr falsche Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert habe. Niemand kann es unbekannt sein, wie schwer es mir schon geworden ist, die Predigten an den Orten zuzugeben, wo sie sich selbst eingeführt haben, und dieses kann doch wohl nicht für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen sollen, diese gesetzwidrigen Konsistorien in Schutz zu nehmen, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich so weit vergessen können, einer verwerflichen Sekte diese gesetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche und in der Republik umzukehren und meine heilige Religion so abscheulich zu lästern? Haltet euch an den, der euch diese Erlaubnis gegeben hat; mit mir aber müßt ihr nicht rechten. Ihr beschuldigt mich, daß ich den Vertrag verletzt habe, der euch Straflosigkeit und Sicherheit gewährte? Das Vergangene hab ich euch erlassen, nicht aber, was ihr künftig begehen würdet. Eure Bittschrift vom vorigen April sollte keinem von euch Nachteil bringen, und das hat sie, meines Wissens, auch nicht gethan; aber wer sich neuerdings gegen die Majestät des Königs vergangen, mag die Folgen seines Frevels tragen. Endlich, wie könnt ihr euch unterstehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerst gebrochen habt? Auf wessen Anstiften wurden die Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen gestürzt und die Städte zur Rebellion hingerissen? Wer hat Bündnisse mit fremden Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angestellt und von den Unterthanen des Königs gesetzwidrige Steuern eingetrieben? Deswegen habe ich Truppen zusammengezogen, deswegen die Edikte geschärft. Wer mir

anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem Vaterlande und dem Könige meinen, und wenn ihr euch selbst liebt, so sehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entschuldigt, anstatt die meinigen zu richten." [1]

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu sein, konnte die Regentin eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, daß eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie sich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das letzte, und fingen mit Ernst an, zu ihrer Verteidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte Ludwig von Nassau die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der augsburgischen Konfession beizutreten und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschließen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Calvinisten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu womöglich noch überstieg, den sie gegen das Papsttum trugen. Nassau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befestigte seine Schlösser; Brederode warf sich mit einem kleinen Heere in seine feste Stadt Viane an dem Leck, über welche er sich Souveränitätsrechte anmaßte, und die er eilig in Verteidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bunde und den Ausgang von Nassaus Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschieren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Teile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, so mußte sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden. [2]

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Überlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Ratsherrn Merode von Petersheim, den sie zum

1 Thuan. 523. 524. Strada 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren 96. 97.
2 Thuan. 524. Strada 169. A. G. d. v. N. XXII. Bd., 95. Vigl. ad Hopper. Epist. 3.

Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen Anton von Bomberg, einen hitzigen Calvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Mut seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten und die Anschläge der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Gesandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, welches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, daß dieser sich in toller Wut an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von achthundert Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfall mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg besetzte mit seinem Anhange das Rathaus und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederodes Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sei. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb.[1]

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf von Megen auf Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane kampierte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienst machte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane bestreichen konnte. Brederode, der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verließ mit dem besten Teil seines Heeres diesen Waffenplatz und eilte nach Amsterdam.[2]

1 Thuan. 525. Strada 170. Burgund. 423. 424. 427. 428. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.
2 A. G. d. v. N. 98. 99. Strada 170. Vigl. ad Hopper. 5. Brief.

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben und Brederode seine Schlösser befestigt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte gießen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlag gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu sein, die vornehmsten Plätze seiner Statthalterschaft in seine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er Brederodes Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im stillen nach allen Kräften zu befördern gesucht hatte.[1]

Der wichtigste Platz war die seeländische Insel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermutete; und diese zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann von Marnix, Herr von Thoulouse, Philipps von St. Aldegonde Bruder, über sich nahm (1567). Thoulouse unterhielt mit dem gewesenen Amtmann von Middelburg, Peter Haak, ein geheimes Verständnis, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte, in Middelburg und Vließingen Besatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen angestellt wurde, konnte so still nicht vor sich gehen, daß der Magistrat nicht Verdacht schöpfte. Um nun diesen zu beruhigen und seinen Anschlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Diensten des Staats wären oder sonst Geschäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß sie ungesäumt die Stadt räumen sollten. Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Schelde eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vließingen schon vor ihrem Anschlage gewarnt war, so versagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vorteil einen Aufstand zu erregen. Thoulouse ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Osterweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken und den Mut seiner Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine Nähe

1 Grotius 23.

frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformierten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das geusische Heer bei Viane so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundesverwandten zu Hilfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unversehens und richtete sie in einem schrecklichen Blutbade zu Grunde. Thoulouse warf sich mit dem kleinen Überrest seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Mute eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die wenigen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouse selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden aufrieb, war für den Überwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen.[1]

Ehe die Schlacht anging, ahnte man in Antwerpen nichts von dem Angriff. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Calvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des Thoulouse zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiß zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Osterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen mochte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren

1 Meteren 97. 98. Burgund. 440 441. Strada 171. 172. Thuan. Libr. 41.

zerteilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Fahnen unterscheiden und die Stimmen der Überwinder wie der Überwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckt hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemalt lesen; Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wut der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Thoulouses letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wütenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut schreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Witwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Calvinisten zu den Waffen, entschlossen ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem roten Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! Das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verraten, wir sind gefangen, schreien alle. Verderben über die Papisten, Verderben über den, der uns verraten hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Calvinisten zu verderben. Ihre Verteidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch schlimmeres im Hinterhalte; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüter. Jede Partei fürchtet von der andern; jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Geheimnis vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen, ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird und durch die starke

Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformiert heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughause genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wütenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraaten, von dem Bürgermeister Strahlen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als um den Sieger, wer er auch sei, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden sein. Umsonst, diese rasenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegensten darunter wagt es sogar sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einen Verräter zu schelten. Mit tumultuarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum roten Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie thäten; in der Vorstadt warteten sechshundert feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Not und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufsitzen ließ, um unter Vergünstigung desselben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich beizeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beispiel folgt. Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt und zugleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, um so die Nächsten an diesem wieder, daß endlich die Wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den sechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte und eine tumultuarische Nacht unter den Waffen durchwachte.[1]

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieser dringenden Not versammelt Oranien

1 Burgund. 444—447. Strada 172.

einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtschaffensten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Übermut der Calvinisten niederschlagen wolle, sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sei, sie zu empfangen. Es wurde also beschlossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrschsucht der Calvinisten, die, auf ihren Reichtum stolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte schon längst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegeneinander war von einer unversöhnlicheren Art, als der Haß, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformierten, zu beschränken, von deren Wachstum das meiste zu fürchten war. Aus diesem Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwächern Teil, und die Friedfertigsten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen, und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Haß durch Kontroverspredigten in steter Übung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahn, daß der König von ihrem Religionsbekenntnis billiger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verständnis mit den Reformierten zu beflecken. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zustande zu bringen, da es darauf ankam, so verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Calvinisten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heeres fing die Beredsamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Calvinisten, obgleich im Besitze der Waffen und des Geschützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformierten, und diesen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner.[1]

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem fürchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformierten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von

1 Thuan. 526. 527. Burgund. 448—451. Strada 173. Meteren 97. 98.

den letzten gegen die Katholiken geschehen.[1] Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noircarmes mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusischen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Übergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sei es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturmes, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten, und den treugesinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten stieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenossen besser benutzt werden konnte, so lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubnis zur Stürmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man sich begnügen, bloß die Maschinen zu dem Sturme zuzurichten und, ehe man ihn wirklich anfinge, erst eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu lassen; wenn auch dann die Übergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu diesem äußersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen von Egmont, nebst dem Herzog von Arschot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputierten der Stadt und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Thoulouse geschlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sei; daß der Graf von Megen das geusische Heer von der Stadt abgeschnitten, und daß sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu verteidigen; jedem, der es nicht wolle, vergönnt sein, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputierten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte

[1] Meteren 97.

von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. Thoulouse, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sei im Anzuge, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging soweit, daß man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Ratsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Teilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern oder gewärtig sein, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformierten und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben und in ihr Schicksal nicht mit vermengt sein wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Kniee, sich seine Fürsprache zu erwerben, aber Noircarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie ungern nach Valenciennes zurück. Die Notwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache, wie das erstere, zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Überreste gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. Egmont war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrüstet, daß er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke rekognoszierte und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sei.[1]

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin und genießt einer ebenso festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Türme beschützt,

1 Thuan. 528. Strada 178. Burgund. 466.

scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässigerweise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen, und erobert in einer stürmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf verteilt er die Stadt unter den Grafen von Bossu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Barlaimont; einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thor gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit sehr wenigem Verlust, in gleicher Höhe mit den Festungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade bestürmen. Der Nikolausturm, auf welchen die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört und an dem Thore selbst eine so starke Bresche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feind überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung sechsunddreißig Stunden gedauert und dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt Noircarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen und seine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; sechsunddreißig der schlimmsten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Bresse, ein anderer reformierter Prediger, sich befinden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitlichen Personen verlieren ihre Ämter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt und der protestantische vernichtet; der Bischof von

Arras muß seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung.[1]

(1567.) Der Übergang von Valenciennes, auf welchen Platz aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehen. Noircarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschierte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die geusische Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, daß sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzogin sogleich in Freiheit gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischof, den die herrschende Partei der Reformierten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zuruf die Thore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenaarde unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas später und mit größerer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trotzten.[2] Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, alles weicht den siegreichen Waffen der Herzogin. Der Mut der Aufrührer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung.[3]

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so ineinander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vorteil der Protestanten

1 Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strada 178—180. Burgund. 462—465.
2 Vigl. ad Hopper. Epist. 1. 21. — 3 Burgund. 466. 473—475.

in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Notmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinktionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu sein, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, um seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu sein, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachteilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe ebenso schädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogstraaten, von Hoorn und mit mehreren von dem höheren Adel. Die Statthalterin sah die Notwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen mußte, und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, und Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln, und sich gegen jeden, ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch die

sen Eid hoffte sie nicht sowohl die Gemüter zu erforschen, und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Offizieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von seiten des Hofes abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der erste, der ihn im Staatsrate zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiel folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont; Hoogstraaten und Hoorn suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benötigt sei, hatte sie ihm jene Provinz entzogen, und an einen andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraaten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu sein glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben.[1]

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloß er sich endlich zu dem letzteren und entging dadurch einem Meineid.[2]

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieser Reinigung zu bedürfen schien, und wegen der großen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze, wie gegen einen Brederode oder seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Ämter, wozu er sich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl

1 Meteren 99. Strada 180 sq. Grot. 24. — 2 Burgund. 421. 422.

voraussah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen und seine wahren Gesinnungen durch keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Beratschlagung in Dendermonde unwiderruflich beschlossen, aus dem Dienst des Königs von Spanien zu treten und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wußte, unter Herzog Albas Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heeres konnte man hoffen, vorteilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nötige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen, und ihn in diesem dringenden Bedürfnis im Stiche ließen?[1] Eifersucht und Religionshaß trennten noch dazu beide protestantische Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformierten vor dem Augsburgischen Bekenntnis hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war, und dem Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Ver=

1 Wie wacker der Wille und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiel. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschießen, bis eine Summe von elftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste, mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirtin des Grafen von Brederode auf Abschlag seiner nicht bezahlten Zeche überließ. A. G. d. v. N. III. Bd.

weilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Über die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft sein. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstund, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in den Menschencharakter und zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurteilte er sein eigenes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine anderen, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit riet ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verleugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle übeln Folgen zu Gemüte führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowohl, als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezichtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben und in Privatgeschäften vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstraatens Beisein, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sei; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden, ohne Unterschied, den

man an ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sei, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandten, seine eigenen Söhne, ja seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sei, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich allem unterziehen müssen, was dem König einfiele, ihm zuzumuten; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuten, wovor ihm schaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille.[1]

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtnis zu bringen und in dieser dringenden Lage ihre Thätigkeit anzufrischen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe diese Privilegien und Rechte so gut als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide sei ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser, noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er sich ja daran stieße, durch eine eigene Klausel ausdrücklich davon freisprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühl widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nötigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde nach den Niederlanden kommen," sagte er, „und er kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer von seinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und darum habe er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Lose aus Zwang unterwerfen müsse. Doch," schloß er, „würde er sich, wo er auch sein möge, stets als ein Unterthan des Königs betragen." Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte.[2]

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die seinige zu bewirken. Er brachte eine Zusammen-

1 Burgund. 456—458. Strada 182. 183. — 2 Burgund. 456. 458. Strada 182. 183.

kunft mit dem letztern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmont vor seinem Abschied noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, womöglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureißen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebroeck, einem Dorf an der Rupel, zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformierten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlag dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornstein des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging.[1] Alle drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf diesem Vorsatz bestehst," sagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderst," versetzte jener. „Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem Schicksale, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rat und That habe nahe sein wollen in der Stunde der Not; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, sich einem Volke wiederzuschenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sei.

Aber alle noch so lichtvollen Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmernis der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübsinnigen verzagenden Seele, und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schoße des Überflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Wert für ihn besaß, und dies alles, um einem Übel zu entgehen, das sein leichter Mut noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Mut verzagte, die eine erhabene Philosophie

1 Meteren.

allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin." — „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder.[1]

Gleich den folgenden Tag schrieb Oranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nötig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglicher sicher glaubte; eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urteile kaum zu vereinigen ist, das er in so vielen andern Fällen von dem Gemütscharakter seines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten sich die Häupter der Calvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob alles unrettbar verloren sei? — „Er habe ihnen ehemals den Rat gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntnisse beitreten sollten; dann wäre ihnen Hilfe aus Deutschland gewiß. Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten sie ihm sechsmalhunderttausend Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn sie könnten." — „Das erste," erwiderten sie, „streite mit ihrer Überzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rat werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er solches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdruß, „wenn ich das wissen lassen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch

1 Thuan. 527. Strada 183. Meteren 95. Burgund. 470. 471. Mours. 28.

ab und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch zwanzigtausend Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Notwendigkeit unterlegen und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im stillen mit sich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn einige, wie er sich ins künftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig," war seine Antwort, „es sei denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Dillenburg im Nassauischen zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraaten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm teilen, als einem ungewissen Schicksal leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn angebetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Calvinisten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten ein Ärgernis gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war.[1] (1567.)

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

Gleich nach genommenem Abschied von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hof der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühl und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Oraniens ernste Warnung über sein Gemüt gezogen hatte. Die Flucht des letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz

1 Meteren 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grot. 26.

Brüssel mußte seine Freude mit ihm teilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraaten, seinem alten Freund, wie auch dem ganzen Überreste der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schoß der Kirche zurückzutreten und sich mit ihrem König zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Teile voneinander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Kompromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrieen die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten.[1]

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden. Alles wich dem Glück der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzug gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; Hermann und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüter fingen allmählich an, sich zu sammeln und, von keinem wütenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Ratschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Albas gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritt überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne, noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in

1 Strada 184. Burgund. 472.

Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformierten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wieder herzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Anteil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt sein, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformierten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklicheren Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrat zu beurlauben, widerstanden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrieen sie, liederlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen würde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Calvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sei, hatte man sie in ein Bündnis wider die Calvinisten verflochten und letztere durch ihre Beihilfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksal ihre Thorheit beweinen.[1]

1 Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reidan. 5. Strada 187. 188. Meteren 99. 100. Burgund. 477. 478.

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldenen Vließes, allen Statthaltern und Räten, von ihrem ganzen Hof und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wütend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Calvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offnem Lande den Drossaarten in die Hände fielen, und als Raubgesindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden.[1]

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Württemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Konfession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamiert, dessen auch Brabant, als ein Reichsstand, teilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentin, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, sie unter dem Schein von Ehrenbezeugungen so scharf bewachen zu lassen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen,

1 Thuan. 529. Strada 178. Meteren 99. 100. Burgund. 482. 484.

möchte man beinahe schließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sei. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgische Bekenntnis, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende sein, aber äußerst unnatürlich und unerlaubt sei es, die Anhänger desselben durch so grausame Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von Starhemberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Anteil, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sei es klar, daß sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluß über sein Verfahren enthalten sei, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtnis in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem König in Spanien überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der unrühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentin ingeheim die Erklärung, daß sich sein Herr diesem Schritt aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sei.[1] Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stich gelassen und sich mit Hilfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Mut der Protestanten aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretäre, Jakob de la Torre, an den Rat von Amsterdam, und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sei, des Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederodes

1 Strada 188. Burgund. 487—489.

Gefolge in seinem Zimmer überfallen und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfall hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirtsrechnung zu vergrößern, während dem, daß sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode nach dem Beispiel Oraniens, der Notwendigkeit zu weichen und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrate seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Bankiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtrats vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den größten Teil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen sein, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Los fiel seiner Witwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederodens Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, sowie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.[1]

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überließ, war mutig und tapfer, und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Mut und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nötigte sie, diesem Anschlag zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo sie sich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nötigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebst

1 Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. N. 104.

einigen friesischen Edelleuten, Beima und Galama, warfen sich mit hundert und zwanzig Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorn auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmann in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urteil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelsten Geblüt, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüte der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein, und entkamen glücklich ins Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspättet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nordholland, und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Noircarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Überrest der geusischen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunschweig bei Viane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Rennesse, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr als tote Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe.[1] Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen von Hoogstraaten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beispiel gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und Thoulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwert des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

1 Meteren 100. 101. Thuan. 530. Burgund. 490—492. Strada 189. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 34. A. G. d. v. N. 105.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt und das Ansehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unsinn der Bilderstürmer einen näheren Anteil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigene gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu teurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß er vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation, das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heeres brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentin nicht unterwor-

sen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Südersee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfalle ihres Wohlstandes entgegen.[1] Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Mut der Bürger durch schöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem König und der Kirche gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, daß man wohl noch Mittel finden könnte, diesem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sei, einem andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben, und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksstandes mit sich: bei weitem der größte Teil bettelte sich dahin, und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände und rechtschaffene Bürger.[2]

Und nun eilte die Regentin, dem König eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sei, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und daß sie sich stark genug glaube, sie darin zu erhalten. Die Sekten seien ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängnis; die Städte seien ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sei mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seien, und indem sie den Bürger in neue Unkosten stürze,

1 A. G. d. v. N. 105. — 2 Meteren 101. Meurs. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 34. Grot. 26.

ihn zugleich des einzigen Mittels zur Herbeischaffung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heeres habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen sei, so könnte man zu diesem Heer keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Notwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüter aufs neue erbittern, die Protestanten aufs äußerste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie von dem fremden Kriegsheere befreit sein sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs neue zu stören.[1]

Albas Rüstung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granvella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Großinquisitor, Spinosa, und der Herzog von Alba, jeder von seinem Haß, seinem Verfolgungsgeist oder seinem Privatvorteil geleitet, hatten die gelindern Ratschläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters, Fresneda, überstimmt.[2] Der Tumult sei für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen sein würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem König eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zweck sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoß gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schie-

1 Strada 197. — 2 Strada 193 sq.

nen sich mit dem maschinenmäßigen Takt seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gang seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von außen her auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Notwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläuftigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nötig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomes, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hilfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so notwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Mut der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die ferneren Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs äußerste zu treiben, hatte er die weitläuftigsten und lautesten Anstalten zu dieser Reise getroffen und alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Offiziere angestellt und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem König von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen, und den Herzog von Savoyen um Rat fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sei. Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichnis aufsetzen, und ihre Entfernungen voneinander aufs genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzog die nötigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sei. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten und

in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich sein möchte, obgleich manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnötigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eigenen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländische Adel eine Mäßigung, die er dem Souverän nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Albas wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben.[1]

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem König zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekönige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatze im genuesischen Gebiete abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritt in die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Un=

1 Strada 193. 200. Meteren 103.

kosten sowohl als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu bestreiten.[1]

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten hatte, wandte sich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte bloß die Bedingung, zweitausend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt sein möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nötigen Proviant zu versorgen.[2]

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubünder in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karln dem Neunten an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödliche Wunde zu versetzen. Mit Hilfe der Schweizer, der Genfer und seiner eigenen protestantischen Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes sein, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Pässen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von fünfzigtausend Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karln dem Neunten unter einem anständigen Vorwand abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen.[3]

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Carthagena unter Segel und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nötigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen — eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Verteidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntausend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und

1 Meteren 104. Burgund. 412. Strada 106. — 2 Strada 198. 199. — 3 Strada 196. Burgund. 497.

die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größeren Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Überresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte; mordlustige, undurchbrechliche Scharen, in denen der alte makedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz, und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurst und angestammten Mute kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutz zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nötigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen.[1] Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des athenienfischen Feldherrn Iphikrates in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwang zusammengehalten worden, desto wütender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fußvolk, ungefähr neuntausend Köpfe stark und größtenteils Spanier, verteilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alfons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen dreitausendzweihundertdreißig Mann aus-

1 Der bacchantische Aufzug dieses Heeres kontrastierte seltsam genug mit dem finstern Ernst und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zweckes. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie notgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigne Disciplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und sonderten sich mit strenger Etikette nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie ihnen das Los gefallen war, und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. Meteren 104.

machte; Sancho von Lodoño die mailändische, zweitausendzweihundert Mann unter zehn Fahnen; die sicilianische Brigade zu ebensoviel Fahnen und eintausendsechshundert Mann kommandierte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten,[1] und Gonsalo von Bracamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn spanische Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beschenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrener Kriegsbaumeister, Franz Paciotto, aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der größte Teil unter Karl dem Fünften in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehn spanischen Helden, die unweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen, und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta und Graf Martinengo — alle von edeln Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen.[2]

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen verteilt, über den Berg Cenis, desselben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen sein. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodoño an die Seite gab, das Mittel und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra, nebst dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrat in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchgang vollendet.

1 Derselbe, unter dessen Befehlen eines von den spanischen Regimentern gestanden, worüber sieben Jahre vorher von den Generalstaaten so viel Streit erhoben worden. — 2 Strada 200. 201. Burgund. 393. Meteren 104.

Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliierte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen und abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Isère setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Dritteil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vorteil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen sein würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt;[1] und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob die Klugheit seines Führers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.[2]

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noircarmes und Barlaimont im spanischen Lager, dem Herzog zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Teil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Scharen aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwer-

1 Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Herde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigentümer das Geraubte wieder zurückschickte und die Thäter zum Strange verurteilte. Dieses Urteil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an einem von den dreien vollzogen, den das Los auf der Trommel traf. Strada 202.

2 Burgund. 496. 497. Strada l. c.

fung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Ketzer," rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward.[1]

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sei, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartegeld gezogen, auseinandergehen. Dreitausendsechshundert Mann wurden unter Lodronas Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnismäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete.[2]

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzug mit einer Bangigkeit wie dem Anbruch eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort.[3] Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter sein, als sie der Regentin kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süßigkeit der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vorteile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit rascheren Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphieren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herr-

1 Meteren 105. Meurs. 37. Strada 202. Watson. Tom. II. p. 9.
2 Strada 203. — 3 Strada, l. c.

schaft desto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählich zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrat Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Teilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geist, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung sein würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wieder hergestellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten, und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heeres zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte.[1]

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft sein, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmut weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu thun, ihre Urheber zu be-

1 Meteren 104. Burgund. 470. Strada 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXX. Brief.

strafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Kommission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläuftig sein dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Ratsversammlungen und Ständen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte.[1]

Eine tote Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Überall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnis des neuen Statthalters nicht zu Hilfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Mutwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr, wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert, und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüter hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein erstes mußte sein, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen

1 Strada 203. Meteren 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern, und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für ratsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesichte, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Mute in diesem Hause aus- und einzugehen, bewirtete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirten. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweitenmal wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sei, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraaten, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen, unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdacht war, die Calvinisten begünstigt zu haben, ein anderer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräte und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte, und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Teilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der

Herzog suchte die Beratschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Kuriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der übrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeister Paciotto bei der Beratschlagung mit zugegen sein, und ihm die Risse zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodronas Anschlag glücklich von statten gegangen sei, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräte von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schar spanischer Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch faßte er sich bald wieder und nahm seinen Degen mit gelassenem Anstand von der Seite. „Dieser Stahl,“ sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück verteidigt.“ Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Offizier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr soeben nach Hause kehren wollte. Hoorns erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen!“ rief er aus, „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm teile.“ Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Haus unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnisvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; alle frohlockten, daß Oranien entronnen sei. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen sein, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts,“ sagt er, „weil man den Schweigenden entwischen ließ.“ Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraaten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er krankheitshalber war genötigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben.[1]

1 Meteren 108. Strada 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39 A. G. d. v. N. III. Bd. 112.

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen mußte, dem spanischen Obristen Alfons von Ulloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besonderen Orte gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten bethören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urteil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtausend Einwohner den Wanderstab, außer den hunderttausend, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war;[1] aber viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ, und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelassen, um nichts als Atem und Freiheit zu retten.[2]

Albas erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Albas erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze

1 Ein großer Teil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verstärken, die von dem Durchzug der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen, und Karln den Neunten jetzt aufs äußerste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marsch der spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sei, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von rechtswegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bedrängnis ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier geraten sei. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem ansehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich stoßen, und erbot sich sogar, es in eigner Person zu befehligen, welches letztere man sich aber verbat. Strada 206. Thuan. 541.

2 Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren 108. A. G. d. v. N. 113.

vorige Strenge zurückzuführen.[1] Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesamte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urteil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Anteil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; alle, die gegen die trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen — alle, ohne Unterschied, seien in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrat lege, und diese Strafe solle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiel und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden.[2] Nach dieser Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eines von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner Großmut und Menschlichkeit zum Geschenk.

Durch diesen ebenso fein ausgesonnenen, als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüter unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urteil vollstrecken lassen wollte, das über alle, ohne Ausnahme, gefällt war, so hielt jeder einzelne sich stille, um, womöglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen, und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld, und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Wert des Lebens und des Eigentums gleichkam. Da

1 Meurs. Guil. Auriac. 38. Meteren 105. — 2 Meteren 107.

dieses Strafgericht aber bei weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der größeren durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert; und für einen, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren zehn andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Besitz seiner Herrschaft, so lange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verscherzte diesen Vorteil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die jeden ohne Ausnahme drückte.[1]

Um aber nun diesem blutigen Geschäfte, das sich täglich unter seinen Händen häufte, mehr gewachsen zu sein, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite sein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urteil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs war er selbst, und nach ihm ein gewisser Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eigenes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Notzucht verübt hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, in dessen Gemüt sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswürdigkeit endlich die Geschichtschreiber beider Parteien miteinander einstimmig sind.[2] Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erschienen sind; Hadrian Nicolai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Asset, Präsidenten von Artois und Flandern; Jakob Hesselts und Johann de la Porte, Räte von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie, und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius' Vorstellungen wurde der geheime Rat mit einem Anteil an diesem Gerichte verschont; auch aus dem großen Rate zu Mecheln wurde niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur ratgebend, nicht beschließend, welches letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räte versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand.

1 Thuan. II. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

2 Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Auriac. 38. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meteren 105.

Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltener zu werden und seinem Liebling Vargas zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehilfen sein mußten, bis auf den spanischen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre aus den Versammlungen wegblieben.[1] Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nahe es dabei war, daß sie selbst die Heiligtümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Kontrakte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profaniert und preisgegeben hätten.[2]

Von dem Rat der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, der Rat der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutrats, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation statt. Seine Urteile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, sodaß beinahe alle andern Justizhöfe ruhten. Der große Rat zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehen des Staatsrats fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinett, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rat der Unruhen in Anschlag.[3] Alle Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigste Auslegung und Änderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe gethan, und eine bei-

1 Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurteil über den Bürgermeister Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren 105.

2 Meteren 106. Zu einem Beispiel, mit welchem fühllosen Leichtsinn die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrat behandelt worden, mag dienen, was von dem Rat Hesselts erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrenteils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurteil zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem Hesselts ist noch merkwürdig, daß ihm seine Gattin, eine Nichte des Präsidenten Viglius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. A. G. v. d. N. 114.

3 In einem schlechten Latein richtete Vargas die niederländische Freiheit zu Grunde. Non curamus vestros privilegios antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

spiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heiratsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewußt hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, wes Standes und Würden sie auch sein möchten, bei Strafe an Leib und Gut untersagte, ohne vorhergeschehene Anfrage bei ihm und ohne seine Bewilligung eine Heirat zu schließen.[1]

Alle, die der Rat der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate, wie der Bilderstürmer verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, vierzig, oft fünfzig wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahl immer die Nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von sechzig bis hunderttausend Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünfundfünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Vierteilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltner schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehilfen viel mehr reizten, als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu sein, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichtümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentlichen Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armut, die sonst einen Notpfennig davon

1 Meteren 106. 107. Thuan. 540.

gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rat der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen), verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten.[1] Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigentum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieses 1567sten Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volke hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu diesem Zweck hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzusegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern residieren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählich ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahr aufs andere hinausschob, und der neue Regent sehr bald anfing, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät, als einen souveränen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Not der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Person der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden.[2]

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entschluß gefaßt, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben im Besitz einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfnis geworden war, einem andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung und alle Aufmerksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und verloren zu fühlen, was sie besessen zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen imstande ist; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr geriet, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzog anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so ge=

1 Meteren 109. — 2 Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.

lassen, so unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterste empfand. Selbst die wenigen, die, wie z. B. der Staatsrat Viglius, standhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruß, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen.[1] Bei weitem der größte Teil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Kuilemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade reizte, war Hoorns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzog beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhaßten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuschließen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, Macchiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernst zu betreiben. Sie wurde ihr ohne Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er setze, drückte er sich aus, seinen eigenen und der Provinzen Vorteil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von dreißigtausend Thalern begleitete diese Bewilligung, und zwanzigtausend wurden ihr zum jährlichen Gehalt angewiesen.[2] Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht erklärte.[3]

Gar gerne hätte Margaretha gesehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterschaft vor einer solennen Ständeversammlung niederzulegen; ein Wunsch, den sie dem König nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht

1 Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

2 Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu sein, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Druck herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur Prince d'Orange, 1582, ohne Druckort, und steht in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie schmachte, heißt es hier, zu Namur im Elende, so schlecht unterstützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretär, Aldobrandin, selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte sie auch von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel besuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlug?

3 Strada 206. 207. 208. Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu sehen. Überhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das außerordentliche Schauspiel seiner Kronabdankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchsten Gewalt geschieden sein mußte, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanz zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie sehr der allgemeine Haß gegen den Herzog sie selbst in Vorteil gesetzt hatte, so sah sie einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritt entgegen. So gerne hätte sie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrscherin fließen sehen, so gerne auch die ihrigen dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte, und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte, so viel Wert hatte es jetzt für sie erlangt, da es das einzige war, was ihr für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte, und gerne hätte sie sich überredet, daß sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Niederländer geworden sei. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille seiner Schwester zu befriedigen, so mußte sie sich mit einem schriftlichen Abschiede von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Übel, die sie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte und endlich damit schloß, daß sie ein geendigtes Werk verlasse und ihrem Nachfolger nichts als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe mußte auch der König zu wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhm vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder.[1]

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urteil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugnis der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem Dritten das Recht nicht benommen sein, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüt des Volks ist nur allzu sehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuschreiben, und unter dem Druck eines gegenwärtigen Übels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Re-

1 Meurs. Guil. Auriac. 40. Strada 207. 208.

gentin als Urheberin eines Übels anklagen, hieß dem König und seinen Ministern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog Albas Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampfe mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um den König so wenig zu nützen. Wahr ist's, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei that ihr dabei größere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zustande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu leugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seien. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüter. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigener schöner Menschlichkeit mißverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Not sie zwang, gab sie mit unsicherer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem

ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvellas Vertreibung die Wohlthäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtnis noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht wert, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzog bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutz des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Beilagen.

I. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn.[1]

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rat der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen und der Generalprokurator, Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläuftig sein, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen.“ Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten erteilt —

[1] Dieser Aufsatz erschien zuerst im 8ten Heft der Thalia.

alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urteil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestieren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Bließes nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie verfahren würde. Egmont hatte auf zweiundachtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Verteidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Verteidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestierten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldenen Bließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von einem zum andern gewiesen, und von beiden verspottet wur-

den. Die Gräfin von Hoorn sammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutschland, Italien Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländischen Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt."

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünf wurden den beiden Grafen zu ihrer Verteidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urteil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung sein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1. Junius 1568, erklärte sie der Rat der Zwölfe für schuldig, und am 4. dieses Monats folgte das letzte Urteil gegen sie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Casembrot von Beckerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geusischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Anteils an der Bittschrift des Adels als Hochverräter eingezogen und verurteilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Mut seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen notwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtigen Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Teil gönnte dem Herzoge den Triumph

nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vorteil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Intercessionen, die von seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl, als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ: „sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen," welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vorteil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben, und das Todesurteil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im Brothause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rat der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urteile, couvertiert und versiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die konföderierten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urteil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräte bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängnis, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urteile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurteil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urteil!“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachteile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei, als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vater Unser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Tinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urteil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat über mich aussprechen zu lassen. Soweit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, geraten oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5. Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuster Vasall und Diener

Lamoral, Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrat Viglius, dem billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt

nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urteils dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schafott aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und elf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses, und erklärte, daß er willig und bereit sei, zu sterben. Von seinem Wams hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rotem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grandprevot des Hofes, einen roten Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuß des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeigt, von dem Schafott eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstand auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem König mit diesem strengen Verfahren Ernst sei, und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Ölung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Über den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schafott drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterliche Stille. Der

Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigern Gemütsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urteil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Äußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem Wams und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Da man ihm dieses bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schafott umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese teure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.[1]

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegenteils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns

1 Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795. St. 4 und 5, gedruckt.

die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Teil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religionsinteresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, beizeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Teil der wallonischen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Teil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit ebensoviel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigentümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte untereinander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichtum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Teilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schoße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtenteils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Ratschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen und das Übergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht sie zu belagern.[1]

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich

[1] Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürnisse im Überfluß zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Flut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigentümlichen Vorteil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blockieren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf zehntausend Mann Fußvolk und siebzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Notwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr verteilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.[1]

Alle diese Gründe machte der Kriegsrat geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimnis daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muts über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerrieten alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Überschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen An-

1 Strada de Bello Belgico. Dec. II. L. VI.

schlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Übung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze töte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sei. Er kannte zwar den Mißmut seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, das er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.[1]

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.[2]

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und da-

1 Strada loc. cit. 553. — 2 Strada Dec. II. L. VI.

durch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältnis um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Übergabe zu bringen. [1]

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden letztern passierten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen ihren Posten. Einzelne detachierte Corps verteilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um teils die Dämme zu besetzen, teils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts verteidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo, gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zustande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren,

[1] Meteren. Niederl. Historien XII. 467 f.

wurden teils freiwillig von ihren Verteidigern verlassen, teils durch Überfall weggenommen, sodaß in kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhafteren Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wütende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Überschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung und mit einem Verluste von fast zweitausend Toten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabroek und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden und der eindringenden Osterschelde eine Brustwehr entgegensetzen.[1]

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes sein mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Mut konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rat gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Calloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält und sie nötigt, den Wind zu verändern. Zur Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andere auf dem brabantischen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.[2]

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes

1 Meteren. Niederl. Historien XII. 477. 478. Strada loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527. — 2 Strada Dec. II. Lib. VI. 557.

dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Hauptbastei der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wut. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urteil der Sachverständigen ebensoviele Woche erforderlich geschienen.[1]

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer stärker und stärker bedrängt und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich

1 Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 529.

angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demütigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zustande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zustande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.[1]

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgiebt, siebenunddreißigtausend Häuser zählt und aus zwanzig Inseln besteht, die durch achtundneunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit geriet. Eben dieser mutige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrat von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräte, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.[2]

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden

1 Meteren XII. Buch. 479. 480. Strada loc. cit. 562 563. A. G. d. v. N. XXI. Buch. 470. — 2 Meteren. Am angeführten Orte.

und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebroek von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.[1]

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urteil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Verteidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rat ging dahin, den großen Damm zwischen Sandvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, sobald es not thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Teil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde: denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Weideland in Besitz genommen hatte.[2]

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen und die Wasser der Westerschelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von

1 A. G. d. v. N. 470. Meteren 470. Thuan. II. 529.
2 A. G. d. v. N. III. 469. Grot 88.

Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hilfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreimalhunderttausend Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrat aufzuschütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräte ankauften und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die eingekauften Vorräte gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Anteil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängnis Vorteil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nötigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmeren Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate vorsehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Not ihr Eigentum nicht respektiert werden dürfte, so fanden sie ratsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.[1]

Der Magistrat der Stadt, um ein Übel zu verhüten, das nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde

1 A. G. d. v. N. III. 472.

schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen und, um sie nachher desto teurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Teil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.[1]

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und also den äußersten Fall im Ernst gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der zweitausendvierhundert Fuß breit und, wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechzig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom," hieß es, „sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zustande kommen, wo die Flut ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälk treiben und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen; woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Notwendig müßten sie Antwerpen vorbeipassieren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren."[2]

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmungen bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nach-

1 Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69. — 2 Strada 560.

her der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estakade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um elfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estakaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estakaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.[1]

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nötige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Teil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, sodaß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Ruppelmonde passiert, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hineinzusegeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem

1 Strada 560 sq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Calloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Verteidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Dammes, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.[1]

Dadurch geriet der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Verteidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoszierte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Überschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Überschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Calloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee seinem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang und hatte eine verhältnismäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nötig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Calloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Über-

1 Meteren 481. Strada 564.

fluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vorteil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrat an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.[1]

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werk höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger sein konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inkonsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresflut starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampf der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzu viele Hände verteilt und der stürmischen Menge ein viel zu großer Anteil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magistrat, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen sein wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Ratsversammlung stürmten, und, was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Beratschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolk und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging.[2]

Die wenige Übereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große

1 Strada 565. — 2 Meteren 484. Thuan. II. 529. Grot. 88.

Hause in zwei entgegengesetzte Parteien geteilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Lieffenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht teilen mochten, ihrem Schicksal. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rat eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so geriet es in eine wütende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben auferlegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zustande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.[1]

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unterhielt und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vorteil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rat von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Übergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Brief als Verführte und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sei, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sei und den fröhlichsten Teil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich beizeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs äußerste kommen ließen.

[1] Meteren 485.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sei der unveränderliche Ratschluß des Königs von Spanien und das Gelübde, das derselbe dem Papst gethan habe; von dieser Seite sei alle ihre Hoffnung verloren. Sie verteidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtnis des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.[1]

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmütig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Mut der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nötigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hilfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.[2]

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht

1 Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

2 Meteren 488 u. folg. A. G. d. v. N. III. 476—491. Grot. 89

an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Verteidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rat, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.[1]

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernst vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede sechsundsechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hinterteile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten aneinander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß voneinander abstanden und dem Strom einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Flut stieg, oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Über die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten und mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten,

1 Strada 564. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

auch wie die Staketen mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausendvierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisiert und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst verteidigen, auf das Kommandowort Flammen speien und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem siebenundneunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben verteilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die teils die Basteien, teils die Schiffe besetzten und wenn es not that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten könnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Teil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so, daß sie elf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertau, um dem aufschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Teil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren Zu allen diesen Verteidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten.[1]

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als

1 Strada Dec. II. L. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. L. LXXXIII. 45. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederl. III. Bd. 497.

dem siebenten Monat der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Teil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sei. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genötigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.[1]

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognoszieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dieses geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sei, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen."[2]

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und

1 Strada 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45. — 2 Strada 568.

im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten sein. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Not auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hilfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereitgehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrat von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.[1]

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zustande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Schicklichkeit mit gleich verlornem Erfolg zu deren Verteidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der König Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.[2]

1 Strada 573. 574. Meteren 495. — 2 Meteren 495. Strada 574.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sei, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große Schiffe von hundertundfünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Platten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Mienenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Platten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Centnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief, und sechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt und das ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Öffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Atem erhalten, sodaß sie endlich, vom

Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tötenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.[1]

Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln und zog den besten Teil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andere und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllte sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, teils paarweise, teils zu dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jacob Jacobson, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzu geschwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weithin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Wiederschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüter mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen,

1 Thuan. III. 46. Strada 574. 575. Meteren 596.

zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.[1]

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vorderen Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, geriet unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tötete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahe gelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Teil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälk ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formierte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Verteidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich und beschwor

1 Strada 576.

ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rat anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie tot fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, sodaß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Teil der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerschmettert und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, sodaß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wut, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getötet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den Schiffseilen hängen geblie-

ben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hilfe, welches aber, weil jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Mute, als ob er aus einer Kanone geschlossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblick, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich tot, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, Cajetan und Guasto, sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemütszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Teil seines Heeres, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getötet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich wert hielt, nirgends aufzufinden sei. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszuteilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräte vom Wasser zu Grunde

gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen![1]

Kaum wird man es dem Geschichtsschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassiert sein würden, und dann mit dieser Nachricht geradeswegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hilfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sei. Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigsten Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermutung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inkonsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbständigkeit Rat bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wut gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete.[2]

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe danieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewunderungswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimnis zu sein,

1 Strada 577 sq. Meteren 497. Thuan. III. 47. Allg. Geschichte der vereinigten Niederl. III. 497. — 2 Meteren 496.

und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Äußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke verteilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja, sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Teil der Schiffbrücke beweglich gemacht, sodaß derselbe im Notfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.[1]

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben ebenso leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Planten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweitenmal auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmal die nötige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie die

[1] Strada 581. sq.

vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada[1] nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches ebenso von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stromes forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Geratewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiff, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operiert hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen.[2]

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schiffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche, zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Überschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Notfall die nämlichen Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angeraten und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängnis zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich unweit Ordam vereinigt. Über

1 Dec. II. L. VI. 586. — 2 Meteren 497.

diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs äußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mansfeld mit dem größern Teil der Armee gelagert und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Kommunikation mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung voneinander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wut des Kriegs sich hierher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu verteidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz.[1]

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen, während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählich sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptturm sollten die Losung sein, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm er-

1 Strada 582. Thuan. III. 48.

klettern, welche die spanischen Wachen teils schlafend überfielen, teils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt, und war schon in Begriff, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Übereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.[1]

Endlich aber beschloß man einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der sechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Teilen wurde das Äußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten in Vereinigung mit den Antwerpern über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldebrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen.[2]

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte gleich nach Eroberung des Dammes an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobsschanze aufgeführt und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgsschanze, und tausend

1 Strada 583. Meteren 498. — 2 Strada 584. Meteren 498.

Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äußersten Ende des Dammes, unweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.[1]

Frühmorgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen und den Damm an der nicht verteidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahlschanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dergleichen beladen waren, um sogleich, wo es not that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon sein würde, zu durchgraben.[2]

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Osterweel herbei und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde voneinander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem miteinander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen mutigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgschanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach und die Brustwehr türmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Kordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit

1 Strada 582. 584. — 2 Strada 587. sq. Meteren 498. Thuan. III. 48.

nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Toten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Mut zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Mut durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten und mit den toten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere teils tot, teils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Mut, und sie hielten für ratsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Teile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs sein sollten, im Empfang zu nehmen.[1]

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich mutlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgsschanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmer zu gehen drohte. Gamboa, der sie

1 Strada 589. Meteren 498.

kommandierte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgsschanze aufgetürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welche man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Flut nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.[1]

Während daß auf dem Damme von beiden Teilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldebrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenierern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell vom einen Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Mut seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Teile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres

1 Meteren 498.

Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Mut, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tag ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgetürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Wall, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seien. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Äußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu verteidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mansfeldischen, mit Hilfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und, indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemy Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapfer-

keit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.[1]

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Mut, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Flut fing an sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hilfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst und stürzten haufenweise unter dem Schwert des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt und saßen fest auf dem Strande, sodaß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit samt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den anderen Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wut und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche tausend auf dem Platz geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundertundfünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräte in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so teuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche

[1] Strada 593.

ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Öffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen „Ende des Kriegs" beigelegt, den es nachher mit der weit passenderen Benennung „Verlornes Geld" vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehilflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sei, und kaum von der höchsten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb und den Feinden zur Beute wurde.[1]

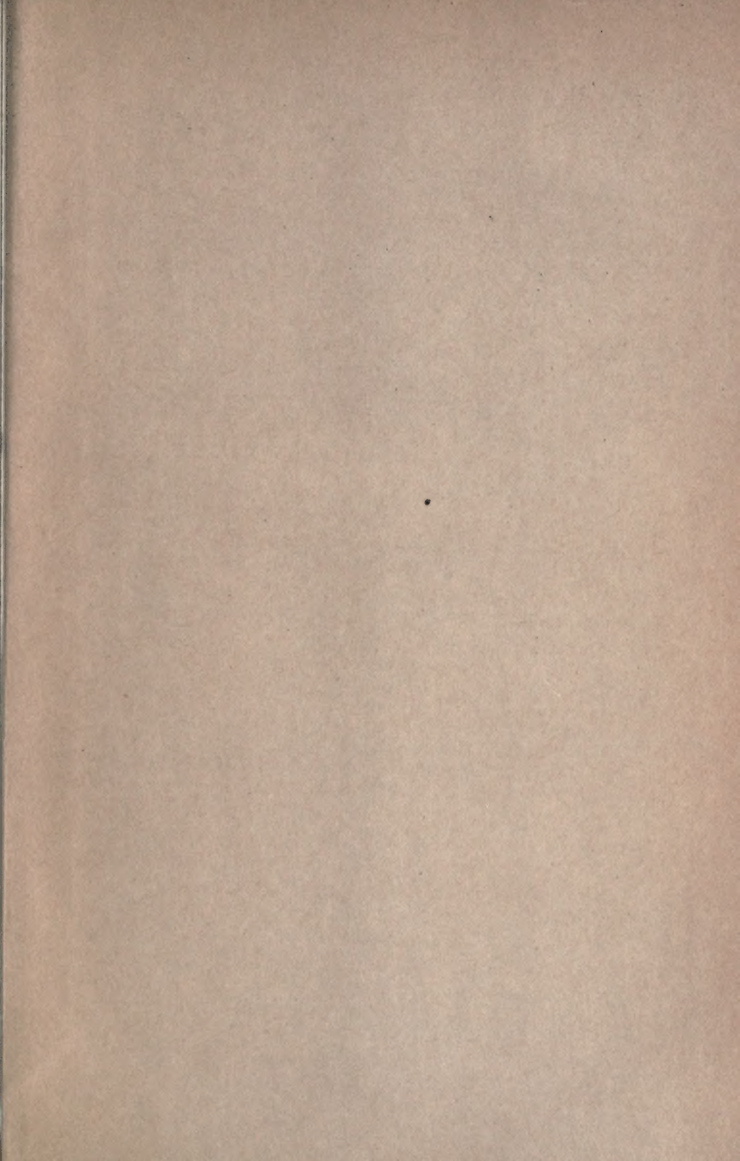
Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Mut, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrat so sehr, daß eine Hungersnot nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können, aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genötigt, der stürmischen Ungeduld des Volkes nachzugeben und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Übergabe der Stadt zu traktieren.[2]

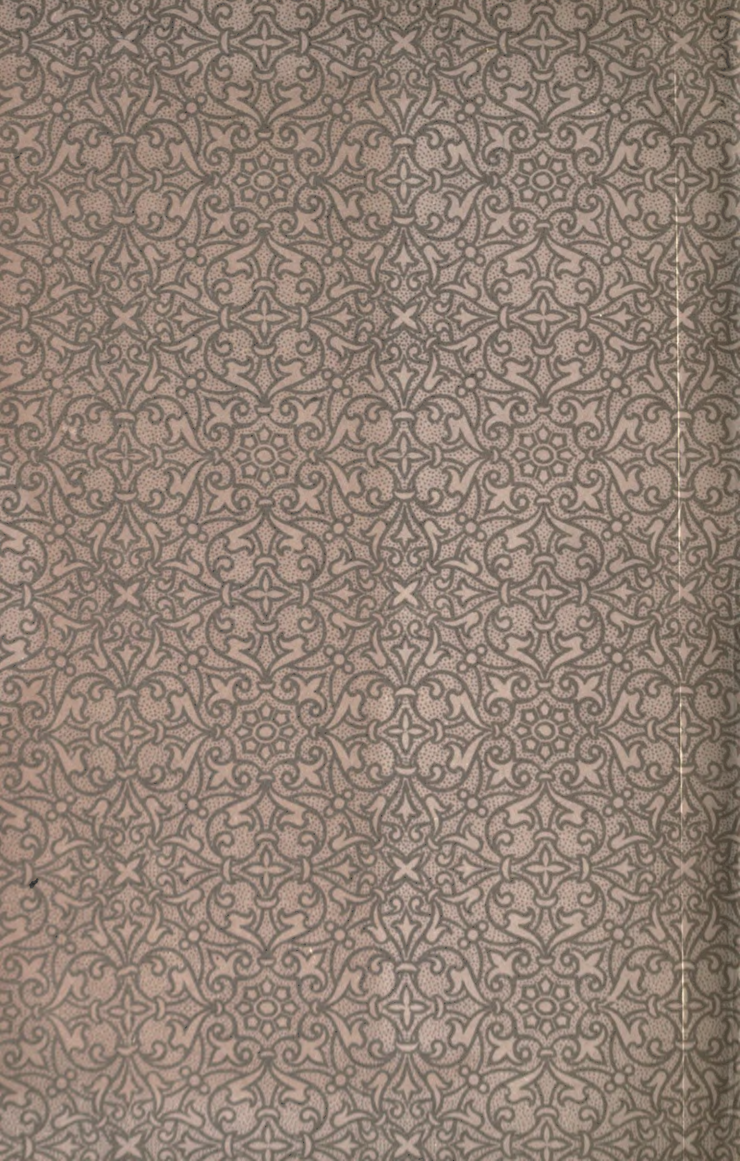
1 Thuan. III. 49. Meteren 485. Strada 597 sq. — 2 Meteren 500. Strada 600 sq. Thuan. III. 50. Allg. Geschichte der vereinigten Niederlande III. 499.

Ende des achten Bandes.

Inhalt.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.





Leipzig.
Philipp Reclam jun.